
Digitized by Google

Geppert

<36625973850010

Berlin

unter der

Regierung Friedrichs des Grossen.

Bearbeitet

von

Dr. C. E. Geppert.
Ordentl. Mitglied des Vereins der Geschichte der Mark Brandunburg.

Mit 11 Abbildungen.

Berlin, bei Ferdinand Rubach.

1841.

Chronik von Berlin

von Entstehung der Stadt an bis heute.

Bearbeitet

von

Dr. C. C. Geppert.
Ordentl. Mitglied des Vereins der Geschichte der Mark Brandenburg.

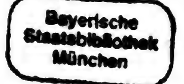
Dritter Band.

Berlin unter der Regierung Friedrichs des Grossen.

Mit 11 Abbildungen.

Berlin, bei Ferdinand Rubach.

1841.


Bayerische
Staatsbibliothek
München



Vorbericht.

Wenn schon das Publikum gegenwärtig mit einer Menge von Schriften überhäuft wird, welche das hundertjährige Jubelfest der Thronbesteigung Friedrichs II. hervorgerufen hat, so glauben wir dennoch nicht ohne Grund auf die Erscheinung des dritten Bandes der Chronik von Berlin aufmerksam machen zu müssen, der den Zustand Berlins unter Friedrich II. zu schildern bestimmt war. Denn so sehr man sich auch bis dahin bemüht hat, den Einfluß des großen Königs auf die politische und gelehrte Welt zu zeigen, ihn als Helden, Staatsmann und Schriftsteller zu feiern, so wenig ist doch bis jetzt geschehn, um die nächste Sphäre, die ihn umgab, seine Residenz und in ihr den Kreis seiner Familie, seiner Freunde, seiner ersten Staatsbeamten, den Ort, an welchem er unter seinen Augen eine neue Zeit entstehen ließ, zu untersuchen und zu beschreiben. Die Geschichte Berlins, welche dadurch, daß sie zugleich die Geschichte der Monarchie ist, einen besondern Reiz vor der andrer Städte erhält, steht in einer solchen Epoche auf ihrem Kulminationspunkt. Was der große König auch gehandelt, geschrieben, gedacht und gewollt hat — hier war es, wo er zunächst den Ort suchte, um es ins Leben zu rufen und wo ihm tausend Hände bereitwillig entgegenkamen, um sich durch die Theilnahme an seinen Plänen ein unsterbliches Verdienst zu erringen. Die Epoche, welche in diesem Abschnitt der Chronik Berlins behandelt werden soll, steht in ihrer Art einzig da. Es galt in ihr keine Verbesserung bereits angelegter Pläne, keine Ausbildung vorhandener Institute, es galt vielmehr eine durchgehende Reform; weder materielle noch geistige Interessen blieben unangetastet; kein Zweig des öffentlichen Lebens, der dieser Zeit nicht seine Entstehung oder Verjüngung verdankt, ja wenn wir Alles feiern wollten, was in dieser ereignißreichen Periode vor hundert Jahren Großes geschehen ist, so müßten wir jeden Tag seiner Regierung festlich begehn.

Der Leser wird in diesem Bande der Chronik im Ganzen den Weg befolgt finden, der bereits im vorhergehenden eingeschlagen wurde, es wird darin zunächst eine Charakteristik des großen Königs in den verschiedenen Epochen seines Lebens, eine Geschichte seines Innern gegeben werden, wie sie uns aus den von ihm selbst hinterlassenen Documenten, seinen eigenen Briefen oder den Berichten ihm unmittelbar verbundner Personen entgegentritt. Die Darstellung Berlins in ihren verschiedenen

Refleren gleicht einer Bildergallerie, an deren Eingange man das Standbild des Königs in Lebensgröße aufgestellt hat, um dem Besuchenden den Aufschluß über die einzelnen Stücke zu geben. Da es uns indessen darum zu thun war, den König in diesem Abschnitt nur von der rein menschlichen Seite darzustellen, so ist zugleich mit ihm sein Hof seine Familie, und seine Freunde, so weit dies auf Berlin Bezug hat, berührt. In Folge dessen wird der Leser die materiellen Interessen der Zeit, die Aufnahme von Handel und Fabriken, die Baugeschichte Berlins, die Vermehrung der Volksanzahl und dem Aehnliches aus den besten gleichzeitigen Schriftstellern beschrieben finden. Den Beschluß des Werkes bildet die Schilderung des geistigen Aufschwunges, welchen die Regierung des großen Königs unvergeßlich macht: die Reform des Schulwesens, der Wissenschaften und Künste, mit einem Wort: die Reproduction des ganzen geistigen Gehaltes, dessen die Hauptstadt fähig war. Daraus wird sich ergeben, eine wie große Aufgabe diese Zeit gelöst, wie schwerhaltiges Gold sie aus den Tiefen des menschlichen Geistes zu Tage gefördert und der Nachwelt als ein heiliges Vermächtniß hinterlassen hat.

Eine Zeit, wie die Friedrichs des Großen, ist aber nicht nur, wie eine jede andere, dadurch interessant, daß man in ihr manche Resultate des Frühern und ebenso manche Anfänge zu späterer Entwickelung wahrnimmt, sie wirkt auch nicht allein deshalb auf das Gemüth des Betrachtenden so energisch, weil sie zu den Dingen, die ihr der Zeit nach am nächsten sind, in einem auffallenden Kontrast steht, sie ist vielmehr darin besonders merkwürdig, daß sie für sich ein ungetheiltes Ganzes bildet. Ehe der große König den Thron bestieg, war sein Einfluß auf den Geist seiner Zeitgenossen, wegen der beschränkten Lage, in der er sich befand, höchst unbedeutend; so bald er den letzten Hauch von sich gegeben hatte, so schien es, als wenn die Begeisterung, mit welcher er die Welt erfüllt hatte, von der Menge gewichen wäre. Man ging andre Wege, als die, welche er uns gezeigt hatte und sie führten, wie die Folgezeit lehrte, nicht zum Heil.

Die Abgeschlossenheit, welche die Regierungszeit Friedrichs II. auf diese Weise bekommt, ist unverkennbar und dieser Umstand hat daher die Verlagsbuchhandlung dazu vermocht, den dritten Theil der Chronik als ein selbstständiges Buch herauszugeben, auf welches auch diejenigen, die nicht auf das Ganze subscribirt haben, Bestellungen machen können, und sie lebt der Hoffnung, daß der Beifall, den die Herausgabe der Chronik von Berlin bis dahin bei ihren zahlreichen Abnehmern gefunden hat, durch das Zusammentreffen mit so allgemein interessanten Zeitereignissen nur vermehrt werden wird.

Berlin, im October 1841.

Die Verlagshandlung.
Ferdinand Rubach.



Siebenter Abschnitt.

Berlin unter der Regierung Friedrichs des Großen.

Hundert Jahre waren vergangen, seit das Schicksal einen Mann auf den Kurfürstenstuhl Brandenburgs berufen hatte, der den Namen seines Landes über die Grenzen Deutschlands verbreitete und seinem Staate eine Haltung in der Reihe der europäischen Mächte verschaffte. Was seit jener Zeit geschehn war, war nur eine Befestigung dieses Versuches. Das Reich hatte sich nicht bedeutend erweitert, aber es hatte in sich gewonnen. Die Aufnahme von Flüchtlingen, die in Preußen ein Asyl fanden, hatte Handel und Manufacturen befördert, durch die zweckmäßige Einrichtung der Verwaltung war das Land wohlhabend geworden, durch eine bedeutende Kriegsmacht hatte es sich eine ehrfurchtgebietende Stellung gegen seine unruhigen Nachbaren verschafft und es fehlte nur noch Ein Schritt, um es in die Reihe der europäischen Großmächte zu versetzen. Diesen Schritt that Friedrich der Große, aber er that mehr. Er erweiterte nicht nur durch die Eroberung von Schlesien die Grenzen seines Reiches, sondern er stellte sein Reich durch die intellektuelle Bildung, die er in demselben erweckte, an die Spitze Europas. Preußen blieb kein Zufluchtsort mehr für Verfolgte, kein Boden, durch fremde Hände kultivirt, es entriß sich, durch den großen König dazu ermuthigt, der Barbarei, in welche es durch das Prinzip der Nützlichkeit zu versinken im Begriffe stand und wurde der begeisterte Vorgänger in Allem, was jene Zeit zu entwickeln und zur Reife zu bringen bestimmt war. So sah sich unser Staat, der zu Ende der Regierung Friedrich Wilhelms I. fast in Mißcredit durch die Unduldsamkeit und Einseitigkeit gekommen war, welche daselbst herrschte, durch Friedrich den Großen an ein Ziel gestellt, von dem die meisten Staaten jener Zeit noch weit entfernt waren.

Der neue Aufschwung, den die Monarchie in der Epoche nahm, die wir gegenwärtig zu beschreiben haben, ist nur dem großen Könige zu danken. Friedrich, der in seiner Jugend der Märtyrer seiner Geistesrichtung wurde, war in späterer Zeit ihr Vertreter und sein ganzes Leben, reich an Prüfungen, Leiden und Widerwärtigkeiten der man-

nigfachsten Art ist eine ununterbrochne Kette von Siegen seines universellen Geistes über einseitige Richtungen, die sich ihm entgegenstellten. In diesem Sinne muß man die Geschichte seines Lebens betrachten, wenn man einen Zusammenhang hineinbringen will. Sein Charakter ist nicht aus dem Standpunkte einer beschränkten Moral zu beurtheilen, er darf nicht als Sohn, als Bruder, als Gatte, er muß als König und nur als König betrachtet werden, wenn man ihn richtig auffassen will. Sein Volk war es, das ihm allein am Herzen lag, und sein Herz war weit genug, um Millionen zu umfassen und zu beglücken. Mit dieser Anlage geboren führte ihn der Zug seines Geistes nicht auf einsame Abwege, er führte ihn die große Straße, die der Verein der Geister ist, den Weg der Wissenschaft und der Kunst, mit einem Worte, den der geistigen Freiheit. Man darf behaupten, daß ihm Niemand durch seine Stellung galt; wer ihm werth war, wurde dies nur durch das, was er vermochte. Das Band, welches ihn an seine Freunde knüpfte, war nicht das des persönlichen Wohlgefallens, — er hätte viele gefunden, die ihm unendlich weniger Verdruß verschafft hätten, als Voltaire, mit dem er trotz aller Zerwürfniß bis an sein Ende im besten Vernehmen blieb, — es war vielmehr nur die Größe ihres Talents, der Umfang ihres Wissens, die Tüchtigkeit ihres Charakters, welche stets von der Ausbildung der Intelligenz unzertrennlich ist, mit einem Worte das Verdienst war es, was diese Freundschaft knüpfte. Wem er sich auf diese Weise nähern konnte, dem blieb er trotz aller persönlichen Mißverhältnisse auf ewig verbunden, wem er ferne stand, dem blieb er fremde und wenn es sein nächster Blutsverwandter war. Das bestätigt nicht nur seine Regentengeschichte sondern dies bezeugen auch die Ereignisse seiner Jugendjahre, von denen wir hier einen kurzen Abriß zu geben verpflichtet sind.

Die Geburt Friedrichs des Großen fällt, wie wir bereits berichteten (Th. I. S. 345) noch in die Zeit Friedrichs I. Sie erfolgte am 24. Jan. 1712 gegen Mittag. Die Taufe fand am 31. d. M. Nachmittags um 4 Uhr in der Schloßkapelle statt und wurde mit aller der Feierlichkeit begangen, welche zur Zeit Friedrichs I. die Feste dieser Art zu begleiten pflegte. Der Glanz, mit dem seine Wiege noch umgeben war, verschwand indessen bald, als sein Großvater starb und Friedrich Wilhelm, dreizehn Monate nach der Geburt seines Sohnes, den Thron bestieg. Der Prinz, welcher unter die Oberaufsicht der Frau v. Kamecke und unter die specielle Leitung der Frau v. Rocoulles gestellt wurde, erhielt durchaus nichts, was ihm den Gedanken beibringen konnte, als ob er von mehr als bürgerlicher Abkunft wäre. Seine Kleidung und Nahrung waren höchst einfach und statt des Kaffes, der damals noch zu den Luxusartikeln gehörte, hatte der König es so eingeführt, daß seine Kinder des Morgens Biersuppe bekamen.

Der einzige bedeutende Zug, der aus seiner frühesten Kindheit aufbewahrt ist, beweist für seinen Hang zur Freigebigkeit. Seine Aeltern pflegten in der ersten Zeit nach ihrer Vermählung, sobald die Revue beendigt war, eine Reise nach Hannover zu machen. In Tangermünde ließ der König gewöhnlich anhalten, um im Vorübergehn die Bureaus zu inspiciren. Während dieser Zeit versammelte sich eine Menge von Leuten, die die königliche Familie zu sehn kamen und die Mutter erlaubte dem Prinzen herauszugehn und sich der Menge zu zeigen. Das Kind kam natürlich auf den Gedanken, daß die vielen Leute doch eine Ursache haben müßten, um so lange vor dem Hause zu warten, gieng daher zu einem Bäcker, kaufte dort für seine ganze Baarschaft Semmeln und Zwieback und vertheilte sie unter die Menge. Die unerwartete Wendung, die die Repräsentationsscene dadurch nahm, veranlaßte allgemeine Freude und auch Friedrich Wilhelm sah sich veranlaßt, noch mehr Semmeln holen zu lassen, um in dem Prinzen den Hang zur Wohlthätigkeit, den er in dieser Handlung erblickte, zu befördern.

Als der Prinz sein sechstes Jahr erreicht hatte, nahm ihn der König aus den Händen der Frauen und übergab ihn dem Generallieutenant v. Finkenstein und dem Obristen v. Kalkstein zur Erziehung. In dieser Wahl waren die beiden widerstrebenden Partheien repräsentirt, welche von jetzt an den Prinzen beherrschten und unter deren widerwärtigem Einflusse seine früheste Jugend gelitten hat. Der Herr v. Finkenstein war die Wahl der Königin, der Herr v. Kalkstein die des Königs. Der erstere war ein braver Mann, von vortrefflichem Charakter und geradem Benehmen; es fehlte ihm nur an Sorgfalt und dem Bestreben, sich die Liebe seines Zöglings zu erwerben. Sein großer Kaltsinn hielt ihn von jenem stets in einer gewissen Entfernung. Der Herr von Kalkstein war vom Prinzen v. Anhalt empfohlen. Er war vollendeter Soldat nach dem Sinne jener Zeit, das heißt, er verstand sich, ohne erhebliche Kriegsthaten ausgeführt zu haben,*) ausgezeichnet auf den Kammaschendienst, er war überdieß sehr ökonomisch, von der größten Regelmäßigkeit in seinen Sitten, unterwürfig und in Allem treuer Unterthan nach der Vorschrift. Zum Lehrer des Prinzen schlug der Herr v. Forcade einen Franzosen vor, Duhan de Jandun vor, der ehemals Hofmeister des Grafen v. Dohna gewesen war. Das beste Zeugniß für seine Tüchtigkeit giebt ihm die große Anhänglichkeit, mit der ihm Friedrich sein ganzes Leben über zugethan gewesen ist. Er schrieb ihm in seinem sechzehnten Jahre, wo man seine Erziehung für vollendet an-

*) Anm. Wir leugnen hiermit keineswegs die Fähigkeit des Herrn v. Kalkstein zu größern Unternehmungen, wie er denn diese auch im siebenjährigen Kriege ausgeführt hat. Als ein Beweiß wie sehr Friedrich II. ihn persönlich achtete, dient überdieß der Umstand, daß er ihm später die Erziehung der Kinder seines Bruders auftrug.

sah, ein Billet in den Worten: „Mein lieber Duhan! Ich verspreche, wenn ich selbst Geld in Händen habe, Ihnen jährlich 2400 Thaler zu geben und werde Sie, wenn es mir möglich ist, immer noch ein wenig mehr lieben als jetzt." Kurz darauf bekam der Kronprinz Gelegenheit, sich seines Lehrers anzunehmen. Duhan, der ebenfalls das Schicksal Aller derer zu theilen hatte, die der König an der Flucht des Prinzen für mitschuldig hielt, wurde nach Memel verwiesen und kam nur durch die Protection seines Schülers an den Hof des Herzogs von Braunschweig. Sobald Friedrich den Thron bestiegen hatte, rief er ihn nach Berlin zurück, ertheilte ihm die Würde eines Geheimen Rathes bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten und zog ihn oft in seine unmittelbare Nähe. Duhan begleitete auch seinen König auf dem Feldzuge im J 1741. Bald nach seiner Zurückkunft wurde er aber von einer Krankheit befallen, die ihn seinem Ende nahe brachte. Der König erhielt diese Nachricht, als er eben sieggekrönt aus dem zweiten schlesischen Feldzuge nach Berlin zurückkehrte; er verließ den Triumphzug, in dem man ihn begeistert in die Residenz einführte und eilte an das Bett seines sterbenden Lehrers, dem er die letzten Augenblicke seines Lebens dadurch versüßte. Er hielt ihm später in der Akademie der Wissenschaften eine Gedächtnißrede, in der er die großen Verdienste seines ersten Lehrers und seine stete Anhänglichkeit an denselbeu hervorhob. Er stand mit ihm, die ganze Zeit über, daß sie getrennt waren, in Briefwechsel und schrieb ihm unter Anderm im J. 1738 aus Ruppin: „Nie sieht mich der Frohsinn seinem Dienste gewidmet, ohne daß ich die Trennung von Ihnen bedauere. Mein Herz fodert einen Freund zurück, meine gesunde Vernunft einen Mentor, mein Geist einen — mit einem Wort mir fehlt ein Duhan."

Diesen Männern ertheilte der König eine genaue Instruction, in denen ihnen vorgeschrieben wurde, wie der Prinz erzogen und unterrichtet werden sollte. Wenn wir mit wenig Worten sagen sollen, was in derselben mit großer Weitläuftigkeit abgehandelt ist, so wurde die Bildung seines Charakters allein auf einen unausgesetzten Religionsunterricht gegründet. Es versteht sich, daß Friedrich Wilhelm darunter nur diejenige Form des Christenthums verstand, die er sich imprimirt hatte. Daher sollte nicht nur vermieden werden, in Gegenwart des Prinzen irgend einer Sektenlehre zu erwähnen, sondern ihm auch, wie die Instruction besagt, „vor dem Katholicismus, der mit gutem Fug unter jene gerechnet werden könnte, ein Abscheu beigebracht und ihm der Ungrund und die Absurdität desselben vor Augen gelegt werden." Dagegen sollte er nebst allen Bedienten Morgens und Abends das Gebet auf den Knieen verrichten, sodann ein Kapitel aus der Bibel lesen, die darin vorkommenden Sprüche nebst nützlichen Liedern und Gebeten auswendig lernen, den Unterricht in den Glaubensartikeln des reformirten Bekenntnisses

durch fleißige Katechisation empfangen und regelmäßig in die Kirche gehn. In Folge dessen sollten die Erzieher auch dahin wirken, ihrem Zöglinge „von allen Opern, Komödien und andern weltlichen Eitelkeiten einen Degout zu machen," ihm dagegen den Geist der Oekonomie, Sparsamkeit und Demuth einzuflößen. Zur Verstandesbildung hielt der König für hinlänglich, wenn der Prinz sich im Französischen wie im Deutschen elegant und kurz auszudrücken verstehn lernte, die Rechenkunst, Mathematik, Artilleriewissenschaft, Oeconomie aus dem Grunde studirte, die Geschichte seines Hauses kennen lernte und späterhin von der Kriegswissenschaft Kenntniß nähme. „Die Französische Sprache" heißt es in der Instruction, „kann man continuiren, die alte Historie braucht Ihm nur obenhin beigebracht werden; was die lateinische Sprache anbelangt, so soll Mein Sohn solche nicht lernen und will Ich auch nicht, daß Mir einer davon sprechen soll." Außerdem wird den Erziehern noch anempfohlen, „dem Prinzen die wahre Liebe zum Soldatenstande einzuprägen." Um diesem Bestreben noch mehr Nachdruck zu geben, stiftete der König am 1. Sept. 1717 eine Kompagnie von kronprinzlichen Kadetten, 110 Köpfe stark, welche in der Folge bis auf 236 vermehrt wurde.

Die Einrichtungen für die Kasse des Kronprinzen waren alle mit der größten Oekonomie gemacht. Der Prinz erhielt seit dem J. 1718 jährlich 360 Thaler, späterhin bis zum März 1729 das Doppelte. Das Geld wurde seinen beiden Hofmeistern vierteljährlich vorausbezahlt und zu eigner Benutzung scheint Friedrich bis zum siebzehnten Jahre nichts gehabt zu haben. Gleichwohl mußte über die Verausgabung dieser geringen Summe ein sehr genaues Rechnungsbuch geführt werden, in welches auch die kleinste Ausgabe, sollte sie auch nur einige Groschen betragen, verzeichnet werden mußte. Mit gleicher Sparsamkeit war die Tafel des Kronprinzen eingerichtet. Es durften nicht mehr als drei Gänge, Suppe, Fricassee oder Fisch und Braten gegeben werden und die Zahl der Gäste durfte nicht sechs übersteigen.

Aus allen diesen Anordnungen geht hervor, daß der König nicht nur wollte, daß sein Sohn ihm ähnlich würde, sondern daß er es gerne dahin gebracht hätte, wenn derselbe ihm in jeder Beziehung vollkommen gleich geworden wäre. Die Forderung, die er in gewisser Weise an jeden seiner Unterthanen stellte, wurde hier auf das Höchste gespannt. Der Prinz sollte in seinen Ueberzeugungen, seinem Wissen, Denken und Fühlen ein zweiter Friedrich Wilhelm werden und wo möglich auch noch eine jede Idiosynkrasie, deren der König in Menge hatte, in sich aufnehmen. War diese Forderung an und für sich eine unmögliche, so gieng sie noch in weit geringerem Grade in Erfüllung, als es der König bei seiner Strenge erwarten durfte. Der Prinz lernte zwar in kurzer Zeit den Dienst, er wurde im J. 1725 zum Hauptmann, im folgenden Jahre zum Major, und zwei Jahre darauf zum Obristlieutenant

befördert, doch merkte man ihm an, daß ihn die geistlose Beschäftigung mit den Kleinigkeiten desselben anwiderte; im Religionsunterricht ließ er sich ebenso lässig finden und im J. 1727 als er eingesegnet werden sollte, frugen die beiden Hofmeister an, ob der Kronprinz nicht noch mehr Stunden zu seiner Information im Christenthum anwenden sollte, als bisher festgesetzt gewesen, indem S. K. H. von obgedachter Information seit acht Monaten nicht viel profitirt hätten. Dies wurde gebilligt, der Prediger Nolten mußte deshalb zwei Tage nach Potsdam kommen, aber die Früchte, die man von diesem Unterricht hoffte, blieben aus. Den Kronprinzen zog es nach der entgegengesetzten Richtung hin, wie die war, die man ihm aufzudringen versuchte. Er wollte von dem Soldatendienst nicht die Außenseite, sondern den Kern kennen lernen, der sich allein im Kriege entwickelt, er wollte im Religionsunterricht kein Glaubensbekenntniß auswendig lernen, sondern dieselben zum Mittel benutzen, um sich über die Erkenntniß Gottes und seiner Werke aufzuklären. Zur Lösung solcher Fragen fand sich keine Veranlassung und die nächste Folge davon war die Abneigung des Prinzen gegen den schaalen Formalismus, in den man ihn zu versenken strebte. Statt dessen wandte er sich mit größerem Eifer auf das Studium der Wissenschaften und schönen Künste, die dem Könige ein Greuel waren. Die Vollendung welche die französische Sprache durch ihre Klassiker erhalten hatte, riß ihn zu der lebhaftesten Bewunderung hin, er faßte dafür eine solche Vorliebe, daß er späterhin sogar deutsche Werke, die ihn interessirten, ins Französische übersetzen ließ, um sie seinem Geschmack zugänglicher zu machen. Mit der Sprache drang sich ihm unwillkührlich die französische Sitte auf. Sobald er seine dienstlichen Geschäfte beendigt hatte, warf er die knappe Uniform von sich, ließ sich seinen steifen Zopf aufbinden und die Haare **à la française** kräuseln, einen Haarbeutel einbinden, zog einen goldstoffenen Schlafrock an, und griff zur Flöte, um sich seiner Neigung zur Musik und seiner Phantasie zu überlassen. Wie sehr dies Alles den König aufbringen mußte, wenn er davon hörte oder den Prinzen wohl gar in einer solchen Situation überraschte, brauchen wir unsern Lesern nach dem, was wir über den Charakter dieses Fürsten gesagt haben, nicht auseinanderzusetzen. Es war von Allem, was er gewollt hatte, das gerade Gegentheil und er fing an, seinen ältesten Sohn als seinen stärksten Widersacher zu betrachten. Vielleicht wäre indessen das Verhältniß zwischen beiden weniger feindselig geworden, wenn nicht auch die natürlichen Anlagen in ihnen so ganz verschieden gewesen wären und ihr Temperament allein schon eine Ausgleichung auf die Dauer unmöglich gemacht hätte. Friedrich **II.** war in seiner frühesten Kindheit und in seinen Knabenjahren keineswegs von jener robusten Körperlichkeit, die ihn in seinem Mannsalter auszeichnete. Man hätte an dem schwächlichen Aeußern schwerlich die Heldenseele erkennen können, die sich

dahinter verbarg. In seinen frühesten Jahren fürchtete man wegen seiner großen Körperschwäche nicht mit Unrecht für sein Leben, auch späterhin begann er erst sich mit Langsamkeit zu entwickeln. Sein Geist leuchtete nur in schwachen Funken, seine Gemüthsstimmung hatte etwas Träumerisches, er besann sich lange, ehe er eine Frage beantwortete, wenn schon er es immer richtig that. Er faßte nur mit großer Mühe und man war allgemein der Meinung, daß er mehr gesunden Verstand hätte, als Geist. Dies war der erste Anlaß, der den König gegen seinen Sohn einnahm. Er glaubte ihn von der Natur vernachlässigt, behandelte ihn mit abstoßender Härte und schüchterte dadurch den Knaben so sehr ein, daß derselbe auch im spätern Mannesalter die Furcht, welche eine stete Entfernung zwischen ihm und dem Vater veranlaßte, nicht überwinden konnte. Diesem Naturell gemäß entwickelte sich der Prinz. Er wandte sich mit leidenschaftlicher Vorliebe den Beschäftigungen der Muße zu und die Rohheit, welche damals von dem Soldatenwesen für unzertrennlich gehalten wurde, entfernte ihn mehr als Alles Andre aus der Nähe seines Vaters.

In dieser Lage befand sich der Prinz, als er mit dem Könige zusammen den Besuch bei dem Könige August in Sachsen machte. Alle seine Ideale schienen hier verwirklicht. August suchte etwas darin, Ludwig **XIV.** in Deutschland zu sein, sein Hof war ein zweites Versailles. Opern, Redouten, Komödien, Illuminationen, Feuerwerke, alles, was die Phantasie zu erregen und die Sinnlichkeit zu befriedigen im Stande war, wurde hier gepflegt. Der Prinz fand sich aus der engen dumpfen Wachstube, aus seinem ascetischen Soldatenleben in einen Feenpallast versetzt, wo das Außerordentliche zum Alltäglichen geworden war und der Genuß im weitesten Sinne des Wortes die einzige Lebensaufgabe zu sein schien. Friedrich war kaum erst sechzehn Jahre alt geworden, der Trieb zur Sinnlichkeit erwachte in ihm bei diesem überraschenden Anblick mit unbezähmbarer Leidenschaft und dem Könige von Sachsen gelang es nur dadurch, daß er ihm die schöne Formera überließ, ihn von einem Verhältnisse mit seiner eignen Favoritin, der Gräfin Orselska, zu entfernen, in deren Gunst er bereits schnelle Fortschritte gemacht hatte. Hier schwelgt der junge Königssohn und überläßt sich allen den Freuden, welche die Dichter, die den Hof Ludwigs **XIV.** besangen, verherrlicht und seiner Phantasie als das Höchste vorgestellt hatten.

Der Rausch, in den ihn solche Genüsse versetzten, wurde indessen gewaltsam abgebrochen, als der König seinem Besuche ein Ende machte und nach Potsdam zurückkehrte. Friedrich hatte von diesen Freuden zu wenig gekostet, um sich daran zu ersättigen, zu viel, um sie nicht auf das Schmerzlichste zu vermissen. Er verfiel in einen dumpfen Trübsinn. Die Entbehrungen, die er früher nur geahnt hatte, weil er den Genuß nicht kannte, wurden ihm jetzt doppelt empfindlich. Die Beschäftigungen des Dienstes wurden ihm jetzt erst ermüdend, ekel und schaal, seit er die

Früchte einer wollüstigen Ruhe genossen hatte. Was konnte Potsdam, die Stadt der Kasematten und großen Grenadiere auch gegen Dresden bieten? und wie wenig war ihm davon für sein kärglich zugemessnes Theil erlaubt? — Der Eindruck, den jener schwelgerische Aufenthalt auf ihn gemacht hatte, war zu stark für ihn gewesen; seine aufgeregte Sinnlichkeit beruhigte sich nicht wieder und er wurde ernstlich krank, ohne daß man die Ursache davon ergründen konnte. Der König, der dies anfangs dem Kummer zuschrieb, den er seinen Sohn durch die üble Behandlung verursachte, mit der er ihn täglich in der besten Absicht verfolgte, mäßigte sich auf kurze Zeit und versuchte ihn dadurch zu ermuthigen und zu sich zurückzurufen, als er aber sah, daß dies keine Veränderung in seinem Zustande hervorbrachte, und als man ihm den Vorschlag zu thun wagte, er möchte seinen Sohn verheirathen, um sein Uebel aus dem Grunde zu heben, gerieth er in die höchste Aufregung. Der König August erwiederte indessen nach einigen Monaten den Besuch, den ihm Friedrich Wilhelm gemacht hatte. Dem hohen Gaste zu gefallen änderte man den Ton des Berliner Hoflebens. Auch hier sah man auf eine kurze Zeit prächtige Festlichkeiten die militairisch strenge Lebensweise unterbrechen. Der Kronprinz nahm daran Theil. Seine Gesundheit hatte sich etwas gebessert und die Ankunft der Gräfin Orselska, die ihn mit öffnen Armen empfing, heilte ihn gänzlich. Um diese süße Zeit zu verlängern, reiste der König auf einige Wochen nach Preußen. Er trug der Königin auf, inzwischen den Hof, der durch eine Menge von erlauchten Gästen höchst glänzend geworden war, in Berlin um sich zu versammeln und auch der Kronprinz erhielt Erlaubniß, wöchentlich zweimal Potsdam zu verlassen, um an diesen Freuden Theil zu nehmen. Der König von Polen schickte überdieß der Königin mehre Virtuosen, wie den berühmten Weiß, einen Meister auf der Laute Bufardin und Quantz, beide ausgezeichnete Flötenbläser und die wenigen Wochen verschwanden in Genüssen der mannigfachsten Art. Alles dies bekam aber sein Ende, als der König aus Preußen zurückkam, und sich nach Wusterhausen zur Jagd begab, wohin ihm seine Familie folgte. Der Prinz hatte sich immer mehr von seinem Vater entfernt und wagte es nicht mehr, sich ihm persönlich zu nahen. In einem Briefe vom 11. Sept. 1728, der uns aufbehalten ist, entschuldigt er sich deshalb und bittet „seinen lieben Papa, ihm gnädig zu sein." Er versichert, „daß nach langem Nachdenken, sein Gewissen ihn nicht des Mindesten geziehen habe, wodurch er eine so harte Behandlung verdient hätte, wie sie ihm täglich zu Theil würde, bittet aber dennoch, wenn er etwas wider sein Wissen und Willen gethan, das den lieben Papa verdrossen habe, allerunterthänigst um Vergebung." Er spricht dabei auf das Beweglichste die Hoffnung aus, „daß sein lieber Papa den grausamen Haß, den er aus allem seinen Thun genug habe wahrnehmen können, werde

fahren lassen.“ So unterwürfig dieser Brief auch war, so fand er doch, bei Friedrich Wilhelm keinen Anklang. Er erwiederte:

„Sein eigensinniger, böser Kopf, der nit seinen Vater liebet, denn wenn man alles thut, absonderlich seinen Vater liebet, so thut man, was er haben will, nit wenn er dabei steht, sondern wenn er nit alles sieht. Zum Andern weiß Er wohl, daß ich keinen efeminirten Kerl leiden kann, der keine menschlichen Inclinationen hat, der sich schämt, nit reiten noch schießen kann und dabei malpropre an seinem Leibe, seine Haare wie ein Narr sich frisiert und nit verschneidet, und ich Alles dieses tausendmal repremandirt, aber Alles umsonst und keine Besserung in nits ist. Zum Andern hoffärthig, recht bauernstolz ist, mit keinem Menschen spricht, als mit welche, und nit populär und affabel ist, und mit dem Gesicht Grimassen macht, als wenn er ein Narr wäre und in nits seinen Willen thut, als mit der Force angehalten; nits aus Liebe und er Alles dazu nits Lust hat, als seinem eignen Kopf folgen, sonsten Alles nits nütze ist. Dieses ist meine Antwort.“

Der König war nicht der Mann, der solche Gesinnungen hätte aussprechen und sie nicht zur That werden lassen sollen. Er verstattete dem Prinzen hinfort keine Erholung mehr und verfolgte ihn mit Schmähungen über seine Zurückgezogenheit. Die Musik, die Lektüre, die Wissenschaften und Künste waren Verbrechen, auf denen er sich nicht ertappen lassen durfte. Er wurde in eine Art von Bann gethan, der König trug seine Abneigung gegen ihn öffentlich zur Schau und verlangte, daß er der Regierung zu Gunsten seines jüngern Bruders, August Wilhelm, entsagen sollte, was Friedrich nur dann thun wollte, wenn ihn der König öffentlich für unehelich geboren erklärte. Inzwischen folgte der Prinz dem innern Drange seines Herzens, ohne sich durch solche Zwangsmittel abschrecken zu lassen. Er widmete jede Stunde, in der er sich unbeobachtet glaubte, der Ausbildung seines Geistes durch Wissenschaft und Kunst, und duldete mit schmerzlicher Resignation die Verachtung, die ihm dafür zu Theil wurde. Aber auch den sinnlichen Genüssen zu entsagen, sah er sich außer Stande, und dies brachte ihn in Verbindung mit Leuten, die seiner Gunst unwerth waren. Einer der königlichen Pagen, Keith, war der Theilnehmer und Beförderer seiner Ausschweifungen. Er wagte es, dem Kronprinzen sein Mitgefühl über die Strenge zu zeigen, die sein Vater gegen ihn ausübte und das Vertrauen, welches ihm jener schenkte, der sich von aller Welt verlassen sah, ermuthigte ihn dazu, sich seinem künftigen Oberherrn auf jede Weise gefällig zu zeigen und seinen Leidenschaften Vorschub zu thun. Sobald der König dies merkte, versetzte er Keith als Lieutenant nach Wesel, und an seine Stelle trat nun der junge Katte, Lieutenant unter den Gensd'armes. Diese Wahl war in gewisser Hinsicht noch viel unglücklicher als die erste. Weder sein Aeußeres noch sein Inneres konnte ihn empfehlen. Er war klein und hatte ein Gesicht, das von den Pocken ganz zerrissen war,

er war dazu von der Sonne verbrannt und seine starken Augenbraunen gaben den ohnehin melancholischen Augen einen noch finsterern Ausdruck. Sein Umgang mit dem französischen Gesandten Graf Rothenburg, Reisen und Lectüre hatten seine Sitten verfeinert, er besaß einen höchst angenehmen und leichten Gesellschaftston, aber seine Bildung hatte ihn zum ausschweifendsten Lebemann gemacht. Er war ein Wüstling bis zum Uebermaß, affectirte, gar keine Religion zu haben, und jagte nach sinnlichen Genüssen jeder Art. In Ansehung des Kronprinzen benahm er sich in hohem Grade indiscret. Er zeigte überall seine Briefe vor, trug beständig das Miniaturbild der Prinzessin Friederike bei sich, das er sich von seinem Gönner ausgebeten hatte, er erhob den Kronprinzen bis in den Himmel, tadelte öffentlich das Benehmen des Vaters, und forderte jeden auf, mit ihm gegen denselben Partei zu machen. Alles, was sich zu Gunsten dieser beiden Jugendgenossen des Kronprinzen sagen läßt, ist, daß sie bei allen ihren Mängeln eine große Gutherzigkeit und die unbedingteste Ergebenheit gegen ihren hohen Freund hatten. Jenen dagegen entschuldigt nur der Umstand, daß er sich in der That in einer Lage befand, wo er eigentlich nicht mehr wählen konnte. Er war mit seiner Geistesrichtung mitten am Hofe seines Vaters in der größten Einsamkeit, die Gehässigkeit, mit welcher all sein Thun und Treiben vom Könige betrachtet wurde, entfernte von ihm auch selbst diejenigen, die ihm von bessern Nutzen hätten sein können, und so schloß er sich, ohnehin von Natur weichherzig und milde, da an, wo er Mitleid fand.

Durch diese Dinge wurde der Unwille des Königs nur noch vermehrt. Er erließ ein Schreiben an die beiden Hofmeister, den Grafen v. Finkenstein und den Obristen v. Kalkstein, in welchem er ihnen vorwarf, daß sie ihrer Pflicht nicht Genüge geleistet hätten. Er habe ernstlich befohlen, daß der Prinz zum wahren Christenthum angehalten werde; statt dessen zeige die kläglichste Erfahrung, daß derselbe den schrecklichsten und verteufelten Particularismum recht par Principes eingesogen und daher kein Wunder sei, daß er auf dergleichen gottlose Ausschweifungen aus dem Principio gerathen, es ginge Alles durch Fatalität in der Welt. Er (der König) habe wohlbedächtig aus Erkenntniß seines Herzens befohlen, dem Prinzen den aufgeblasenen Stolz und die Neigung zu Depensen aus dem Gemüthe zu bringen und ihn zur Demuth und guten Wirthschaft anzuhalten, wogegen man jetzt den Hochmuth und die Lust zum Depensiren und Schuldenmachen so stark bei ihm sähe, daß nichts darüber." Der König nahm also aus diesen Gründen die Veranlassung, den beiden bisherigen Hofmeistern ihr Amt abzunehmen und setzte an ihre Stelle den Obersten v. Rochow und den Herrn v. Kaiserling Die Wahl des ersteren wird dadurch erklärlich, daß er sich dem Könige durch seine strengen Sitten, seine Rechtlichkeit und einen Gehorsam empfohlen hatte, der bis ans Peinliche ging. Kaiserling da-

gegen war ein Schwätzer. Er war, wie der Herr von Pöllnitz sagt, lebhafter und unruhiger als ein Gascogner, er sprach wie ein Buch, deutsch, französisch, italienisch, lateinisch, polnisch und holländisch, ja zuweilen redete er alle diese Sprachen auf einmal in Gesellschaft. Sein Gedächtniß diente ihm statt seines Verstandes, er wußte Alles besser als die Andern, war überall zu Hause, und doch war sein Wissen sehr seicht. Er war dabei die Herzensgüte selbst, er trieb es damit so weit, daß er Jedermanns Freund war, was man denn freilich nicht hoch anschlug, doch ließ ihm jeder das Lob eines Ehrenmannes wiederfahren. Diese Männer waren nun freilich nicht geignet, den Kronprinzen zu fesseln und auf andre Wege zu bringen, aber der König verlangte auch eigentlich nur von ihnen, daß sie ihn bewachen sollten. Er nahm seinen Sohn fortan in seine unmittelbare Nähe und ließ ihn nicht mehr aus den Augen. Zugleich zwang er ihn, um ihn zu demüthigen, Fähnrichsdienste zu thun, und erließ ein strenges Edict, daß bei Strafe der Karre, und nach Befinden bei Leib und Leben, Niemand einem Minderjährigen Geld leihen sollte, „auch nicht von der Königlichen und Markgräflichen Familie.“ Er hatte eben erst mit großem Widerstreben 7000 Thaler Schulden für den Kronprinzen bezahlt und stellte sich hierdurch vor Nachforderungen sicher, wie denn auch in der Folge eine Menge Leute ihr Geld verloren, die es dem Kronprinzen geborgt hatten.

So drückend auch eine solche Behandlung war, so hätte sie sich doch noch ertragen lassen, wenn der König nicht durch eine beispiellose Härte seinen Sohn zur Verzweiflung gebracht hätte. Friedrich Wilhelm gehörte mit zu jenen oft gerühmten Hausvätern, die ihren Kindern niemals verstatten, mündig zu werden. Ob er in seinem Sohne einen Knaben von sechs Jahren oder einen jungen Mann von achtzehn vor sich hatte, das machte für ihn keinen Unterschied. Seine Strafmethode, die in Schimpfreden und Prügeln bestand, blieb dieselbe. Er nahm keine Rücksicht darauf, ob seine Behandlung dieser Art seinen Sohn besserte oder ob sie ihn nur erbitterte. Er traute ihm entweder kein Ehrgefühl zu oder er glaubte nicht, daß er es gegen seinen Vater geltend zu machen im Stande wäre. Er zeigte nicht einmal soviel Schonung gegen ihn, daß er dergleichen Executionen in seinem Zimmer und ohne Zeugen vorgenommen hätte. Er schimpfte und schlug ihn bei offener Tafel und vor dem Angesicht seiner Generale; dabei warf er ihm aber dennoch öfters vor, daß, wenn er (der König) an seiner Stelle wäre, er längst davon gelaufen sein würde. Diese qualvolle Lage ertrug der Kronprinz Jahr und Tag. Mutter und Schwester versuchten Alles, was in ihren Kräften stand, um ihn zu beruhigen und zur Geduld zu ermahnen. Endlich war seine Fähigkeit zu noch längeren Leiden erschöpft, das einzige Mittel, sich denselben zu entziehn, schien ihm die Flucht und so wurde jene Katastrophe vorbereitet, von der wir schon früher Nachricht gegeben haben.

Wir haben die Sache hier von derjenigen Seite dargestellt, wie sie dem Publikum offen lag und ohne Zweifel von den Zeitgenossen Friedrich Wilhelms aufgefaßt worden ist. Das Mißverhältniß zwischen Vater und Sohn erklärt sich dadurch hinlänglich. Dennoch gab es noch andre Gründe, welche dasselbe im Stillen nährten und nicht wenig dazu beigetragen haben mögen, das Gemüth des Königs zu erbittern. Es wurde, wie wir früher erzählten, um diese Zeit ein starker Zwiespalt in der Familie des Königs durch die Heirathspläne herbeigeführt, welche die Königin mit Leidenschaftlichkeit durchzusetzen strebte. Diese hatte den Umtrieben von Seckendorf und Grumbkow, welche Alles aufboten, um der Verbindung mit England entgegenzuwirken, nichts als sich selbst und ihre Kinder entgegenzusetzen. Sie zog daher den Kronprinzen und seine ältere Schwester an sich, weihte sie in ihre Pläne ein und forderte, oft gegen das Vorwissen des Königs, ihre Mitwirkung. Hier wurde eine geheime Korrespondenz mit dem englischen Hofe unterhalten, die die Ehre der preußischen Königsfamilie aufs Aeußerste kompromittirte, und daher den König zum gerechten Zorne reizte. Der Kronprinz war anfangs ganz in den Händen seiner Mutter, um so mehr, da ihn der Vater durch die Rauhheit seiner Gemüthsart von sich abstieß. Er schrieb die Briefe, die ihm die Königin dictirte, und ermunterte selbst seine ältere Schwester zu der Unterstützung ihres gemeinsamen Unternehmens. Der König, ohnehin durch Grumbkow und Seckendorf gegen seine Familie eingenommen, wurde es durch die Zuträgereien, die man ihm von den Intriguen derselben überbrachte, noch mehr und drohte dem Kronprinzen im Vorübergehn: Er werde ihm das Schreiben anstreichen! — Hierdurch wurde das Mißverhältniß, welches ohnehin in den oben angeführten Gründen seine reichliche Nahrung fand, vermehrt, und es wurden dadurch Scenen im Innern der Familie herbeigeführt, die wir aus den Memoiren der Markgräfin von Baireuth zu wiederholen uns scheuen, welche aber zur Genüge darthun, daß der König mit seiner absoluten Selbstherrschaft nirgend schwerer durchzudringen im Stande war, als bei denen, die ihm am Nächsten standen. Dies Alles hatte, wie wir sagten, wohl Einfluß auf die Entfremdung des Kronprinzen von seinem Vater, es stand dagegen in keiner Verbindung mit seiner Flucht. Man würde sehr irren, wenn man glaubte, daß er nach England hätte gehen wollen, um sich mit der Prinzessin Amalie zu verheirathen. Es findet sich davon keine Spur und weder die Königin noch die Prinzessin Friederike waren bei seinem Projekt implicirt. Auch hier war Friedrich bereits den Verhältnissen entwachsen, die ihn nur zu lange festhielten. Der letzte Schritt, den er zu Gunsten des Heirathsplanes seiner Mutter that, war der, daß er den Herrn v. Hotham in Berlin zu bleiben und die Beleidigung des Königs zu vergessen bat. Den Schreck über die abschlägige Antwort auf seinen Brief theilte er nicht mehr. Er warf den Kopf in

die Höhe und sagte zu seiner Schwester: „Werde Aebtissin; dann hast Du ein Unterkommen. Ich weiß nicht, warum die Königin sich härmet. Das Uebel ist nicht so groß, als sie denkt. Ich für mein Theil bin aller dieser Intriguen müde, und habe meinen Plan gemacht. Ihr dürft Euch nicht über mich beklagen. Ich habe Alles für Eure Heirath gethan, zieht Euch so gut aus dem Handel, wie Ihr könnt. Es ist jetzt Zeit, daß ich an mich denke. Ich habe ohnehin genug gelitten. Also weint und klagt mir nicht noch in die Ohren; Ihr nützt Euch damit ebenso wenig als Ihr mich rührt." Somit hatte sich denn Friedrich auch von dieser Abhängigkeit losgesagt, die ihm vielleicht nicht minder drückend war, als die vom Könige, wenn schon sie nur sein Inneres traf. Er wollte sich nicht länger zum Werkzeuge unedler Umtriebe gebrauchen lassen, er wollte durch seine Stellung, die gänzlich verrückt worden war, Niemandem mehr im Wege sein. Er entzog sich einer Vormundschaft, die seine Qual noch durch die Uneinigkeit derer vermehrte, die sie handhabten, und seine Flucht war seine Mündigkeitserklärung.

Wir verweilen nicht mehr bei den äußern Umständen derselben, da diese bereits genügend angegeben sind. Wir machen unsre Leser nur auf die gänzliche Veränderung aufmerksam, welche dadurch mit dem Gemüthe des Prinzen vorging. Was auf den Charakter und die Handlungsweise begabter Menschen einwirkt, sind nicht jene äußern Umstände, es ist nicht Kummer, Noth und Entbehrung, wie sie Friedrich auszustehn hatte, es ist vielmehr der Entschluß zu irgend einem außerordentlichen Ereigniß, der sie aus unreifen Jünglingen zu Männern, und die Größe eines solchen Entschlusses, der sie aus Männern zu Helden macht. Friedrich sammelte seine zerstreute Geistesthätigkeit in jenem Augenblick, er vereinigte alle seine Gemüthskräfte zu der Stärke eines unerschütterlichen Willens, er prüfte lange, wählte dann das Einzige, was er mit der angebornen Würde seiner Stellung für verträglich hielt, und wagte es, zum ersten Male in seinem Leben, welches bis dahin aus Leiden und Genüssen bestanden hatte, zu handeln. Nachdem diese erste That seines Lebens vollbracht war, wuchs sein Inneres mit seinen Zwecken. Er war aus jener genußsüchtigen Zerstreuung für immer gerettet. Was er auch erlebte, welche Leiden er auch erduldete, welche Triumphe er erfocht, von jetzt an hatte er den unerschütterlichen Grund seines Denkens und Wollens in seinem eignen Innern gefunden. Er war besonnen im Glück, unverzagt im Unglück und Alles diente nur dazu, um seine Willensthätigkeit zu erhöhn.

Das Unternehmen, dessen Ausführung Friedrich beabsichtigte, mißlang. Er wurde zunächst durch die Unvorsichtigkeit seines Günstlings Katte verrathen, später durch einen aufgefangenen Brief, der an die falsche Adresse ging, überführt und der König glaubte nunmehr seinen tief gehegten Groll in helle Flammen ausschlagen lassen zu können.

Er ließ ihn vor sich führen und fragte ihn, warum er habe entfliehn wollen? — Mit dem vollen Bewußtsein seines Rechts erwiederte der Prinz: Weil Sie mich nicht wie Ihren Sohn, sondern wie Ihren Sclaven behandelt haben. „Du bist" erwiederte der König, ein infamer Deserteur, der weder Muth noch Ehre hat." „Ich habe" entgegnete ihm der Prinz, „so viel Ehre als Sie, und nur gethan, was Sie, wie Sie oft sagten, an meiner Stelle gethan hätten." Der König war im Begriff, seinen Sohn niederzustoßen, als ihm der General Mosel mit den Worten in den Arm fiel: „Tödten Sie mich, aber schonen Sie das Haupt Ihres Sohnes!"

Der Kronprinz wurde in Folge dessen nach Mittenwalde gebracht, wo er sein erstes Verhör hatte. Er antwortete auf alle Fragen mit Festigkeit und Würde. Als der Herr von Grumbkow ihm hierüber sein Erstaunen zu erkennen gab, sagte er: „Ich glaube über Alles, was man mir anthun kann, hinaus zu sein, und hoffe, mein Muth wird größer sein, als mein Unglück," und als man ihm anzeigte, daß er so lange in Küstrin bleiben sollte, bis der König ein Andres über ihn bestimmte, erwiderte er: „Es sei darum! Ich werde dahin gehn. Wenn ich aber nicht ehe von dort wieder weg kommen soll, als bis ich mich aufs Bitten lege, so dürfte ich wohl noch ziemlich lange dort bleiben." Je drohender die Gefahr wurde, desto mehr schien der Sinn des Kronprinzen an Muth zu gewinnen. Als er nach Küstrin gebracht war, weigerte er sich anfänglich, den königlichen Deputirten zu antworten, und gegen den Herrn von Grumbkow, dessen Mitwirkung zu seiner Erniedrigung ihm nur zu bekannt war, zeigte er ganz die Verachtung, die er früher aus kluger Scheu hatte zurückhalten müssen. Jener hatte die Frechheit, ihm zu sagen, daß, wenn er seinen Stolz nicht bei Seite setzte, er Mittel und Wege finden werde, ihn zu demüthigen. „Ich weiß nicht" versetzte darauf der Prinz, „was Sie gegen mich unternehmen werden, soviel aber weiß ich, daß Sie mich nie dahin bringen werden, vor Ihnen zu kriechen." Dies war die Sprache Friedrichs zu einem Manne, von dem er wohl wußte, daß er sein Schicksal in den Händen trug.

Nachdem man vergeblich den Versuch gemacht hatte, ihn einzuschüchtern, begann man damit, ihn auf das Empfindlichste zu strafen, und ihm das Schreckbild des Todes vorzuhalten. Der Prinz erhielt, nachdem ihn der König aus der Armee verstoßen und den Namen seines Regiments verändert hatte, zu seinem Aufenthaltsorte ein Gefängniß, in dem man ihm eine jede Bequemlichkeit verweigerte. Die Thür wurde am Tage nur dreimal und jedesmal nur auf vier Minuten geöffnet, und den wachthabenden Offizieren war strenge untersagt, mit dem Arrestanten zu sprechen, noch auf irgend eine Frage von seiner Seite zu antworten. Das Essen wurde aus der Garküche geholt, und Mittags nicht mehr als sechs, Abends vier Groschen dafür ausgegeben. Täglich wurden

ihm nur anderthalb Quart Bier, das Quart zu einem Groschen, und zur Erleuchtung des Zimmers zwei Talglichte gegeben, so daß seine ganze Unterhaltung monatlich mit 33 Thalern bestritten wurde. Tinte und Feder waren versagt, seine Flöte wurde ihm genommen und das Licht Abends um 8 Uhr ausgelöscht. Um dem Prinzen keinen Zweifel darüber zu lassen, daß man ihn zum Tode vorbereiten wollte, wurde ihm ein Prediger zugeordnet, der ihn täglich besuchen mußte, um ihm den Abschied von der Welt zu erleichtern. Um Alles zu erschöpfen, womit man sein Herz zu brechen im Stande war, fiel Katte's Haupt vor seinen Augen.

Daß eine solche Grausamkeit nicht auf das Gemüth des jungen Mannes vorübergehenden Eindruck gemacht haben sollte, ist nicht zu erwarten. Er hatte sich früher auf neue Zumuthungen, die man ihm gemacht hatte, entschieden dagegen erklärt, der Krone zu Gunsten seines jüngern Bruders zu entsagen. Als er den Freund durch seine Schuld auf dem Schaffot vor sich sah, beschwor er die Umstehenden, einzuhalten, damit er dem Könige seine Entsagung melden könnte, wenn es möglich wäre, dadurch das Leben des Unglücklichen zu retten; er stellte, in Folge der Unterhandlungen, welche der Prediger Müller, der ihm die letzten Worte seines für ihn geopferten Freundes überbrachte, mit ihm pflog, eine förmliche Unterwerfungsakte unter den Willen seines Vaters aus, aber wir zweifeln dennoch, ob man durch alle diese Schritte beweisen kann, daß das Einverständniß zwischen Vater und Sohn auf diese Weise herbeigeführt worden ist. Es war dem Könige nicht allein darum zu thun, daß sich sein Sohn hinfort seinem Willen blind unterwerfen sollte, er sollte auch tiefe Reue, Zerknirschung über das Geschehene empfinden, er sollte einsehn lernen, daß er mit dieser Flucht ein Kapitalvergehn begangen hätte, wofür er den Tod verdiente; er sollte seine religiösen Ueberzeugungen ändern und seinen Verstand gefangen nehmen, um eben so blind zu glauben, wie er blind gehorchen mußte, er sollte sein vergangenes Leben verabscheuen lernen und für seine Zukunft Entschlüsse fassen, die dem Sinne des Königs gemäß waren: dies Alles konnte aber nicht geschehen, ohne daß Friedrich dem Vater ein Opfer brachte, das größer war, als es jener verlangen und dieser erfüllen durfte, er hätte seine ganze Geistesrichtung aufgeben, er hätte ein Anderer werden müssen. Was den Hauptpunkt angeht, der hierbei zur Sprache kommen mußte, die projektirte Flucht selbst, so hat sich Friedrich niemals über dieselbe in der Art geäußert, daß man daraus abnehmen könnte, er habe sie mit den Blicken betrachtet, wie der König. Er schreibt in einem Briefe an Grumbkow, der vom 19. Februar 1732 datirt ist, von diesem Vorfall und benennt ihn mit keinem stärkeren Namen als dem einer Unbedachtsamkeit (**un crime d'égarement**)*), und gegen

*) S. Förster Friedrich Wilhelm Bd. 3. S. 164.

den Grafen von Schulenburg äußerte er, unmittelbar, nachdem man ihn aus der engsten Haft entlassen hatte, die denkwürdigen Worte: „Wenn der König mich nach Italien geschickt hätte, so wäre das Alles nicht gekommen.“*) Wir glauben in der That mit der festesten Ueberzeugung, daß Friedrich hierüber, so sehr ihn die Moralisten auch eines unbegrenzten Leichtsinns zeihen mögen, doch das richtigste Bewußtsein gehabt hat. Er kannte seine Bedürfnisse zu gut, um sich darin zu irren. Er befand sich, als er die Flucht unternahm, in einem Alter, in dem ein jeder begabte Mensch nach Freiheit und möglichst großer Ungebundenheit schmachtet. Hätte man sie ihm, wenn auch nur auf einige Zeit vergönnt, und seinem heißen Blute auszutoben verstattet, so würde er von selbst zu seiner bessern Natur zurückgekehrt sein. Dafür bürgt sein ganzes späteres Leben. Was seine religiösen Ueberzeugungen angeht, so ist zwar durch den Pastor Müller an den König berichtet, daß sich der Verstand des Kronprinzen, nachdem er für die Gnadenwahl standhaft und gewandt gestritten, den Gegengründen und Bibelsprüchen gefügt habe und daß er seinem Beichtvater ganz zerknirschten Herzens sein Unrecht ausgesprochen hätte, doch bleibt es unentschieden, wieviel davon auf die Rechnung des würdigen Mannes kommt, der das natürliche Bestreben hatte, den Vater mit dem Sohne auszusöhnen, und was dem Augenblicke selbst zuzuschreiben ist, da Katte's Hinrichtung erst unlängst vorangegangen war. Jedenfalls ist Friedrich bis in sein spätes Alter ein entschiedener Fatalist gewesen, und seine Charakterfestigkeit stand mit dieser Ueberzeugung in unauflöslicher Verbindung. Was endlich die Reue über die Vergangenheit angeht, so leugnen wir nicht, daß der Kronprinz über seinen Mangel an Subordination, seine Ausschweifungen und dem Aehnliches im Allgemeinen Kummer empfunden haben mag, aber wenn er anders Entschlüsse für die Zukunft faßte, so können wir mit Bestimmtheit annehmen, daß sie mit der Sinnesweise seines Vaters wenig gemein hatten. Wie dem indessen auch sein mag, der König wurde durch die Berichte des Pastors Müller und manche andere Dinge nachgiebiger gestimmt, und entließ seinen Sohn aus der engsten Haft. Die Stadt Küstrin wurde ihm fortan zum Aufenthaltsort angewiesen, ein Haushalt, an dessen Spitze der Hofmarschall v. Wolden stand, und der aus zwei Kammerjunkern, zwei Pagen, einem Kammerdiener und vier Lakaien bestand, wurde eingerichtet, und der Kronprinz mußte sich fortan allein mit kameralistischen Dingen beschäftigen. Bevor er indessen diese geringe Verbesserung seiner Lage erhielt, mußte er einen Eid abschwören, hinfort den Willen des Königs in allen Stücken zu befolgen. Der König vertraute dabei der Besserung seines Sohnes so wenig, daß er ihm ausdrücklich sagen ließ, er riethe ihm als guter Freund, den Eid

*) S. Förster a. a. O. S. 69.

laut und deutlich zu schwören und zu glauben, daß er vor Gott verbunden sei, ihn nach den Worten zu halten. Die **reservationes mentales** verstände man bei ihm nicht, sondern er verstände nichts, als wie es geschrieben stände. Der Kronprinz schwur den Eid und erhielt in Folge dessen die Vergünstigung, die man ihm angekündigt hatte. Der Kammerdirektor Hille und der Kriegsrath Hünicke wurden angewiesen, ihn in den Geschäften, welche er übernehmen sollte, vorläufig zu informiren und ein, wenn auch sehr beschränkter Kreis von Freunden öffnete dem schwer Geprüften mit Theilnahme seine Arme. Wir besitzen aus dieser denkwürdigen Zeit noch zehn Briefe des Direktors der Kriegs- und Domänenkammer zu Küstrin, Hille und des Hofmarschalls von Wolden an den General v. Grumkow, die uns ungleich bedeutender erscheinen, als die oben erwähnten Berichte des Pastors Müller, weil sie durchaus keine andere Absicht haben, als den Stand der Sache so zu schildern, wie er war. Aus diesen Briefen geht hervor, daß der Prinz seine Gefangenschaft nicht anders ertrug, als wie eine Fatalität, in die man halb ohne Verschulden gekommen ist, die man mit Ruhe ertragen und der man sich mit möglichster Gewandtheit wieder entwinden muß. Er machte daher alle Zugeständnisse, die der König von ihm verlangte, unbedingt und versuchte nur, zunächst durch eine mittelbare Korrespondenz mit Grumkow, möglichst günstige Anerbietungen zu bekommen. Wir können in diesen Berichten, die von unsern Geschichtschreibern leider nur zu wenig benutzt sind, die Folge der Empfindungen, die der Kronprinz während seines Aufenthalts in Küstrin hegte, mit vollständiger Sicherheit unterscheiden. Das Nächste, was sich seiner bemächtigte, war eine große Bitterkeit, die aus der unwürdigen Behandlung entstand, welcher man ihn unterwarf. „Was kann ich Ihnen schreiben?" sagt Hille in seinem Briefe vom 28. August 1731, „wir glauben nicht, daß seine Unterwerfung aufrichtig ist. Auch das Mißgeschick hat seine Reize. Man will sein Herz dazu zwingen, aufrichtig zu lieben und das ist nicht möglich. Ich für mein Theil sehe hierin kein Ende und inzwischen ist die schlechte Laune des Kronprinzen im Zunehmen. Es ist überraschend, wie sehr er mitunter dem **Jupiter tonans** ähnlich sieht (ein Beiname, den Grumkow dem Könige gegeben hatte). Wir sind alle darüber erstaunt und wissen nicht, was wir davon sagen sollen. Sein Mißtrauen vermehrt sich in dem Grade, wie er seine Hoffnung sinken sieht. Am vergangenen Dienstag zeigte er uns den Sturz von Montelieu und den Tod von Thiele an. Er lachte über beide. Den letztern scheint er sehr gehaßt zu haben, ebenso wie seinen Bruder, den Obrist, wovon ich keinen Grund weiß, wenn es nicht etwa der ist, daß beide seiner Meinung nach höhere Posten bekleiden, als es ihrer geringen Geburt zukäme, denn er verhehlt seine Verachtung gegen den Bürgerstand gar nicht. Am andern Tage fragte er mich, was ich allein in

der Kammer mit Reichow gemacht hätte? Ich erwiderte, daß wir Vielerlei vom Landrath von Selchow empfangen hätten. Er meinte darauf, es wäre ganz außer der Ordnung, daß ein Edelmann genöthigt wäre, einem Bürgerlichen Rede zu stehn." Der Schreiber dieses Briefes mochte aus solchen Aeußerungen hinlänglich ersehn, wie der Kronprinz darüber dachte, wenn ihm seine beiden Gefährten, er und Wolden, den ganzen Tag Moral predigten, da der Abstand zwischen ihm und jenen noch größer war, wie der zwischen Bürgerlichen und Adligen. Indessen diese Stimmung hielt nicht lange an. Die gereizte Empfindlichkeit beruhigte sich von selbst und sein Nachdenken sagte ihm, daß er dadurch seiner Würde nur etwas vergeben könnte, wenn er allzueifersüchtig darauf hielte. Hille schreibt am 19. Mai: „Als ich dem Prinzen mittheilte, was mir Euer Excellenz ihn im Geheimen wissen zu lassen befahl, wurde er unruhig und sagte: „Da haben wirs! Meine Schwester an irgend einen Lumpen verheirathet und unglücklich für den Rest ihres Lebens." Er erregte wirklich mein Mitleid. Indessen beruhigte er sich, nachdem er einige Stunden nachgedacht hatte und ist immer guter Laune, ausgenommen daß ihm sein Herz schlägt, wenn er daran denkt, den Vater zum ersten Male wiederzusehn." Am 26. Mai schreibt Hille: „Was den Kronprinzen betrifft, so will er seine jetzige Lebensart fortsetzen und mit Resignation erwarten, was die Vorsehung über ihn verhängt. Er befindet sich vollkommen wohl, ist der besten Laune, und ich versichre Ihnen, daß der Ausdruck seines Gesichts und sein Gang ein ganz andrer ist, als Sie ihn gesehen haben." Wolden schreibt am 2. Juni: „Da der Kronprinz unser Leben hier müde ist und endlich das Ende aller Familienzwistigkeiten herbeiwünscht, so will ich gerne glauben, daß er sich in Alles fügen wird, wenn es sich darum handelt, daß er heirathen soll, vorausgesetzt, daß man ihm etwas Freiheit läßt, daß die Person, die man ihm bestimmt, ihm gefällt und daß er einen kleinen Hof unterhalten kann." Hille schreibt am 5. Juni: „Es ist gewiß, daß diejenigen, welche meinen, daß der Prinz seinen Vater und seine Familie nicht liebt, sich meiner Meinung nach täuschen. Es wäre seltsam, daß ihm keine Aeußerung darüber in dem harten und langwierigen Zustande entfahren wäre, in dem er sich befindet, aber dies ist durchaus nicht der Fall; er hat sich niemals beklagt, wenn nicht etwa darüber, daß man den Prinzen in ihm mit dem Offizier vom Regiment des Königs etwa zu stark verwechselt hat, und auch dies nur mit Lachen und Scherzen. Uebrigens beginnt die Einförmigkeit unseres Lebens und unserer Beschäftigungen ihn zu ermüden und ich fürchte, daß, wenn dies noch länger dauert, er seine Lebhaftigkeit verliert und schweigsam und mißlaunisch wird, was sehr schade wäre." Diese Stimmung steigerte sich endlich zur Ungeduld. Wolden schreibt am 25. Juni: „Der Kronprinz ist in Verzweiflung. Er weiß nicht, was er thun soll

und sieht, daß er durch alle seine Unterwürfigkeit nichts ausrichtet, um so mehr, da er kein Ende dieser Galeerenstrafe absieht.“ Endlich war die Nachricht nach Küstrin gekommen, daß der König selbst seinen Sohn sehen würde und man erwartete Alles von diesem ersten Beweise seiner zurückgekehrten Gnade. Hille schreibt am 7. August: „Gestern Abend hat Wolden einen Brief vom Könige bekommen, der in der Anwandlung einer großen Zärtlichkeit geschrieben zu sein schien. Er sagt, daß er am 15. nach Küstrin kommen würde, daß man den Prinzen trösten soll und daß sein Loos sich ändern wird, wenn er an ihm einige Neigung bemerkt, ihn wieder lieben zu wollen. Ich kann Ihnen versichern, daß man sich hier bewundernswürdig darauf vorbereitet hat und daß, im Falle dieser Zwiesprach statt findet, man sich gut aus dem Handel ziehn und Ihre Vorschriften pünktlich befolgen wird. S. K. H. hat gestern Abend angefangen, etwas Luft zu schöpfen, kommt aber nicht mehr in die Kammer, wovon dieselben übrigens stark degoutirt sind. Die Lust von hier fortzukommen, ist sehr groß und die nahe Hoffnung macht ihn heiter und vergnügt.“

Diese Aussicht ging in Erfüllung. Der König kam am 13. Aug. 1731 nach Küstrin. Er hatte zuvor befohlen, daß ihm sein Sohn nicht etwa voreilig entgegen kommen sollte, sondern daß er ihn rufen lassen würde, wenn er ihn sprechen wollte. Sobald er daher in Küstrin angelangt war, begab er sich in das Gouvernementshaus unter der Begleitung von vielen hundert Menschen. Er trat sodann in der Kammer ab und beorderte den Generalmajor v. Lepel, den Obrist v. Derschau und den Herrn v. Grumkow, hineinzugehn. Darauf befahl er dem Herrn von Wolden, den Kronprinzen aus seinem Hause nach dem Gouvernementshause zu bringen, welcher denn auch in wenig Minuten in Gesellschaft der Herrn v. Rohwedel und v. Natzmer in das Zimmer trat, in dem sich der König befand. Sobald sich der König nach ihm umwandte, fiel ihm der Kronprinz zu Füßen. Ohne sich weiter dadurch rühren zu lassen, befahl ihm der König aufzustehen und begann mit sehr ernsthafter Miene in folgender Weise: „Ihr werdet Euch besinnen, was nunmehro vor Jahr und Tag passirt ist und wie schändlich Ihr Euch aufgeführt, auch was vor gottloses Vornehmen Ihr gehabt. Da ich Euch nun von Jugend auf bei mir gehabt, und Euch wohl kennen müßen, habe ich Alles in der Welt gethan mit Gutem und Bösem, um Euch zum ehrlichen Manne zu machen, und da ich Euer böses Vornehmen schon einigermassen soupçonniret, habe ich Euch aufs Allerrüdeste und Härteste im sächsischen Lager tractirt, in Hoffnung, Ihr würdet in Euch gehn und eine andere Conduite annehmen, mir Eure fauten offenbaren und um Vergebung bitten; aber Alles umsonst und seid Ihr immer verstockter geworden. Wenn ein junger Mensch Sottisen thut in Courtoisiren, liederliche Händel anfängt und dergleichen, solches kann man noch

als Jugendfehler pardoniren, aber mit Vorsatz lacheteén und dergleichen garstige Actionen zu thun, ist impardonnable. Ihr habt gemeint, mit Eurem Eigensinne durchzukommen, aber höre, mein Kerl, wenn Du auch 60 und 70 Jahre alt wärest, sollst Du mir nichts vorschreiben. Und da ich mich bis dahin gegen Jedermann souteniret, wird es mir an Mitteln nicht fehlen, Dich zur Raison zu bringen. Wie habe ich es nicht in allen Occasionen ehrlich mit Euch gemeint? Wie ich das letzte Mal Nachricht kriegte von Euren Schulden, wie hab ich Euch väterlich ermahnt, mir Alles zu entdecken? Ich wollte Alles bezahlen, Ihr solltet mir nur die Wahrheit sagen; worauf Ihr mir gesagt, Ihr wäret über die benannte Summe noch 200 Thaler schuldig, welche ich denn bezahlt und meinen Frieden mit Euch gemacht. Nachhero hat es sich aber gefunden, daß Ihr überdem noch viele Tausende schuldig gewesen, und da Ihr nun gewußt, daß Ihr es nicht bezahlen können, so war es so gut, als wäre das Geld gestohlen worden, ohne zu rechnen, wie Euch das französische Kroop, Montolieu und Ferrant, betrogen." Der König beklagte sich dann besonders darüber, daß sein Sohn niemals Vertrauen zu ihm gezeigt habe, während er seinerseits es so oft versucht hätte, die Freundschaft des Kronprinzen zu gewinnen. Er fragte ihn darauf, ob es seine Absicht gewesen wäre, nach England zu gehn, und als er das bejaht hatte, fuhr er fort: „Nun höret die Suiten an: Eure Mutter würde in das größte Unglück gerathen sein, weil ich sie naturellement soupçonniret haben würde, als wenn sie mit von der Sache gewußt, Eure Schwester hätte ich lebenslang an einen Ort gesetzt, wo sie weder Sonne noch Mond beschienen hätte. In das Hannöversche wäre ich mit meiner Armee gezogen und hätte Alles brennen und sengen lassen, sollte ich auch mein Leben, Land und Leute sacrificirt haben. Seht! das sind die Früchte Eures unbesonnenen und gottlosen Verfahrens. Und da ich Euch sonsten in allerhand Kriegs- und Civil-Commissionen wollen employiren, wie dürft Ihr Euch nun nach einer solchen Action vor meinen Offizieren und übrigen Bedienten sehn lassen? Das Einzige, was dieses repariren kann, ist, daß Ihr mit Hintenansetzung Eures Blutes suchet, diese faute zu repariren." Darauf fragte er ihn: „Hast Du Katten verführt oder hat Katte Dich verführt?" Der Kronprinz antwortete sogleich: Ich habe ihn verführt. „Es ist mir lieb," versetzte der König, „daß Ihr einmal die Wahrheit sagt." Er fragte ihn ferner, wie ihm das Leben in Küstrin gefiele? Ob er noch solche Aversion vor Wusterhausen und dem „Sterbekittel" wie er seine Uniform nannte, hätte? Es könnte sein, daß ihm des Königs Compagnie nicht anstände. Es wäre wahr, er, der König, hätte keine französischen Manieren, könnte auch keine bonmots auf die Petitmaitres hervorbringen, was er für die größten Bärenhäutereien hielte. Er wäre ein deutscher Fürst und würde als solcher leben und sterben. Der Kronprin

möchte nun sagen, was er mit seinen Capricen und opiniatren Herzen gewonnen, da er alles das gehaßt, was er (der König) geliebt, und wenn er (der König) einen distinguiret, so hätte er ihn meprisirt. Wenn ein Offizier in Arrest gekommen wäre, hätte er ihn beklagt und sich seiner angenommen. Seine rechten Freunde, und die es ehrlich mit ihm gemeint hätten, hätte er gehaßt und verleumdet, diejenigen, die ihn in seinem bösen Vorhaben bestärkt, hätte er caressirt. Er sähe nun die Früchte davon, indem seit etlicher Zeit in Preußen und Berlin keiner nach ihm gefragt, ob er in der Welt wäre oder nicht, und wenn nicht einer oder der andre aus Küstrin gekommen wäre, und erzählt hätte, daß er mit den Ballons spielte und französische Haarbeutel trüge, so hätte man nicht gewußt, ob er lebte oder todt wäre. Nachdem er ihn noch zum Schlusse über die Gnadenwahl etwas katechisirt hatte, vergab er ihm, in Hoffnung auf bessere Aufführung, gänzlich und umarmte ihn. Der Kronprinz gab während dieser Rede fortwährend die stärksten Zeichen seiner Unterwürfigkeit. Er fiel dem Könige mehrmals zu Füßen und küßte ihm dieselben noch in Gegenwart einer bedeutenden Menschenmenge, welche sich eingefunden hatte, um Zeugen der Versöhnung zwischen Vater und Sohn zu sein.

Wenn schon der König seinem Sohne, wie wir gerne glauben, somit von Herzen vergeben hatte, so fehlte doch viel daran, daß er ihm sein Vertrauen und seine Freiheit wieder schenkte. Als der Kronprinz aus dem Gefängniß entlassen worden war, hatte der König eine genaue Instruction von achtzehn Bogen Länge abfassen lassen, um Schritt und Tritt zu bestimmen; auch jetzt erhielt der Kronprinz eine ähnliche, nach der ihm nur geringe Freiheit gestattet war. Es wurde darin verordnet, daß er hinfort in der Kammer Sitz und Stimme haben, und dieselbe wöchentlich dreimal besuchen sollte. Um sich Kenntnisse von der Landwirthschaft zu verschaffen, durfte er die Aemter Quartschen, Himmelstädt, Carzig, Mossin, Lebus, Golzow und Wollup bereisen, „weiter aber nicht." Bei diesen Besuchen war es strenge untersagt, zu seiner Aufnahme irgend eine Festlichkeit zu veranstalten Der Beamte, der ihn stets begleiten mußte, hatte den Auftrag, nur für fünf Personen anrichten zu lassen, wobei das Couvert mit Einschluß des Bieres nicht mehr als 8 Groschen kosten durfte. Wein durfte indessen von Hause mitgebracht werden. Mit nicht geringerer Beschränkung mußte der Haushalt eingerichtet werden. Es durften zu den Mahlzeiten nicht mehr als zwei Gäste gebeten und der Kronprinz selbst in der Woche nur zweimal zu Tische ausgebeten werden. Die einzige Zerstreuung, die man ihm verstattete, war die Jagd, und dies war für Friedrich, der eine große Abneigung dagegen hatte, kein Gewinn. „Französische Bücher" heißt es in der Instruction „auch deutsche weltliche Bücher und Musik bleibt so scharf verboten, als es jemals gewesen; ingleichen Spie-

len und Tanzen und soll bei Leib und Leben von Alle dem, so hierin verboten, nichts statuirt werden." Der Umgang mit dem weiblichen Geschlecht wurde auf das Stärkste verpönt und der Herr v. Wolden, der den Kronprinzen auf jedem Schritt begleiten und Nachts in seiner Kammer schlafen mußte, hatte den Auftrag, dahin zu sehn, daß bei den Mahlzeiten sowohl in wie außer dem Hause, wie auch auf den Reisen in die Umgegend der Kronprinz von einer jeden Berührung mit demselben fern gehalten werden sollte.

Es hatten sich indessen schon seit der Anwesenheit des Kronprinzen in Küstrin Leute gefunden, welche die übertriebne Strenge des Königs mißbilligten und die ihr Mitgefühl mit den Leiden des Thronerben dazu angetrieben hatte, die Lage desselben auf ihre eigne Gefahr zu erleichtern. Der Kammerpräsident v. Münchow hatte von seiner Wohnung im Schlosse in das Gefängnißzimmer durch den Boden ein Loch gebohrt und dem Gefangenen seine Dienste angeboten Friedrich klagte über das schlechte Essen und den gänzlichen Mangel an Bequemlichkeit und Münchows jüngster Sohn trug ihm Leckereien und Annehmlichkeiten aller Art zu. So gelangte der Arrestant zu Messer, Gabel, Schreibzeug, Briefen und Büchern. Ein wachhabender Offizier war so täppisch gewesen, ohne ein Wort zu sprechen, dem Prinzen, seinem Befehl gemäß, um acht Uhr die Talglichter auszulöschen und hatte dafür von ihm ein Paar Ohrfeigen bekommen. Sein Nachfolger nahm sich diese Lehre zu Herzen und zündete, nachdem er die Lichter des Prinzen ausgelöscht hatte, ein Paar Wachslichte an, die er mitgebracht hatte. Nachdem Friedrich aus dem Gefängnisse entlassen war, nahm man es eben so wenig streng mit dem königlichen Befehl. Der Kronprinz erhielt die Flöte wieder, die man ihm bis dahin nicht zu geben gewagt hatte, und der General v. Schwerin überließ ihm gerne einen Hautboisten seines Regimentes, Fredersdorf, mit dem er Duetten bließ. Der Hauptmann Baron v. Knobelsdorf, der, seiner schwächlichen Gesundheit wegen, den Dienst aufgegeben hatte und der Malerei und Baukunst lebte, war der stete Gefährte des Kronprinzen und die Festlichkeiten und Bälle, welche der Herr v. Münchow in seinem Hause arrangirte, waren dem Kronprinzen keineswegs verschlossen. Dies Alles gewann eine noch größere Erweiterung, als man ihm gestattete, Küstrin von Zeit zu Zeit zu verlassen und die Umgegend kennen zu lernen. Hier fand sich nicht nur mancherlei Abwechselung und Genuß, sondern Friedrich sah sich auch in kurzer Zeit in ein sehr intimes Verhältniß mit der Frau des Obristen Wreech verflochten, das für die letztere nicht ohne ernstliche Folgen blieb. Auch aus dieser Zeit haben sich mehre authentische Documente erhalten, die freilich nicht alle von gleichem Werthe sind. Statt aller amtlichen Berichte und pflichtmäßiger Darstellungen theilen wir unsern Lesern ein Stück aus dem Briefe des Baron v. Schulenburg an den

Herrn v. Grumkow mit, der vom 4. October 1731 datirt ist: „Ich bin“ schreibt der Graf v. Schulenburg, „gegen 7 oder 8 Uhr Morgens aufgebrochen und kam Abends gegen 7 Uhr in Küstrin an. Aber der Prinz war an demselben Tage nach Himmelstädt gereist und hatte in Massow geschlafen, wo er mehre Hirsche geschossen hat. Da man mir sagte, daß er in Camin bei dem Obristen v. Schöning zu Mittag essen könnte, so begab ich mich dorthin; er war einen Augenblick vor mir angekommen. Ich fand ihn größer geworden und mit einem gesunden und frohen Aussehn. Er bezeigte sich sehr gnädig und examirte mich über das Leben in Wien. Er fragte, ob ich mich gut vergnügt hätte? Ich sagte ihm, welche Geschäfte der Zweck meiner Reise gewesen wären und daß ich mich daher mehr an jene als an Vergnügungen gehalten hätte, die der großen Welt angehörten; daß man aber auch auf diese Weise den Wechsel nicht entbehrte. Er sprach lange Zeit mit Frau v. Wreech, die ihm nicht gleichgültig schien, wie sie denn auch ihrerseits in ihrem Lustre war, ein Teint von Lilien und Rosen. Man setzte sich zur Tafel und er bat mich, mich an seine Seite zu setzen. Die Unterhaltung fiel unter Anderm auch auf die Mätresse des Churfürsten Palatin, mit Namen Taris. Er sagte: Ich möchte wohl wissen, was der gute alte Mann noch mit einer Mätresse macht? Ich erwiderte, diese Sitte wäre so sehr eingeführt, daß die Fürsten nicht mehr Fürsten zu sein glaubten, wenn sie keine Mätressen hätten, und daß ich mich sehr über die Leichtigkeit der Frauen wunderte, weil sie den Wechsel des Glückes nur zu oft erführen, wobei ich das Beispiel von der Grävenitz anführte. Es gab noch andre Gespräche, bei denen ich stets den Moralisten machte. Unter Anderm sagte er, er liebte die große Welt außerordentlich und hätte seine Freude daran, die lächerlichen Seiten der Menschen zu beobachten. Ich sagte, daß das vortrefflich wäre, wenn man davon Vortheil zöge, doch wenn man es nur thäte, um sich zu unterhalten, so wäre das nichts Besonderes und man thäte besser, seine eignen Lächerlichkeiten aufzusuchen. Indem wir uns erhoben, sagte Wolden zu mir: Sie haben wohl daran gethan, ihm Moral zu predigen. Endlich kurz vor dem Aufbruch, stellte er sich in ein Fenster und rief mich heran: Haben Sie nicht erfahren, was aus mir werden soll? Ich erwiderte ihm: Man sagt, daß Sie nach Berlin zurückkehren werden, wenn die Hochzeit statt finden wird, doch was nachher geschehn soll, weiß ich nicht, aber da Sie Freunde haben, so werden diese nicht aufhören, für Sie thätig zu sein, und Grumkow hat mir gesagt, daß er den König zu überreden suchen wird, Ihnen ein Regiment zu geben, damit Sie etwas zu thun bekommen. Es schien, als ob ihn dies erfreute. Ich nahm mir die Freiheit, ihm zu sagen: Gnädiger Herr! Es steht gegenwärtig ganz bei Ihnen, Sich zu nützen oder zu schaden. Er fragte: Warum? — Ich sagte darauf: Wenn Sie Sich gut aufführen,

so wird der König Alles zugestehn, was Sie wünschen, doch damit muß durchaus der Anfang gemacht werden. Ich thue nichts, sagte er, was dem Könige mißfallen könnte. Das wäre auch wirklich zu viel, sagte ich, doch ich spreche von der Zukunft. Das Erste, was ich Ihnen empfehle, ist, an Gott zu glauben; wenn man versucht, Christ zu werden, so kann man alle Uebel ertragen und Herr seiner Leidenschaften werden. Alle Welt sagt, daß Sie die Gesinnungen eines Ehrenmannes haben. Das ist der Anfang, aber ohne Gottesfurcht ersticken die Leidenschaften auch die beste Gesinnung. Sie müssen den Versuch machen, ein vorwurfsfreies Leben zu führen und vor Allem ist es nöthig, daß Sie Sich nicht den Weibern überlassen; sonst werden Ihnen diese geringen Vergnügungen viel Mißvergnügen verursachen. Sie kennen den König, Ihren Vater, Sie dürfen nicht glauben, daß ihm der geringste Schritt verborgen ist, den Sie thun. Wenn er sieht, daß Sie keinen guten Weg einschlagen, so wird er ihn rückgängig machen wollen; die Folge davon wird sein, daß er Sie zu Sich zurückberufen wird, was Ihnen nicht angenehm sein kann, oder er wird Ihnen tausenderlei andern Verdruß machen und Sie hätten obenein Unrecht, sich darüber zu beklagen. Ich will nicht einmal die Seite berühren, daß Sie Ihre Gesundheit dadurch zu Grunde richten, und daß man nicht Herr darüber ist, sich aus diesem Sumpfe zurückzuziehn, wenn man sich darin versenkt, ohne die Unannehmlichkeiten aufzuzählen, die diese Arten von Vergnügungen selbst begleiten. Er sagte mir darauf, er wäre jung und über diese Dinge nicht Herr, Gott wäre gnädig und das wären keine Todsünden. Was den König anginge, so würde er sich seinetwegen eben nicht bemühn, vorausgesetzt, daß er nichts gegen ihn oder seine Staaten unternähme, er würde sich darüber lustig machen, wenn ihm in Liebessachen eine Fatalität zustieße, die so viel Ehrenmännern begegnet wäre; davon könnte man sich heilen lassen und der König selbst hätte das andre Geschlecht geliebt, als er jung gewesen wäre. Euer Excellenz dürfen glauben, daß ich ihm hierauf die Antwort nicht schuldig blieb und daß ich ihm sagte, man müßte seinen Eltern in ihren Tugenden, nicht in ihren Fehlern folgen; übrigens hätte der König niemals ausschweifend gelebt. Doch ich gestehe, daß, so sehr ich meine Rhetorik anwandte, ich ihn doch nicht andern Sinnes habe machen können und es scheint wir fast ein Wunder, daß er sich in diesem Punkte jemals ändern wird. Er sagte, daß er nichts so sehr fürchte, als wieder stets um den König zu sein. Ich erwiderte, daß er sich mit Geduld waffnen müßte, wenn es dahin kommen sollte, und da ihm der Himmel Geist gegeben hätte, so müßte er davon Gebrauch machen. Ich wäre überzeugt, daß, wenn er sich Mühe geben wollte, er im Stande sein würde, die Gnade des Königs, seines Vaters, wiederzugewinnen, er möchte bedenken, daß er nach allen göttlichen und mensch-

lichen Gesetzen zu einem blinden Gehorsam verpflichtet wäre, und daß, wenn er diesem ein gefälliges Aeußere geben wollte, man Alles erreichen könnte, vorausgesetzt, daß er sich darum bemühte. Er machte tausend Einwendungen, doch ich sagte ihm, daß er mir wie ein Mensch vorkäme, der durchaus nicht ein Handwerk lernen wollte, weil er nicht Meister darin werden könnte. — Ich habe bemerkt, daß, wenn er sich verheirathet, dies nur geschieht, weil er dadurch mehr Freiheit zu bekommen hofft. Es ist gewiß, daß er, wenn er die Ellenbogen frei hat, tolle Streiche machen wird. Er sagte mir mehrmals: Ich bin jung und will mein Leben genießen."

Am 20. November 1731 wurde die Vermählung der Prinzessin Friederike mit dem Erbprinzen v. Baireuth begangen. Der König hatte seiner Tochter zur Belohnung ihrer Folgsamkeit versprochen, dem Kronprinzen seine Freiheit zu schenken. Er hielt Wort und Friedrich erschien am 23. Nov. zum ersten Male wieder bei Hofe, als man eben den Ball begonnen hatte. Er trug ein graues Kleid und mußte sich in der Kriegsrathsuniform zeigen. Die Erniedrigung, die für den Prinzen darin lag, nur als Beamter des Königs, nicht als sein Sohn auftreten zu dürfen, rief wieder den Stolz hervor, den ihm seine angeborne Stellung gab. Er war steif und kalt gegen Jedermann und entzog sich den Armen seiner Schwester, deren Opfer ihm bis dahin unbekannt geblieben war. Außerdem konnte ihn die glänzende Außenseite des Festes nicht über den Mangel an Freude täuschen, den man dabei im Innern empfand. Er wußte wohl, daß seine Schwester unter den Bewerbern, die man ihr vorschlug, deshalb den Erbprinzen v. Baireuth gewählt hatte, weil er ihr unbekannt war, er wußte, wie sehr die Königin sich über diese Heirath betrübte, ja daß der König selbst seinen Plan halb gegen seinen eignen Willen durchgesetzt hatte, und er konnte sich nicht verhehlen, daß er durch seine Flucht eine bedeutende Schuld an diesem Schritt auf sich genommen hatte. Da indessen daran nichts mehr zu ändern war, so trug dies nur noch mehr zu der Entfremdung bei, welche ihn schon so lange von seiner Familie entfernt gehalten hatte. Er blieb bis zum 4. Dezember in Berlin und erhielt, auf die Fürbitte des Fürsten von Dessau, die Uniform des Goltzischen Infanterieregiments, die er indessen wieder mit dem bürgerlichen Anzuge vertauschen mußte, als er nach Küstrin zurückkehrte.

Von hier war nun keine andere Erlösung zu hoffen, als wenn er sich zu einer Heirath entschloß. Er hatte sich anfangs mit dem Gedanken geschmeichelt, der König werde ihm, wie seiner Schwester, die Wahl lassen und würde unter solchen Umständen die reichste und gebildetste Prinzessin unter den Vorgeschlagenen genommen haben, denn er durfte versichert sein, daß ihm der König nur ein sehr mäßiges Jahrgehalt

bewilligte, doch darin täuschte er sich. Er erhielt am 4. Febr. 1732 einen Brief von dem Letztern aus Potsdam folgenden Inhalts:

Mein lieber Sohn Fritz!

Es freut mir sehr, daß Ihr keine Arzenei mehr brauchet. Ihr müßt Euch noch einige Tage schonen vor die große Kälte, denn ich und alle Menschen schrecklich von Flüssen incommodirt sein; also nehmt Euch hübsch in Acht. Ihr wißt, mein lieber Sohn, daß, wenn meine Kinder gehorsam sind, ich sie sehr lieb habe, so wie Ihr zu Berlin gewesen, ich Euch alles von Herzen vergeben habe und von die Berliner Zeit, daß ich Euch nicht gesehn, auf nichts gedacht, als auf Euer Wohlsein und Euch zu etabliren, sowohl bei die Armee als auch mit einer ordentlichen Schwiegertochter und Euch suchen bei meinem Leben noch zu verheirathen. Ihr könnt wohl persuadirt sein, daß ich habe die Prinzessinnen des Landes durch andre, so viel als möglich ist, examiniren lassen, was sie vor Conduite und Education, da sich denn die Prinzessin, die älteste von Bevern gefunden, die da wohl aufgezogen ist, modeste und eingezogen. So müssen die Frauen sein. Ihr sollt mir cito Euer Sentiment schreiben. Ich habe das Haus von Katsch gekauft. Das bekommt der Feldmarschall als Gouverneur und das Gouvernementshaus werde lassen zurecht bauen und alles meubliren und Euch so viel geben, daß Ihr allein wirthschaften könnet und will Euch bei der Armee im April commandiren. Die Prinzessin ist nit häßlich, auch nit schön. Ihr sollt keinem Menschen was davon sagen, wohl aber der Mama schreiben, daß ich Euch geschrieben habe und wenn Ihr einen Sohn habet, da will ich Euch reisen lassen, die Hochzeit aber vor zukommenden Winters nicht sein kann. Indessen werde sehn, Gelegenheit zu machen, daß Ihr Euch etliche Mal sehet in alle honneur, damit Ihr sie doch noch kennen lernet. Sie ist ein gottesfürchtiges Mensch und dieses ist Alles, und comportabel sowohl mit Euch als den Schwiegereltern. Gott gebe seinen Segen dazu und segne Euch und Eure Nachfolgers und erhalte Dich als guten Christ und habet Gott allemal für die Augen und glaubet nicht die verdammliche Particularglauben und seid gehorsam und getreu, so wird es Dich hier zeitlich und dort ewiglich gut gehn und wer das von Herzen wünscht, der spreche Amen.
Dein getreuer Vater bis in den Tod Fr. Wilhelm.

Dies Alles war nun gar nicht nach dem Sinne des Kronprinzen. Er hätte lieber eine lebhafte Frau mit geselliger Tournure gehabt, die zu repräsentiren verstand, als eine gute Hausfrau nach dem Sinne des Königs. Er schrieb deshalb, während er an den Vater aufs Neue auch für diesen Punkt seiner unumschränkten Gewalt eine Unterwerfungsacte ausstellte, an den Herrn v. Grumkow. Der erste Eindruck, den der Brief des Königs auf ihn gemacht hatte, exaltirte ihn so sehr, daß er dem Minister sagte, er würde sich eine Kugel durch den Kopf schießen,

wenn er nicht Mittel fände, um eine Verbindung rückgängig zu machen, welche seiner Neigung diametral entgegenstände. Grumkow hatte indessen von dem Wiener Hofe andre Aufträge und war selbst nebst Seckendorf der Stifter dieser Ehe gewesen, die dazu dienen sollte, den Kronprinzen auf immer an das Interesse des österreichischen Hauses zu ketten. Er versuchte daher Alles, was sich unter solchen Umständen thun ließ. Er schüchterte den Kronprinzen durch eine Antwort ein, in der er sich gänzlich von ihm loszusagen drohte und ihn die äußerste Ungnade des Königs fürchten ließ, wenn er sich nicht der Heirath blind unterwürfe; auf der andern Seite versuchte er Alles, um dem Kronprinzen eine größere Zuneigung für den Gegenstand seiner Protection einzuflößen. Er schickte ihm die günstigsten Berichte über die Prinzessin, und da sich Friedrich darüber beschwerte, sie tanzte auf einem Fuße, wie eine Gans, so wurde von Wien aus ein Tanzmeister nach Braunschweig geschickt, um ihr mehr Grazie beizubringen. Als Friedrich bemerkte, daß er seinem Schicksale nicht entgehn konnte, so nahm er dadurch eine Art von komischer Rache, daß er dem Herrn v. Grumkow in jedem neuen Briefe seine Abneigung auf neue Art bestätigte und ihn über seine Wahl aufs Ergötzlichste persiflirte. Um dies Verhältniß zu bezeichnen, theilen wir aus der Reihe von Briefen, die uns vorliegen, nur einen mit, der vom 4. September 1732 aus Ruppin datirt ist:

Mein lieber General!

An diesem Morgen erhielt ich einen Brief vom Könige, der mich beinahe aus meinen Himmeln hätte fallen lassen. Meine Dulcinea ist immer noch der angenehme Gegenstand, über den er sich verbreitet. Man will mich mit Stockschlägen verliebt machen, mein Herr, aber da ich unglücklicher Weise kein Esel bin, so fürchte ich, daß man damit nichts ausrichten wird. Der König drückt sich in folgender Weise aus: „Nachdem ich erfahren habe, daß Ihr Eurer Prinzessin nicht mit der gehörigen Aufmerksamkeit schreibt, so will ich, daß Ihr mir die raison davon angebt und ihr öfters schreibt." Ich habe ihm geantwortet, daß schon vierzehn Tage her wären, seit sie nicht geschrieben hätte und daß acht vergangen sind, seit ich meinen letzten Brief schrieb, daß ich ihm daher gar keinen Grund angeben könnte; aber die Wahrheit ist, daß es mir an Stoff fehlt und ich weiß oft nicht, wie ich die Seiten ausfüllen soll. Mein Gott! ich wollte, daß man sich etwas daran erinnerte, wie man mir diese Heirath nolens volens vorgestellt hat und daß meine Freiheit der Preiß davon war. Aber ich glaube, daß die Frau Herzogin mir diesen Streich spielt, indem sie meint, daß ich mich gutwillig unter die Herrschaft ihrer großen Haube fügen werde, der ich aus Herzensgrunde wünsche, daß der Teufel hinein schlägt. Ich hoffe nicht, daß der König sich in meine Angelegenheiten mischen wird, sobald ich mich verheirathet habe, denn dann würden sie gewiß schlechten Fortgang haben und die

Frau Prinzessin könnte darunter zu leiden haben. Die Ehe macht großjährig und sobald ich das bin, bin ich Herr in meinem Hause und meine Frau hat nichts zu befehlen. Denn nur kein Frauenregiment, in keinem Dinge in der Welt! — Ich glaube, ein Mann, der sich durch Weiber regieren läßt, ist der größte Schurke auf Erden und nicht werth den Namen eines Mannes zu tragen. Deshalb werde ich mich als Galanthomme verheirathen, das heißt, ich lasse Madame thun, was ihr gut dünkt und thue auf meiner Seite, was mir gefällt und dann soll die Freiheit hoch leben. Sie sehn, mein lieber General, daß mein Herz etwas weit und mein Kopf heiß ist, aber ich verstehe nicht, an mich zu halten, und ich spreche Ihnen meine Gesinnungen aus, wie ich sie vor Gott denke. Sie werden mir nichts destoweniger eingestehn, daß die Gewalt gerade der entgegengesetzte Weg ist, wie der der Liebe und daß sich Liebe nicht erzwingen läßt. Ich liebe das schöne Geschlecht, aber ich liebe es mit einer sehr flüchtigen Neigung; ich will von ihm nur Unterhaltung und nachher verachte ich es. Nun urtheilen Sie, ob ich von dem Holze bin, woraus man gute Ehemänner schnitzt. Ich bin außer mir, daß ich einer werden soll, doch ich mache aus der Noth eine Tugend. Ich werde mein Wort halten, ich werde mich verheirathen, aber nachher sehn Sie zu, was geschehn ist: Guten Tag, Madame! und: guten Weg! Ich bitte sehr um Entschuldigung, mein lieber General, daß ich Sie mit diesen Nachrichten belästige, welche für den Geber ebenso wenig angenehm sind, wie für den Empfänger. Immerhin werden Sie begreifen, daß diese Handlungsweise nur böses Blut macht und daß man nur um so mehr Abneigung gegen eine Sache erhält, je mehr man sich einbildet, daß man sich zusammennimmt. Doch ich ende damit, Sie zu ermüden, mein lieber General, indem ich Sie bitte überzeugt zu sein ꝛc.

Trotz dem, daß die Gesinnungen, welche der Prinz in diesem Schreiben so offen ausspricht, selbst dem Könige zum Theil nicht ganz unbekannt sein konnten, und Grumkow wie Seckendorf täglich mehr einsehn mußten, daß die Ehe, welche sie gestiftet hatten, durch den Zwang, den man ausübte, dem kaiserlichen Interesse mehr nachtheilig als vortheilhaft sein mußte, so wurde doch die Verlobung am 10. März 1732 auf dem königlichen Schlosse vollzogen. Von diesem Zeitpunkt an bis zu seiner Vermählung befand sich Friedrich für gewöhnlich in Ruppin, da ihn der König zum Chef des dortigen Regimentes ernannt hatte. Friedrich Wilhelm war endlich zur Erkenntniß gekommen, daß es besser für ihn wäre, wenn er mit seinem Sohne nicht an einem Orte lebte, da ihre Wege, trotz alles Einlenkens, doch noch fast in allen Stücken auseinander gingen. Dies ist vielleicht die einzige Maaßregel gewesen, welche den Verhältnissen angemessen war. Im Uebrigen wird man nicht leugnen können, daß bis dahin fast gar nichts geschehn war, was mit

der Individualität des Prinzen übereinstimmte. Im sechzehnten Jahre, wo die Mannbarkeit sich bei ihm entwickelte, verlangte man von ihm, daß er nüchtern sein und der Verführung des sächsischen Hofes widerstehn sollte, im achtzehnten, wo ein heftiges Verlangen nach Freiheit nicht länger zu bezähmen war, sperrte man ihn ins Gefängniß ein und seine Freiheit bekam er nicht ehe wieder, als bis er feierlich das Versprechen gegeben hatte, sich jetzt zu verheirathen. Friedrich war, als er dies Versprechen ablegte, kaum erst zwanzig Jahr alt geworden. Sein Geist verlangte nach einer theoretischen Ausbildung, er liebte mit Leidenschaft die Dichtkunst, die Musik und fing an, sich mit großer Vorliebe mit der Philosophie zu beschäftigen. Der Durchgangspunkt, auf welchem jetzt die Entwickelung seines Innern stand, mußte erst überwunden werden, ehe er sich den Beschäftigungen des praktischen Lebens mit der Ueberzeugung hingeben konnte, damit etwas Nützliches zu thun, das Niemand statt seiner übernehmen konnte. Nichtsdestoweniger machte man in dieser Zeit an ihn die Anfoderung, ein guter Kriegsrath und ein tüchtiger Obrist zu sein, denn der König hatte die Ueberzeugung, daß, wenn er dies beides wäre, er nicht umhin können würde, auch ein guter Regent zu sein. Friedrich fügte sich in diese neuen Zumuthungen, — wie er es bis dahin immer gethan hatte: er that so viel davon, wie sich mit seinen sonstigen Lieblingsneigungen ohne große Mühe vereinigte und ließ den Rest davon durch andre besorgen. Am fleißigsten genügte er seiner Pflicht als Obrist, denn er wußte wohl, daß sein Vater in diesem Punkte am strengsten war. Er sandte mit der größten Regelmäßigkeit seine Berichte vom Zustande des Regimentes ein, hielt in demselben gute Ordnung und vermehrte es durch eine Anzahl von großen Rekruten, die ihm die Gnade seines Vaters wiedergewinnen halfen, wenn irgend eine Zwischenträgerei oder eine unbedachte Aeußerung sie gestört hatte. Er war aber bei Allem dem weit entfernt davon, die Vorneigung seines Vaters zu theilen. „Woher" schreibt er in einem spätern Briefe an Voltaire „hat mein Regiment Ihre Neugier erregen können? Ich wünschte, es wäre durch seine Tapferkeit bekannt und nicht durch seine Schönheit. Ein Regiment muß sich nicht durch eitlen Aufzug, Putz und äußern Flitter auszeichnen. Ganz andre Krieger führte Alexander, als er Griechenland unterwarf und Asien eroberte!" — Mit weniger gutem Erfolge scheint sich der Prinz der Oekonomie angenommen zu haben. Er war in großer Verlegenheit, als ihm sein Vater auftrug, einen Pachtanschlag von dem Gute Ruppin zu machen, und bat den Herrn v. Grumkow in den dringendsten Ausdrücken, ihm jemanden zu schicken, der sich darauf verstände. Daraus geht freilich mit großer Evidenz hervor, daß der Kronprinz seine Studien auf der Kammer nur etwas oberflächlich getrieben haben mußte, wie auch zum Theil daraus ersichtlich ist, daß der Präsident v. Münchow, unmit-

telbar nach dem Abgange seines Schülers bei einer Visitation den Abschied erhielt. Statt dessen zog es den Prinzen unwiderstehlich zur Lekture hin. „Ich entferne mich“, schreibt er an Grumkow, „beinahe gar nicht aus meinem Hause. Ich ergötze mich an den Todten, und meine stumme Unterhaltung ist mir nützlicher als alle, die ich mit den Lebendigen führen kann. Dann erfreue ich mich an der Musik und ebenso nehme ich meine Zuflucht zur Lyra, mit der mich Apollo zu begeistern würdigt, aber indem ich vorsichtiger mit meiner Dichtergabe geworden bin, behalte ich Alles für mich und übergebe die Erzeugnisse des Apollo dem Vulkan, der sie verschlingt.“ Diese Zurückgezogenheit war nicht so groß, daß der Prinz nicht auch hie und da eine Maskerade mitgemacht, ein Schauspiel angesehn oder eine Liebschaft angeknüpft hätte, doch war das Leben im Ganzen geregelter als früher. Er spricht sich darüber am Genauesten in einem Briefe an Grumkow vom 23. Octb. 1732 aus. „Gott weiß“ sagt er in demselben, „daß ich jetzt so eingezogen lebe, wie man es nur thun kann. Ich beschäftige mich mit den Regimentssachen, mit vielem Exerciren, dann nehmen mich die ökonomischen Aufträge in Anspruch, die mir mein Vater gegeben hat. Nach dem Mittagsessen und nach der Parole vergnüge ich mich, wenn ich nicht irgend ein Dorf besuche, mit Lesen oder mit der Musik. Gegen 7 Uhr gehe ich in die Gesellschaft der Offiziere, die sich versammeln, oder zu den Kapitänen oder zu Bodenburg oder sonst wohin. Ich spiele mit ihnen. Um 8 Uhr esse ich zu Abend. Um 9 Uhr ziehe ich mich zurück und das ist die Art, wie ein Tag nach dem andern verstreicht, ausgenommen wenn die Hamburger Post kommt. Dann habe ich eine Gesellschaft von 3 oder 4 Personen in meinem Zimmer und wir essen allein zu Abend, weil mein Aufwand sich nicht so weit erstreckt, um 10 Personen von so theuren Eßwaaren zu sättigen. Das ganze Vergnügen, was ich habe, ist zu Wasser zu fahren oder in einem Garten, der vor der Stadt liegt, ein paar Raketen zu werfen. Das ist Alles auf der Welt, was ich thue uud ich sehe nicht, wie man in einem so abgelegenen Ort, wie dieser ist, seine Zeit anders zubringen kann. Ich wünschte von ganzem Herzen, den König über dies Alles enttäuschen zu können. Nach meiner Ansicht giebt es nichts Unschuldigeres und ich sehe nicht ein, wie ich zurückgezogner sein könnte. Unter uns gesagt, man hat der Königin hinterbracht, ich wäre liederlich bis zum Exceß und es scheint, als ob sie es glaubt. Ich weiß nicht, woher es kommt, daß alle Welt so viel von mir hierüber spricht, denn um die Wahrheit zu gestehn, man hat Fleisch und Blut, und ich leugne nicht, daß es von Zeit zu Zeit schwach ist, aber um irgend eines kleinen Fehltritts willen ist man gleich für den liederlichsten Menschen auf der Erde angesehn. Ich kenne keinen Menschen, der nicht Alles das thäte, und es giebt so viele, die viel ärgere Dinge thun, so daß ich gar nicht weiß, woher es

kommt, daß kein Mensch über sie spricht. Ich gestehe, daß mich dies sehr verdrüßt und daß ich, wenn ich die Macht dazu hätte, es den Galgenstricken gedenken würde, die dergleichen Nachrichten aussprengen, wenn schon Alles nur unter der Hand geschieht. Sie sehn, mein lieber Freund, daß ich sehr offen bin, denn ich sage Ihnen Alles, so wie ich es denke und wie es ist, ohne irgend etwas zu beschönigen. Ich weiß, daß Sie Mitgefühl mit meinen Schwächen haben und daß Sie wohl wissen (oder wenigstens hoffen) daß die Zeit mich weise machen wird. Ich thue Alles Mögliche, um es zu werden, aber ich glaube nicht, daß Cato Cato war, als er noch jung war."

Das Verhältniß zwischen Vater und Sohn war unter solchen Umständen nichts weniger als das eines steten Einverständnisses. Was dem letzteren eine sehr unschuldige Erholung schien, war für den ersten ein Kapitalverbrechen und es fehlte nicht an Leuten, denen ihr Diensteifer keine Ruhe ließ, um die geringfügigsten Umstände bei Hofe zu hinterbringen. So schreibt der Prinz am 23. Oct. 1732: „Ich erfahre, daß man dem König über mich schlechte Insinuationen gemacht hat, und daß man mich vor ihm für einen Atheisten ausgiebt. Ich bin außer mir, dergleichen hören zu müssen und da ich nicht die mindeste Falschheit habe, so bitte ich Sie, mir zu sagen, welch ein Mittel ich ergreifen muß, um ihn zu enttäuschen und diesen Gerüchten ein Ende zu machen. Das Beste ist, daß ich weit davon entfernt bin, die Gesinnungen zu hegen, die man mir Schuld giebt, und daß ich nicht einmal weiß, woher diese Gerüchte gekommen sein mögen, denn ich glaube, daß man an keinem Orte in der Welt weniger von Religionssätzen spricht, als bei mir. Doch ich vermuthe, daß sich das Ganze auf den Punkt gründet, über den ich Ihnen neulich zu schreiben das Vergnügen hatte und daß dies nur die Erbitterung unsrer Priester ist. Kaum habe ich eine Schwierigkeit überstiegen, so finde ich eine andre, die sich mir entgegenstellt. Am Ende muß ich glauben, daß ich das Haupt der Medusa zu bekämpfen habe, oder das des Cerberus mit seinen hundert Köpfen." *) Ein andermal sagt er: „Mr. le Grand ist angekommen, sehr schlecht erbaut von Sr. Majestät, der, wie er berichtet, sehr auf Rohwedel gescholten und ihm vorgeworfen hat, daß er sich französisch kleide, er steckte mit mir unter einer Decke und so lange Er lebte, wäre Er Herr und würde ihn nach Spandau schicken. Dies Compliment hat unserm Manne sehr schlecht gefallen und er ist so demüthig, gefällig und höflich wiedergekommen, daß man darüber erstaunen muß. Wir haben uns mehrmals damit unterhalten, uns zu maskiren und ich glaube, daß dies dem Könige mißfallen hat, sammt den Berichten, die man ihm in Betreff auf Rohwedel gemacht hat. Die Wahrheit zu gestehn, so sehe ich noch nicht ganz klar in dieser Angelegenheit und begreife nicht, warum der

*) Friedrich denkt wahrscheinlich an die Lernäische Hyder.

König so plötzlich zu schelten anfängt, und das nicht allein auf mich sondern auch auf diese beiden Herren und ihr stutzerhaftes Aussehn. Er hat zur Königin gesagt, daß er sich gerne davon losmachte, nach Braunschweig zu gehn, er könnte sich aber nicht auf meine Aufführung in so weit verlassen, daß ich ihm nicht wieder einen Streich gespielt hätte. Dies Alles läßt mich fürchten, daß mir irgend ein guter Freund wieder einen Dienst erwiesen hat, oder vielmehr diese Herren. Inzwischen ist mein Gewissen in Bezug auf den König ganz rein und wenn ich vor Gott so frei von Sünden wäre, so glaube ich, ich könnte noch bei Lebzeiten in den Himmel kommen. Leben Sie wohl, mein lieber Freund, ich finde alle Tage mehr, daß die Welt ein närrisches Ding ist und daß die Gunst der Großen das veränderlichste Stück auf der Erde ist. Ein falscher Bericht, ein Nichts, sind im Stande, alle Dienste und alle Mühe zu zerstören, die man sich giebt, um sich bei ihnen zu insinuiren. Ich liebe meine Zurückgezogenheit und ich preise mein Geschick, das mich ferne hält von der Gicht, von der großen Welt Berlins und von dieser ganzen Klicke, deren Mutter die Falschheit und deren Führer die Eifersucht ist. Ich vermuthe, daß man den König glauben machte, ich wollte mich gegen seine Autorität auflehnen, und Gott weiß, wie sehr man mir Unrecht thut, denn ein ruhiges und friedfertiges Leben ist mir angenehmer, als mit der Bürde der Geschäfte beladen zu sein. Ich wünsche ihm ein langes Leben und versichere Ihnen, daß ich stets so sagen werde, wie der verstorbne Dauphin, der einst im Rathe seine Gesinnungen gegen den großen Ludwig mit den Worten aussprach: Ich wünschte, daß ich ihn stets den König, meinen Vater, nennen könnte." In einem andern Briefe heißt es: „Ich glaube, daß man sich in dieser Welt ein Leben schaffen muß, das dauerhaft ist und daß man sich eine Stellung zubereiten muß, die man lange Zeit behaupten kann. Ich kenne den Sinn unsers Herrn und Meisters zu gut, in dem meine Gunst der Veränderung sehr unterworfen ist. So ist denn, um mich einer glücklichen Vergessenheit zu übergeben, die Abwesenheit und mein Regiment für mich der angenehmste Aufenthalt." — „Ich würde mich für sehr glücklich halten, wenn der König meiner nur bei Gelegenheit von Würsten und Käse erwähnte, denn da ich den Wechsel der irdischen Dinge kenne, so kenne ich auch die Veränderung des Urtheils, das man von mir fällt. So ist es mir um so angenehmer, je weniger man an mich denkt und von mir spricht." Von Zeit zu Zeit sprach der König aber auch sein Mißtrauen selbst gegen den Sohn aus. „Neulich" schreibt derselbe, „nahm ich Theil an einem Spaziergange, den der König mit einigen Offizieren machte. Am Ende fiel das Gespräch auf seinen Tod. und er sagte mir, daß er mich kennte und wohl wüßte, daß ich nach seinem Hintritt Komödien und Opern aufführen würde und daß er mir Geld hinterließe, um dergleichen Thorheiten zur Ausführung zu bringen,

ich müßte aber, wenn ich wollte, daß er mir eines Tages zeigen sollte, was noch im Lande zu thun sei, und wenn ich nach seinem Tode Herr sein wollte, mir viele Feinde machen, wie er sich deren gemacht hätte, und er würde mir einst diejenigen nennen, die ihm entgegen gewesen wären. Darauf ließ er sich in Einzelheiten ein, denen ich, Gott sei Dank, noch mit Ehren aus dem Wege ging. Ich kann nicht sagen, daß ich von dem Ganzen allzusehr erbaut wäre, denn ich bemerke wohl, daß das gute Gesicht, das er sich mir zu machen zwingt, nicht von Herzen kommt und daß er immer noch eine geheime Erbitterung im Grunde des Herzens trägt." — Daß dem Prinzen unter solchen Umständen der Aufenthalt in Berlin selbst für kurze Zeit nicht wünschenswerth sein konnte, wird ein jeder einsehn. „Ich kenne," schreibt er, „die Vorzüge der rothen Stube, und der Tabackswolken, welche die mittlere Luftschicht in diesem Zimmer bilden. Dort ist ein Senat, in dem sich oftmals das Geschick und die Bestimmung von uns Andern entscheidet. Der römische Senat wurde bei der Ankunft von den Barbaren, die Rom einnahmen, für eine Versammlung von Göttern gehalten, weil das Aeußere der Senatoren so schweigsam, so ernst und so würdig war. Aber der in Berlin, weit entfernt, mit den Göttern verglichen werden zu können, dürfte bis zu einer Kneipe herabsinken. Doch das thut am Ende nichts; wenn nur nicht eine Zunge, voll von Gift und Bitterkeit, ihre Geschmeidigkeit über mich ergösse und wenn die Atome ihrer Falschheit mich nicht bis in das Innerste meiner Zurückgezogenheit verfolgten; dann würde ich ihnen erlauben, so viel Lärm zu machen, wie sie wollen." — „Wenn schon ich nicht zweifle" schreibt er ein andermal „stets von Spähern umgeben zu sein, so fürchte ich sie doch hier weniger als in Berlin, denn statt der zehn, die ich hier habe, finde ich dort tausend, deren Gewäsch, das diese Fährte schon gewohnt ist, eine böse Galle auf alle Dinge aussprützt", und, von dem steten Waffendienste ermüdet, zu dem ihn seine Stellung zwang, ruft er an einer andern Stelle aus: „Ich komme vom Exerciren, ich exercire und werde exerciren. Das ist Alles, was ich Ihnen Neues sagen kann. Und dennoch liebe ich es, mir einige Augenblicke für die Erholung zu ersparen und ich will lieber hier exerciren vom anbrechenden Tage bis in die Nacht hinein, wie in Berlin als ein reicher Mann leben."

In dieser Weise war etwa ein Jahr vergangen, als Friedrich seinen stillen Aufenthalt in Ruppin verlassen mußte, um sich zu verheirathen. Er hatte zu diesem Schritte, wie selbst aus dem Wenigen, was wir über den damaligen Zustand seines Innern mitgetheilt haben, keineswegés die erforderliche sittliche Reife. Starke Weine bedürfen einer langen Gährung und sein Charakter hätte mindestens noch eine Reihe von Jahren erfordert, um die Wichtigkeit eines solchen Unternehmens, denn so kann man es für seinen damaligen Gemüthszustand wohl nennen,

vollkommen einzusehn und demgemäß zu handeln. Er erkannte dies wohl, wie er sich überhaupt niemals über die Bedürfnisse und den Zustand seines Innern getäuscht hat. Er bat, seit seinem sechzehnten Jahre wiederholt, und jetzt, kurz vor seiner Vermählung aufs Neue, daß man ihm verstattete, eine Reise ins Ausland zu machen. Er wollte Kenntnisse und Erfahrungen sammeln, er wollte die Fremde gesehn haben, ehe er sich daheim ein Haus baute und einen eignen Heerd gründete. Auch diesmal erhielt er eine abschlägige Antwort. „Wenn er mit seiner Frau einen Sohn erzeugt hätte," sagte der König, „dann wollte er ihn reisen lassen, wohin er wollte." Da aber diese Hoffnung niemals in Erfüllung gegangen ist, so hat der Prinz auch vergeblich nach der Gewähr seines Lieblings-Wunsches gestrebt Am 10. Juni 1733 kam der König mit seinem Sohne in Salzdalum, einem Schlosse in der Nähe von Wolfenbüttel an, und am 12. wurde der letztere mit der Prinzessin Elisabeth Christine durch den Abt Mosheim in der Schloßkapelle ehelich verbunden. Zur Verherrlichung des Festes hatte der Großvater der Braut, Herzog Ludwig Rudolph Alles aufgeboten, was in seinen Kräften stand. Auch mehre Schauspiele und Opern wurden aufgeführt, die dem Kronprinzen außerordentlich zu gefallen schienen.

Am 16. kehrte der König mit seiner Gemahlin nach Berlin zurück, die neuvermählte Kronprinzessin und ihre Eltern langten am 26. Abends in Charlottenburg an und hielten am andern Tage ihren Einzug in die Residenz. Der König hielt zuvor auf dem großen Platze vor dem Köpenicker Thore die jährliche Revue über 15 Regimenter und das Husarencorps. Der ganze Hof war dabei gegenwärtig und die Königin fuhr mit ihrer neuen Schwiegertochter in einem offenen Wagen, den der König zu Pferde begleitete. Darauf erfolgte der Einzug der Kronprinzessin durch das Leipziger Thor, wobei ein fortwährender Kanonendonner der Stadt dieses freudige Ereigniß verkündete. Die Aufnahme, welche die Kronprinzessin am Hofe fand, stand mit diesen äußern Ehrenbezeigungen nicht im Einklang. Der König gehörte mit zu den Charakteren, die, wenn sie ihren Plan mit großer Strenge durchgesetzt haben, nachher gegen den Erfolg gleichgültig sind. So hatte er es bei der Verheirathung der Prinzessin Wilhelmine gemacht. So geschah es auch hier. Er hat während der sieben Jahre, daß die Kronprinzessin mit ihrem Gemahl in Rheinsberg lebte, ihr unseres Wissens kein Zeichen seiner besondern Gnade gegeben, ja er hat sie während dieser langen Zeit nicht einmal wieder an seinen Hof beschieden. Dort erschien sie erst, als sie Königin geworden war. Die Königin war sehr mißvergnügt, daß nun eine jede Hoffnung auf eine Verbindung mit dem englischen Hofe verschwunden war und ließ ihre Schwiegertochter den Verdruß darüber entgelten. Dem übrigen Hofe konnte die Prinzessin durch ihre Persönlichkeit nicht imponiren. Sie hatte eine große Figur

aber schlechte Haltung und Wuchs. Ihr Teint war von einer blendenden Weiße und von den lebhaftesten Farben gehoben, ihre Augen dagegen geistlos und von einem matten Blau. Ihr Mund war klein. Alle ihre Züge waren niedlich, ohne schön zu sein und das Ganze ihres Gesichtes so kindlich, daß ihr Kopf einem zwölfjährigen Mädchen hätte angehören können. Ihre Haare waren blond und von Natur gelockt, ihre Zähne dagegen so schwarz und übelgestaltet, daß sie das ganze Gesicht entstellten. Sie hatte dabei wenig Anstand, viel Unbehülfliches im Sprechen und man mußte oft errathen, was sie sagen wollte. Am meisten war sie indessen in ihrem ehelichen Verhältnisse zu bedauern. Friedrich behandelte sie nicht nur mit Kälte, sondern trug gelegentlich wohl noch eine erkünstelte Abneigung gegen sie zur Schau, um das Opfer, welches er dem Könige mit seinem blinden Gehorsam brachte, desto größer erscheinen zu lassen. Im Uebrigen befolgte er in Rücksicht auf eheliche Treue die Grundsätze, welche er in dem oben erwähnten Briefe an Grumkow ausgesprochen hatte.

Nach einem kurzen Aufenthalte in Berlin begab sich das junge Paar nach seinem Wohnorte in Rheinsberg, zwei Meilen von Ruppin und zwölf von Berlin. Das Amt Ruppin war nebst der Stadt und allen dazu gehörigen Dörfern vom Könige schon im J. 1733 angekauft und dem Kronprinzen geschenkt worden. Der Letztere begab sich im folgenden Jahre selbst nach Rheinsberg und erhielt von dem Könige 50,000 Thaler zu seiner neuen Einrichtung. Die Umgegend des Städtchens war anziehend und erhielt durch den Ausbau des Schlosses und die Verschönerung des Parks noch mehr Reiz. „Die Lage des Schlosses" schreibt der Baron v. Bielfeld, der dasselbe im J. 1739 sah, „ist schön. Ein großer See bespült beinah seine Mauern und jenseits desselben zieht sich amphitheatralisch ein schöner Wald von Eichen und Buchen hin. Das ehemalige Schloß bestand nur aus einem Hauptgebäude mit einem Flügel, an dessen Ende sich ein alter Thurm befand. Das Hauptgebäude wurde ausgebessert und durch Bogenfenster, Statuen und allerlei Verzierungen verschönert. Man baute von der andern Seite ebenfalls einen Flügel mit einem Thurm und vereinigte diese beiden Thürme durch eine doppelte Säulenreihe, mit Vasen und Gruppen geschmückt. Durch diese Einrichtung gewann das Ganze die Gestalt eines Vierecks. Am Eingange ist eine Brücke mit Statuen besetzt, die als Laternenträger dienen. In den Hof gelangt man durch ein schönes Portal, über welches Knobelsdorf die Worte gesetzt hat: **Friderico tranquillitatur cobuti.** Das Innere des Schlosses ist höchst prächtig und geschmackvoll. Ueberall sieht man vergoldete Bildhauerarbeit, doch ohne Ueberladung, vereint mit richtigem Urtheil. Der Prinz liebt nur bescheidne Farben. Deshalb sind Meubles und Vorhänge hellviolett, himmelblau, hellgrün und fleischfarben, mit Silber eingefaßt. Die Bibliothek des

Prinzen ist allerliebst. Sie ist in einem der Thürme aufgestellt und hat die Aussicht auf See und Garten. Sie enthält eine nicht zahlreiche aber wohlgewählte Sammlung der besten französischen Bücher in Glasschränken, die mit Gold und Schnitzwerk verziert sind. Voltaires lebensgroßes Bild ist darin aufgehängt. Er ist der Liebling des Kronprinzen, der überhaupt alle guten französischen Dichter und Prosaiker hochhält. Ein Saal, welcher der Hauptschmuck des Schlosses sein wird, ist noch nicht fertig. Er soll mit Marmor bekleidet und mit großen Spiegeln unt Goldbronze verziert werden. Der berühmte Pesne arbeitet am Plafondgemälde, das den Aufgang der Sonne vorstellt. Auf einer Seite sieht man die Nacht, in dichte Schleier gehüllt, von ihren traurigen Vögeln und den Horen begleitet. Sie scheint sich zu entfernen, um der Morgenröthe Platz zu machen, an deren Seite der Morgenstern in Gestalt der Venus erscheint. Man sieht die weißen Pferde des Sonnenwagens und den Apoll, der die ersten Strahlen entsendet. Ich halte dies Bild für symbolisch und auf einen Zeitpunkt deutend, der nicht mehr ferne ist. — Die Gärten in Rheinsberg haben ihre Vollendung noch nicht erreicht, denn sie sind erst seit zwei Jahren angelegt. Der Plan ist großartig, die Ausführung aber wird von der Zeit abhängen. Die Hauptallee schließt mit einem Obelisken in egyptischem Geschmack mit Hieroglyphen. Ueberall sind Baumgruppen, Lauben und schattige Sitze. Zwei Lustschiffe, die der Prinz erbauen ließ, schwimmen auf der See und bringen den Wanderer, der die Wasserfahrt liebt, an das Waldufer."

Im J. 1736 war das Schloß so weit eingerichtet, daß es bezogen werden konnte. Der König und die Königin kamen zum 4. Septb., als dem Einweihungstage, selbst dahin und ländliche Vergnügungen, Jagd, Fischfang und Vogelschießen füllten die Besuchstage aus. Der König erwieß sich bei dieser Gelegenheit besonders gnädig und schenkte dem Kronprinzen 40,000 Thaler zur Bezahlung seiner Schulden. Er kaufte auch im folgenden Jahre das Gut Zernikow bei Rheinsberg für denselben und gab ihm, zur bessern Einrichtung seines Hofstaates 12,000 Thaler Zulage. Trotz dem blieb die Einnahme des Kronprinzen in Verhältniß zu seinen Ausgaben noch sehr beschränkt und er sah sich zu bedeutenden Anleihen genöthigt.

Was die Lebensweise des Kronprinzen angeht, so war sie von der, die er in Ruppin führte, äußerlich in so weit unterschieden, daß er sich durch den Zuwachs an Einkünften im Stande sah, seinem Hause einigen Glanz zu geben, innerlich dadurch, daß er seinen Studien, die bis dahin mehr auf den Genuß als auf gründliche Forschung gerichtet waren, eine ernstere Richtung gab. Auch den Pflichten gegen den Dienst genügte er durch die fleißige Uebung und Komplettirung seines Regiments, wie durch Geschäftsreisen, die er auf Befehl des Königs machen mußte.

„Wir werden", schreibt er an Suhm am 21. März 1738, „in der folgenden Woche unsre Uebungen wieder beginnen. Den 27. Mai werde ich in Berlin sein, im Juli gehe ich nach Wesel, darauf wird sich Ihr Freund in sein Tusculum flüchten, um dort mit Muße zu philosophiren. Das ist mein ganzes Leben. Man kann es mit drei Worten beschreiben. Es ist bequem, und mein Geschichtschreiber wird sich deshalb viel Mühe und Papier sparen können. Was seine Leser angeht, so haben sie nur drei Worte zu behalten: Exercitien, Reisen und Remusberg."

Zu den Freunden, mit welchen der Kronprinz die glücklichen Tage in Rheinsberg zu verleben pflegte, gehörte außer dem Hofmarschall Wolden, dem Baron v. Knobelsdorff und dem Herrn v. Kaiserling, die wir schon kennen gelernt haben, Jordan, der sich schon im September 1736 einfand und früher Prediger, jetzt die Stelle eines Fachgelehrten einnahm, Fouqué, der Militair war und die Campagne in Pommern im J. 1715 mitgemacht hatte, der Ritter Chasot, der Major v. Senning, der Major v. Stille, der Maler Pesne, der mit der Ausstattung der Zimmer beauftragt war, der berühmte Kapellmeister Graun, sein älterer Bruder und Franz Benda, ein ausgezeichneter Violinist, und einige Offiziere von dem kronprinzlichen Regiment, die aus Ruppin und Nauen herüberkamen. Auch an Gästen fehlte es nicht. Im J. 1739 kam Algarotti und Lord Baltimore, auch der Baron v. Bielfeld, welcher hier bald eine bleibende Stätte fand. Dieser Verein, der noch durch einige abwesende Freunde vermehrt wurde, mit denen man eine eifrige Korrespondenz unterhielt, bildete in seiner Zurückgezogenheit vom Hofe und in der Eigenthümlichkeit seines Strebens, eine Art von geheimer Gesellschaft. Der Mysticismus der für junge, strebsame Gemüther stets einen eignen Reiz gehabt hat, wurde hier durch die Umstände sogar zum Theil geboten. Daher gaben sich die Mitglieder des engeren Ausschusses fingirte Namen, die ihre besondere Beziehung hatten, sie bildeten eine Art von Orden, dessen Meister der Prinz war und der Name Rheinsberg selbst wurde in Remusberg verwandelt, weil man einer alten Sage auf die Spur gekommen war, der zu Folge Remus nicht von Romulus erschlagen, sondern nur vertrieben worden wäre. Er sollte nach der Mark Brandenburg gegangen und hier Remusberg gegründet haben, dessen Bewohner sich selbst gerne mit dem Gedanken unterhielten, daß auch sie vom Hofe Berlins verbannt waren und hier einen Zufluchtsort für die Genüsse und Studien gefunden hatten, die dort nicht geduldet wurden. Hier stiftete der Kronprinz daher einen Staat im Staate, eine kleine Republik, wie man sie in der Zeit schwärmerischer Jugend zu träumen pflegt. Sie war begreiflicher Weise nur für wenige Theilnehmer, da man an Geistesverwandten zur Zeit Friedrich Wilhelms keinen Ueberfluß fand. Auch ein Orden wurde von einigen Mitgliedern desselben gestiftet, der den Ritter Bayard zum Schutz-

herren, den Hauptmann Fouqué zum Großmeister hatte und zwölf Theilnehmer zählte. Ihr Sinnbild war ein auf einem Lorbeerkranze liegender Degen mit der Umschrift: **sans peur et sans reproche** und ihr Ordenszeichen war ein in Schwertesgestalt zusammengezogner Ring mit den Worten: **Vivent les sans quartier** (Es lebe, wer sich nicht ergiebt.) Der Kronprinz ließ sich aber hieran nicht genügen. Es giebt eine Zeit im Leben, in der man Alles Gute und Schöne zu profaniren meint, indem man es der Menge Preiß giebt. Man kommt unwillkührlich auf den Gedanken, daß nur die Zurückgezogenheit vom Treiben der Welt und eine geheime Verbrüderung zur Pflege des Göttlichen bestimmt sind. In dieser befand sich Friedrich, denn seine traurigen Schicksale und die Verfolgung, die ihm seine Geistesrichtung zugezogen hatte, diese Ueberzeugung aufgedrungen haben mußten. Er ergriff daher begierig die Gelegenheit, um sich in Braunschweig in die Gesellschaft der Freimaurer aufnehmen zu lassen. Die Folge zeigte indessen, daß er sich in jugendlicher Schwärmerei mehr davon versprochen hatte, als ihm später in Erfüllung ging.

Die platonische Republik in Remusberg, wie sich jene Vereinigung von Freunden gerne zu nennen pflegte, war indessen nicht so strenge, um die Frauen aus ihren Zusammenkünften zu verbannen. Man stimmte im Ganzen den Ton altfränkischer Ritterlichkeit an und die Galanterie wurde somit für eine Kardinaltugend gehalten. Die Kronprinzessin nahm unter den Damen des kleinen Hofes die erste Stelle ein. Ihr zur Seite stand die Oberhofmeisterin, Frau v. Katsch und als Hofdamen die Fräulein v. Schack und v. Walmoden. Auch andre Damen, wie die Frau v. Hacke, v. Morien, v. Brandt, v. Veltheim, v. Kannenberg kamen öfters zum Besuche, um die Freuden der Geselligkeit zu erhöhen. Es entspannen sich bald Verhältnisse, die dem Platonismus der Gesellschaft Gefahr drohten, indem sie engen Zusammenhang unter den einzelnen Mitgliedern beförderten, und Frau v. Brandt übernahm die Rolle einer Vermittlerin bei den Liebesabentheuern des Kronprinzen. Das heitere Leben, welches sich über die Bewohner Rheinsbergs ausbreitete, hat der Kronprinz selbst in seinen Briefen an Suhm, Camas, Rollin u. a. ausgesprochen und der Herr v. Bielfeld hat uns eine detaillirte Beschreibung davon geliefert, aus der wir einige Worte entnehmen, um unsern Lesern diese Epoche im Leben Friedrichs zu veranschaulichen: „Alle die“ sagt der Baron „welche ihre Wohnung im Schlosse haben, genießen einer uneingeschränkten Freiheit, sowohl für ihre Geschäfte wie ihre Vergnügungen. Sie sehn den Prinzen und die Prinzessin nur bei Tische, beim Spiel, auf dem Ball oder bei andern Vergnügungen, an denen sie Theil nehmen. Ein jeder reflectirt, liest, malt, zeichnet, spielt ein Instrument, schreibt und vergnügt sich oder beschäftigt sich in seinem Zimmer und zieht sich zierlich, doch ohne Auf-

wand, an, sobald die Stunde des Essens kommt. Die Unterhaltung des Prinzen über Tische ist vortrefflich; er spricht viel und sehr gut. Es scheint, als ob alle Gegenstände seinem Urtheile unterliegen, und seine Einbildungskraft bringt über einen jeden derselben eine Menge von neuen und richtigen Gedanken hervor. Er duldet den schicklichen und gebildeten Widerspruch; er hat das so seltne Talent, den Geist Andrer zur Geltung zu bringen, und weiß sehr wohl die Gelegenheit herbeizuführen, daß man ein Bonmot anbringt. Er scherzt oft und persiflirt öfters, doch ohne Bitterkeit und ohne von einer witzigen Entgegnung verletzt zu werden. Die Antithesen und Vergleiche sind seine Lieblingsfiguren. Wenn das Mittagsessen geendet ist, so begeben sich die Herren sämmtlich in das Zimmer irgend einer Dame, welche wechselsweise den Kaffe geben, von der Großhofmeisterin an bis zu den Fremden. Der ganze Hof versammelt sich bei der, die den Tag hat. Dort plaudert und scherzt man, man arrangirt eine Spielparthie, eine Promenade und diese Stunde ist nicht die schlechteste am Tage. Der Prinz und die Prinzessin nehmen ihren Kaffe zusammen in ihrem Zimmer. Die Abende sind der Musik geweiht. Der Prinz hat in seinen Zimmern Conzert, zu welchem Niemand Zutritt hat, der nicht gebeten ist und eine solche Einladung ist eine große Gunst. Er spielt dort gewöhnlich eine Sonate, und ein Conzert auf der Flöte, ein Instrument, das er mit der größten Vollendung behandelt. Sein Ton ist bewundernswerth, seine Finger haben viel Fertigkeit und er hat überhaupt viel Musik. Er komponirt selbst Sonaten. Ich hatte die Ehre, mich einst dicht hinter ihm zu befinden, während er spielte und ich war bezaubert von seinem Geschmack, besonders über das Adagio. Es war eine ununterbrochne Schöpfung neuer Gedanken."

„Er tanzt mit vornehmen Anstand und mit Grazie. Ueberhaupt liebt er alle Vergnügungen, ausgenommen die Jagd, die er für eine so schlechte und keine nützlichere Beschäftigung hält, als die, ein Kamin auszufegen. Neulich hatten wir einen Ball, der mich entzückte. Der Prinz, der nur die Uniform seines Regimentes trägt, erschien in derselben in einem Anzuge von Seladonnor, garnirt mit breiten silbernen Knopflöchern mit Quasten oder fliegenden Troddeln. Die Weste war von Silbermoor, reich gallonirt. Alle Herren von seiner Suite trugen einen ähnlichen Anzug, aber minder prächtig, als der des Prinzen. Diese Art von Uniform that eine sehr hübsche Wirkung. — In dieser Weise verfließen unsre Tage in einer Ruhe, die von allen Vergnügungen begleitet ist, welche einer Menschenseele zusagen können. Königliche Tafel, Götterwein, englische Musik, entzückende Promenaden in Gärten und Hain, Wasserparthien, schöne Künste und Wissenschaften, geistreiche Unterhaltung, Alles kommt zusammen, um in diesem verzauberten Schloß Reize über das Leben zu verbreiten."

Der Prinz war indessen weit davon entfernt, sich in diesen Tummel von Vergnügungen, der die Sinne des Berichterstatters gefangen genommen hatte, zu verlieren. Für ihn hatte eine neue Epoche seines Lebens begonnen, und der Genuß, der ihm früher die Aufgabe schien, trat in den Hintergrund, während ein ernsteres Streben seine Seele fesselte. „Mein Haus" schreibt er den 16. Nov. 1736 an Suhm „ist zwar kein Ort, wo man sich mit Geräusch vergnügen kann, aber die Ruhe, die Stille und das Streben nach Wahrheit, sind sie nicht um Vieles den lärmenden und eiteln Vergnügungen der Welt vorzuziehn? Ich habe nie so glückliche Tage verlebt, wie die, welche ich hier gehabt habe." Im folgenden Jahre schreibt er am 12. Dec. an Camas: Der Bericht, den ich Ihnen von dem machen könnte, was mir seit vier Monaten widerfahren ist, würde nicht sehr interessant sein, weil die Ereignisse in denselben durchaus keine Abwechselung haben. Sie würden auf jeder Seite einen Menschen sehn, der mit der Nase an sein Buch gekettet ist, dies dann und wann verläßt, um die Feder zu ergreifen, und diese Beschäftigung mit der Flöte vertauscht. Ein solches Bild fällt gar nicht in die Augen und macht die Neugier nicht rege; freilich erregt es auch keinesweges den Neid." „Ich weiß", sagt er in einem Briefe vom 14. Oct. des folgenden Jahres, die Wahrheit zu gestehn, kaum, was es hier für Wetter ist. Der Wirkungskreis meiner Thätigkeit erstreckt sich nicht weiter als von meinem Kamin bis zum Schreibtisch; der Weg ist nicht groß und man hat nicht die Unbequemlichkeit, auf ihm die Unfreundlichkeit der Luft zu empfinden. Was die Jagd angeht, so giebt es keinen in unsrer Gesellschaft, der nicht statt meiner jagte, ich für mein Theil studire für die Andern; dabei findet jeder seine Rechnung und Niemand ist in seinen Vergnügungen gestört." Am 10. Febr. 1738 schreibt er an seinen Lehrer Duhan: „Ich bin mehr als jemals unter den Büchern begraben; ich jage der Zeit nach, die ich in meiner Jugend so unbedachtsam verloren habe, und ich sammle mir, so viel ich vermag, einen Vorrath von Kenntnissen und Wahrheiten," und an Suhm am 15. Nov. 1737: „Ich studire aus allen Kräften und thue alles Mögliche, mir die Kenntnisse zu erwerben, die mir nöthig sind, um mich würdig aller der Dinge zu entledigen, welche meines Amtes werden können; kurz, ich arbeite, um mich besser zu machen und um mir den Geist mit Allem zu erfüllen, was das Alterthum und die neuere Zeit Vortreffliches bieten."

Die Gegenstände, mit denen sich Friedrich in dieser Zeit in leidenschaftlicher Vorliebe beschäftigte, waren die Geschichte, die Mathematik und vor Allem die Philosophie. Dies brachte ihn auch in Briefwechsel mit dem berühmten Rollin, der ihm seine Werke übersandte und dafür die lebhafteste Bewunderung zum Danke erhielt, mit Gravesande und Maupertius, und besonders mit dem deutschen Philosophen Wolff, den

sein Vater aus Halle vertrieben hatte und den Friedrich unmittelbar nach seiner Thronbesteigung zurückrief. Friedrich suchte und fand in diesen Wissenschaften, namentlich in der Philosophie nicht nur Belehrung seines Geistes, Schärfung seines Verstandes, er wollte sie nicht zur bloßen Gymnastik seiner Geisteskräfte herabsetzen, er foderte vielmehr von ihnen eine Wirksamkeit, die sich auf sein ganzes Innere, namentlich auch seine moralischen Ueberzeugungen erstrecken sollte. Wenn schon es ihm Viele seiner Zeitgenossen an Gelehrsamkeit und Umfang ihres Wissens zuvorgethan haben, so übertraf ihn doch keiner an Geist und Lebhaftigkeit der Auffassung. Sein Verhältniß zu den Gegenständen, die er sich zum Studium ausersehn hatte, war daher nicht das der bloßen Receptivität, er wurde bald Herr dessen, was er erlernte und, durch den steten Wachsthum seines Innern, auf jeder neuen Stufe, die er erreichte, aufs Neue productiv.

Ein tiefer, unauslöschlicher Drang nach Wissen, Verehrung eines jeden ausgezeichneten Talentes, stete Arbeit an der Ausbildung des eignen Geistes sind der herrschende Charakter dieser merkwürdigen Epoche im Leben des Prinzen. Da die Wissenschaften ebenso in sich unendlich als unabgegrenzt gegen einander sind, so führte ihn eine jede der andern zu und er konnte sich in dem Reichthum, der sich ihm erschloß, kaum ein Genüge thun. Das Studium der Geschichte und der Hinblick auf die Herrscherzeit, die ihm bevorstand, machte ihn zum Politiker. Er schrieb in diesen Jahren eine Abhandlung: Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand von Europa, die im Frühjahr 1738 beendigt wurde und bald darauf im Druck erschien. Diesem Werke folgte bald ein anderes aus dem Gebiete der Philosophie, das den Titel trug: Ueber die Unschuld der Irrthümer des Geistes. Endlich trat er gegen das Ende dieser Epoche, kurz vor seiner Thronbesteigung mit seinem Antimachiavell hervor. Aber auch die Dichtkunst, seine Lieblingsbeschäftigung, wurde darüber nicht vernachlässigt. Zu Zeiten ergriff ihn sogar eine Art von poetischer Wuth, so daß er nicht im Stande war, anders als in Versen zu schreiben. Man darf freilich in Gedichten dieser Zeit nicht das suchen, was man heute unter Poesie versteht. Der Inhalt ist die reinste Prosa von der Welt und der Ausdruck so pathetisch, daß man nicht vom Kothurne herunterkommt. Auch die kleinsten sind in einem Odenton geschrieben, der viel Ermüdendes hat und dasjenige, was die Dichter jener Zeit selbst am meisten und eigentlich allein gesucht haben, ist ein sogenannter poetischer, d. h. sehr gewählter Ausdruck, der eben dadurch aufhört, zum Herzen zu sprechen, weil man ihm die Absichtlichkeit anmerkt. Trotz dieser Mängel hatte indessen jene Dichtungsart den Vortheil, daß sie eine gute Vorschule für die Prosa abgab. Aus diesen eleganten Versen, in denen jedes Wort abgewogen wurde, verbreitete sich über den prosaischen Ausdruck eine Grazie, die den Schriften

Friedrichs einen so eigenthümlichen Charakter verlieh, daß die Franzosen nicht umhin konnten, ihn ihren Klassikern beizuzählen.

Friedrich konnte eine solche Richtung nicht einschlagen, ohne den Meister derselben stets vor Augen zu haben und ihm die größte Bewunderung zu zollen. Die Schriften Voltaires hatten schon in frühester Jugend sein ganzes Innere ergriffen. Sie sind für sein ganzes geistiges Streben von entscheidender Wirkung geworden. Er verehrte in Voltaire den Mann, der ihm in Allem, was er jemals als Schriftsteller zu leisten im Stande war, als erhabenes, unerreichbares Vorbild vor der Seele schwebte. „Ihr Bild", schrieb er an ihn, „schmückt meine Bibliothek; es hängt über dem Schranke, der unser goldnes Vließ bewahrt, unmittelbar über Ihren Werken und dem Orte gegenüber, wo ich gewöhnlich sitze, daß ich Sie immer vor Augen habe. Fast möchte ich sagen, Ihr Bild sei mir die Memnonssäule, die, wenn die Sonnenstrahlen sie berührten, harmonisch ertönte, und die den Geist dessen, der sie anschaute, belebte." Der Wunsch, sich einem Manne zu nähern, der damals, aus seinem Vaterlande verbannt, darum nicht aufhörte, sein Jahrhundert zu beherrschen, der mit fester, unerschütterlicher Hand die Fackel des Verstandes in die bigotte Finsterniß seiner Zeitgenossen zu tragen wagte, der die geselligen Formen, wie die Beschränkungen des Geistes mit gleicher Freimüthigkeit der vorurtheilsfreien Betrachtung unterwarf, und seine entrüsteten Gegner mit lachendem Munde unter den Geißelhieben seiner Satire zu Paaren trieb, einem solchen Manne näher zu treten, war lange der Wunsch des jungen Königssohnes gewesen. Im J. 1736 warf er die Scheu, in der ihn seine Bewunderung bis dahin ferne gehalten hatte, von sich und gab den enthusiastischen Empfindungen seines Herzens einen entsprechenden Ausdruck. Von diesem Augenblicke an war zwischen den beiden größten Männern ihres Jahrhunderts eine Freundschaft geschlossen, die nur mit ihrem Leben endete. Briefe und Geschenke wechselten in ununterbrochenem liebevollen Eifer, Friedrich veranstaltete eine Prachtausgabe der Henriade mit einer Vorrede von seiner eignen Hand, es gab bald keinen Gegenstand von Interesse mehr für den Prinzen, den er nicht der Beurtheilung seines Freundes mittheilte und die Verehrung, welche Lehrer und Schüler gegenseitig für einander empfanden und aussprachen kannte in dieser ersten Zeit ihrer erwachenden Vertrautheit keine Grenzen.

So hatte sich denn der Prinz in der Stille und Abgeschiedenheit seines Zufluchtsortes in eine ideale Welt vertieft, die alle seine geistigen Kräfte in Anspruch nahm und in die froheste Thätigkeit versetzte. Diese glückliche Stimmung, die Zufriedenheit, die der Fortschreitende stets mit sich empfindet, und die ihn mit der äußern Welt in Einklang setzt, weil ihm jene nur ein Spiegel seines ungetrübten Innern scheint, übertrug sich auch auf diejenigen Geschäfte, die den Kronprinzen mit dem prakti-

schen Leben verbanden. Die Sphäre seiner amtlichen Wirksamkeit hatte sich inzwischen erweitert. Der König verlangte nicht nur von ihm, daß er seinen Pflichten gegen das Regiment genügte, das ihm anvertraut war, er schickte ihn auch nach Wesel, nach Königsberg und in andere Gegenden der Monarchie, um die Verwaltung daselbst zu untersuchen und zu ordnen, ja er übertrug ihn sogar während seiner schweren Krankheit im J. 1735 den größten Theil der Staatsangelegenheiten. Er sah überall, wohin er kam, die unverkennbaren Zeichen eines tief begründeten Wohlstandes, die Frucht eines langjährigen Friedens. In Preußen bewunderte er die waltende Hand des Königs, der dies Land aus dem Zustande des tiefsten Elendes zu einer der blühendsten Provinzen des Königreichs gemacht hatte. Er fand keinen Ort, wo er nicht die Elemente zu einem großartigen Ganzen entdeckt hätte, dessen Schöpfung ihm, dem Thronerben vorbehalten blieb und in dieser Zeit war es, wo Friedrich die Kräfte seines Landes aus eigner Anschauung kennen lernte.

Die Gunst des Glückes führte ihn aber auch über die Grenzen Preußens hinaus. Er hatte längst den Wunsch gehegt, seine Truppen, die in dem langen Frieden fast allen kriegerischen Sinn eingebüßt hatten, im Felde zu sehn. Die Taktik, die daheim ein leeres Wort gewesen war, sollte ihm lebendig zur Anschauung kommen, als der Prinz Eugen die Reichstruppen mit der Kaiserlichen Armee im Lager bei Wehlau vereinigte. Der Kriegsruf dieses ausgezeichneten Mannes, der ohne Widerspruch der erste Feldherr seiner Zeit war, hatte auf die Heldenseele Friedrichs **II.** keinen geringen Eindruck gemacht und er nahte sich mit Ehrerbietung, indem er um Erlaubniß bat, zusehn zu dürfen, wie ein Held Lorbeeren sammelte. Dieser Anblick war ihm nun freilich nicht beschieden. Der Held hatte merklich gealtert und Friedrich gestand in späteren Jahren selbst, daß er nur den Schatten des großen Eugen gesehn hätte, aber damals war die Verehrung des großen Mannes in seinem Herzen noch zu lebhaft, um irgend einem Zweifel Raum zu gestatten. Die schlechte Beschaffenheit des österreichischen Militairs konnte ihm freilich nicht entgehn und es giebt Leute, die behaupten, Friedrich hätte nie den Krieg gegen das Kaiserreich begonnen, wenn er nicht das kaiserliche Heer in diesem Feldzuge gesehn und verachten gelernt hätte. Doch hören wir ihn selbst. „Der gegenwärtige Feldzug", schreibt er an Camas am 11. Sept. 1734 aus dem Lager bei Heidelberg, „ist eine Schule, wo man lernen kann, welche Unordnung und Verwirrung in dieser Armee herrscht; es ist für Lorbeeren ein sehr unergiebiges Feld und die, welche ihr ganzes Leben daran gewöhnt waren, dergleichen zu pflücken und es bei siebzehn Gelegenheiten gethan haben, sind diesmal nicht dazu gekommen. Wir andern hoffen alle sammt im künftigen Jahre die Ufer der Mosel zu besuchen; wir werden dort die Lorbeeren finden, die der Rhein uns, den letzten Vertheidigern seiner Freiheit ver-

weigert hat. Es sind nun schon drei Wochen, daß wir im Felde sind; gleichwohl hat die Unthätigkeit dem Prinzen bei dieser Gelegenheit mehr Ehre gebracht, als alle Bewegungen, die er hätte machen können; da das große Spiel der Franzosen darin bestand, ihn den Neckar aufgeben zu machen und den Posten einzunehmen, den wir inne haben. Ich fürchte lieber Freund, Sie bilden sich ein, daß ich mir, indem ich von hier fortgehe, den tragischen Kothurn anziehe und als ein kleiner Eugen das Benehmen des Einen verurtheilen und die Fehler des Andern beobachten werde, und daß ich mich dann als Richter erheben werde, um im Doctorton eine Sentenz darüber zu fällen, was ein jeder hätte thun sollen. Nein, mein lieber Camas, weit entfernt, meine Anmaßung bis zu diesem Punkte zu treiben, bewundere ich das Benehmen dieses Feldherrn und mißbillige eben so wenig das seines würdigen Gegners. Ich suche für mein bescheidnes Theil, mir das zu Nutze zu machen, was mir in dem Handwerk dient, das ich ergriffen habe, und weit entfernt, die Achtung und Ehrerbietung vor Männern zu verlieren, die mit Wunden bedeckt, durch die Länge des Dienstes und ihrer Jahre eine vollendete Erfahrung erreicht haben, will ich auf sie als meine Lehrer lieber hören als jemals, mir den Weg bezeichnen lassen, der der sicherste ist, um zum Ruhme zu gelangen und die kürzeste Straße, um das Kriegshandwerk zu ergründen." Die große Bescheidenheit, mit welcher der Prinz hier sein Urtheil zurückhält, ist überhaupt charakteristisch für die ganze Epoche seines Lebens in Rheinsberg. Er wollte nur Belehrung, er hegte nur Wißbegierde und zollte da, wo er sie zu befriedigen hoffte, unbegrenzte Bewunderung. Wenn anders ihm daher in dieser Periode schon der Name eines Philosophen gegeben werden kann, so zierte ihn vor allen eine Eigenschaft desselben, die, wie Plato sagt, dem Weisen so überaus gut ansteht, und die der Anfang jeder tieferen Erkenntniß ist: das Staunen.

Die glückliche Zeit, welche Friedrich unter diesen Umständen verbrachte, hatte indessen auch ihre Schattenseiten. Sein sorgenloser Sinn, dessen größte Stärke darin bestand, das Vergangne zu vergessen und sich um die Zukunft nicht zu quälen, wurde dennoch von Zeit zu Zeit durch Bekümmernisse geängstigt, die, weil sie eine ununterbrochne Kette bildeten, am Ende seine Geduld erschöpften und ihn zwangen, sich darüber auszusprechen. Die Sorgen kamen hauptsächlich von zwei Seiten, aus den Geldverlegenheiten, denen er sich nur mit Mühe und Noth entwinden konnte, und aus seiner Stellung zum Hofe und der Person seines Vaters. Was den ersten Punkt angeht, so scheint es vielleicht Manchem, der die bedeutenden Geschenke betrachtet, die ihm der König machte, als ob der Prinz verschwendet haben müßte, wenn er mit den Einkünften seines Gutes und der Zulage, die ihm der König gab, nicht auskommen konnte. Doch dem ist nicht so. Friedrich haßte trotz dem,

daß er den Aufwand liebte, doch die Verschwendung. Prunk und Ostentation waren ihm so sehr zuwider, daß sie ihn gegen das Andenken seines Großvaters auf das Leidenschaftlichste eingenommen haben. Er konnte nicht von ihm sprechen, ohne diese Schwäche zu persifliren. Der Prinz hatte dagegen nur das Talent, auf eine übrigens unscheinbare Weise, viel Geld auszugeben. Er liebte es, daß Alles, was ihn umgab, ausgesucht und vornehm war. Bei Tische zog er die kleinen Schüsseln und die **hauts gouts** vor, er trank vorzugsweise französische Weine und besonders gerne Champagner, seine Zimmer mußten geschmackvoll dekorirt, sein Haus fürstlich eingerichtet sein und ein kleiner Hofstaat wurde mit nicht unbedeutenden Summen unterhalten. Hätte er, wie der König wünschte, seine Tafel mit den Erzeugnissen des Ruppinischen Bodens besetzt, das Holz zu seinen Möbeln aus der Nähe genommen und statt Champagner, Königsbier getrunken, so reichten freilich seine Einkünfte vollkommen hin, um ihn sammt seiner ganzen Umgebung zu erhalten, doch dies widersprach seiner Neigung. Dennoch würden seine Schulden nicht eine so beträchtliche Höhe erreicht haben, wenn er nicht als Obrist verpflichtet gewesen wäre, auf eigne Kosten sein Regiment zu rekrutiren. Der Preis für große Leute hatte durch die starke Consumtion, die der König von diesem Artikel machte, schon eine bedeutende Höhe erreicht und war noch immer im Steigen. Der Prinz hatte daher seine Emissäre im Auslande, die allein ein bedeutendes Jahrgehalt bezogen und ihre Empletten wurden noch theurer verkauft. „Erlauben Sie mir", schreibt er an Camas am 14. Oct. 1738, „daß ich Ihnen ein physikalisches Phänomen anzeige, das in unserm Jahrhundert keineswegs gleichgültig ist; es besteht darin, daß ich durch die Anziehungsstärke von 6000 Thaler aus dem tiefsten Innern Hollands gegen mein Centrum einen Körper von über 6 Fuß 4 Zoll Länge hergewuchtet habe, und dies Phänomen, das nicht seltner noch außerordentlicher ist als ein starkgeschweifter Komet, wird in wenigen Tagen an dem Horizonte von Ruppin erglänzen. Jetzt, meine Herren, ist es an Ihnen, sich zu verbergen und die Hand vor die Augen zu halten, damit sie nicht von einer ähnlichen Helle geblendet werden, wie die Augen Moses von dem feurigen Antlitz." Wenn der Prinz für ein Phänomen dieser Art mit Freuden 6000 Thlr. ausgab, so läßt sich denken, welche Summe ihn ein Regiment kosten mußte, das durch seine Schönheit in der Monarchie berühmt wurde. Und dennoch hätte der Prinz, wenn er dabei auf seinen Vortheil sah, auch hieraus noch bedeutenden Ueberschuß gewinnen können. Es gab Offiziere genug zur Zeit Friedrich Wilhelms, die sich durch glückliche Negociationen mit langen Rekruten, welche ihnen der König abkaufte, ein ansehnliches Vermögen erwarben. Aber während Andere dabei ihren Vortheil fanden, setzte Friedrich nur zu. Er hatte entweder nicht das Talent zu solchen Spekulationen oder er hielt

sie unter seiner Würde. Unter diesen Umständen fanden sich denn Grumkow und Seckendorf, die von der steten Geldnoth des Prinzen in Kenntniß gesetzt waren, bereit, ihm vom kaiserlichen Hofe anfangs einzelne Summen, späterhin ein fortlaufendes Gehalt zu verschaffen, indem sie so schwach waren, sich einzubilden, daß der Kronprinz auch noch als König dem Kaiser diesen Liebesdienst gedenken und seinem Hause dafür mit dankbarer Anhänglichkeit ergeben sein würde. Die Folge zeigte nur allzubald, wie sehr sie sich verrechnet hatten. Friedrich war durch die 7000 Dukaten, die ihn der kaiserliche Hof in seiner Bedrängniß zukommen ließ, nicht zu bewegen, seine wohlbegründeten Ansprüche auf Schlesien aufzugeben. Es war auch nicht die einzige Hülfe, die er in Anspruch nahm. Im Lande hatten freilich wenige, wie der Kaufmann Splittgerber, den Muth, ihm zu leihen, aber sein treuer Freund Suhm sparte keine Mühe, um im Auslande für ihn erhebliche Summen aufzubringen.

Der König erfuhr zwar die Lage seines Sohnes wohl nicht in ihrem ganzen Umfange, aber es läßt sich nicht erwarten, daß sie ihm ganz unbekannt geblieben sein sollte. Er bezahlte, wie wir berichteten, im J. 1735 für ihn 40,000 Thlr. Schulden und würde noch weit mehr haben bezahlen müssen, wenn er sich um die Finanzen des Kronprinzen genau hätte bekümmern wollen. Er scheint diesen Punkt aber, wie Manches Andre, absichtlich ignorirt zu haben, um das gute Verhältniß, das sich scheinbar im Großen hergestellt hatte, nicht auf eine eclatante Art zu stören. Im Grunde des Herzens konnte er mit seinem Sohne wenig zufrieden sein. Er wollte, daß er eine zurückgezogene, frugale Lebensweise annehmen sollte; in seinen Augen mußte der Prinz ein Verschwender scheinen. Der König wollte, daß sein Sohn sich alles französische Wesen aus den Kopf schlüge, und statt dessen war der letztere eifrigst bemüht, französische Litteratur und Sitte, ja französische Küche und französischen Wein bei sich einheimisch zu machen. Diese und andere Dinge würden unzweifelhaft zu sehr betrübenden Scenen Veranlassung gegeben haben, wenn nicht der Kronprinz durch Geschenke aus seinem Garten und Keller und besonders durch die Vorführung großer Rekruten den leicht reizbaren Sinn des Königs besänftigt hätte. Dies waren die Vorbereitungen, die der Kronprinz traf, um seinem Vater zu begegnen.

„Ich habe", schreibt er am 10. Mai 1739 an Camas, „Befehl erhalten, am Montag nach Berlin zu gehn. Mein Regiment ist mit Argumenten von 6 Fuß Länge gerüstet und dies ist ein wahrer Segen. Wenn man anders durch strengen Gehorsam gegen das Gesetz sicher ist, so werden wir es sein; wenn man durch ein korrektes Exercitium dem Könige den Hof macht, so werden wir es thun; wenn man durch die Dazwischenkunft von Kolossen in Berlin Glück machen kann, so kann ich mich auf das meinige verlassen." — „In diesen Tagen", schreibt er am 22. Juni 1737 an Suhm, „hat es wieder neue Händel gegeben. Das

Ganze kommt von einer Eifersucht Bredows gegen Wolden. Der erstere hat Mittel gefunden, um dem Könige zu insinuiren, daß ich ein Mensch ohne Religion wäre, daß Manteufel (der Premierminister am sächsischen Hofe) und Sie viel dazu beigetragen hätten, um mich zu verderben, daß Wolden ein Narr wäre, der bei uns den Spaßmacher spielte und daß er mein Favorit sei. Sie wissen, daß die Anklage der Irreligiosität die letzte Zuflucht der Verleumder ist und daß dies nur sagt, man habe nichts mehr zu sagen. Der König hat Feuer gefangen, ich habe mich zusammengenommen, mein Regiment hat Wunder gethan und die Führung der Waffen, ein wenig Mehl auf die Köpfe der Soldaten gestreut, Leute, die über sechs Fuß hoch sind, und eine Menge von Rekruten sind stärkere Beweise gewesen wie die meiner Ankläger. Gegenwärtig ist Alles still, man spricht nicht mehr von der Religion, von Wolden, von meinen Verfolgern, noch von meinem Regiment." Es gab sogar Zeitpunkte, in denen der Prinz mit Ueberraschung eine Veränderung im Sinne seines Vaters wahrzunehmen glaubte, aber sie waren nicht von langer Dauer. Als er im December des Jahres 1738 nach Berlin kam, fand er zu seinem Erstaunen den König, den Verächter der Wissenschaft, über Wolffs Metaphysik und, ganz voll von diesen unerhörten Ereigniß, eilte er, es seinen Freunden mitzutheilen. Er schreibt an Camas: „Ich habe eine merkliche Veränderung in den Gesinnungen des Königs gefunden. Er hat von den Wissenschaften wie von lobenswerthen Dingen gesprochen; er ist ausnehmend gnädig geworden; ich bin entzückt und vor Freuden ausser mir über das, was ich gehört und gesehn habe. Alles, was ich lobenswerthes sehe, giebt mir eine innere Genugthuung und ich kann sie beinahe nicht mehr verbergen. Ich fühle in mir die kindliche Liebe sich verdoppeln, wenn ich so vernünftige und richtige Gesinnungen in dem Urheber meiner Tage sehe. Ich wünsche von ganzem Herzen, daß ich mich immer mehr in das Lob eines Vaters ergießen kann, den ich von Natur liebe und dessen gute Handlungen mich erheben." Ebenso heißt es in einem Briefe an Suhm: „Die Neuigkeiten des Tages sind, daß der König drei Stunden am Tage die Philosophie Wolffs liest, wofür Gott gepriesen sei! So sind wir denn, wie Sie sehn, bei dem Triumphe der Vernunft angekommen, und ich hoffe, daß die Bigotterie mit ihrer finstern Kabale nicht mehr den gesunden Sinn und die Vernunft unterdrücken können. Hätten Sie noch vor zwei Jahren geglaubt, daß dies Phänomen in unsern Tagen erscheinen würde? So sieht man denn, daß man auf nichts schwören muß und daß die Dinge, die uns am fernsten scheinen, uns oft am nächsten sind. Aber was wird unser Philosoph sagen? Denn mit allen seinen Wahrscheinlichkeitsregeln bin ich doch sicher, daß er niemals geglaubt hat, was jetzt geschehen ist. Ich will Ihnen noch mehr sagen; man bietet Wolff eine Pension von 1000 Thaler an, seinem

Sohne eine von 500 und man verspricht der Frau ein Jahrgeld, im Fall sie Wittwe werden sollte. Sehn sie diese Menge von neuen und erstaunenswerthen Dingen, die gleichwohl wahr sind." Leider folgte aber diesen vorschnellen Ankündigungen einer neuen Zeit das traurige Geständniß auf dem Fuße, daß im Grunde noch Alles beim Alten war. In dem unmittelbar darauf an Camas geschriebenen Briefe berichtet Friedrich: „Zu meinem großen Kummer bin ich genöthigt, die Palinodie zu singen. Alle diese schönen Anzeichen von Gnade, Wohlwollen und Sanftmuth sind verschwunden, wie ein Traum. Die Laune des Königs ist stark erbittert und sein Haß gegen mich hat sich in so verschiedener Weise ausgesprochen, daß ich, wenn ich nicht wäre, der ich bin, längst meinen Abschied genommen hätte; und ich wollte tausendmal lieber mein Brodt auf anständige Art anderwärts erbetteln, als mich hier von dem Verdruß nähren, den ich haben muß. Die Erbitterung, die der König zeigt, um mich heimlich und öffentlich zu verschreien, ist keine Sache mehr, die man sich ins Ohr sagt; sie ist das Stadtgespräch, alle Welt ist davon Zeuge und alle Welt spricht davon; und, was das Sonderbarste dabei ist, ich kenne nicht einmal mein Unrecht, wenn es nicht das ist, daß ich sein präsumtiver Erbe bin. Es ist unzweifelhaft, daß schlechte Menschen dieses Feuer anfachen und daß die Laune der Gicht und das cholerische Temperament des Königs nicht weniger dazu beitragen. Ich lerne, Geduld zu behalten, und seit den drei Wochen, daß ich hier bin, habe ich davon schon so viel angenommen, daß ich mir die empfindlichsten Dinge sagen höre, ohne das Gesicht zu verziehn, ohne mich zu regen, und darauf ein Gespräch zu beginnen, in dem es scheint, als ob ich sie nicht einmal gehört hätte. Ich wollte indessen doch, daß, wenn der König sich nicht entschließen kann, gegen mich die Gesinnungen eines Vaters zu haben, oder wenn mein Gesicht das Unglück hat, ihn zu mißfallen, er mich abseits gehn ließe nach Rheinsberg."

Daß Berlin unter solchen Umständen für den Prinzen keinen Reiz hatte, ist leicht zu begreifen. „Ich befinde mich", schreibt er am 7. Dec. 1738 an Camas, „seit drei Tagen in Berlin. Die Stadt hat sich in Bezug auf ihre Steinmassen bedeutend vergrößert; was die Gesellschaft und die schöne Welt angeht, so übergehe ich sie mit Stillschweigen. Ich höre alle Tage von den Vergnügungen Berlins sprechen; aber so viel, wie ich davon begreifen kann, so verhält es sich damit wie mit der Lanze des Padroclus. Sie wissen, daß sie die Gabe hatte, zu verwunden und zu heilen, was so viel sagen will, um die Metapher zu verlassen, daß man die Vergnügungen Berlins kennen muß, um den Geschmack daran zu verlieren."

Inzwischen nahte aber auch die Zeit heran, wo diesen Dingen eine Umgestaltung bevorstand. Wir erzählten bereits, daß der König den

Winter des Jahres 1739 auf dem Krankenbette verbrachte, von dem er sich nicht wieder erhob. Er übergab die Regierung wenige Tage vor seinem Tode feierlich in die Hände seines Sohnes und starb, nachdem er von seinen Beamten und seiner Familie Abschied genommen hatte, den Tod eines Christen. Er hatte vor seinem Dahinscheiden seinem Sohne eine genaue Instruction hinterlassen, wie er es mit der Beerdigung seines Leichnams gehalten wissen wollte. Sobald er seinen Geist aufgegeben hatte, ließ Friedrich den Baron von Pöllnitz rufen und sagte ihm, daß er zwar entschlossen sei, in Allem den Willen des verstorbenen Königs zu befolgen, daß er indessen fürchte, von dem großen Publikum, das nur zu oft Zeuge ihres Zwiespaltes gewesen war, mißverstanden zu werden, wenn er es mit der großen Einfachheit thäte, die der Verewigte angeordnet hätte. Der Baron schlug ihm vor, den Leichnam seines Vaters ganz auf die von ihm selbst angeordnete Weise zu bestatten, und erst einige Zeit nachher das feierliche Leichenbegängniß zu halten. Der König billigte diesen Vorschlag, doch erlaubte er sich trotz dem noch einige Abänderungen von dem Befehle seines Vaters. Er ließ den Leichnam einige Zeit auf dem Paradebette den Augen des Publikums ausstellen, ferner wurde derselbe vom Schlosse bis ans Grab von acht Hauptleuten getragen, und da dies bei Nacht geschah, so feuerte die Garde nicht und das Geschütz wurde nicht gelöst, um diese Feier in aller Stille abzumachen. Alles dies wurde auf den Tag des Leichenbegängnisses aufgespart, welches zu Potsdam freilich mit einer Pracht aufgeführt wurde, die dem Sinne des verstorbenen Königs durchaus zuwider war.

Friedrich erfüllte aber, indem er dies that, die Pflichten gegen den Verewigten auf eine edlere Weise, als es jener von ihm gefodert hatte. Der Tod Friedrich Wilhelms rief eine starke Veränderung in den Gesinnungen seines Sohnes hervor. Friedrich II, der nun nicht mehr von dem persönlichen Zwiespalt zu leiden hatte, welcher Vater und Sohn durch ihre Denkungsweise getrennt hielt, durfte jetzt seinen Empfindungen gegen den Verstorbenen ihren angemessenen Ausdruck geben. Er ehrte den Vater nicht so, wie es jener wollte, mit den Ehrenbezeigungen, die man einem jeden Obristen ertheilt, sondern mit denen, die ein König für sich in Anspruch nehmen darf, dessen Verlust für die Monarchie in gewissem Sinne immer unersetzlich bleibt. Von diesem Augenblicke an, wo jedes momentane, kleinliche und vorübergehende Hinderniß, das der Vereinigung von Vater und Sohn im Wege stand, durch den Tod hinweggenommen war, übte der Sohn ein wahrhaft edelmüthiges Vergessen in Bezug auf alle seine früheren Leiden, und zeigte hierin zunächst den großartigen Geist der neuen Epoche, die er über die Monarchie heraufzuführen bestimmt war.

Es gibt wenig Fürsten, die bei ihrer Thronbesteigung mit so lau-

tem Jubel begrüßt wurden, wie Friedrich II. Alles, was Friedrich Wilhelm gethan hatte, um seinen Sohn in den Augen des Publikums herabzusetzen, hatte nur dazu gedient, ihn seinem Volke um so werther zu machen. Die verschiedene Geistesrichtung, die zwischen ihnen statt fand, hatte zu so großen Extremen geführt, daß sie auch dem vom Hofe Entferntesten nicht verborgen geblieben sein konnte, und wer unter der Regierung Friedrich Wilhelms zu leiden gehabt hatte, der hoffte mit Zuversicht von der seines Sohnes Trost und Ersatz. Der schwere Druck, unter dem das Land 27 lange Jahre geseufzt hatte, war nun abgeworfen, jeder fühlte, daß eine neue Epoche bevorstand, und was man nicht aus den bisherigen Aeußerungen des freisinnigen Prinzen selbst entnehmen konnte, das ersetzte die gute Meinung, die man von ihm im Allgemeinen hegte und die Hoffnung auf Verbesserung, die einen jeden Glückswechsel zu begleiten pflegt.

Friedrich begab sich unmittelbar nach dem Tode seines Vaters nach Charlottenburg. Dieser Ort war absichtlich von Friedrich Wilhelm vernachlässigt worden, weil ihm die großartige Anlage des Parkes, die kostbare Einrichtung des Schlosses und das Andenken an den Hof seiner Mutter, die hier mit Leibnitz und andern Gelehrten ihrer Zeit ein genußreiches Leben in Kunst und Wissenschaft gefunden hatte, zuwider war. Charlottenburg war durch die Vernachlässigung des Königs beinahe zu einem bloßen Dorfe herabgesunken und mit dem Thiergarten hatte Friedrich Wilhelm keine andere Veränderung vorgenommen, als daß er einen Exercierplatz für seine Soldaten darin aushauen ließ. In dem Augenblicke, wo Friedrich II den Musensitz Sophie Charlottens wieder betrat, sah man ihn von Besuchenden aller Art angefüllt, welche kamen, um dem neuen Könige ihre Huldigung darzubringen. „Ich fand," erzählt der Herr von Bielfeld, der sich unter den Gratulanten befand, „alle Wirthshäuser bis zu den kleinsten Kneipen dergestalt mit Fremden von jedem Geschlecht, Alter und Stand angefüllt, daß ich große Mühe hatte, ein Nachtlager, oder vielmehr einen bloßen Zufluchtsort gegen die Unfreundlichkeit der Witterung zu finden, ohne Bett und die nöthigsten Meubeln. Ein Ort, der bei seinem Besitzer in Ungnade gefallen ist, gleicht den hyperboreischen Gegenden, wo die Sonne ihre Strahlen nicht ausbreitet, wo Alles erstarrt, zu Eis wird und sein Leben verliert. In diesem Falle befand sich Charlottenburg. Eine Art von kummervollem Ansehn herrschte unter seinen Bewohnern. Die Gastwirthe waren mit nichts versehen, als der neue König sie plötzlich mit seiner Ankunft überraschte. Die Großen und das Volk, die von allen Seiten herbeieilten, um einen Herrscher zu sehen, der ihre Freude und Hoffnung gewesen war, so lange er Kronprinz war, erschöpften alle Vorräthe, es war bald kein Stück schwarzes Brot, kein Tropfen schlechtes Bier mehr für Geld zu haben, so daß ich und der Herr v. Münchow

uns genöthigt sahen, uns von den Anstrengungen der Reise an einem großen Glase Wasser und auf einer hölzernen Fußbank zu erholen, auf der wir den Rest der Nacht verschliefen. Ich kann Ihnen aber auch nur unvollkommen den Zusammenfluß von Fremden schildern, den wir in Charlottenburg und Berlin sahen, wohin sich der König von Zeit zu Zeit begibt, die fremden Minister, welche kamen, um ihm Glück zu wünschen, die Personen von Stande und die Abentheurer, die von allen Seiten anlangten. Die Letzteren bilden sich ein, daß der König nur deshalb den Thron bestiegen hat, um ihr Glück zu machen und daß sein Hof dereinst ein Theater werden wird, wo sie glänzen können, wenn nicht in den ersten Rollen, so doch wenigstens als Figuranten. Ich lese, um mich zu ergötzen, alle Arten von Gedichten, mit denen der König von dem ersten Augenblick seiner Thronbesteigung überschwemmt wird. Es langen ganze Karren voll an. Man kann mit Recht sagen, daß die Poeten den Thron wie ein Bienenschwarm umgeben, aber, mein lieber Freund, die meisten sind nur elende Hornissen, die keinen Honig geben, und deren Stachel groß und stumpf ist."

„Sobald es Tag wurde, änderte ich meinen Anzug, eilte in das Schloß und ließ dem Könige meine Ankunft melden, nachdem ich erfahren hatte, daß er aufgestanden war. Seine Majestät ließen mich darauf in Keiserlings Zimmer treten, wo Sie Brunnen tranken. Ich fand seine Miene sehr niedergeschlagen. Er war so gnädig, das geringe Compliment, das ich ihm zu seiner Thronbesteigung machte, gütig aufzunehmen, erwiderte mir aber mit sichtlicher Rührung: Sie wissen nicht, was ich Alles an meinem Vater verloren habe. Ich erwiderte ihm: Es ist wahr, Sire, aber ich weiß wohl, was Sie Alles gewonnen haben, indem Sie ein Königreich gewannen. Ihr Verlust ist groß, aber Ihre Gründe, Sich zu trösten, sind sehr mächtig. Der König lächelte und änderte den Gegenstand des Gesprächs; doch trotz des Glanzes, den das Königthum verbreitet, und der unendlichen Zerstreuungen, welche einen Regierungsantritt begleiten, bemerke ich doch, daß die Seele des Fürsten nicht ganz ihren Schmerz bemeistern kann, daß die Natur ihre Rechte ausübt und daß der Kummer, den er über seinen Vater fühlt, wahrhaft ist."

„Indessen wenn der König betrübt ist, so überlassen sich seine Hofleute, Offiziere und Untergebene einer Freude, die beinahe die Grenzen überschreitet. Ich sagte Ihnen schon, es ist hier ein so großes Zusammenströmen von Leuten, daß man nicht über den Schloßhof gehen kann, ohne Gefahr zu laufen, in dem Gedränge erstickt zu werden. Sobald der König erscheint, so nimmt das Freudengeschrei gar kein Ende. Der Herr von Keiserling ist an der Spitze aller dieser muntern Leute. Sein Zimmer wird gar nicht leer; alle seine Thüren sind mit dem Namen Cäsarion bezeichnet, den ihm Seine Majestät gegeben hat. Er bekommt

täglich an 50 Gratulations- und Geschäftsbriefe und beschäftigt mehre Secretaire, um sie zu beantworten. Bei ihm ist die Hippokrene ausgetreten und seine Feder strömt Verse aus. Er erhält jeden Tag kleine Geschenke vom Könige, die auf seine Seele den Eindruck machen, als wenn er von andern Leuten große Wohlthaten erhielte. Er voltigirt in den Gärten und im ganzen Schlosse mit einer kleinen Bernsteinflöte im Knopfloch umher, er spielt auf seiner Baßgeige, er singt, lacht, scherzt und spricht allerhand tolles Zeug. Ich habe von dem ersten Augenblicke an gefürchtet, daß eine so heftige Aufregung seinem Kopf schaden könnte, und meine Furcht ist in Erfüllung gegangen. Er hat seit gestern eine Art von heißem Fieber, die ihn im Bette fesselt, die Secretaire sind zum Theil verabschiedet, Jordan hat eine Art von Formular gemacht, um alle Briefe zu beantworten, und ich glaube, daß die Ruhe bald wieder in den Geist und das Zimmer des liebenswürdigen Cäsarion einkehren wird. Ich urtheile zwar von dem Herzen derer, die sich über diese große Epoche freuen, weil sie ihrem neuen Herrn wirklich ergeben sind, außerordentlich gut, aber ich habe keine zu hohe Meinung von dem Verstande derer, die sich einbilden, daß dieser Fürst seinen Schatz öffnen wird, um sie zu bereichern, daß sich ein Goldregen ergießen wird, und daß sie sich nur zu bücken brauchen, um einzusammeln. Die, welche geglaubt haben, der Kronprinz würde ihr Glück auf eine glänzende Art machen, haben sich vielleicht eben so sehr getäuscht, wie die, welche gefürchtet haben, daß er ihnen viel Uebels thun würde, und Alles in Allem möchte wohl der Tag der Thronbesteigung dieses weisen Monarchen für das Land ein Tag der Täuschungen (la journée des Dupes) sein."

Die Prophezeihung, welche der Herr von Bielfeld in den letzten Worten ausspricht, ging durchaus in Erfüllung. Der Regierungsantritt Friedrich II war darin gänzlich von dem seines Vaters verschieden, daß ihm alle Gewaltstreiche fehlten, die jenen begleiteten. Die Minister und höheren Staatsbeamte blieben sämmtlich in ihrer Stellung, mit Ausnahme von Eckart, den der König seinem längst verdienten Schicksale übergab. Friedrich war zu klug, um nicht einzusehen, daß die meisten von ihnen die Maßregeln seines Vaters oft gegen ihre eigene Ueberzeugung befolgt hatten, er wußte den Mann von seinem Amte zu unterscheiden, und rechnete nicht mit Unrecht eben so auf ihre Dienste, wie sich Friedrich Wilhelm darauf hatte verlassen können. Seine bisherigen Freunde protegirte der König in einer Weise, die Niemand mißbilligen konnte, er bediente sich ihrer nach Maßgabe ihrer Fähigkeiten und wies ihnen ihre Stelle da an, wo sie dem allgemeinen Besten von Nutzen sein konnten. Nur darin ahmte er dem Beispiele seines Vaters aufs Strengste nach, daß er von dem ersten Augenblicke seiner Regierung bis zu seinem Tode nicht aufhörte, selbst zu regieren und durchaus

Niemanden einen Einfluß auf Staatsangelegenheiten zu verstatten, dem er ihn nicht freiwillig einräumte. Im Uebrigen konnten diejenigen, die um seine Person waren, wohl bemerken, daß Friedrich bei der Veränderung seiner Stellung auch ernsteren Sinnes geworden war. Der Graf von Schulenburg, der sich durch seine frühere Intimität mit dem Kronprinzen berechtigt glaubte, etwas Außerordentliches thun zu können, und daher unangemeldet erschien, um ihm zur Thronbesteigung Glück zu wünschen, erhielt einen Verweis, daß er sich ohne Urlaub von seinem Regimente entfernt hatte, und zu Fredersdorf, der als Kammerdiener bis dahin großer Vertraulichkeit genossen hatte, soll Friedrich bei Gelegenheit gesagt haben: die Possen haben nun ein Ende. Aber auch die Entfernteren sollten von dem Wechsel, der auf dem Throne statt fand, die segensreichen Folgen empfinden. Es war ein harter Winter gewesen und der darauf folgende Frühling dem Landbau so ungünstig, daß an vielen Orten Hungersnoth entstanden war. Selbst in Berlin litten nicht nur die Bürger, sondern, was unter der Regierung Friedrich Wilhelms gewiß ein seltener Fall war, die Soldaten den dringendsten Mangel an Lebensmitteln. Der General v. Linger hatte deshalb noch am 30. Mai 1740 an den verstorbenen König geschrieben, und ihm gemeldet, daß seine Kanoniere seit drei Tagen kein Brot mehr hätten und daß auch bei den hiesigen Bäckern keines mehr zu bekommen wäre; der König hatte geantwortet, Linger sollte deshalb mit dem Directorium sprechen, sein Nachfolger schritt indessen wirksamer ein, indem er befahl, die Magazine zu öffnen und dem Volke überall das Brot um einen sehr mäßigen Preis zu verkaufen.

Der König zeigte sich aber nicht allein in diesem Punkte, sondern auch in allen andern von dem ersten Augenblicke an im Dienste des Staates unermüdlich. „Die unendliche Arbeit," schreibt er am 27sten Juni 1740 aus Charlottenburg an Voltaire, „die mir zugefallen ist, hat mir kaum Zeit übrig gelassen für meinen gerechten Kummer. Ich habe geglaubt, daß ich mich nach dem Verluste meines Vaters ganz dem Vaterlande weihen müßte, und in dieser Ueberzeugung habe ich, so weit es an mir lag, gearbeitet, um die möglichst schnellsten Vorkehrungen für das allgemeine Beste zu treffen. Ich habe vorläufig damit angefangen, die Kräfte des Staates mit 16 Bataillons, 5 Escadrons Husaren und einer Escadron Garde du Corps zu vermehren. Ich habe den Grund zu unsrer neuen Akademie gelegt, ich habe Wolf, Maupertuis, Vaucanson und Algarotti gewonnen; von Gravesande und Euler erwarte ich Antwort. Ich habe ein neues Kollegium für Handel und Manufacturen gegründet; ich nehme Maler und Bildhauer in meine Dienste und ich reise nach Preußen, um dort die Huldigung zu empfangen, ohne die heilige Salbung und ohne die unnützen und thörigten Ceremonien, die die Unwissenheit eingeführt und die Gewohnheit begünstigt hat."

„Meine Lebensart ist gegenwärtig noch etwas wenig geregelt, denn die Fakultät hat es für gut befunden, mir ex officio zu verordnen, daß ich Pyrmonter Brunnen trinken soll. Ich stehe um 4 Uhr auf, trinke bis gegen 8, schreibe bis 10, besehe die Truppen bis gegen Mittag, schreibe bis gegen 5 Uhr und erhole mich am Abend in guter Gesellschaft. Wenn meine Reisen beendigt sind, so wird meine Lebensart etwas ruhiger und schlichter sein, aber bis jetzt habe ich noch den gewöhnlichen Geschäftsgang beibehalten und die neuen Einrichtungen obenein; dazu nun noch eine Menge von unnöthigen Complimenten zu machen und Circular-Verordnungen zu geben. Was mich am meisten kostet, das ist die Anlegung von Magazinen, die für die Provinzen hinreichen, damit sich in ihnen Vorrath von Getreide für anderthalb Jahre befindet und das ganze Land davon zehren kann."

Trotz seiner Liebe zum Aufwande und dem vollen Gewichte, welches ihm seine Thronbesteigung gab, blieb Friedrich dennoch im Innern seines Herzens der freisinnige Weltbürger, zu dem ihn die Natur geschaffen hatte, und von dieser Gesinnung legte er, wenig Tage nach dem Tode Friedrich Wilhelms ein schönes Zeugniß in einem Briefe an Voltaire ab, der vom 6. Juni 1740 aus Charlottenburg datirt ist: „Mein lieber Freund," schreibt er in demselben, „mein Loos hat sich geändert und ich bin Zeuge der letzten Augenblicke des Königs gewesen, Zeuge seiner Agonie und seines Todes. Indem ich das Königthum überkomme, ist mir wahrlich diese Lehre nicht nöthig, um an der Eitelkeit und der menschlichen Größe den Geschmack zu verlieren. Am Ende, mein lieber Voltaire, sind wir doch nicht die Herren unsers Schicksals. Der Wirbelwind der Ereignisse reißt uns fort und man muß sich fortreißen lassen. Sehen Sie in mir, ich bitte Sie, nur einen eifrigen Bürger, (un citoyen zélé) einen etwas skeptischen Philosophen, aber einen wahrhaft treuen Freund. Um Gottes willen: Schreiben Sie mir nur, wie einem Menschen, (ne m'écrivez qu'en homme) und verachten Sie mit mir die Titel, den Namen und den äußern Glanz."

In diesem Monate fand, am 5. Juni, das feierliche Leichenbegängniß Friedrich Wilhelms I statt und da die Berliner seit 27 Jahren keine Festlichkeit dieser Art gesehen hatten, so mußte der Glanz, mit welchem dieselbe ausgestattet war, große Sensation machen. Die Leiche des verstorbenen Königs hatte im Königlichen Schlosse in Potsdam auf einige Zeit den Augen des Publikums ausgestanden. Alle Vorzimmer waren schwarz ausgeschlagen, und mit großen Kronleuchtern von massivem Silber geziert, deren Arme weiße Wachskerzen trugen. Das Zimmer selbst, in welchem sich das Paradebett befand, war mit violettem Sammt tapeziert und mit silbernen Kronleuchtern ausgestattet. Im Hintergrunde des Zimmers sah man auf einer Estrade, zu der drei Stufen führten, den geschlossenen Sarg, der mit Sammt beschlagen und von goldenen

Tressen und goldbronzenen Ornamenten geschmückt war. Der Degen, die Handschuhe, der Ringkragen, die Sporen und andere militairische Insignien, die der König bei Lebzeiten zu tragen pflegte, lagen auf dem Deckel des Sarges, welcher von zwölf silbernen Gueridons umgeben war, die ebenfalls Wachskerzen trugen. Unter denselben befanden sich Taburets, die mit violettem Sammt und goldenen Tressen und Frangen ausgeschlagen waren, auf denen die Krone, der Scepter, der Reichsapfel, das Schwert und die andern Insignien der Königswürde ruhten. Jedes dieser Stücke war von massivem Golde, reich garnirt mit großen Brillanten und andern kostbaren Steinen. Zur Seite eines jeden Taburets stand ein General oder ein Stallmeister, und hinter dem Sarge der Marschall von Schwerin, der das große Staatspanier in der Hand hielt. Ueber die ganze Estrade erstreckte sich ein großer Thronhimmel von violettem Sammt, der mit breiten goldenen Tressen und Frangen garnirt und mit Silberstoff gefüttert war. Auf demselben war das Preußische Wappen in Gold gestickt.

Am Tage des Leichenbegängnisses selbst wurden diejenigen, die der Ceremonie beiwohnen sollten, durch das Geläut sämmtlicher Glocken in der Stadt dazu aufgefodert, sich in das Schloß zu begeben, um dort die Functionen zu übernehmen, die ihnen durch die besondere Instruction des Baron von Pöllnitz, der die Stelle eines Ceremonienmeisters vertrat, angewiesen waren. Die Trommelschläger schlugen zugleich den Generalmarsch, die ganze Garnison versammelte sich und stellte sich in zwei Reihen auf von dem Portal des Schlosses bis zur Kirchenthür. Die Prozession begann gegen 9 Uhr. Ein Bataillon vom Regiment des verstorbenen Königs eröffnete den Zug. Darauf kamen sämmtliche Hausbedienten desselben in tiefer Trauer, die Kutscher, Jäger, Stallknechte, Livreybedienten zu Fuß, Kammerdiener und Pagen. Ihnen folgten die Deputirten der Justiztribunale, der Finanzkammern und Gerichtshöfe aus Berlin und den Provinzen. Nach diesen kamen die Deputirten des Directoriums und die Staatsminister aus allen Departements. Hierauf die Großoffiziere der Krone, von denen ein jeder auf einem großen Kissen von violettem Sammt, das mit goldenen Tressen und Frangen besetzt war, eins der Attribute der Königswürde trug. Sämmtliche Geheimeräthe, Minister, Generale und Großoffiziere waren von ihren Bedienten in Paradelivrey begleitet, so daß sich diese Abtheilung besonders groß und stattlich ausnahm. Darauf kam der Leichenwagen, der von acht Pferden gezogen war, welche mit langen schwarzen Mänteln bedeckt waren. Der Sarg war geöffnet. Der Thronhimmel wurde von zwölf Generalmajors getragen und die vier Schnüre mit ihren Quasten von eben so vielen Generallieutenants. Unmittelbar hinter demselben ging der Marschall von Schwerin, der das große Staatspanier trug und darin von zwei Generalen unterstützt wurde. Hinter

ihm folgte nach einer ziemlich großen Entfernung der König, in Begleitung des alten Fürsten von Anhalt und des Herzogs von Holstein-Beck. Das Gefolge des Königs bestand aus 500 Offizieren seines Generalstabes, die reihenweise einhergingen und durch den Glanz ihrer Uniformen die Augen Aller auf sich zogen. Darauf kam der Prinz von Preußen, August Wilhelm, in Begleitung des Erbprinzen Leopold von Anhalt und des Prinzen von Zerbst, der Prinz Heinrich, Bruder des Königs, geführt von dem Prinzen Dietrich von Anhalt und dem jungen Prinzen von Holstein, der Prinz Ferdinand, der jüngere Bruder des Königs, begleitet von den Prinzen Eugen und Moritz von Anhalt, endlich die Markgrafen von Schwedt, Heinrich, Karl und Wilhelm, die als Prinzen von Geblüt, von General-Lieutenants begleitet wurden. Sämmtliche Prinzen und ihre Begleiter waren in großen Schleppmänteln und langen Kreppflören an ihren Hüten. Jeder war von seinen Livreybedienten umringt. Die andern Generale folgten darauf, je zwei und zwei und ein zweites Bataillon des Regiments vom verstorbenen König beschloß den Zug.

Sobald der Zug die Truppen passirte, welche in Reihen aufgestellt waren, präsentirten dieselben, die Tambours schlugen ihren Marsch, die Offiziere salutirten mit dem Degen und die Fahnen wurden herabgesenkt. Nachdem der Leichenwagen an der Kirchenthüre angekommen war, hoben die Begleiter und diejenigen, die den Thronhimmel getragen hatten, den Sarg herab und trugen ihn auf einen Katafalk, der vor dem Altare aufgerichtet war. Dieser war ein Meisterstück von Architektur und Zeichnung, von der Hand des Herrn von Knobelsdorf. Ueber ihm erhob sich eine Kuppel, die von dorischen Säulen getragen wurde, welche von Marmorstatuen, Vasen und Genien umgeben waren, deren trauernde Stellung den Schmerz ausdrückte. Dies Alles war von Cypressen und Gueridons durchzogen, die große weiße Wachskerzen trugen. Die ganze Kirche war mit Schwarz ausgeschlagen und von Lampen erhellt, die in dem Schiff selbst und auf dem Altar so angebracht waren, daß man die Karnieße, die Pfeiler, die Fenstern und den ganzen Raum dadurch bezeichnet sah.

Sobald der König und sein Gefolge ihre Plätze eingenommen hatten, begann man damit, die Gesänge auszuführen, welche Friedrich Wilhelm selbst für diese Feier bestimmt hatte. Darauf folgte eine Trauerkantate, zu der Baumgarten den Text in lateinischer Sprache und der berühmte Graun die Musik gemacht hatte. Da es nicht möglich gewesen war, zu den Soli die Sänger in der Eile zu engagiren, so hatte der Sächsische Hof die Gefälligkeit gehabt, dem Preußischen bei dieser Gelegenheit drei Italiener, Annibali, Amarevoli und Monticelli, zu leihen, deren Talente die Ausführung der Graunschen Composition verschönten. Nach derselben stimmte man einen Grabgesang an, während

welches die Generale und Würdenträger den Sarg des Königs in die Gruft trugen. In diesem Augenblicke wurden die Kanonen im Schloßgarten gelöst und die Truppen gaben eine Losung aus ihren Gewehren. Sobald der König die Kirche verließ, wurden die Kanonen und Gewehre aufs Neue abgefeuert und die dritte Salve erfolgte, als er in sein Zimmer zurückgekehrt war.

Zu Mittag waren mehre große Tafeln auf dem Schlosse für Alle eingerichtet, die am Leichenzuge Theil genommen hatten, und man trank bei dieser Gelegenheit die beiden Fässer Rheinwein aus, die der verstorbene König eigends zu diesem Gebrauche bestimmt hatte. Der König aß allein in seinem Zimmer und kehrte gegen 5 Uhr nach Charlottenburg zurück, wohin ihm seine Suite folgte.

In der Mitte des folgenden Monats nahm Friedrich II die Huldigung in Preußen an, kehrte gegen Ende desselben nach Berlin zurück und wohnte hier der Huldigungspredigt bei, die der Hofprediger Jablonsky hielt. Die einzige Merkwürdigkeit, welche von diesen Ceremonien, die sich stets gleich gewesen sind, zu berichten sein möchte, ist die Inschrift auf den Medaillen, die unter das Volk ausgeworfen wurden, Worte, welche man gewissermaßen als Devisen für die Regierung des großen Königs betrachten kann. Die Denkmünzen, von denen in Königsberg für 50,000 Thaler ausgetheilt wurden, hatten nämlich die Aufschrift: **felicitas populi** (das Glück des Volkes), die zu Berlin die Worte: **veritati et justitiae** (für Wahrheit und Recht). Der König unternahm am 15. August eine zweite Reise nach Westphalen und benutzte dieselbe, um incognito nach Straßburg zu gehen. Sein Zweck war kein anderer, als der, sich die französischen Truppen in der Nähe anzusehen. Er reiste daher von Wesel unter dem Namen eines böhmischen Grafen Dufour ab, und sein Bruder, der Prinz Wilhelm, nahm den eines Grafen von Schafgotsch an. Ihr Gefolge war nur klein. Nachdem der König in Straßburg angekommen und einen französischen Anzug angelegt hatte, ging er gegen Abend in ein Kaffeehaus, wo er mehre französische Offiziere traf. Sie gefielen ihm, bei seinem Vorurtheil für diese Nation, ungemein, er lud sie zu sich zum Abendessen ein, war bei Tische außerordentlich vergnügt und die Gäste verfehlten nicht, ihm über seinen Geist und seine Fertigkeit im Französischen die größten Artigkeiten zu sagen, da dies Dinge waren, die man den Deutschen damals nicht zutraute. Am andern Morgen kamen sie wieder und baten den böhmischen Grafen bei sich zu Abend. Friedrich machte sich indessen davon los und ging nach Tische aus, um die Truppen exercieren zu sehen. Hier erkannte ihn ein Soldat, der früher in Preußischen Diensten gestanden hatte, und dieser benachrichtigte den Marschall von Broglio, den Gouverneur von Straßburg, von seiner Entdeckung. Der Letztere war so ungeschickt, den Besuch des Grafen von

Dufour anzunehmen, und ihn im Gespräch merken zu lassen, daß er sein Incognito durchschaute. Der König war darüber natürlich empfindlich und kürzte seinen Besuch ab. Er sah an jenem Abend noch die französische Comödie, am folgenden die Citadelle und einige Merkwürdigkeiten der Stadt. Inzwischen hatte sich auch das Gerücht seiner Anwesenheit verbreitet, der Schneider selbst, welcher die Kleider für ihn gemacht hatte, wollte, von Ehrerbietung für den großen Monarchen durchdrungen, keine Bezahlung nehmen, am Abend sah man hie und da Freudenfeuer anzünden, das Volk schrie an einigen Orten: „Hoch lebe der König von Preußen!“ im Theater strömte eine außerordentliche Menge von Honoratioren zusammen, um den König zu sehen, und Friedrich mußte, wenn er nicht sein Incognito aufgeben wollte, schleunigst machen, daß er davon kam. Er verließ daher die Stadt am nächsten Morgen in aller Frühe.

Friedrich hatte indessen noch eine andere Nebenabsicht bei seiner Reise nach Westphalen, die er demnächst auch ausführte. Es war die, den von ihm so hoch verehrten Voltaire in Person zu sehen. Schon als Kronprinz hatte er ihn durch Keiserling in Cirey begrüßen lassen. Jetzt hatte er ihm durch den Obersten von Camas ein Fäßchen Ungarwein und eine launige Beschreibung seiner Reise nach Straßburg geschickt. Voltaire befand sich, schon zum zweitenmal aus Frankreich verbannt, in Brüssel und begab sich von dort nach dem Schlosse Moyland bei Kleve, wo er mit dem Könige einige Tage verlebte. Auch ein oberflächlicher Menschenkenner hätte voraus sagen können, daß Friedrichs zu hoch gespannte Erwartungen keine Befriedigung finden würden, selbst wenn Voltaire das Aeußere eines Apoll gehabt hätte, wovon leider das Gegentheil statt fand. Seine Persönlichkeit war bis zum Lächerlichen unbedeutend, seine Nähe war durch die grenzenlosen Prätensionen, die er an die Gesellschaft machte, sein Umgang durch die schmutzigste Habsucht vollkommen im Stande, einen jeden abzukühlen, der sich in der Ferne durch seine Schriften für diesen außerordentlichen Geist in Bewunderung erhitzt hatte. Friedrich blieb über diese Dinge bei seiner ersten Unterredung zwar nicht ganz im Dunkeln, aber die Verehrung für Voltaires Geist war noch zu groß, als daß sie ihn die Mängel an seinem Charakter hätte entdecken lassen sollen. Er schob die Schuld davon, daß ihn diese Bekanntschaft nicht befriedigt hatte, auf eine Krankheit, die ihm die Fähigkeit genommen hätte, den Gegenstand seiner Bewunderung mit ungetheilten Kräften zu betrachten und zu genießen. „Ich habe“ schreibt er darüber an Jordan, „Voltaire gesehen, den ich so begierig war kennen zu lernen, aber ich sah ihn, während ich das viertägige Fieber hatte, und mein Geist eben so gebunden, als mein Körper schwach war. Man muß nicht krank sein, wenn man mit Leuten seiner Art zusammen ist; man muß sich vollkommen wohl fühlen, ja

wohl noch mehr als gewöhnlich, wenn es angeht. Er hat übrigens die Beredsamkeit Ciceros, die Anmuth von Plinius und die Weisheit Agrippas; mit einem Wort, er vereinigt die Vorzüge und Talente der drei größten Männer des Alterthums. Sein Geist arbeitet ohne Unterlaß, jeder Tropfen Dinte, der aus seiner Feder fließt, ist ein Blitz seines Geistes. Er hat uns aus Mahomet I vorgelesen, eine bewunderungswürdige Tragödie, die er gemacht hat; er hat uns außer uns selbst gebracht, und ich habe nichts gekonnt, als ihn bewundern und schweigen."

Auf seiner Rückreise nach Berlin wohnte Friedrich in Salzdahlum der Verlobung des Prinzen August Wilhelm mit der Schwester der Königin, der Prinzessin Luise Amalie, bei, und langte am 23. September wieder in Potsdam an. Von hier begab er sich im folgenden Monate nach Rheinsberg, wo er noch lange Zeit mit dem Fieber zu kämpfen hatte, das endlich vor dem Gebrauche der Chinarinde wich, ein Mittel, welches damals noch wenig in Aufnahme gekommen war und von den Aerzten nur versuchsweise im äußersten Nothfalle gegeben wurde. Ein solcher war jetzt allerdings eingetreten, denn Preußen stand in diesem Augenblicke, ohne es zu ahnen, an der Schwelle großer Ereignisse.

Daß ein Mann von dem Geiste Friedrichs II nicht den Thron besteigen würde, ohne irgend etwas Außerordentliches zu unternehmen, daß ihm, trotz seiner friedliebenden philosophischen Bestrebungen der Ruhm eines Feldherrn nicht gleichgültig war, daß ihm, dem 28jährigen jungen Könige, das Reich seiner Väter für die Realisirung seiner Regierungsmaximen bald zu enge werden würde, dies Alles waren Dinge, die Niemanden entgehen konnten, der den Charakter des Prinzen in der Nähe studirt hatte. Man war daher auf irgend ein wichtiges Ereigniß im Laufe der Dinge gespannt, aber Niemand wußte, von welcher Seite her es zu erwarten stand. Da starb der Kaiser Karl VI von Oesterreich und dieser Todesfall, der den letzten männlichen Nachkommen aus dem Hause Habsburg betraf, änderte auf einmal das ganze politische System von Europa. Friedrich Wilhelm hatte zwar die pragmatische Sanction mit unterzeichnet, aber sein Sohn wollte nur dann dem Gemahl von Maria Theresia seine Stimme zur Kaiserwahl geben, wenn ihm Oesterreich seine ehemaligen Besitzthümer in Schlesien, die man dereinst als Pfand angenommen hatte, wieder zurückgeben wollte. Zu Wien würde diese Foderung, wie sich erwarten ließ, halb mit Verachtung zurückgewiesen. Man hatte den König von Preußen bis dahin nur in der Eigenschaft eines Kurfürsten von Brandenburg betrachtet, Friedrich I war dem Kaiserlichen Hofe aufrichtig ergeben gewesen, Friedrich Wilhelm hatte sich von ihm beinahe tyrannisiren lassen und behauptete überhaupt keine feste politische Stellung gegen irgend wen, nunmehr trat der junge König plötzlich mit einer Foderung hervor, welche das österreichische

Kaiserreich einer der einträglichsten Provinzen berauben mußte, und deren Recht, wenn man es jemals anerkannt hatte, schon längst als verjährt betrachtet wurde. Das Unternehmen erschien den übrigen Reichsfürsten fast gegen die Pietät, die sie dem Kaiserhause schuldig zu sein meinten, und ganz Europa richtete seine Blicke mit Verwunderung auf den jungen König, der, ohne Bundesgenossen und Herr eines Reiches, das nicht über 2,240,000 Einwohner zählte, dem großen österreichischen Kaiserreiche, von dessen Macht und Ansehen man damals noch beinahe fabelhafte Begriffe hatte, den Krieg anzukündigen wagte.

Friedrich selbst sah bei allem Vertrauen auf seine zahlreiche Armee und seinen wohlgefüllten Schatz wohl ein, daß er rasch sein müßte, wenn er siegen wollte, und rückte daher mit seiner Armee noch im December des Jahres 1740 in Schlesien ein. Hier verbreitete die Ankunft der preußischen Truppen allgemeine Bestürzung und Muthlosigkeit. Es waren über hundert Jahre vergangen, seit das Land den Feind nicht gesehen hatte, und von dieser Seite vermuthete man ihn am allerwenigsten. Die meisten Städte ergaben sich ohne Widerstand. Während die preußische Armee sich gegen die drei einzigen festen Städte des Landes, Glogau, Brieg und Neiße, wandte, ging Friedrich selbst auf die Hauptstadt Breslau los. Man machte anfangs Umstände, schloß die Thore, sprach von Neutralität und machte Vertheidigungsanstalten, doch war die einzige offensive Handlung, welche von preußischer Seite begangen wurde, die, daß der General von Münchow dem Wache stehenden Soldaten ein paar Ohrfeigen gab, worauf die Breslauer am 2. Januar 1741 die Thore öffneten und die Preußen aufnahmen. Der unblutige Sieg war fast in jeder Hinsicht einem Triumphzuge ähnlich. Der König hielt, von seinem Hofstaate begleitet, seinen feierlichen Einzug und gab ein glänzendes Mittagsmahl, zu dem er die obersten Magistratspersonen und die Geistlichen beider Kirchen einlud. Am Abend war Ball und der gesammte schlesische Adel, der seit dem Jahre 1626 keine fürstliche Person vom Wiener Hofe in seinen Mauern gesehen hatte, fand sich in großer Parure ein. Der König tanzte mit den vornehmsten Damen, unterhielt sich mit den ausgezeichnetsten Beamten und eroberte die Herzen Aller. Um den Sieg der Preußen zu vervollständigen, rückte das Leibregiment des Königs an demselben Tage in die Stadt ein. Das Schauspiel der großen Grenadiere ließ Niemanden in Ruhe, alle Welt lief auf dem Markt, vor dem Thore, in den Straßen zusammen und die ungeheuchelte Bewunderung, welche sich vor diesen Kolossen aussprach, öffnete allen Breslauern und noch mehr den Breslauerinnen ihre Arme.

Inzwischen hatte der Wiener Hof auf die vielen Unterstützungsgesuche, die er von Schlesien aus erhalten hatte, wenn schon mit großer Langsamkeit, ein Heer zusammengezogen, welches der Graf Neipperg

dem Könige von Olmütz her entgegenführte. Beide zogen eine Zeit lang vor einander herum, ohne daß es zu einem entscheidenden Schlage kam. Der König hat uns eine ausführliche Schilderung dieser Ereignisse hinterlassen und sagt unter Anderm: „Der Leser wird bei der Erzählung dieses Feldzuges bemerkt haben, daß es gleichsam um die Wette ging, wer mehr Fehler machen würde, der König oder der Feldmarschall Neipperg. Der König bietet aber noch mehr Gelegenheit zum Tadel dar.“ Endlich kam es bei Mollwitz zur Schlacht. Friedrich stellte, auf 2000 Schritte vor diesem Dorfe, vor dem sich Niemand sehen ließ, sein ganzes Heer, etwa 24,000 Mann, in zwei Treffen auf, was viel Zeit erfoderte und doch nicht ganz gelang. Auch die Oesterreicher marschirten auf und als auf beiden Seiten Alles in Richtigkeit zu sein schien, begann der Kampf. Das österreichische Fußvolk hatte anfangs eine starke Decharge der preußischen Artillerie auszuhalten, hielt sich indessen tapfer; da brach der General von Römer mit der Reiterei des linken Flügels auf die Preußen ein und warf die letzteren in die Flucht zurück. Der König befand sich auf dieser Seite und fragte bestürzt Schwerin, was er jetzt zu thun habe. Dieser erwiderte ihm, daß wohl die Flucht das einzige Mittel zu seiner Rettung sein möchte. Friedrich begab sich daher unverzüglich mit einem kleinen Gefolge von Offizieren und Leibpagen auf den Weg und kam noch an demselben Tage nach Oppeln. Die Stadt war unglücklicherweise von den Oesterreichern besetzt und die Besatzung, welche aufgefodert wurde, Preußen einzulassen, gab Feuer. Die Flüchtlinge irrten die ganze Nacht umher und machten endlich am andern Morgen vor einer Mühle Halt, wo sie der Adjutant des Prinzen von Dessau fand, der den König schon lange Zeit gesucht hatte, um ihm zu sagen, daß die Schlacht gewonnen wäre. Schwerin hatte nämlich das preußische Fußvolk die Bajonette aufstecken lassen, womit sie die Reiterei verjagten, dann hatte er das ganze Heer mit klingendem Spiele, in bester Ordnung gegen die entmuthigten Oesterreicher geführt und diese völlig geschlagen.

Die Folgen dieses Sieges waren über alle Erwartung günstig. Friedrich bezog ein Lager bei Strehlen, welches von den Gesandten beinahe aller europäischen Mächte besucht wurde. Man wünschte ihm Glück und bewarb sich um seine Freundschaft. Am 2. October berief der König zur allgemeinen Landeshuldigung die sämmtlichen Fürsten und Stände des Herzogthums Nieder-Schlesien bis an die Neiße. Friedrich selbst wartete erst die Einnahme dieser Stadt ab und erschien dann am 4. November in Breslau. Am Morgen nach seiner Ankunft ließ er den Herrn von Pöllnitz zu sich kommen und sagte zu ihm: „Baron! ich habe in dieser Nacht geträumt, daß ich einige Fürsten machen würde. Sie kennen Schlesien, schlagen Sie mir einige Leute vor die dieses Titels würdig sein.“ Der Herr von Pöllnitz nannte ihm diejenigen,

die an Geburt, Würden, Gütern und Verdiensten die angesehensten waren. Der König wählte drei unter ihnen und befahl dem Baron, ihnen diese Nachricht mitzutheilen. Er ernannte außerdem vier Grafen, vier Barone und vier Edelleute. Sechs von den schlesischen Edelleuten erhielten für die Dienste, die sie dem Könige geleistet hatten, den schwarzen Adlerorden; Kammerherrnschlüssel, Geheimerathspatente, Titel und Pensionen wurden in Menge ausgetheilt. Seit der Ankunft des Königs war der Zusammenfluß des Adels so groß, daß die Zimmer der Vornehmsten nicht im Stande waren, die Menge von Gästen zu fassen, die sich dort einfanden. Der König hielt es daher für angemessen, öffentliche Assembleen in dem Hause von Locatelli zu geben, wo sich die geräumigsten Salons dazu vorfanden. Er beehrte sie jeden Abend mit seiner Gegenwart und zum Schluß gab er stets ein großes Abendessen, zu welchem die liebenswürdigsten Damen Einladungen erhielten Unter diesen Vorbereitungen kam der Tag der großen Huldigung heran. Die Behörden der Stadt und des Landes und der schlesische Adel begaben sich in großem Zuge nach dem dazu bestimmten Local. Die Damen vom ersten Range nahmen die Fenster des Marktes in Beschlag, und gaben dem Feste durch den Glanz ihrer Toilette einen doppelten Reiz. Nachdem Alle im Saale ihre Plätze eingenommen hatten, langte das Gefolge des Königs an und stellte sich zu beiden Seiten des Thrones auf. Gegen Mittag kündigte man die Ankunft des Königs an. Er fuhr in dem Wagen, in welchem er die Campagne mitgemacht hatte, der mit 8 Pferden bespannt war. Er trug kein Staatskleid, sondern seine Uniform, die nicht einmal den Reiz der Neuheit hatte. Sein Haar war nicht besonders frisirt und nichts an seinem ganzen Anzuge zeigte irgend einen Aufwand. In diesem kriegerischen Ansehn bestieg er den für ihn errichteten Thron. Indem man nun die feierliche Handlung der Eidesleistung beginnen wollte, fand sich, daß man das dazu gehörige Staatsschwert vergessen hatte. Der König zog daher den Degen, mit welchem er Schlesien erobert hatte, gab ihn dem Marschall v. Schwerin in die Hand und dieser eröffnete die feierliche Handlung mit einer Rede, auf welche die Eidesleistung folgte. Darauf nahten sich sämmtliche Deputirte einzeln dem Throne, legten ihre Hand auf die Bibel und küßten den Knopf vom Degen des Königs. Der Herr von Podewils dankte dann der Versammlung in einer Rede im Namen des Königs und diese antwortete durch Acclamationen und ein Lebehoch. Der König verließ sodann die Versammlung und wurde von den gesammten Ständen bis an seinen Wagen begleitet. Zu Mittag fand ein solennes Diner bei dem Könige statt, zu welchem die gesammten Stände eingeladen waren. Die Tafel, an welcher er selbst saß, bestand aus 50 Couverts; außer ihr waren noch sechs andere mit großer Pracht eingerichtet. Die Fröhlichkeit der Gäste wurde nicht wenig dadurch erhöht,

daß der König an alle Anwesende eine goldene und eine silberne Medaille austheilen ließ, welche zum Gedächtniß an diesen Tag bestimmt waren. Am Abend war die ganze Stadt festlich erleuchtet, und die folgenden Tage wurden durch neue Wohlthaten, die der König seinen neuen Unterthanen ertheilte, und durch eine Menge von Festen verherrlicht.

Hierauf begab sich der König, nachdem er den Herrn v. Münchow an seiner Statt in Breslau zurückgelassen hatte, nach Berlin. Die Reise ging sehr glänzend, sehr glücklich, aber auch sehr rasch von Statten. Ueberall, und namentlich in Frankfurt, wo gerade Messe war, hatte sich das Volk zu beiden Seiten des Weges aufgestellt, um den Eroberer von Schlesien willkommen zu heißen. Friedrich fuhr indessen mit Blitzesschnelle durch die Reihen seiner Bewunderer, verweilte nur kurze Zeit in Frankfurt, um einige Einkäufe zu machen und kam, nach einer Reise von drittehalb Tagen unter den Acclamationen des Volkes in Berlin an.

Das Jahr 1742 begann für Berlin mit einer großen Festlichkeit, in welcher der neue Hof zum erstenmal allen Glanz entfaltete, der ihn von jetzt an umgeben sollte. Man feierte am 7. Januar die Vermählung des Prinzen von Preußen mit der Prinzessin Luise von Braunschweig-Wolfenbüttel, und trotz dem, daß der Krieg mit Oesterreich noch nicht beendigt war, so überließ man sich doch in der Residenz allen Genüssen einer ungestörten Ruhe. Schon vor dem Beginne der Hochzeitsfeierlichkeiten versammelte sich in Berlin eine Menge von Personen des höchsten Standes, unter denen man allein vierzehn souveräne Prinzen und Prinzessinnen zählte. Der König that Alles, was in seinen Kräften stand, um ihnen den Aufenthalt angenehm zu machen, und jeder Tag wurde durch eine neue Art von Lustbarkeit ausgezeichnet. „Am Hochzeitstage selbst," erzählt der Herr von Bielfeld, der bei dieser Gelegenheit eine eigene Rolle zu spielen hatte, „war der ganze Hof gegen sechs Uhr in den Prachtzimmern versammelt. Sämmtliche Gemächer des Schlosses waren erleuchtet, und im großen weißen Saale zu Ende derselben hatte man unter einem Thronhimmel von karmoisinrothem Sammt, der mit Gold verziert war, den Altar errichtet, vor welchem das erlauchte Paar seine eheliche Einsegnung erhalten sollte. Alle Damen waren in Roben, die Herren in Galla. Von allen Seiten sah man Silber, Gold, Perlen und Diamanten glänzen. Die drei jungen Prinzen von Würtenberg waren vorzugsweise geschmackvoll und reich gekleidet. Gegen sieben Uhr trat der König ein, gefolgt von den Prinzen Heinrich und Ferdinand, von einigen Kammerherrn, seinen Generaladjutanten und mehren andern hochstehenden Offizieren, die alle sehr reich in französische Tracht gekleidet waren. Das Kleid des Königs war von Silber gewebt mit einer Achselschnur, die Weste und die Aufschläge waren von Gold- und Silberstoff. Dies Alles wurde noch durch das gelbe Ordensband und den Stern gehoben und gab dem Monarchen in

meinen Augen ein so jugendliches, geschmücktes und elegantes Ansehn, daß ich nicht umhin gekonnt hätte, mich in ihn zu verlieben, wenn ich kein Mann wäre. Die Königin kam kurz darauf. Sie trug ein Prachtkleid von grünem Sammt, ganz besät mit Bouquets von Brillanten, eine Schleppe, die gleichfalls mit kostbaren Steinen bedeckt war. Die Grazien schienen bei ihrer Toilette den Vorsitz geführt zu haben. Ihre ganze Frisur war mit Federn von Brillanten geschmückt, und der kleine Sanci, der dritte Stein in Europa, erhob sich auf ihrem Kopfe wie die Sonne inmitten von Sternen. Vier Damen trugen die Schleppe. Ihr folgte die Königin Mutter, die eine Robe von schwarzem Sammt trug, welche mit Hermelin garnirt war. Diese wurde noch durch eine unermeßliche Menge von Diamanten, Perlen und kostbaren Kanten gehoben, und gab ihr ein wahrhaft erhabenes Ansehn. Ihre beiden Töchter, die Prinzessinnen Ulrike und Amalie begleiteten sie, und hatten ebenso alle mögliche Pracht an ihre Toilette gewandt."

„Endlich sahen wir das erlauchte Paar, dessen glückliche Vereinigung dies glänzende Fest veranlaßte. Der Prinz von Preußen führte die Prinzessin, die ihm bestimmt war, an der Hand. Beide waren in weiße silbergewebte Stoffe gekleidet. Der Anzug des Prinzen war mit goldenem Point d'Espagne auf allen Nähten besetzt, Diamanten erglänzten auf jeder Stelle, wo es nur möglich war, sie anzubringen. Die Koeffure von beiden war wie von Feenhänden geordnet. Die Schleppe der Prinzessin wurde von vier Ehrendamen der Königin getragen, und ihr folgten sämmtliche Herren, die ihren Hof auszumachen bestimmt waren."

„Nachdem die ganze Versammlung einen großen Kreis geschlossen hatte, begaben sich der Prinz und die Prinzessinnen sogleich zum Altar. Der König, die Königinnen, die Prinzen und Prinzessinnen begleiteten sie dorthin, und jene empfingen die eheliche Einsegnung aus den Händen Sacks, des ersten Almoseniers des Königs, der eine sehr schöne, wenn gleich etwas kurze Rede hielt. In dem Augenblicke, wo er ihnen die Hände auflegte, hörte man den Donner der Kanonen, die im Schloßgarten aufgestellt waren, und kurz darauf wurde dies Ereigniß den Einwohnern Berlins durch eine dreifache Salve von den Kanonen angezeigt, die auf den Wällen standen."

„Nachdem die Neuvermählten die Glückwünsche des Königs, der Königinnen und der Prinzen erhalten hatte, wurde an fünf großen Tafeln in verschiedenen Zimmern zu Abend gegessen. Die erste derselben von 24 Gedecken bestand aus dem Könige, den Königinnen, den Neuvermählten, den Prinzen und Prinzessinnen, sowohl den einheimischen wie fremden. Der Graf v. Podewils hatte die zweite inne und lud dazu die fremden Minister ein. Der übrige Hof besetzte ohne Unterschied die drei andern Tafeln. Man hielt eine wahrhaft königliche Mahlzeit und verweilte bei derselben sehr lange."

„Sobald sich Ihre Majestäten von der Tafel erhoben hatten, ging die ganze Gesellschaft in den weißen Saal zurück, wo man den Altar fortgenommen und neue Wachskerzen angezündet hatte. Die Musici nahmen ihren Platz auf dem silbernen Chor. Sechs Generallieutenants und sechs Staatsminister hielten sich bereit, ein jeder eine weiße Wachskerze in der Hand, um den Fackeltanz zu beginnen. Die Neuvermählten eröffneten denselben und machten eine Tour durch den Saal, indem sie den König und die Umstehenden grüßten. Ihnen gingen die Minister und Generale paarweise mit ihren Fackeln voran. Darauf gab die Prinzessin dem Könige und der Prinz der Königin die Hand. Der König gab darauf seine Hand der Königin Mutter, die Königin dem Prinzen Heinrich, und indem man in dieser Weise fortfuhr, wechselten alle Prinzen und Prinzessinnen, die bei dem Feste gegenwärtig waren, nach ihrem Range, und machten eine Tour durch den Saal, indem sie eine Art Polonaise aufführten. Nachdem der letzte Prinz seine Tour gemacht hatte, hörten Musik und Tanz auf, die Königin Mutter zog sich zurück, der König führte den Prinzen von Preußen und die Königin die Prinzessin in ihre Zimmer, wo die Neuvermählten ein sehr zierliches und studirtes Negligé anlegten, um die letzte Hand an ihre Vereinigung zu legen. Sobald sie ihren Anzug gewechselt hatten, öffneten sich die Thüren des Schlafzimmers, wir traten, einer nach dem andern, alle hinein und fanden die Prinzessin auf einem Bette von karmoisinrothem Sammt liegen, welches ganz mit Perlen brodirt war. Der Prinz, im Schlafrock und einer Nachtmütze, die mit Spitzen besetzt war, saß neben dem Kopfkissen. Die Witzbolde, welche es wagten, ihrer Einbildungskraft die Zügel schießen zu lassen, hänselten den Prinzen, doch er zog sich durch einige sehr ergötzliche und komische Stachelreden heraus, nahm die Strumpfbänder der Prinzessin, schnitt sie in kleine Stücke und vertheilte sie unter die Umstehenden. Er endete damit, daß er den König umarmte und die Gesellschaft verabschiedete, indem er seine Thüre verriegelte, die durch Hymen bewacht war, dem Amor seine Fackel übergeben hatte."

„Nachdem sich Ihre Majestäten, die Prinzen und Prinzessinnen ebenfalls zurückgezogen hatten, gingen wir wieder in den Speisesaal zurück, wo wir eine Art von Abendmahlzeit und ausgesuchte Weine fanden. Man kostete davon und trank mehr als ein gestrichenes Glas auf das Waffenglück der Neuvermählten. Endlich kehrte ich gegen drei Uhr am Morgen in meine Wohnung zurück."

„Am andern Tage versammelte sich der ganze Hof gegen 6 Uhr Abends in der großen Gallerie. Ihre Majestäten, die Neuvermählten, die Prinzen und Prinzessinnen, die Damen und Kavaliere erschienen im Domino, aber ohne Gesichtsmasken. Ich allein war in einem reichen Anzuge, der sehr bewundert wurde. Man fing an zu tanzen und zu

spielen, was bis gegen 9 Uhr währte, worauf man sich in den großen Speisesaal begab. Ich begab mich schleunigst in das erste Vorzimmer, wo ich Alles für meine Ceremonie in Bereitschaft fand. Zwölf junge Kavaliere gingen mir voran, indem sie jeder eine angezündete Fackel in der Hand trugen. Der Baron von Modrach, ein sehr liebenswürdiger schlesischer Edelmann, ging unmittelbar vor mir und trug auf einer goldenen Schüssel einen Strohkranz, der kunstreich gemacht und mit mehren kleinen Wachskindern geschmückt war. Eine unzählbare Menge von Zuschauern folgte mir. Ich fand den ganzen Hof in einem Halbzirkel, das junge Paar in der Mitte, der König und die Königin ihnen zur Seite und 22 Prinzen und Prinzessinnen, die sie umgaben. Die 12 Kavaliere begannen damit, mit ihren Fackeln eine Pantomime aufzuführen, welche auf die Vermählung Bezug hatte. Nachdem diese geendigt war, setzte ich mich in Positur, um meine Rede zu beginnen. Die Zuschauer machten einen sehr entsetzlichen Lärmen, daß ich mich selbst nicht verstehen konnte, und genöthigt war, den König zu bitten, er möchte ihnen Stillschweigen auferlegen. Die Zeit, die man dazu anwandte, um sie zu beruhigen, benutzte ich, um von meiner Befangenheit zurückzukommen und sprach dann meine Rede.

„Der König war damit zufrieden und klatschte stark in die Hände. Sobald ich zu sprechen aufgehört hatte, trat der Baron von Modrach vor und setzte den Strohkranz der Prinzessin auf das Haupt, die ihn indessen nicht lange betrachten lassen wollte, sondern in die Hand des Prinzen ihres Gemahls legte. Ich ging mit denselben Ceremonien, mit denen ich gekommen war, und nachdem ich meine Kavaliere verabschiedet hatte, kehrte ich in den Saal zurück, wo ich den Hof, wie am Tage vorher, an fünf Tafeln fand. Nach dem Abendessen fand ein Feuerwerk auf dem großen Platze statt, den man den Königsgarten nennt. Der Hof sah dasselbe aus den Fenstern des Schlosses. Die entsetzliche Kälte aber löschte einen großen Theil der Lampen aus, welche bestimmt waren, die Pyramiden und andre Ornamente dieses Platzes zu erleuchten. Endlich schritt man zum Tanz und der Ball wurde bis in die tiefe Nacht fortgesetzt."

„Am dritten Tage begaben sich der Prinz und die Prinzessin in das Palais des Kronprinzen, das ihnen fortan zur Wohnung dienen soll, und das der König nebst allen Meublen seinem Bruder geschenkt hat. An demselben Abend war Oper und großes Souper bei Hofe. Am vierten Tage lud uns der Prinz zur Mittagstafel ein und ehe wir uns zu Tische setzten, machte er mir ein sehr verbindliches Compliment über meine Rede und die Art, wie ich dieselbe gehalten, und schenkte mir eine sehr schöne goldne Uhr, indem er mir sagte, daß ich sie zum Andenken an diesen Tag und als ein Unterpfand seiner Geneigtheit aufheben sollte."

Die Oesterreicher wollten indessen Schlesien nicht so wohlfeilen Kaufes fahren lassen. Sie setzten den Krieg, trotz dem, daß sich Frankreich und Sachsen auf die Seite der Preußen gestellt hatten, mit immer geringerem Glücke fort. Dies nöthigte den König, nach kurzem Aufenthalt Berlin zu verlassen und zur Armee nach Schlesien abzugehn. Von dort führte er seine Truppen nach Mähren, wo er bei Olmütz ein festes Lager bezog. Auf die Nachricht indessen, daß der Prinz von Lothringen im Anmarsche sei, um die preußischen Magazine in Podiebrad und Nienburg wegzunehmen, setzte er sich mit einer zahlreichen Vorhut in Bewegung und befahl dem Prinzen Leopold, ihm mit dem Hauptheere langsam zu folgen. Kaum war er in Kuttenberg angelangt, als sich der Prinz von Lothringen gegen den Prinzen Leopold wandte, dem nichts übrig blieb, als schnelle Anstalten zu seinem Empfange zu treffen und den König von seiner Lage zu benachrichtigen. Dieser marschirte mit seinen Truppen die Nacht hindurch und kam am 17. Mai, Morgens um 8 Uhr, mit dem Vortrabe an, als beide Heere sich bereits in Schlachtordnung gestellt hatten und das Treffen bei Chotusitz (Czaslau) seinen Anfang nahm. Rasch und unverhofft entschied sich nach einem dreistündigen Kampfe der Sieg für die Preußen. Achtzehn Kanonen, zwei Fahnen und 1200 Gefangene waren die Trophäen desselben, an welchem das Fußvolk beinahe gar keinen Theil nahm, denn nur vier Regimenter waren zum Schuß gekommen. Die nächste Folge war ein Friede, der am 11. Juni zu Breslau geschlossen wurde und in welchem Friedrich Ober- und Nieder-Schlesien nebst der Grafschaft Glatz von der Krone Böhmens unabhängig erhielt.

Während des ganzen ersten schlesischen Krieges befand sich Friedrich fast ununterbrochen in einer von Hoffnung und Siegesfreude erhöhten Geistesstimmung, so daß seine frohe Laune fast noch das Glück überflügelte, das ihn so hoch erhoben hatte. Er schwelgte in dem Bewußtsein, daß die Augen des ganzen Europas mit Neugier und Bewunderung auf ihm ruhten, er war froh in dem Vorgefühl seiner Siege und entzückt durch die glänzenden Erfolge eines Unternehmens, das er selbst halb und halb auf einen unbezähmbaren Muthwillen schob, der ihn dazu antrieb, das Unmögliche, oder wenigstens das Unwahrscheinliche zu versuchen. Auch im Felde hörte er dabei nicht auf, sich für die Künste des Friedens zu interessiren. Seit Zelt glich, wie er in einem Briefe von Jordan sagte, mehr als die Tonne des Diogenes, der Studirstube eines Gelehrten. Er las, er schrieb, er dichtete, er spielte die Flöte, korrespondirte mit seinen Freunden, und wunderte sich am Ende über nichts mehr, als daß das Schicksal unter Tausenden gerade ihn zum Helden gemacht hatte. Von dieser überströmenden Laune sind seine Briefe an Jordan voll und wir können uns nicht enthalten, statt der näheren Auseinandersetzung der Kriegsereignisse, die man hier nicht er-

warten wird, einige von diesen Zeugnissen für den Eindruck mitzutheilen, den dieselben auf das Gemüth Friedrichs hervorbrachten.

Unmittelbar nachdem der König Berlin verlassen hatte und das Publikum sich mit allerlei Befürchtungen und schlimmen Vorbedeutungen herumtrug, die friedliebenden Gemüthern bei außerordentlichen Ereignissen so nahe liegen, schrieb er an Jordan am 19. Dec. 1740 aus der Nähe von Glogau: „Mein Herr Jordan (Seigneur Jordan), Dein Brief hat mir viel Vergnügen gemacht hinsichts aller der Betrachtungen, die Du da mir mittheilst. Morgen komme ich in das letzte Quartier bei Glogau, welche Stadt ich in wenig Tagen zu haben hoffe. Alles begünstigt meine Pläne und ich hoffe nach Berlin zurückzukommen, nachdem ich sie glorreich ausgeführt habe und in der Art, daß man Gelegenheit haben wird, mit mir zufrieden zu sein. Laß die Neider und Ignoranten schwatzen; sie werden gewiß niemals der Kompaß meiner Pläne sein: dies ist nur der Ruhm; ich bin von ihm mehr als je durchdrungen, meinen Truppen schwillt das Herz und ich stehe Dir für den Erfolg. Leb wohl, lieber Jordan. Schreib mir all das Böse, was das Publikum von Deinem Freunde spricht und sei von meiner steten Liebe und Achtung überzeugt."

Am 14. Januar 1741 schreibt er aus Ottmachau: „mein lieber Herr Jordan, mein süßer Herr Jordan, mein friedfertiger Herr Jordan, mein guter, mein gesegneter, mein friedliebender, mein allermenschenfreundlichster Jordan: ich melde Deiner Heiterkeit die Eroberung von Schlesien und ich benachrichtige Dich von dem Bombardement von Neiße, ich bereite Dich auf wichtigere Unternehmungen vor und ich unterrichte Dich von den glücklichsten Erfolgen, von welchen der Mutterleib Fortunas jemals entbunden ist. Das muß Dir genügen. Sei Du mein Cicero in Betreff des Rechtes meiner Sache, ich werde Dein Cäsar hinsichts der Ausführung sein."

Am 3. März schreibt Friedrich, wie er sagt, von einem Dorfe, dessen Namen und Gestalt ihm unbekannt ist: „So eben bin ich einer großen Abtheilung Husaren entgangen, welche uns einschließen und aufheben wollte. Ohne Schmeichelei, meine geringe Geschicklichkeit hat mich aus dem Handel gezogen. Ich habe von meinen Leuten keine Katze verloren, aber das Unglück hat eine Escadron von Schulenburg betroffen, über welche 400 von diesen Husaren herfielen und zehn von ihnen tödteten. Ich bin von Geschäften überhäuft, ich habe sie von allen Sorten und Gestalten. Meiner Treu! Wenn die Menschen weise wären, so würden sie mehr, als sie es thun, ein Phantom von Ruhm aufgeben, welches ihnen viele Mühe macht und ihnen eine Zeit verbittert, die der Himmel ihnen gab, um sich ihrer zu erfreuen. Du wirst mich philosophischer finden, als Du es geglaubt hast. Ich bin es immer gewesen, ein wenig mehr oder minder. Mein Alter, das Feuer

der Leidenschaften, das Verlangen nach Ruhm, selbst die Neugier, ja, um Dir nichts zu verbergen, sogar ein geheimer Instinkt hat mich aus der Ruhe gerissen, welche ich genoß und die Genugthuung, meinen Namen in den Zeitungen und in Folge dessen in der Geschichte zu sehn, hat mich verführt." An einer andern Stelle heißt es: „Ich bin ein großer Thor, lieber Freund, die Ruhe gegen den nichtigen Ruhm ungewisser Erfolge zu vertauschen, aber es gibt ja so viele Thorheiten in der Welt und ich rechne diese unter die Klasse der hergebrachten."

Aus Znaim schreibt er am 28sten Februar 1742: „Ich lebe hier von einem Tag in den andern, öfters sehr beschäftigt und öfters sehr müßig. Ich übe mich indessen, wenn ich Zeit dazu habe; ich lese, ich komponire und denke viel. Das heißt Vortheil ziehn aus seiner Maschine, werdet Ihr sagen; es ist wahr, aber ich antworte, daß man gut thut, seinen Magen zu benutzen, um so mehr da die Verdauung öfters unbestimmt ist. Auf dieselbe Art muß man in diesem kurzen Leben von seinen Hülfsmitteln Gebrauch machen, denn sie nützen sich sonst ganz unnöthig durch die Zeit ab, ohne daß man Vortheil davon hat."

„Die Häuser haben hier alle platte Dächer, im italienischen Styl, die Straßen sind sehr unrein, die Berge holperig, die Weinstöcke häufig, die Männer dumm, die Frauen albern und die Esel außerordentlich zahlreich. Das ist Mähren im Epigramm." „In diesem Augenblick erhalte ich Deinen Brief, halb in Prosa, halb in Versen, und danke Dir dafür, aber er ist nicht lang genug und Du mußt wissen, daß ich einen großen Unterschied zwischen langen Werken und hübschen Briefen mache. Bringe ganz Berlin in Deine Verse hinein, Bagatellen, nichtsnutzige Dinge; denn meine Neugier ist eine unersättliche Krankheit, besonders in Hinsicht politischer Gespräche, die zum größten Theil sehr närrisch sind."

Nach acht Tagen erhielt Jordan folgenden Brief: „Lieber Jordan, wenn ich Dir eine Beschreibung von Allem dem machen wollte, was sich hier zuträgt, so würde ich viel zu thun haben, denn wir haben so viel Arbeit, wie wir nur tragen können. Von der Zukunft kann ich Dir nichts sagen. Sie ist sehr unbestimmt; Alles, was ich davon weiß, ist, daß wir noch ein Stück Arbeit vor uns haben und daß das Gebäude zuverlässig noch nicht ganz errichtet ist. Der Stolz der Oesterreicher scheint mir der Vorläufer ihres Sturzes zu sein. Dieser Sturz wird uns etwas kosten, aber er wird nichtsdestoweniger gewiß erfolgen. Ich glaube, von Berlin haben gegenwärtig die Langeweile und die Frauenzimmer Beschlag genommen. Ich bilde mir ein, daß ein ehrlicher Mensch in Verzweiflung darüber kommen müßte, daß er dort wäre und daß diejenigen, die fern davon sind, der Vorsehung danken müssen. Ich lebe sehr philosophisch, ich arbeite unendlich, unterhalte mich, so gut

es gehn will und im Uebrigen denke ich nur daran, mich zu ergötzen. Von dem Letzteren wünsche ich Dir von ganzem Herzen ein Gleiches und bitte Gott, meinen lieben Jordan unter seine heilige Obhut zu nehmen."

Aus Slowitz schreibt Friedrich am 17. März: „Mein sehr lieber Jordan, der Unterschied zwischen der Ruhe in Berlin und den Beschäftigungen in Slowitz besteht darin, daß man an dem ersteren Ort Verse, am zweiten Gefangene macht. Ich schwöre Dir zu, daß ich so bestürmt und mehrmals so beunruhigt worden bin, daß es mir kaum möglich gewesen ist, mit jener geistigen Freiheit zu denken, die die Mutter der Phantasie und dadurch der Dichtkunst ist. Die Feinde, 4000 Mann stark, haben ein Dorf angegriffen, wo Truchseß und Varennes mit 400 Mann standen, und da sie diese tapfere Leuten nicht bezwingen konnten, so haben sie Feuer in das Dorf geworfen. Das Alles hat unsere Truppen nicht ihre Besonnenheit geraubt, von denen etwa 200 von den Feinden getödtet und ihm ein paar hundert Pferde abgenommen haben. Truchseß, Varennes und einige Offiziere sind leicht verwundet, aber nichts kann den Ruhm aufwiegen, den uns dieser Tag einbrachte. Keine Spartaner haben jemals meine Truppen übertroffen, und das gibt mir ein solches Vertrauen zu ihnen, daß ich zehnmal stärker zu sein glaube, als ich es bis dahin gewesen zu sein meinte. Wir haben mehr als 600 Ungarn zu Gefangenen gemacht und unsere braven Soldaten, die nur zu siegen oder zu sterben wissen, lassen mich an meinem Ruhme nicht mehr zweifeln. Wenn ich Euch einst wiedersehe, so dürft Ihr Euch nur auf einen Erguß von äußerster Schwatzhaftigkeit gefaßt machen. Meiner Treu! Die Ehre, das große Rad der europäischen Ereignisse zu wälzen, ist eine sehr harte Arbeit; der minder glänzende Zustand der Unabhängigkeit, der Ruhe und Vergessenheit ist meiner Meinung nach glücklicher und das wahre Loos des Weisen auf dieser Erde. Ich denke oft an Remusberg und an jene selbst gewählte Uebung, die mich mit den Wissenschaften und Künsten vertraut machte; aber am Ende gibt es keine Lage ohne Mängel. Ich hatte damals meine kleinen Freuden und kleinen Schläge; ich schiffte nur auf dem sanften Strom, jetzt woge ich auf dem hohen Meer, eine Welle erhebt mich bis zu den Wolken, eine andre reißt mich in den Abgrund und eine dritte macht mich noch schneller wieder die steilste Höhe erklimmen. Diese heftigen Bewegungen des Gemüthes sind nicht für den Philosophen; denn, was man auch sagen mag, es ist schwer, bei dem Wechsel des Geschickes gleichgültig zu sein und die Erregbarkeit aus dem Menschenherzen zu verbannen. Vergeblich will man im Glücke kalt und im Unglück stark erscheinen; die Gesichtszüge können sich verstellen, aber der Mensch selbst, sein Inneres, die Tiefen seines Herzens sind darum nicht weniger ergriffen. Alles, was ich für mich wünsche, ist, daß

meine Erfolge mich nicht der Humanität und jener Tugenden entwöhnen, die ich immer geliebt habe. Ich hoffe und schmeichle mir, daß mich meine Freunde stets so wiederfinden werden, wie ich gewesen bin, zu Zeiten beschäftigt, von Sorgen erfüllt, unruhig, von Arbeiten überhäuft, aber stets bereit, ihnen zu dienen und ihnen Beweise davon zu geben, daß ich sie achte und von ganzem Herzen liebe." Nachdem die Schlacht bei Chotusitz gewonnen war, die den Besitz von Schlesien zur Folge hatte, schrieb Friedrich: „Es ist gekommen, was ich vorhergesehn habe; wir haben eine entscheidende Schlacht gehabt; Du kennst den Erfolg davon; der Prinz Karl verläßt Böhmen und geht nach Brünn oder Wittingau. So ist denn Dein Freund in dreizehn Monaten zweimal Sieger! Wer hätte noch vor einigen Jahren vorhergesagt, daß Dein Schüler in der Philosophie, der des Cicero in der Rhetorik und des Bayle in Verstandessachen, dereinst die Rolle eines Soldaten spielen würde? Wer hätte gesagt, daß das Schicksal einen Dichter auswählen würde, um das System Europas umzukehren und die politischen Combinationen der Könige, die da herrschen, gänzlich zu verändern? Es geschehn so viele Dinge, von denen man keinen Grund anzugeben weiß, daß auch dies vielleicht ganz kühn dazu zu rechnen ist. Es ist ein Komet, der die Sternenbahn durchkreuzt und der in seiner Richtung einen Lauf verfolgt, welcher von dem aller andern Planeten verschieden ist. — Ich erwarte mit Ungeduld deine Neuigkeiten, aber schreib mir recht viel von Bauten, Meubeln und Tänzern. Das erfreut mich und läßt mich meine Geschäfte vergessen, da sie von Wichtigkeit sind, anfangen schwer und ernsthaft zu sein. Ich lese, was ich kann und versichere Dir, daß ich in meinem Zelte ein eben so großer Philosoph bin als Seneka oder noch ein größerer. Wann werden wir uns unter den friedlichen Buchen von Remusberg oder unter den herrlichen Linden von Charlottenburg wiedersehn? Wann werden wir mit Behaglichkeit über die Lächerlichkeit der Menschen und die Nichtigkeit unsrer Lage schwatzen können? Ich erwarte diese glücklichen Augenblicke mit großer Ungeduld, um so mehr, da man, wenn Alles in der Welt versucht ist, gewöhnlich zum Besten zurückkehrt." — „Schreib mir" sagt er in einem der nächsten Briefe, „was man von dieser Schlacht sagt, ob sie großen Spectakel in der Welt macht, ob das Volk daran Theil nimmt, ob man glaubt, daß meine Armee im Stande ist, es mit dem Feinde aufzunehmen, und ob man mir Verstand genug zutraut, um einen Krieg zu führen? Mit einem Wort Alles, was auf diesen Punkt Bezug hat." Von dem Felde bei Kuttenberg schreibt Friedrich am 13. Juni **Federicus Jordano salut.** Endlich melde ich Dir diese Nachricht, die so lange erwartet, so heiß ersehnt ist, das Ende des Krieges, diese große Nachricht; mit einem Worte, den Schluß eines guten und vortheilhaften Friedens . . . .

Ich lasse Dir Zeit um Athem zu holen. Ich begreife wohl, daß eine so unerwartete und angenehme Neuigkeit nicht unterlassen wird, Dich sehr zu ergötzen. Gleichwohl laß Dich Deine Freude nicht unvorsichtig machen, ich verbiete Dir, nicht eher davon zu sprechen, als sie öffentlich bekannt gemacht ist. — Ich habe gethan, was ich dem Ruhme meines Volkes schuldig zu sein glaubte; ich thue jetzt, was sein Glück von mir verlangt; das Blut meiner Truppen ist mir kostbar, ich hemme die Ströme eines größeren Ergusses, welche ein Krieg, den man mit Barbaren führt, nothwendig zur Folge gehabt hätte und ich überlasse mich aufs Neue der Wollust des Körpers und der Philosophie des Geistes. Ich werde am 15. oder 20. Juli in Berlin sein. Befinde Dich wohl zu dieser Zeit und sammle Vorrath von Allem, was Dein Geist nur Unterhaltendes und Angenehmes erdenken kann; mit einem Wort, laß mich in Dir die Weisheit Platos, die Beredsamkeit Ciceros, den gefälligen Geist des Atticus und den Beistand Epicurs wiederfinden. Leb' wohl mein friedfertiger Jordan. Dein Freund Fierabras (fier-à-bras) wird dich bald mit dem Ansehen eines einfachen und bescheidenen Philosophen begrüßen."

Die Hoffnung des Königs, seine Residenz in kurzer Zeit zu begrüßen, ging nicht in Erfüllung. Die Regulierung der schlesischen Angelegenheiten hielt ihn bis gegen Ende September in Breslau, worauf er eine Reise nach Aachen machte, um den Brunnen zu trinken. Nach Verlauf mehrer Wochen trat er endlich in Begleitung der Prinzen August, Wilhelm und Heinrich seine Rückreise nach Berlin an. Hier fand er Alles in der freudigsten Aufregung. Der Hof war glänzender als je. Opern, Comödien, Bälle, Concerte wechselten mit einander ab und der Carneval, der aus der ascetischen Lebensweise Friedrich Wilhelms verbannt gewesen war, trat wieder in seine Rechte, und wurde in diesem und dem folgenden Jahre mit gesteigertem Antheile gefeiert. Die Reihe der Hoffeste, welche vom Herbst des Jahres 1742 bis zum Sommer 1744 jährlich wiederkehrten, und mit aller Pracht ausgestattet waren, die dem erhöhten Glanze des preußischen Namens würdig zu sein schien, wurde am 7. Juli 1744 mit der Vermählung der Schwester des Königs der Prinzessin Ulrike mit dem schwedischen Thronfolger Adolph Friedrich beschlossen. Dies große Fest überbot alle vorhergehenden noch an Aufwand, doch man muß die Beschreibung desselben von der Feder des Herrn von Bielefeld lesen, um nicht nur den Glanz, sondern auch der Ton des damaligen Hoflebens kennen zu lernen. „Der schwedische Hof," erzählt derselbe, „hatte von seiner Seite den berühmten Grafen von Tessin in der Eigenschaft eines Ambassadeurs ernannt, um die feierliche Werbung für die Prinzessin zu thun, und den Prinzen von Preußen einzuladen, durch Procuration die Person des Thronfolgers von Schweden bei der Vermählungsceremonie vorzustellen.

Der Graf, der mit einem angenehmen Aeußern und wesentlichen Vorzügen die erfreulichsten Talente, die natürlichste Höflichkeit und die größte Weltsitte vereinigt, kam zu Berlin mit dem glänzendsten Gefolge an. In demselben hatte er die Auswahl des jungen schwedischen Adels, unter welchem die Grafen von Horn, v. Fersen, v. Taube, die Barone v. Brahe, v. Wrangel und viele Andere sich sehr vortheilhaft auszeichneten. Das öffentliche Auftreten des Gesandten entsprach dem Gegenstande seiner Sendung. Seine Livrey und seine Equipagen waren eben so reich als modern. Sechs weiße Pferde, mit hellblauem, silbernen Geschirr belegt, zogen seinen ersten Staatswagen, an dem man den Geschmack und die Malerei nicht genug bewundern konnte. Er hatte an demselben Tage seine Audienzen bei dem Könige, den beiden Königinnen, der verlobten Prinzessin, dem Prinzen von Preußen, und andern Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses. Die Reden, die er bei dieser Gelegenheit hielt, waren wohlgesetzt, ohne hochtrabend zu sein: es herrschte darin mehr Hofton als Aufwand von Kunst. Nachdem man dem Ceremoniell und allen lästigen Pflichten genug gethan hatte, so dachte der Hof und der Gesandte nur daran, den Zwang abzuwerfen und sich dem Vergnügen zu überlassen. — Die Gräfin von Tessin ist nicht mehr in ihrer ersten Jugend und konnte keine Ansprüche auf Schönheit machen, doch sie ist groß, von gutem Aeußern, von einer angenehmen Gesichtsbildung, sie präsentirt sich vollkommen gut, ist immer mit vielem Geschmack angezogen, sie spricht mit Geist, drückt sich mit Grazie und Anmuth aus und hat während ihres langen Aufenthaltes in Paris ganz den französischen Ton und Sitte angenommen. Ihre Begleiterin ist Fräulein von Sparre. Ich habe fast noch nie eine liebenswürdigere Dame gesehen, von einem reizenderen Aeußern und einen lebhafteren Geist, von größerer Feinheit und mehr Verführung. Ihre Augen sind so voll von Feuer, so geistreich und so reich an Gefühl, daß es Gefahr bringt, sie näher zu betrachten. Ihr Herz scheint mir ebenso schön, wie ihr Aeußeres. Sie hat viel Talente, tanzt sehr gut und ist von einer sich stets gleichbleibenden Heiterkeit. Der Gesandte wohnt in dem Schwerinschen Hotel in der Wilhelmsstraße, dem schönsten in ganz Berlin. Er hat in seinem Audienzzimmer einen Thronhimmel von tiefblauem Sammt errichten lassen, an dem das schwedische Wappen in Gold gestickt ist. Unter demselben sieht man das Bildniß des Königs von Schweden in natürlicher Größe und sehr gut gemalt. Er hält alle Tage offene Tafel, Abends ist er bei Hofe oder sieht Gäste bei sich. Seit dem Tage seiner Ankunft bis zu dem, wo die Prinzessin abreiste, ist jeder Tag mit neuen Festlichkeiten ausgezeichnet worden. Die Festins, Bälle, Opern, Komödien, Promenaden und Vergnügungsparthien folgten einander ohne Unterlaß. Drei Tage hat die Ausstattung der Prinzessin den Blicken aller Welt ausgestanden in einem der Gemächer auf

dem Schlosse, und alle Neugierigen sind dahin übereingekommen, daß der König nichts gespart hat, um eine so geliebte Schwester auf eine Weise auszustatten, die ihrer hohen Geburt und der Stellung würdig ist, die sie dereinst in Schweden einnehmen soll. Die 100,000 Thaler ihrer Mitgift sind in guten überwichtigen Ducaten in die Hände des Gesandten von Rudenskiöld niedergelegt, der den Auftrag erhalten hatte, sie in Empfang zu nehmen. Endlich kam der große Tag der Vermählung heran. Am frühen Morgen schickte der Gesandte vier schwedische Kavaliere an die Prinzessin ab, um sie zu bedienen und dereinst ihren Hof zu bilden. Er schickte eben so viele an den Prinzen von Preußen, der bei der Ceremonie den Thronfolger Schwedens repräsentiren sollte. Man gab ihnen noch Pagen, Lakaien u. s. w. und die Prinzessin ließ ihre ganze Dienerschaft schwedische Livrey anziehen, der König hatte seinerseits der Prinzessin Kammerherrn, Kavaliere und Domestiken von seinem Hofe gegeben, um sie in der Eigenschaft einer auswärtigen Prinzessin zu bedienen. Der ganze Hof versammelte sich Nachmittags um 6 Uhr in den Prachtzimmern des Berliner Schlosses. Er war von einem blendenden Glanze, da jeder die äußersten Anstrengungen gemacht hatte, um mit Aufwand zu erscheinen. Die jungen schwedischen Herren, an Zahl 36, waren sehr schön und mit unendlich vielem Geschmack gekleidet. Der König trug ein blaßblaues Kleid, das durchweg mit Silber gestickt war. Die Prinzessin erschien zuletzt. Sie war von einer hinreißenden Schönheit und ganz mit Steinen bedeckt. Der größte Theil derselben war ihr aus Schweden geschickt und von dem Grafen von Tessin übergeben worden. Ich bewunderte vor allen ein Halsband und Armbänder von Brillianten, die sämmtlich nach und nach im Königreich Schweden selbst gefunden sind und einen Theil der Diamanten dieser Krone ausmachen. Nachdem der Prinz und die Prinzessin die Majestäten gegrüßt hatten. traten sie an den Altar, der unter einem Thronhimmel stand, und empfingen dort die eheliche Einsegnung von den Händen des Beichtvaters der Königinn Mutter, der Lutheraner ist. Eine dreifache Salve aus den Kanonen auf dem Walle kündigte diese Handlung den Einwohnern von Berlin an, und die Prinzessin empfing die Glückwünsche des ganzen Hofes über die Ceremonie, die so eben stattgehabt hatte und deren Erfüllung in Schweden bevorstand. Der König ließ noch ziemlich früh anrichten, an seiner Tafel speiste von Privatleuten nur die Gräfin von Tessin. Alle andern Genossen derselben waren Prinzen und Prinzessinnen. Das ganze Geschirr war von massivem Golde, eben so die Armleuchter, die Gedecke und überhaupt Alles, was auf dem Tische erschien. Außer dieser waren noch vier andere Tafeln, die reich besetzt und in den angrenzenden Gemächern servirt waren; im Ganzen wurde dies hohe Fest mit einer Großartigkeit gefeiert, von der man bis dahin zu Berlin kein Beispiel gesehen hatte. Nach dem Abend-

essen tanzte man wie gewöhnlich den Fackeltanz und darauf folgte ein Ball, der bis spät in den andern Tag dauerte. — Am nächsten Tage als am Mittwoch, war Comödie und Souper bei Hofe; am Donnerstag gab die Königin ein herrliches Fest in Schönhausen, am Freitag war Oper, am Sonnabend gab die Königin Mutter eine Illumination, Souper, und Ball in Monbijou; der Sonntag war der Ruhe gewidmet; bei dem Könige versammelte sich Morgens der gewöhnliche Kreis, bei der Königin am Abend. Am Montag begab sich der ganze Hof und der Adel der Stadt nach dem Diner in seine schönsten Equipagen nach Charlottenburg. Diese Promenade gewährte selbst einen reizenden Anblick und Vergnügen. Die große Allee, welche mitten durch den Park führt, von Berlin bis zum Lustschlosse, war von Menschen überfüllt. Man hatte von Zeit zu Zeit Zelte aufgeschlagen, wo die Bürger aus der Stadt Ruhe und Erfrischungen fanden, und diesen glänzenden Zug von Karrossen mit zwei bis sechs Pferden vorüber ziehen sahen. Bei der Ankunft in Charlottenburg versammelte man sich in der großen Orangerie, welche eine Gallerie von ungeheurer Länge bildet. Dieser ganze Raum war mit Geprängen von natürlichen Blumen, Lampen, von verschiedenen Farben dekorirt und in jedem Fensterbogen sah man einen blühenden Orangenbaum, der nicht nur dem Auge einen unvergleichlichen Anblick darbot, sondern in diesem großen Gebäude auch den angenehmsten Duft verbreitete. An dem einen Ende der Gallerie war ein kleines Theater errichtet, auf welchem der König eine Operette mit Tanz aufführen ließ. Der unvergleichliche Salimbeni übertraf sich dabei selbst. Nach geendigter Oper begab sich der ganze Hof auf die große Terrasse, von welcher aus man den ganzen Garten erleuchtet sah; und nachdem man eine halbe Stunde spatzieren gegangen war, setzte man sich zu Tische. Die Tafel war von 300 Couverts und nahm die ganze Orangerie von einem Ende bis zum andern ein. Alle Personen vom Stande wurden ohne Unterschied hinzugelassen. In der Mitte der Tafel saß der König, die Königinnen, die Prinzen und Prinzessinnen unter einer Art von Baldachin; zur Seite befanden sich die Kabinetsminister, die fremden Minister und Damen vom ersten Range; hierauf kamen alle Cavaliers und Damen, so wie ein jeder hatte Platz finden können. Das Souper war vortrefflich und die Bewirthung ausgezeichnet. Es fehlte nichts und man wurde mit eben so viel Ordnung als Schnelligkeit von den Bedienten des Königs und einer Anzahl von Jägern bedient, welche um den Tisch aufgestellt waren. Zu größerer Bequemlichkeit hatte man in allen Nischen der Gallerie Buffets angebracht, wo die Domestiken alle Bedürfnisse der Tafel unter ihren Händen fanden. Ebenso hatte man aus dem Schatze mehres silberne Geschirr genommen, welches die Könige Friedrich I und Friedrich Wilhelm I hatten anfertigen lassen. So fehlte denn nichts. Man erhob sich sehr spät und sehr

entzückt, an einem Feste Theil genommen zu haben, welches nur der König zu geben im Stande war. Nach dem Abendessen gingen wir in den Garten. Auf der Spree wurde ein großes Feuerwerk abgebrannt. Unterdessen ließ der Geheime Kämmerer Fredersdorf die Tafeln aus dem Orangeriehause herausschaffen und Alles zu einem Balle vorbereiten. Dies ging so rasch von statten, daß man bei der Zurückkunft nur erstaunen konnte; denn sie waren wie weggezaubert. Der König eröffnete den Ball mit der schwedischen Kronprinzessin, und der ganze Hof tanzte bis an den andern Morgen. Endlich kehrte man nach Berlin zurück und fand den Weg noch mit Menschen angefüllt. Am folgenden Tage, als am Dienstag, war ein Ruhetag und, offenherzig gesagt, man bedurfte dessen außerordentlich. Am Mittwoch gab der König ein großes Diner in den Zimmern der Königin. Nach Tische war Oper, welche schon sehr früh begann. Nachdem sie geendet war, begab sich der ganze Hof und der Adel in das Hotel des schwedischen Gesandten. Wir fanden das Palais auswendig durch Lampen und inwendig durch weiße Wachskerzen erleuchtet. In der ganzen Illumination herrschte viel Geschmack. Die Wappen von Schweden und von Preußen, die Namenszüge des Prinzen und der Prinzessin, von Amoretten verschlungen, die Embleme, die Devisen, Alles war voll von Erfindung. Das Abendessen war nicht nur kostbar und reich, sondern auch eben so fein und delikat, was um so überraschender war, da die außerordentliche Hitze dem ein großes Hinderniß in den Weg zu legen schien. Man war genöthigt gewesen, von Hamburg Seefische und einiges Geflügel in Kisten mit doppeltem Boden und von Eis umgeben, kommen zu lassen. Alle schwedischen Kavaliere machten die Honeurs an den verschiedenen Tafeln und ließen daselbst Ordnung und Anstand herrschen. Fräulein von Sparre erwies mir die Ehre, mich zu ihrem Nachtbar zu wählen und wir versuchten es, die Tafel, deren Wirthin sie war, zu erheitern. Nach dem Abendessen gab der Graf von Tessin seinen hohen und erlauchten Gästen das Schauspiel eines schönen Feuerwerks, welches in dem Garten abgebrannt wurde, und ein Ball endigte das glänzende Fest."

Von diesem Tage an bis zur Abreise der Prinzessin herrschte Freude in Berlin und obgleich keine schwelgerischen Feste mehr gegeben wurden, so waren die Vergnügungen doch nicht weniger reizend. Endlich nahte der Tag der Abreise heran. Der König hatte den Großmarschall, Grafen von Gotter ernannt, um die Prinzessin bis Stralsund zu begleiten, wo zwei schwedische Senatoren, mehre Herren, Damen und Kavaliere des Hofes sie erwarteten. Der König, der nach den Empfindungen seines eigenen Herzens urtheilte, daß der Augenblick der Trennung eine sehr rührende Scene herbeiführen würde, hatte eine Oper befohlen, um den Kummer zu zerstreuen und statt des Abendessens eine vortreff-

liche Kollation von kalten und warmen Speisen in dem großen Saale des Schlosses bereiten lassen. Der Plan war der, daß die Prinzessin, sobald sie die Oper verlassen hätte, im Vorüberfliegen etwas genießen, ihre Vorbereitungen zur Reise treffen, ihre Angehörigen umarmen, sich schleunigst in ihren Wagen werfen und schnell wie ein Blitz verschwinden sollte. Herr von Gotter war mit der Ausführung dieses Plans beauftragt und angewiesen, die Abreise zu beschleunigen.

Aber alle diese Sorgen wurden zunichte. Die unvergleichliche Ulrike war ihrer Familie und ihrem Lande zu theuer, um ihnen nicht in den schmerzlichen Augenblicken Thränen zu entlocken, wo es sich darum handelte sie auf immer zu verlieren. Indem ich in die Oper trat, sah ich dort ein tiefes und trübes Schweigen herrschen. Die Prinzessin erschien in einem rosenrothen Amazonenkleide, das mit Silber besetzt war, mit einer kleinen Weste, deren Aufschläge und Halskragen von Seladon waren und mit einem kleinen englischen Hütchen von schwarzem Sammt, das mit einer weißen Feder geziert war; ihre fliegenden Haare wurden von einem rosenrothen Bande zusammengehalten. Sie war schön wie die Liebe, aber diese Kleidung, so elegant, und von so vielen Reizen erhöht, machte uns den Verlust um so empfindlicher und kündigte uns den Augenblick an, wo wir sie zum letzten Male sehen sollten. Während des zweiten Actes trat der junge Prinz Ferdinand, Bruder des Königs, in die große Loge, und indem er sich der Prinzessin um den Hals warf, sprach er unter Thränen: Meine liebe Ulrike, so muß es denn sein! ich soll Dich nicht mehr wiedersehn! Diese Worte waren das Zeichen für den Schmerz, den eine jede Brust verschlossen hielt, um mit der größten Stärke hervorzubrechen. Die Prinzessin antwortete nur mit Schluchzen, indem sie ihren Bruder in ihren Armen hielt. Die beiden Königinnen konnten ihre Thränen nicht zurückhalten, die Prinzen und Prinzessinen folgten ihrem Beispiel; gutartige Herzen können nicht ihre Herren weinen sehn, ohne davon ergriffen zu werden, der Schmerz ist ansteckend, und verbreitete sich in einem Augenblick über die Logen des ersten Ranges, wo sich der Hof und der Adel befand. Jeder hatte besondere Ursache zum Kummer und Jeder schwamm in Thränen, Niemand widmete der Oper mehr die geringste Aufmerksamkeit und ich für mein Theil fühlte mein Herz so gepreßt und bewegt, das ich froh war, das Ende der Oper zu sehn. Eine unwillkürliche Bewegung trieb mich nach dem Schlosse. Ich trat in die Zimmer des Königs und fand dort die Königliche Familie und einen Theil des Hofes versammelt. Der Schmerz hatte den höchsten Grad erreicht und ich sah in jedem Augenblicke Scenen, die um so rührender waren, als sie die reine Natur aussprachen, und ein Ansehen der Wahrheit hatten, welches die vollendete Kunst selbst auf der Bühne nicht nachzuahmen im Stande wäre. Der König hatte eine Ode auf die Abreise der Prinzessin gemacht, in welcher er ihr auf das

zärtlichste und rührendste Lebewohl gesagt hatte. Er stellte sie ihr in demselben Augenblick zu, wo sie von den Königinnen Abschied nahm. Die Prinzessin warf die Augen darauf und fiel in Ohnmacht. Es fehlte wenig, daß auch der König in denselben Fall kam, seine Thränen flossen in Strömen. Die Prinzen und Prinzessinnen erlagen ihrem Kummer. Endlich hielt es der Graf von Gotter für Zeit, dieser tragischen Scene eine Diversion zu machen. Er kam in den Saal, wie Boreas im Ballet la rose, mit einem entsetzlichen Geräusch und Poltern Er machte einige Sprünge, drängte sich durch und hob auf einmal die Prinzessin aus den Armen der Königin Mutter, nahm sie in die seinigen und trug sie aus dem Saale. Alle Welt folgte nach, die Wagen warteten im Hofe, und die Prinzessin befand sich in einem Augenblicke in ihrer Karosse. Ich hatte beinahe den Gebrauch meiner Sinne verloren, und ich weiß nicht mehr, wie wir die Treppe hinunterkamen, aber ich erinnere mich, daß es inmitten der traurigsten Seufzer geschah. Die Gräfin von Schwerin, welche dazu bestimmt war, die Prinzessin nach Stralsund zu begleiten, Fräulein von Knesebeck und Fräulein von Sparre setzten sich mit ihr in einem Wagen, die Thür wurde eiligst geschlossen, der Kutscher klatschte und der Wagen, der schneller als ein Blitz entschwand, entriß die angebetete Ulrike den Augen des Königs und des Hofes, welche einige Minuten betroffen und bewegungslos da standen.

Unmittelbar nach diesem frohen Ereigniß entbrannte der Krieg aufs Neue. Wenn es früher mit leichter Anstrengung gelungen war, Schlesien zu erobern, so zeigte sich jetzt, wieviel Mühe es kostete, es zu behaupten, denn dies war der Zweck des zweiten schlesischen Krieges. In drei Kolonnen, welche etwa 100,000 Mann ausmachten, brach das preußische Heer um die Mitte Augusts 1744 nach Böhmen auf. Der König selbst führte die an, welche auf dem linken Elbufer hinauf gegen Prag vordrang. Am 2. September vereinigte sich die ganze Preußische Macht vor Prag und die Laufgräben wurden eröffnet. In drei Tagen lagen die Mauern der Neustadt und hundert und funfzig Häuser in Schutt und Trümmern die ganze Besatzung wurde kriegsgefangen und nach Schlesien abgeführt. Das Heer fand aber, je weiter es in Böhmen vordrang, desto mehr Widerstand und desto weniger Nahrung. Der böhmische Landmann haßte die Preußen als Ketzer, und, um in gar keine Berührung mit ihnen zu kommen, verbrannte und vergrub er sein Getreide, verließ seine Hütte und eilte in seine Wälder. Zugleich erfuhr Friedrich, daß das österreichische Heer, durch 24,000 Sachsen verstärkt, zwei Meilen vor Pisek in einem festen Lager stände und ihm den Rückzug abschneiden wollte, so blieb dem Könige denn nichts übrig, als Böhmen ohne Schwerdtschlag zu räumen und Prag aufzugeben. Der Auszug der Preußen geschah am 21. November nicht ohne großen Verlust, indem

die österreichischen Truppen von der andern Seite in die Stadt drangen, und mit den Bürgern und Kroaten zugleich die Preußen verfolgten, welche, nach einem blutigen Gefechte 132 Kanonen und 14 Mörser zurücklassen mußten, die nicht mit fortgeschafft werden konnten. Am 13. December stand Friedrich beschämt über den schlechten Ausgang einer so großen Rüstung, wieder an der schlesischen Grenze und kehrte auf einige Monate nach Berlin zurück, um zur Bestreitung neuer Kriegsbedürfniße sein Silbergeräth aus dem Schlosse in die Münze zu schicken.

Im März des Jahres 1745 ging Friedrich wieder zur Armee nach Neiße ab. Seine Lage war um so bedenklicher geworden, da die Franzosen sich, trotz seiner dringendsten Bitten vom Kriege zurückgezogen und ihm die Last desselben allein zufiel. Das Glück des Krieges ist aber eben so wenig, wie das des Spieles oder irgend ein andres mit Wahrscheinlichkeit zu berechnen. Gerade dieses Jahr war dazu bestimmt, den Ruhm der preußischen Waffen über alles frühere Lob zu erhöhen. Der Prinz von Lothringen ließ sich vom Könige in die Falle locken und verlor dadurch am 4ten Juni die Schlacht bei Hohenfriedeberg. Die Sachsen, welche seine Vorhut bildeten, waren geschlagen, ehe er eine Nachricht davon erhielt, daß sie angegriffen waren, und die Verbündeten büßten 4000 Todte, 7000 Gefangne und 60 Kanonen ein, während die Preußen etwa 1800 Todte zählten. Von den 70 Fahnen, welche diese erbeuteten, nahm das Dragonerregiment Baireuth unter Anführung des Generals Geßler allein 66. Von den 64 Bataillonen, welche das preußische Heer ausmachten, waren nur 27 ins Feuer gekommen und im vorgerückten Alter schrieb Friedrich in der Geschichte seiner Zeit: „Die Welt ruht nicht sicherer auf den Schultern des Atlaß als Preußen auf einem solchen Heere." Dennoch wollte sich Maria Theresia nicht in die Friedensbedingungen fügen, welche ihr der König antrug und erwiderte, sie wolle lieber das Hemde als Schlesien einbüßen. Der Prinz von Lothringen erhielt Verstärkung und stand abermals, 40000 gegen 18000 Mann dem Könige gegenüber. Auch diesmal entschied sich das Kriegsglück in der Schlacht bei Sorr für die Preußen und am 28. October d. J. ging Friedrich, der seine Feinde hinlänglich geschwächt glaubte, nach Berlin zurück, um von hier die Friedensunterhandlungen fortzusetzen.

Hier langte er am 8. November an. Einige Infanterieregimenter wurden ebenfalls nach der Residenz gezogen und der König kam in Begleitung seiner Garde du corps, die eine Art von Triumphzug hielten. Sie brachten die Kanonen mit, welche dem Feinde in dem letzten Feldzuge abgenommen waren, und jeder von ihnen — sie marschirten paarweise — hielt eine österreichische Fahne oder ein Feldzeichen in der Hand, die glorreichen Trophäen der Schlachten bei Hohenfriedeberg und Sorr. Sie bildeten eine lange Reihe und dies kriegerische Schauspiel erfüllte das Volk und alle Einwohner Berlins mit unaussprechlicher

Freude. Die Fahnen wurden in die Garnisonkirche gebracht und dort aufgehängt. Am Abend war großes Souper bei der Königin Mutter. Der Hof war glänzend, froh und ruhig; der König schien es auch zu sein, wenn schon in ihm wohl nicht ganz die Stille herrschte, die er äußerlich zu zeigen bemüht war. Noch in derselben Nacht erhielten die Truppen Befehl zum Aufbruch und am andern Morgen war ganz Berlin in der lebhaftesten Aufregung. Man hatte erfahren, daß der Herzog von Lothringen mitten im Winter mit seiner ganzen Armee aus Böhmen aufbrechen und, mit den sächsischen Truppen vereint in Preußen eindringen wollte. Der Angriff sollte auf fünf Punkten geschehen, und ein Corps, 20,000 Mann stark, aus dem Erzgebirge gerade auf Berlin losgehen und sich der Hauptstadt bemächtigen. Der König verließ die Stadt nach zwei Tagen. Ein frohes Vorgefühl sagte ihm, daß er sie als Sieger wiedersehen würde. Bei seinem Abschiede war sein Aussehn frischer, sein Gesicht heiterer und sein Geist aufgeweckter als jemals. Er scherzte, warf sich mit seinem Bruder und dem General v. Rothenburg in den Wagen und fuhr mit Windeseile davon. Auch der Prinz v. Preußen war guten Muthes. Er sagte bei seinem Abschiede dem Herrn v. Kreytzen und v. Bielfeld, daß sich in Wusterhausen noch ein großer Schatz von alten Rheinweinen befände, die noch aus der Verlassenschaft des Königs Friedrich Wilhelm herrührten. Er wollte, daß die Weine von den Panduren ausgetrunken würden, und befahl daher den beiden Genannten, sie sich kommen zu lassen, sobald sich die geringste Gefahr zeigte. Diese Zuversicht theilten die Bewohner Berlins auf keine Weise. Man sagte einander in die Ohren, daß der König schon Vorsichtsmaßregeln getroffen hätte, um die Archive und seine Familie in Sicherheit zu bringen. Es sollten 500 Pferde dazu bereit stehn, um den Hof von Berlin nach Stettin zu bringen, wenn sich der General Grüne der Stadt näherte. Wenn schon man sich nicht schmeicheln durfte, einem tüchtigen Angriffe zu widerstehn, so wollte man sich wenigstens gegen Ueberrumpelungen schützen und die Bürgerschaft begann damit, sich zu organisiren. Man hatte in der ganzen Stadt nur 4 Bataillone, ungefähr 2000 Rekruten, die schon eingekleidet und einexercirt waren und von diesen machte man zwei andre Bataillons, deren eines der Obrist v. Kreytzen, das andere der Major von den Kadetten, Jarriges anführte; außerdem hatte man noch ein gutes Bataillon von der Landmiliz unter Befehl des General v. Kratsch, ungefähr drei oder vier Escadrons Cavallerie und Jäger, und das Kadettencorps mit einigen Kanonieren. Für die äußerste Noth hatte der König erlaubt, aus Potsdam das erste Bataillon seiner Garden und die Unrangirten, die dort in Garnison lagen, in die Stadt zu ziehn. Um sich aber noch besser in Vertheidigungsstand zu setzen, und die Garnison zu unterstützen, hielten es die hiesigen Generale für angemessen, 16,000

Bürger zu bewaffnen und in verschiedene Compagnien zu vertheilen. Man gab ihnen Waffen aus dem Arsenal, man übte sie täglich ein und die friedlichen Bürger, die seit den Zeiten des großen Kurfürsten nicht den Krieg in ihrer Nähe gesehen hatten, bewiesen hierbei einen solchen Eifer, daß der gute Erfolg davon jeden Glauben übertraf. Der General Graf v. Haack war Kommandant der Stadt, doch waren außer ihm noch der Marschall v. Schmettau, der Markgraf Heinrich, der Obrist v. Reisewitz und mehre andere gediente Offiziere hier. Man machte einen förmlichen Vertheidigungsplan, man theilte die Stadt in vier Quartiere, man zeigte die Allarmplätze für die Versammlung der Bürger an und stellte jeder Truppe eine Instruction darüber zu, was sie zu thun hätten.

Die Stadt war noch zur Hälfte mit den früheren Festungswerken versehn. Man begann nun, vor jedem Thore eine Art von Redoute oder Feldschanze aufzuwerfen, die mit Kanonen besetzt wurde. Eine andre wohl befestigte Redoute wurde im Innern der Stadt selbst errichtet, welche die umherliegende Ebene beherrschte. Man erbaute hinter den Mauern der Stadt in geringer Entfernung von einander hölzerne Gerüste und stützte sie, damit die Soldaten und die Bürger sie besteigen konnten, um von dem Innern der Mauern aus zu schießen. Von der Außenseite der Pallisaden grub man einen langen, wasserleeren Graben, indem man die Erde über die Pallisaden in die Stadt zurückwarf, was zugleich eine gute Brustwehr abgab. Das Ganze war hie und da mit Kanonen besetzt und alle diese Arbeiten wurden mit solcher Lebhaftigkeit betrieben, daß sie nach Verlauf von vierzehn Tagen beendigt waren. Wenn schon diese Anstalten, wie gesagt, nicht dazu dienen konnten, eine Belagerung auszuhalten, so beruhigten sie doch den Geist der Einwohner und dies war schon ein großes Verdienst. So war denn auch Alles drei Wochen lang ganz stille; die Jäger und Dragoner machten ihre Patrouillen, schweiften in der Umgegend umher und wurden nichts gewahr. Man erfuhr dagegen freilich auch nichts vom Könige und das gab zu vielfachen Besorgnissen Anlaß. Da wurde plötzlich die Nachricht laut, der österreichische General Grüne wäre im Anmarsch auf Berlin und würde in wenig Tagen hier sein.

Der größere Theil der Vorstädter flüchtete sich sogleich in den Mittelpunkt der Stadt, die Reichen und Wohlhabenden beeilten sich, ihre kostbarsten Besitzthümer in Sicherheit zu bringen; andre verließen die Stadt und noch andre, die ihnen folgen wollten, fanden keine Pferde, um sie fortzuschaffen. Man sah in den Straßen nichts als Reisewagen, Karren, Fuhrwerke, Bagagewagen, die mit Bündeln beladen waren u. s. w. Alle Gesichter waren verlängert, die Bestürzung trat auf allen Seiten hervor, im Innern der Häuser hörte man nur Wehklagen und sah man nur Jammerscenen.

Dieser Zustand dauerte drei Tage; die Nachrichten wurden immer schlechter und die Gefahr schien mit jedem Augenblick zu wachsen. Um das Unglück auf die höchste Stufe zu bringen, befand sich hier der Gesandte einer Macht, die in dem Kampfe neutral zu sein vorgab, es aber keineswegs war. Dieser vermehrte noch die öffentliche Bestürzung. So lange nämlich die Stadt in der größten Besorgniß war, trat er überall mit der größten Insolenz auf, er zeigte sich bei Hofe, im Theater, in Privathäusern; überall brüstete er sich, blähte er sich auf und weidete sich an der allgemeinen Qual, indem er unaufhörlich die trübsten Nachrichten verbreitete.

An einem Freitag Abend war der Hof bei der Königin versammelt. Alles hatte ein trübes Ansehn und Niemand glaubte mehr an Erlösung aus diesem peinlichen Zustande als durch neue und größere Uebel. Da trat der Herr v. Podewils ein und theilte der Königin die Nachricht mit, daß die feindliche Avantgarde bei Hennersdorf geschlagen sei. Mit Blitzesschnelle verbreitete sich dieselbe über den Hof und die ganze Stadt, und beruhigte plötzlich die aufgeregten Gemüther. Die Freude, die sie in aller Herzen verbreitete, ist unaussprechlich. „Die Einwohner von Berlin," sagt der Herr v. Bielfeld, dessen Briefen wir die Erzählung dieser Ereignisse entnehmen, „den Schiffern gleich, die einen langen und heftigen Sturm ausgestanden haben, sahen plötzlich klaren Himmel, der ihnen Ruhe verhieß. Das Unwetter fing an, sich von ihnen zu entfernen, sie hörten den Donner nur noch von ferne rollen, die Wolken waren im Begriff zu verschwinden, sie hofften nun wieder auf heitre und stille Tage und ihre Hoffnung wurde nicht betrogen; denn von diesem Augenblick an folgten die glücklichen Nachrichten einander mit staunenswerther Schnelligkeit und der Friede kam zum Schluß, um sie zu besiegeln."

„Am folgenden Tage erhielten wir die Bestätigung der Schlacht bei Hennersdorf, zwei Tage später die Einnahme von Bautzen, wo der König ein bedeutendes Magazin fand und einige Gefangene machte, noch einige Tage nachher einen Bericht von den neuesten Fortschritten des Königs und dem Rückzuge des Prinzen v. Lothringen, der nach Böhmen ging; ein andrer Courier brachte uns die Nachricht vom Einrücken des alten Fürsten von Anhalt-Dessau in Sachsen, wo er in der Nähe von Halle durchgedrungen war; ein andrer die Einnahme von Leipzig, von welcher Stadt die Magistratspersonen dem alten Fürsten die Schlüssel entgegengetragen hatten, um sich ihm auf Discretion zu ergeben. Mit einem Wort, wir erhielten mit jedem Tage schönre Hoffnungen und die Ankunft des Prinzen Heinrich, der von Krossen zurückkam, verbreitete vollends Freude in allen Herzen. Einige von den Flüchtigen kamen in die Stadt zurück, andre blieben in ihren Zufluchtsörtern, um dort das Ende dieser interessanten Scene abzuwarten."

„Wir waren einige Tage ohne bedeutende Nachrichten geblieben.

Ich war zum Abendessen zu einer mir bekannten Dame gegangen, die auf der Neustadt wohnte und ging früh wieder nach Hause. Auf dem Rückwege nach dem Schlosse passirte ich die Linden. Mein Wagen war schon bis zur Hälfte der Allee, als ich von ferne den Schein von etwa 50 Fa'eln bemerkte, die über die Kavalierbrücke und mir entgegen zu kommen schienen Ich glaubte, es wäre ein Leichenzug, aber die Fackeln liefen mit Blitzesschnelle und flackerten wie Irrlichter. Ich befahl dem Kutscher, noch einmal so rasch zu fahren. Sobald ich mich ihnen näherte, hörte ich den Ton einer Menge von Posthörnern, bald darauf sah ich, daß der Zug vor dem Palais des Markgrafen Heinrich Halt machte, ich stieg aus und ging hinein um mich nach dem Grunde einer so seltsamen Erscheinung zu erkundigen. Ich fand den ganzen Pallast in Aufruhr, und ich erfuhr, daß der König den Marquis von Descouville, einen Kammerherrn der Königin, der den Feldzug als Volontair mitgemacht hatte, als Courier nach Berlin gesandt hatte, um die Nachricht eines Sieges zu überbringen, den die Truppen des Prinzen von Anhalt-Dessau über die sächsische Armee bei Kesselsdorf erfochten hatten. Der Marquis hatte nicht vor 8 Uhr Abends die Stadt erreichen können, und da es schon dunkel war, so schickte er hinein um vierzig Postillione und eben so viele Wachsfackeln zu fodern Das General-Postbureau schickte ihm augenblicklich, was er verlangte, und nachdem Alles angelangt war, setzte er sich zu Pferde und hielt seinen Einzug in die Stadt, gefolgt von den Postillonen, welche ihre Wachsfackeln in den Händen trugen. Inzwischen hatte sich das Gerücht von seiner Ankunft schon in der Stadt verbreitet und die Bewohner der Gassen, welche er passiren mußte, um sich zum Schlosse zu begeben, hatten Freudenfeuer vor ihre Thüren und Lichte an ihre Fenstern gesetzt; was zusammen eine glänzende Illumination abgab. Nachdem er von seiner Commission den beiden Königinnen, den Prinzen und Prinzessinnen mitgetheilt hatte, glaubte er, daß es seine Pflicht erfoderte, diese große Nachricht mit seinem ganzen Gefolge dem Markgrafen Heinrich und seiner Gemahlin mittheilen zu müssen, und hier war es, wo ich ihn traf und aus seinem Munde die Details dieses Ereignisses vernahm. Ich lief sogleich nach dem Schlosse, um den beiden Majestäten, den Prinzen und Prinzessinnen meinen Glückwunsch zu machen, und ich fand noch den ganzen Hof, in den Ausbrüchen der ersten Freude, versammelt."

„Am folgenden Tage brachte uns ein Courier die Bestätigung dieser Nachricht, mit dem umständlichen Detail der Schlacht und der Liste der Todten und Gefangenen. Am folgenden Tage erfuhren wir die Einnahme von Dresden, welches der König von Polen verlassen hatte, um sich nach Prag zu begeben. Kurze Zeit nachher erfuhren wir, daß der König selbst nach Dresden gegangen war, um sich dort zu erholen, daß er dort das Te Deum und Opern aufführen ließe. Endlich erhielt

der Graf von Podewils den Befehl, dorthin zu kommen und wir vermutheten leicht, daß es sich um den Frieden handelte. In der That waren unsre Hoffnungen gegründet, und dieser Friede, der so ersehnt und nöthig war, wurde in der Hauptstadt Sachsens geschlossen."

„Sobald man in Berlin erfahren hatte, auf welchen Tag der König seine Rückkehr festgesetzt hatte, begann man die Anstalten zu seinem Empfange. Sämmtliche Einwohner richteten sich darauf ein, ihre Häuser zu illuminiren, und viele eifrige Bürger machten Anstalt, ihrem Herrn entgegenzugehn, der in seine Hauptstadt zurückkehrte, mit unvergänglichen Lorbeeren bedeckt. An dem Anbruch des festlichen Tages hörte man vom frühen Morgen an das Geläut sämmtlicher Glocken. Gegen Mittag versammelten sich die Bürger-Compagnien vor den Häusern ihrer Hauptleute und marschirten darauf an die ihnen angewiesenen Posten, wo sie sich in doppelten Reihen aufstellten, vom Stadtthore an bis zum Portal des Schlosses. Sämmtliche Bürger hatten ihre schönsten Kleider angezogen. Ihre Hüte und ihre Waffen waren gleichförmig, ihre Offiziere waren blau gekleidet, sie marschirten unter dem Schall der Trommeln und mit fliegenden Fahnen. Ganz nahe am Schlosse befand sich eine Frei-Compagnie von jungen Kaufleuten, die den Buchhändler Fromeri zu ihrem Anführer gewählt, hatten. Ihre Fahne war weiß. Man sah auf derselben ein brennendes Herz mit der Inschrift: Sic ardet pro rege (So brennt es für den König). Diese Reihen der Bürgermiliz gewährten einen sehr schönen Anblick. Der Prinz Heinrich hatte schon am frühen Morgen die Stadt verlassen, um den König an dem Orte zu treffen, wo er zu Mittag essen wollte. Er fand ihn vollkommen wohl und in der besten Laune von der Welt. Das Mittagessen war nicht lang, der König warf sich gegen 3 Uhr in den Wagen und fuhr langsam zur Stadt. Inzwischen begaben sich die Damen und die vornehmsten Bürger in Masse in die Häuser, welche der König passiren mußte, und das Volk lief in den Straßen zusammen. Sämmtliche Fenstern waren vom Giebel bis zum Keller von Leuten angefüllt, man hatte die Dachziegeln abgenommen und die Dächer mit Zuschauern angefüllt; in den Straßen konnte man ersticken."

„Sobald der König zwei Meilen weit von Berlin angekommen war, fand er schon eine Anzahl von treuen Unterthanen, die die Zeit nicht hatten erwarten können, um ihn möglichst bald zu sehn. Etwas weiter hin waren sämmtliche Corps aufgestellt, welche zu Pferde gekommen waren, um ihn nach dem Schlosse zu geleiten, und deren Eifer der König mit den wahrsten und rührendsten Zeichen seiner Zufriedenheit und Güte aufnahm. Der König befand sich in einem offenen Phaeton mit seinen beiden Brüdern, dem Prinzen von Preußen und dem Prinzen Heinrich. Die ungeheure Menschenmenge, die ihn umgab, nöthigte ihn, Schritt vor Schritt zu fahren und dies machte den Triumph-

zug noch schöner und pomphafter. Die Ordnung des Zuges war folgende: „Zuerst sah man den Postmeister des Hofes erscheinen, dem einige hundert Postillone folgten, sämmtlich in Blau gekleidet, ihre Posthörner in der Hand, auf welchen sie unablässig bliesen, und die an orangefarbenen Bändern hingen. Nach ihnen kamen die Schlächter der Stadt und Umgegend zu Pferde. Sie hatten eine Escadron gebildet, sich in Braun und mit Hüten gekleidet, die goldne Borten und blaue Cocarden hatten, ihre Pferde waren prächtig aufgezäumt und sie waren sehr gut beritten. Ihnen folgten, den Großmeister der Forsten an der Spitze, sämmtliche Jagdbedienten und Jäger aus der Umgegend von Berlin. Ihre Anzüge waren grün. Nach ihnen kam ein Detaschement des Regiments der königlichen Jäger, und eine zahlreiche Escadron von Freiwilligen, die aus den vornehmsten Bürgern Berlins zusammengesetzt war, alle in die blaue Uniform des Königs gekleidet und auf trefflichen Pferden. Sie umgaben zunächst den Wagen des Königs. Mehre Pagen desselben und der Prinzen folgten zu Pferde, und eine Abtheilung der Garde du Corps beendigte den Zug, nicht gerechnet eine lange Reihe von Wagen, deren Eigenthümer dem Könige entgegengefahren waren und ihm folgten. Während er die Bürger passirte, die sich in Reihen aufgestellt hatten, präsentirten diese das Gewehr, die Offiziere salutirten, die Fahnen neigten sich, die Trommelschläger schlugen ihren Marsch, das Volk rief: „Es lebe der König, es lebe Friedrich der Große!" Die Frauen und jungen Mädchen kamen, um Blumen auf seinen Weg zu streuen; von den Dächern der Häuser und von den Fenstern sah man in jedem Augenblicke Lorbeerkränze fliegen, welche die Bürger der Stadt und die Damen auf den Wagen des Königs warfen. Ich habe nie wieder ein schöneres noch ein rührenderes Schauspiel gesehn. Der Glanz des Hofes, die pomphaften Ceremonien, welche auf Befehl der Souveraine angestellt werden, machen oft einen Eindruck, der durch seinen Glanz blendet, aber hier hatte man nichts befohlen. Es war die Bewunderung, der Eifer und die Liebe der Unterthanen, welche Alles angeordnet, Alles vorbereitet hatte. Der freie Wille selbst handelte hier in einer Weise, die der menschlichen Natur Ehre macht. Die Haltung des Königs bei einer so feierlichen Gelegenheit, so geeignet, um große Bewegungen im Herzen eines Monarchen hervorzurufen, trug dazu bei, um mich zu rühren. Die Zufriedenheit, die Güte, das Gefühl seiner Größe und die Liebe zu seinem Volke sprachen aus seinem Antlitz. Er grüßte rechts und links, er sagte zu dem Gedränge, welches ihn umstand: „Meine Kinder! Erdrückt Euch nicht! Nehmt Euch in Acht, daß Euch die Pferde nicht verletzen, daß Euch kein Leid geschieht!" Er lächelte die einen an, den andern schenkte er einige gnädige Worte; genug, er vollendete die allgemeine Freude."

„Sobald der König aus dem Wagen gestiegen war, umarmte er

seinen Bruder zärtlich, grüßte uns Alle sehr gnädig und wir hatten die Genugthuung, ihn bis in sein Zimmer zu begleiten. In diesem Augenblick gaben die Bürger-Compagnien eine dreifache Lösung aus ihren Gewehren und defilirten darauf unter dem Lärm der Trommeln und mit fliegenden Fahnen unter den Fenstern des Königs vorbei. Kaum hatte sich dieser aber einen Augenblick zur Ruhe gesetzt, als man ihm anzeigte, daß sein ehemaliger Lehrer, Duhan de Jandun, im Sterben läge."

„Gegen 6 Uhr Abends war die ganze Stadt erleuchtet. Der König setzte sich in Begleitung des Prinzen von Preußen und des Prinzen Heinrich in seinen Wagen. Der Prinz Ferdinand folgte ihm auf dem Fuß. Indem der König das Schloß verließ, befahl er den Pagen, ihn zu Duhan zu fahren. Dieser wohnte auf dem Werder in einer Art von Sackgasse*), doch diese war so stark erleuchtet mit Lampen, daß man die Kammerfenstern bei dem Kranken hatte öffnen müssen, um zu verhindern, daß er vor Dampf erstickte. Es war ein rührender Anblick, einen Sterbenden inmitten einer so glänzenden Illumination zu sehn, umgeben von Prinzen und einem siegreichen Könige, der unter dem freudigen Zuruf seines Volkes den Sterbenden tröstete, seine Leiden mitfühlte und sich der Nichtigkeit der menschlichen Größe erinnerte. Nachdem der König von dem armen Duhan den zärtlichsten Abschied genommen hatte, der in der That am andern Morgen seinen Geist aufgab, warf er sich in seine Karosse und machte die Tour durch die Stadt. Hier sah man nun eine Menge von ergötzlichen Emblemen und sehr sinnreichen Inschriften, in welchen man mit der kraftvollen Kürze des Alterthums die Anmuth der neuern Zeit verbunden hatte; aber auch eine Menge von Witzen, bald gut bald schlecht, wie es denn nicht anders sein kann, wenn aus der Masse jeder Einzelne seine Stimme erhebt. So hatte ein Bürger den General Grüne mit mehren österreichischen Husaren abbilden lassen, die Stadt Berlin im Hintergrunde, und darunter die Devise: „Der General Grün will so nach Berlin!" — Ein Anderer hatte auf einem großen Bilde mehre Karossen mit 6, 4 und 2 Pferden bespannt, Kaleschen, Karren u. s. w. abbilden lassen, die in aller Hast aus Berlin entflohen; in der Mitte derselben einen großen Hasen, der mit ihnen flieht und darunter die Worte: „Zur Gesellschaft."

„Der König kehrte gegen 10 Uhr mit dem Hofe in das Schloß zurück. Die ganze Nacht verging in Festlichkeiten, die die Bürger auf ihre eigene Hand gaben und man hörte mit den Freudenschüssen nicht vor dem hellen Tage auf. Drei Tage nachher gab der König zur Feier des Friedens ein schönes Fest im Opernhause, ein großer Maskenball,

*) In der Adlerstraße.

zu dem jedermann Zutritt hatte. Der Hof und der Adel wurden dort an sechs großen Tafeln bewirthet, und die Bürger fanden auf der Bühne selbst und hinter den Kulissen Pyramiden und Buffets, die mit Pasteten, kalter Küche, Backwerk, Konfituren, Weinen und Liqueuren besetzt waren. Dies ganze schöne Gebäude war von innen mit weißen Wachskerzen und von außen mit Oellampen erleuchtet. Der großen Façade gegenüber sah man ein Gebäude, welches den Tempel des Janus darstellte, dessen Pforten ein bewaffneter Römer schließt und hinter diesem Tempel brannte man ein großes Feuerwerk ab."

Der glückliche Ausgang des zweiten schlesischen Krieges erhob den König auf den Gipfel des menschlichen Glückes. Fünf Jahre, die ersten seiner Regierung, hatten dazu hingereicht seine Ideale zu verwirklichen. Er sah sich an dem Punkte, wohin der kühnste Ehrgeiz nur hatte streben können. Man nannte ihn jetzt ohne Widerspruch den größten Feldherrn seiner Zeit, Preußen war durch die Tapferkeit seiner Krieger dem österreichischen Kaiserreiche gegenüber gestellt worden, und hatte diese Probe bestanden, das Königreich war durch eine blühende Provinz vergrößert worden, der Ruhm der preußischen Waffen erfüllte die bekannte Welt aufs Neue, und der König, von ganz Europa bewundert, wurde von seinen Unterthanen angebetet. Mit diesen Vorzügen seiner äußern Stellung verband er noch den unschätzbaren Vortheil seiner Jahre und seiner Persönlichkeit. Friedrich stand, als er den Dresdener Frieden schloß, im blühendsten Mannesalter, er war noch nicht 33 Jahre alt, seine Gestalt war gefällig, seine blauen Augen waren entsetzlich, wenn er zürnte, doch es gab nichts Sanfteres, Gefühlvolleres und Interessanteres, wenn er gefallen wollte. Seine Haare waren wohl gewachsen, Mund und Nase von angenehmer Form, sein Lächeln eben so geistreich als liebenswürdig, wenn schon sich oft etwas Sarkastisches mit einmischte. Die Anmuth seines Blickes, sagt der Marquis v. Valori, dessen Schilderung wir diese Züge entnehmen, ist im Stande, die ganze Welt zu verführen, wenn seine Seele ruhig ist. Ich wüßte Niemanden, der im Stande wäre, kalt zu bleiben, wenn er leidet, noch wer ihm widerstehen könnte, wenn er zürnt." Und ein solches Aeußere war damals noch der Ausdruck einer Seele, deren tiefster Grundzug das reinste Wohlwollen, die eifrigste Pflichttreue, ja ein schwärmerischer Enthusiasmus für das Wohl seiner Unterthanen war, deren Liebe ihm über Alles ging. Diesen glücklichen Stand der Dinge behauptete Friedrich eilf volle Jahre hindurch, die wohl zu den schönsten gezählt werden können, mit welcher Berlin in der langen Zeit seiner Existenz, gesegnet worden ist. Der König befand sich während dieser Epoche noch in der jugendlich heitern Gemüthsstimmung, wo er die Vorzüge seiner Stellung nicht nur anerkannt wissen wollte, sondern wo sie ihm auch Genuß verschaffen sollten. Er verbannte daher mit der Rohheit, welche zur Zeit seines Vaters in

der Residenz geherrscht hatte, auch die militairische Aspetik, welche das Leben seiner edelsten Genüsse entkleidet hatte; ja, trotz seiner großen Neigung zu einer beschaulichen Lebensweise, liebte er zu jener Zeit doch noch den äußern Glanz, wenn er anders mit Geschmack verbunden war und die zahlreichen Mitglieder der königlichen Familie, wie die Menge reicher und wohlhabender Fremden, die sich entweder in Geschäften oder auch nur zu ihrem Vergnügen in der Residenz Friedrichs des Großen aufhielten, gaben dem Leben in derselben Reize, von welcher man seit den Zeiten Friedrichs I nichts mehr geahnt hatte. Während Friedrich Wilhelm mit den Seinigen als guter Wirth in einer und derselben Wohnung hausgehalten hatte, lebte die königliche Familie jetzt fast gänlich von einander getrennt und ein jeder bekam, mit zunehmenden Jahren seinen eignen Hofstaat.

Die Königin Mutter, welcher Friedrich durch diesen Namen selbst den Rang vor der regierenden Königin angewiesen hatte, zog sich nach Monbijou zurück und der König war eifrigst bemüht, ihr alle Annehmlichkeiten zu verschaffen und ihrer Umgebung den Glanz zu verleihen, welchem Friedrich Wilhelm so abhold gewesen war. Das Lustschloß war berühmt wegen seiner kostbaren Einrichtung. Auch die für sie eingerichteten Zimmer im königlichen Schlosse waren vorzugsweise reich ausgestattet und ihr sogenanntes goldnes Kabinet, in welchem sämmtliche Kron-, Arm- und Wandleuchter, Gueridons, Tafeln und Brandruthen am Kamin von diesem kostbaren Metall angefertigt worden, erregte die Bewunderung aller Gäste, welche dies ihr Audienzzimmer betraten. Marie Dorothee hatte inzwischen noch immer dies hohe, majestätische Ansehn und den imposanten Blick, der sie in früheren Jahren auszeichnete. Ihre Gestalt veränderte sich freilich sehr auffallend, denn sie wurde als Witwe so sehr stark, daß man für ihre umfangreiche Figur eine eigne Art von Stühlen mußte bauen lassen. So sehr sie übrigens mit dem Benehmen ihres Sohnes in jeder Hinsicht zufrieden sein konnte, so war sie doch anfangs sehr mißvergnügt darüber, daß er ihr durchaus keinen Einfluß auf Staatsangelegenheiten einräumte und auch selbst in Bezug auf ihren Hof scheint der König, wenn auch in sehr respectvoller Weise, seinen Willen gelegentlich durchgesetzt zu haben. So hatte Friedrich einen Herrn v. Neal unter seine Protection genommen, der früher in Surinam holländischer Gouverneur gewesen war, und ein bedeutendes Vermögen mitbrachte. Die Königin trug Zweifel davon, ob er von so alter adlicher Familie wäre, wie er behauptete; sie hielt ihn für einen Emporkömmling ohne Stammbaum, Würden und Geburt; eine leichte Verschiedenheit in der Schreibart des Namens mit der berühmten Familie Neal, schien ihr hinreichender Grund zu sein, ihm durchaus die Aufnahme an ihrem Hofe und die Ehre der Repräsentation zu verweigern. Inzwischen verheirathete sich der Graf v. Röderer, ihr

Hofmarschall, mit einer Bürgerlichen, einer Mlle. Orguelin, deren Vater ein bedeutendes Vermögen besaß. Da die Königin mit ihrem Hofmarschall sehr zufrieden war, so wünschte sie, daß auch die Gemahlin desselben, die sie bereits privatim öfters bei sich gesehn hatte, an ihrem Hofe vorgestellt werden möchte, und da die Hofetikette erfoderte, daß eine jede Vorstellung zuvor am Hofe der regierenden Königin geschehe, so bat sie den König für die Gräfin v. Röderer um diese Gunst. Friedrich benutzte den Vortheil, um sie bei dieser Gelegenheit um die Aufnahme des Herrn v. Neal zu bitten, und die Königin mußte nachgeben. Sie that es freilich mit so sichtlichem Widerstreben, daß beide Personen, sowohl der Herr v. Neal an ihrem Hofe, wie die Gräfin v. Röderer an dem der regierenden Königin sehr schlecht aufgenommen wurden, aber diese Erfahrung zeigte ihr, daß der König nicht Willens war, sich in irgend einer Hinsicht von ihr dominiren zu lassen.

Der Hof von Monbijou war durch die schönen Hofdamen, welche die Gesellschaft der Königin Mutter bildeten, berühmt, und da es nicht an zahlreichen Bewunderern fehlte, so wurde die Galanterie der herrschende Ton. Fräulein v. Schwerin, die sich an den Herrn v. Kleist und später an Herrn du Troussel verheirathete, Fräulein v. Pannewitz, Fräulein v. Bredow, waren allgemein bewunderte Schönheiten und unter ihren Anbetern standen die beiden Prinzen des königlichen Hauses, August Wilhelm und Heinrich, obenan. Der Prinz v. Preußen namentlich entfernte durch seine Huldigungen bald die Schaar der minder Begünstigten. Seine fortgesetzten Verfolgungen gegen die eine und die andre brachten mannigfache und mysteriöse Verhältnisse hervor, die Stoff genug zur chronique scandaleuse boten. Die Erfolge des Prinzen, der in der That sehr liebenswürdig war, machten auch, wie man sagte, einige Heirathen nöthig, bei denen man nicht immer die Zeit oder die Möglichkeit hatte, das beste zu wählen. Unter den Damen, welche der Prinz der Reihe nach verehrte, stand Fräulein v. Pannewitz obenan, die in der That durch die Reize ihrer Person einen solchen Vorzug verdiente. Sie war eine große, schlanke Blondine, sanften Gemüths, eben so natürlich und gefühlvoll als schön. Der Prinz wollte sie durchaus heirathen. Die höchsten Autoritäten sahen sich genöthigt einzuschreiten und die mannigfachsten Künste, die man zu diesem Zwecke ausführte, waren kaum im Stande, sie ihm zu entreißen. Das arme Mädchen wurde mit Ermahnungen, Remonstrationen, Bitten und Drohungen bestürmt, so daß sie, ohnehin in einer Lage, die zu schneller Auskunft nöthigte, sich endlich entschloß, den Herrn v. Voß zu heirathen, mit dem sie freilich nicht glücklich sein konnte. Sie lebte von da ab sehr eingezogen und vermied es, schmerzliche Erinnerungen in sich hervorzurufen, die ebenso unnütz als gefahrvoll für sie gewesen wären. Der Prinz Heinrich hatte eine besondere Vorliebe für Fräulein v. Kneisbeck. Er

behauptete scherzhafterweise, nach dem Tode der Königin, daß sie mit zur Verlassenschaft seiner Mutter gehöre, und ihm daher wenigstens bestimmt zum achten Theil angehörte. Auch Frau von Werels, Witwe des Holländischen Gesandten, die an jenem Hofe lebte, wurde mit vieler Auszeichnung von ihm behandelt und mußte jeden Sommer auf seinem Schlosse in Rheinsberg zubringen.

Der König erschien regelmäßig wöchentlich einmal in Monbijou. Er kam alle Mittwoch, wenn er in der Stadt war, um seiner Mutter die ihr schuldige Ehrfurcht zu beweisen. Dies geschah mit den Zeichen der strengsten kindlichen Unterwürfigkeit. Friedrich hatte stets seinen Hut in der Hand, noch ehe er in das Haus trat. Wenn die Königin Mutter beim Spiel beschäftigt war, so stellte er sich hinter ihren Stuhl und setzte sich nicht eher, oder überhaupt unter andrer Bedingung, als daß Sophie Dorothee ihm ausdrücklich dazu die Erlaubniß gegeben hatte. Um dem Publikum einen Beweis von der Auszeichnung zu geben, mit welcher er die Königin Mutter behandelte, hatte Friedrich befohlen, zu ihrem Geburtstage jedesmal eine neue Oper einzustudiren.

Einen ganz andern Charakter trug der Hof der regierenden Königin. Diese war aus ihrem dunkeln Aufenthalt in Rheinsberg nur hervorgetreten, um in Berlin ein zwar glänzenderes, doch nicht minder stilles und einförmiges Leben zu beginnen. Friedrich hatte sie in den ersten sieben Jahren seiner Ehe hinlänglich kennen gelernt, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß ihre beiderseitigen Charaktere nicht in Uebereinstimmung zu bringen wären. Er hatte daher, sobald er den Thron bestieg, seine Trennung von ihr förmlich dadurch ausgesprochen, daß er ihr Schönhausen zum Wohnsitz und nur ein Absteigequartier im königlichen Schlosse anwieß, während er selbst anfangs Charlottenburg und später Potsdam zu seinem gewöhnlichen Aufenthaltsorte machte. Die Königin fügte sich in diese Abgeschiedenheit mit der größten und bereitwilligsten Resignation. Sie setzte ihren größten Ruhm darin, daß man überhaupt nicht von ihr sprach. Man hat deshalb niemals, weder in Geschäften noch in Intriguen, ihren Namen nennen hören; sie foderte von dem Könige nichts, weder für sich noch für andre. Sie ging allein darauf aus, seine Intentionen kennen zu lernen und sich ihnen zu fügen. Sie verehrte den König außerordentlich und würde nimmermehr gestattet haben, daß man mit Gleichgültigkeit von ihm gesprochen hätte; sie billigte von vorn herein Alles, was er that oder sagte und trieb ihre Discretion wirklich bis zu einem erstaunenswerthen Grade. Sollte man z. B. glauben, daß sie, so lange sie Königin war, niemals in Potsdam gewesen ist, und daß sie, trotz der größten Lust dazu, doch niemals Sanssouci gesehn hat? Niemand konnte es bei ihr dahin bringen, daß sie ihre Wünsche in dieser Hinsicht gegen den König oder gegen irgend jemanden äußerte, der es ihm hätte wiedersagen können. Alle ihre

Ausflüchte von Berlin bezogen sich auf Schönhausen, Charlottenburg, wo sie nur in außerordentlichen Fällen erschien und Magdeburg, wohin sie sich im siebenjährigen Kriege flüchtete. Es gab dabei nichts Einfacheres, Einförmigeres, Stilleres und Friedfertigeres, als den Hof der Königin. Man sprach nicht davon, weil man nichts davon zu sagen wußte. Nichtsdestoweniger war es der erste und eigentliche Hof der Residenz. Hier war es, wo die Minister, Generale, Gesandte und Hofleute zu bestimmten Tagen und Stunden erschienen; hier wurden Fremde und Einheimische eingeführt; die Etikette herrschte hier im strengsten Sinne des Wortes. Aber das Ganze war so geordnet und jede Einzelheit von einer solchen Bestimmtheit, daß gewiß Niemand daran dachte, sich dorthin zu begeben, wenn es nicht seine Pflicht erforderte. Auch der Geist der Oekonomie sprach sich in dieser strengen Ordnung aus und wenn die alte Lampe auf der großen Schloßtreppe angesteckt war, so wußte jedermann, daß die Königin an diesem Tage in Berlin Hof hielt. Auch die Tafel war mit solcher Sparsamkeit eingerichtet, daß die Gäste, die nicht, durch Erfahrung gewitzigt, zu Hause vorgebaut hatten, oft genöthigt waren, ihr Souper auf eigne Kosten in ihrer Wohnung zu wiederholen, was besonders für diejenigen eine fatale Sache war, die nach Schönhausen gebeten waren und den Rückweg nach Berlin machen mußten, ehe sie etwas zu essen bekamen.

Gleichwohl hatte diese Handlungsweise einen Entschuldigungsgrund. Die Konigin war sehr mildthätigen Herzens und eine Mutter der Armen. Sie gab denselben die Hälfte ihres jährlichen Einkommens, das sich auf 48,000 Thaler belief, und vertheilte ihre Geschenke durch subalterne Autoritäten. Mit diesem Wohlthätigkeitssinne verband die Königin eine entschiedene religiöse und fast sektirende Richtung. Sie sah an ihrem Tische nur Prediger und schrieb selbst ein Gebetbuch, welches sie ihrem Bruder Ferdinand von Braunschweig widmete. Dieser Punkt war es ohne Zweifel, der sie am meisten ihrem Gatten entfremdete, welcher in so hohem Grade Freigeist war, daß er jeder positiven geoffenbarten Religion ihren Werth absprach.

Trotz dem, daß der König seine Gemahlin mit großer Kälte behandelte, so entband er sich doch keinesweges der Verpflichtungen gegen sie, die der Anstand erfoderte. Er kam mit der größten Regelmäßigkeit zu ihrem Geburtstage, um ihr zu gratuliren, wobei er eine halbe Stunde zu verweilen pflegte. Dies war der einzige Tag im Jahre, wo er keine Stiefeln trug: er zog sich für diese feierliche Handlung ein paar schwarze seidene Strümpfe an, die freilich, da sie durch keine Strumpfbänder festgehalten wurden, gewöhnlich Falten schlugen und schlecht saßen. Er war dann nichts desto weniger in seiner galanten Laune. Nachdem er der Königin seine Aufwartung gemacht hatte, brachte er einige Minuten damit zu, sämmtliche Damen ihres Hofstaates zu betrachten und pflegte

den älteren, die er noch aus seiner Jugendzeit kannte, Schmeicheleien über ihr jugendliches Aeußere zu machen. Ihre Oberhofmeisterin war bis zum Jahre 1742 Frau von Katsch. Nach dem Tode derselben ernannte der König die Frau von Camas für diese Stelle, die er zugleich zur Gräfin machte. Sie war die einzige Frau, für welche Friedrich ununterbrochen eine durchaus innige und wahre Freundschaft empfunden hat. Sein Briefwechsel mit ihr gehört mit zu den schönsten und reinsten Manifestationen seines Innern.

Unter den Brüdern des Königs war der älteste der Prinz Wilhelm, der sich, wie wir oben erzählten, mit der Schwester der Königin vermählte. Der König gab ihm, um ihn als seinen dereinstigen Nachfolger zu bezeichnen, den Namen des Prinzen von Preußen und wies ihm nachdem er sich vermählt hatte, Oranienburg zum Aufenthaltsorte an. Der Prinz, dem es nicht an Geist, noch an persönlicher Anmuth fehlte, verdunkelte diese Gaben gleichwohl durch eine Art von Bescheidenheit, welche oft sogar in eine seltsame Schüchternheit ausartete; er war stets im Gespräche mit Fremden verlegen, und sein Mangel an Entschlossenheit in strategischer Hinsicht wurde späterhin die Ursache des unglücklichen Schicksals, welches während des siebenjährigen Krieges seinem Leben ein bedauernswerthes Ende machte. Der König hat ihn von seiner persönlichen Zuneigung durch die Zueignung seines großen Gedichtes über die Kriegskunst und seiner Denkwürdigkeiten zur Geschichte der Mark Brandenburg die bleibendsten Beweise gegeben. Er spricht sein Verhältniß und die Anerkennung, die er den Vorzügen seines Bruders widmete, in der Vorrede dieses Werkes am besten aus, indem er sagt: „Die Sanftmuth, die Humanität deines Charakters ist es, die reinen und ungeheuchelten Thränen sind es, die du vergossest, als ein plötzlicher Zufall meine Tage zu enden drohte, welche ich als die gewissen Bürgen deiner Herzensgüte und des Glückes betrachte, welches alle genießen werden, deren Leitung Dir der Himmel dereinst anvertrauen wird. Ein Herz, das der Freundschaft offen steht, ist über kleinliche Ehrsucht erhaben: Du kennst keine andere Richtschnur für Dein Benehmen, als die Gerechtigkeit und hast keinen andern Willen als den, Dir die Achtung aller Guten zu erhalten. Die Prinzessin von Preußen war aus Braunschweig gebürtig und geistiger Hinsicht eine Zwillingsschwester der Königin. Sie war sanften und guten Herzens, eine Feindin von jeder Art von Zank oder Intrigue. Ihr Leben, welches niemals glänzend gewesen war, wurde ganz einförmig, nachdem sie Wittwe geworden war. Sie überschritt nicht den Kreis ihrer gewöhnlichen Beschäftigungen. Sie bewohnte den Pallast ihres verstorbenen Gatten, des Prinzen, den sie nur verließ, um in die Kirche, oder zur Königin zu gehen. Sie war im übrigen von großer Gestalt, wohlgebildet, aber doch weit davon entfernt, schön zu sein. Um die Zeit, von welcher wir gegenwärtig sprechen, wurde diese Ehe

durch die Geburt eines Prinzen gesegnet, der vom Schicksal dazu bestimmt war, dereinst den preußischen Thron unter den Namen Friedrich Wilhelm II. zu besteigen. Er wurde am 25. September 1744 geboren, während der König im Felde war und als der erste männliche Nachkomme des königlichen Hauses mit lauter Freude begrüßt. Spätere Früchte dieser Ehe waren eine Prinzessin, welche in der Folge dem Erbstatthalter vermählt wurde und ein Prinz, Namens Friedrich Heinrich Karl, der Liebling Friedrich des Großen, welcher im Jahre 1767 an den Blattern starb.

Die beiden jüngern Brüder des Königs, die Prinzen Heinrich und Ferdinand befanden sich, wie ihr älterer Bruder, so lange sie noch nicht selbstständig geworden waren, in der Nähe des Königs, der ihre Erziehung dem Herrn von Stille übertragen hatte, und sie ungern aus seinen Augen ließ. Besonders merkwürdig entwickelte sich schon in dieser Zeit das Verhältniß des Königs zu dem Prinzen Heinrich. Letzterer hatte sich nämlich vorgenommen, sich niemals zu verheirathen, weil er, wie er sagte, sich nicht dem Schicksale aussetzen wollte, eine Familie von Bettlern zu hinterlassen, die unnütz und deshalb dem Staate zur Last wären, er gestand offen ein, daß er zu stolz wäre, um sich an eine solche Aussicht zu gewöhnen. Einer Seitenlinie des Königlichen Hauses anzugehören war überhaupt in seinen Augen so viel, als für diese Welt überflüssig zu sein. Der König dagegen wünschte, daß sich seine Brüder verheiratheten, weil der Thron um so mehr Stützen gewinnen würde, jemehr Mitglieder der Königlichen Familie vorhanden wären, denen man eine zweckmäßige Stellung geben könnte. Um den Widerspruch seines Bruders zu besiegen, hielt ihn Friedrich daher in fortwährendem Zwange und ließ ihn keine andere Erlösung von diesem peinlichen Zustande hoffen, als wenn er sich verheirathete. Der Aufenthalt in Potsdam, der für Friedrich so viele Reize hatte, war für seine jüngeren Brüder eine Art von Gefängniß. Die Einwohner dieser Stadt, welche kein anderes Schauspiel als die täglichen Truppenübungen hatten, kannten kein höhres Glück, als Excursionen nach Berlin zu machen. Sie wagten Alles, um sich selbst im Incognito, denn der König gab diesem Hange zur Auswanderung nicht gerne Gehör, das Vergnügen zu verschaffen, das bunte Treiben der Residenz zu sehen und sich darin zu tummeln. Der Prinz Heinrich widerstand weniger, als alle Andern dieser Versuchung, der sich jedermann ausgesetzt sah. Der König kannte aus eigner Erfahrung indessen zu gut die Künste, die man anwandte, um in solchen Fällen die Vorgesetzten zu täuschen und umgab den Bruder mit Spähern die ihm von seinem Treiben Rechenschaft geben mußten. Dies erbitterte den Letztern und machte ihn vollends unglücklich. Der König veränderte indessen seine Handlungsweise nicht. So oft der Prinz irgend ein Subordinationsvergehen begangen hatte, bekam er Arrest, der in der Regel von einem oder zwei Tage, bis auf acht oder vierzehn ausgedehnt wurde,

wenn der Prinz, der seinem älteren Bruder durchaus die Rechte eines Vaters nicht zugestehen wollte, sich dabei in Klagen ergoß, bei denen er die Ehrfurcht gegen den König aus den Augen setzte. Endlich beschloß er, durch diese steten Chikanen und Bekümmernisse ermüdet, nachzugeben und sich zu verheirathen. Der König ließ ihm die Wahl und er verlobte sich mit der Prinzessin Wilhelmine von Hessen-Kassel. Sie war jung, frisch und blühend, hatte in ihrem Benehmen viel Anmuth, und galt für eine große Schönheit. Die Hochzeit war für Berlin wieder ein Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit. Die Prinzessin wurde im Juni 1752 von der Königlichen Familie in Charlottenburg empfangen und an eben diesem Orte fand die Trauung statt, welcher kostbare Gastmähler, italienische Operetten, französische Komödien, Bälle, Illuminationen und Feuerwerke folgten, bis die Prinzessin nach Verlauf einer Woche ihren Einzug in Berlin hielt, wo man noch damit beschäftigt war ein Palais für den Prinzen zu bauen. Die Neuvermählten bezogen vor der Hand den Schwerinschen Pallast, wo sie dem Hofe ein großes Fest gaben, zu welchem 400 Personen geladen waren. Man speiste an sechs verschiedenen Tafeln und dem Abendessen folgte ein Ball, der bis um 7 Uhr Morgens dauerte. Die ganze Front und der Vorhof des Hauses war illuminirt und im Mittelpunkte desselben sah man den Namenszug des Königs, über welchen die Krone schwebte und der die Inschrift trug: optimo regi, optimo fratri (dem besten Könige, dem besten Bruder.)

Der König schenkte seinem Bruder seinen frühern Lieblingsort Rheinsberg, und der Prinz hatte beinahe dieselben Gründe, sich dort zu gefallen, welche Friedrich dereinst gehabt hatte. Von dieser Zeit bis zum Jahre 1765 ließ der Prinz keine Gelegenheit vorübergehen, um der Prinzessin alle nur denkbare Festlichkeiten zu geben, die ihr Vergnügen machen konnten. Sein Hof war glänzend: Man fand dort den Ton der feinsten Sitte, die größte Eleganz und den einladendsten Frohsinn. Zu Berlin, und noch mehr in Rheinsberg, bot sich der Prinzessin eine Reihe von Festen dar, die, wie Thiebault sich ausdrückt, dessen Werke wir diese Notizen entnehmen, einer Guirlande von Blumen glichen, die stets neu und frisch waren. Das Theater zu Rheinsberg producirte die besten modernen Stücke. Der Prinz selbst und sämmtliche Kavaliere aus seiner Umgebung theilten sich in die Rollen mit den Schauspielern von Profession, die er in seine Dienste nahm. Das Abendessen, welches darauf folgte, vereinigte Darstellende und Zuschauer zu einem stets heitern und belebten Kreise. Während des Sommers begab sich die ganze Gesellschaft in den Wald, wo jeder seine Hütte aus Baumrinde hatte, welche mit eben so viel Einfachheit als Geschmack ausgestattet war. Ja man hatte auf diese Weise sogar Küche, Tafel- und Gesellschaftszimmer erbaut. Für gewöhnlich sorgte jeder für sein Mit-

tagsmahl und aß, wenn es das Wetter erlaubte, auf dem Rasen. Der Wald, der sehr groß war, bot angenehme und verschiedenartige Partien dar; man fand darin Blumenstücke, Alleen, und zwei große Seen, in deren einem man die Inseln von Romulus und Remus besonders auszeichnete. Das Schloß war alt und hatte wenig Aeußeres, doch war es groß genug, um die Menge von Gästen zu beherbergen, die der Prinz darin zu versammeln pflegte. Die geschmackvolle Ausstattung rührte zum größern Theil noch aus der Zeit her, wo Friedrich selbst es als Kronprinz bewohnt hatte. Auch die Lebensweise, die man in demselben führte, erinnerte an jene denkwürdige Epoche. Der Morgen war der Einsamkeit und den gegenseitigen Besuchen geweiht. Am Anbruch desselben schickte der Prinz seinen sämmtlichen Gästen einen Kavalier zu, der den Auftrag hatte, sich nach ihrem Befinden und ihren Bedürfnissen zu erkundigen. Gegen 12 Uhr ging man zum Prinzen und mit ihm zur Prinzessin, wo man bis gegen 1 Uhr verweilte, zu welcher Stunde gegessen wurde. Um 4 Uhr hatte man, wenn nicht ein Spatziergang unternommen wurde, Zutritt beim Prinzen, wo einige Stunden lang gelesen wurde. Der Vorleser hatte seinen bestimmten Platz, die Unterhaltung bildeten in der Regel Geschichtswerke, Reisebeschreibungen und dem Aehnliches. Jeder der Anwesenden durfte die Vorlesung unterbrechen, um seine Zweifel oder Reflectionen mitzutheilen. Die Zuhörer umgaben den Vortragenden in einem Halbkreise und jeder hatte einen kleinen Tisch und eine Scheere mit Blumenblättern und Bildern vor sich, die man zerschnitt, um damit in einigen Kabinetten die Meubeln zu bekleben. Wenn man einen Spatziergang unternahm, oder wenn am Abend Schauspiel war, so benutzte man statt dessen diese Zeit, um sich auf seine Rolle vorzubereiten. Der Prinz selbst sorgte hierfür auf das Angelegentlichste. Er gab Bestimmungen für die Anzüge und beschäftigte sich mit den Vorbereitungen. Um 6 Uhr wurde die Prinzessin benachrichtigt und bei ihrer Ankunft zog man den Vorhang in die Höhe, denn sie wurde stets als die Königin sämmtlicher Feste betrachtet; ihr brachte man seine Huldigungen und die Aufmerksamkeit des Prinzen ging in diesem Punkte so weit, daß er, wenn Feste stattfanden, denen sie nicht beiwohnen konnte, es so einzurichten wußte, daß sie als Geberin derselben erschien.

Der Prinz liebte in allen seinem Thun und Treiben die größte Ungezwungenheit, und gestattete sie seiner Umgebung, sogar seinen Bedienten in einem seltnen und kaum empfehlenswerthen Grade. Sein Hofmarschall machte ihm einst bemerklich, daß seine Kammerdiener und Musici seine Güte mißbrauchten, indem sie in ihren Zimmern offne Tafel hielten und seine feinen Weine, wie andre gesuchte Artikel mit einer Art von Verschwendung durchbrächten. Der Prinz sagte dem Hofmarschall, daß er sich um diese Details nicht kümmern sollte. Jener erwiderte indessen, daß das Publikum und der Hof, die dies er-

führen, nicht dem Prinzen, sondern seiner Sorglosigkeit dergleichen Dinge zur Last legen würden, und daß er daher verpflichtet wäre, darauf zu wachen. Die Standhaftigkeit indessen, mit der der Hofmarschall in seinem Amtseifer beharrte, hatte nur zur Folge, daß ihn der Prinz mit solcher Kälte behandelte, daß er sich genöthigt sah, seinen Abschied zu nehmen. Sein Nachfolger im Amte beschränkte sich daher allein auf die Pflichten der Repräsentation und der Prinz war mit ihm zufrieden. Es läßt sich leicht erachten, daß auf diese Weise mehr Geld ausgegeben wurde, als man einzunehmen hatte und dieser Punkt gab dem Könige manchen Anlaß zur Unzufriedenheit, der uneingedenk der Tage seiner Jugend den Mitgliedern seiner Familie zumuthete, sich ziemlich knapp zu behelfen. Dies war aber hier unmöglich, da der Haushalt des Prinzen außer seiner zahlreichen Umgebung noch eine Menge von Kammerdienern, Musici und Schauspieler in sich schloß, die eine kleine Welt bildeten. „Und nun sehen Sie," sagte er eines Tages zu Thiébault, „ob ich nicht ökonomisch sein muß! Ich habe nicht 10,000 Thaler jährliche Einkünfte und ich unterhalte damit 110 Personen!"

Der Prinz Ferdinand, der jüngste Bruder des Königs, hatte von allen die schwächste Konstitution und führte demgemäß ein eingezogneres Leben als die andern. Er verheirathete sich zu Ende der Epoche, von welcher wir gegenwärtig Rechenschaft geben, am 24. September 1755 mit der Prinzessin Anna Elisabeth-Luise, einer Tochter des Markgrafen von Schwedt, die seine Nichte war. Bei dieser Gelegenheit wurde zu Berlin eine neue Oper **il tempio d'amore** aufgeführt, zu welcher der König selbst den Entwurf gemacht hatte, und in derselben traten zwei neue Sänger auf, Stefanini und Luini, die das Entzücken des Publikums in hohem Grade erregten und von denen der erstgenannte in königliche Dienste trat. Die Prinzessin war wohlgebildet, lebhaft, geistreich und liebenswürdig, doch wurden ihre Vorzüge fast durch die ihrer jüngeren Schwester, der Prinzessin Philippine verdunkelt, welche sich bis zu ihrer Verheirathung mit dem Landgrafen von Hessen-Kassel in ihrem Hause aufhielt. Diese war ohne Widerspruch die schönste Dame des ganzen Hofes, sowohl durch die Vollendung ihres Aeußern, wie den Reiz ihrer Jugend und die Anmuth ihres Benehmens. Der Prinz kam im Jahre 1762 in den Besitz der Würde eines Heermeisters des St. Johanniterordens, welche bis dahin der Markgraf Karl von Schwedt bekleidet hatte. Seine Einführung geschah im September dieses Jahres mit großen Ceremonien und in Gegenwart mehrer Verwandten des königlichen Hauses zu Sonnenburg. Bis dahin hatte der Prinz seinen Wohnort bei seinem Regimente auf dem Schlosse zu Ruppin gehabt, welches ihm der König zum Geschenk machte, als er sich verheirathete. Jetzt zog er den Aufenthalt in Friedrichsfelde vor und brachte, wie früher, nur den Winter in der Residenz zu. Aller Orten, wo er sich

befand, war Alles um ihn her still und glücklich. Er war keinesweges den Festlichkeiten abhold, liebte indessen unter ihnen nur die weniger rauschenden.

Unter den Schwestern des Königs blieb die jüngste, Amalie, unverheirathet. Sie wurde in ihren jungen Jahren nicht nur ihrer Schönheit und ihres Geistes, sondern auch ihrer Sanftmuth und Herzensgüte wegen sehr verehrt. Sie besaß außerdem ein großes Talent für Musik und ihre Kompositionen blieben lange Zeit ein Gegenstand der allgemeinen Bewunderung. Die Prinzessin war von der ganzen Königlichen Familie, die an ausgezeichneten Charakteren so reich war, diejenige, die am meisten Aehnlichkeit mit Friedrich hatte. Sie hatte dieselbe Feinheit des Geistes, dieselbe Lebhaftigkeit, ja sogar den ihm eigenthümlichen Hang zu Sarkasmen. Ihre Bibliothek, die sehr bedeutend war, bekam dadurch ein eigenthümliches Ansehen, daß man fast kein Buch in derselben fand, welches sie nicht mit Randglossen von ihrer eignen Hand versehen hätte, die in der Regel von der witzigsten Art waren. Zwischen dem Könige und ihr bestand eine unwandelbare und innige Zuneigung ihr ganzes Leben hindurch, und wenn schon Friedrich allen seinen Schwestern stets die größten Beweise von Anhänglichkeit gegeben hat, er betrachtete sie sogar mit einem gerechten Stolze, so ist er doch gegen keine von ihnen so im höchsten Grade aufmerksam, auch für die geringfügigste Kleinigkeit, gewesen, wie für die Prinzessin Amalie. Er kam niemals nach Berlin, ohne sich sogleich nach ihrem Befinden erkundigen zu lassen; ihr machte er seinen ersten Besuch, oder richtiger, er besuchte in ganz Berlin Niemanden als sie. Er konnte die Stadt auch nicht einmal flüchtig passiren, ohne ihr, wenigstens einige Augenblicke zu schenken. In seiner Abwesenheit schickte er ihr Früchte aus seinem Garten in Potsdam, Delikatessen, und erschöpfte sich in Aufmerksamkeiten aller Art. Es schien fast, als ob er seine Schwester, der er aus politischen Gründen zu heirathen nicht gestattete, dadurch für ihren Verlust zu entschädigen suchte, daß er ihr sein ganzes Herz zuwandte.

Friedrich Wilhelm I hatte für jedes seiner Kinder ein Kapital von 100,000 Thalern ausgesetzt. Friedrich II nahm die für die Prinzessin Amalie bestimmte Summe an sich und verbrauchte das Kapital während des schlesischen Krieges. Die Zinsen, welche auf ungefähr 5000 Thaler festgesetzt waren, erhielt die Königin Mutter, um davon den Unterhalt und die Erziehung ihrer Tochter zu besorgen. Die Prinzessin bekam daher vierteljährlich 500 Thaler Nadelgelder, es wurden ihr eine Kammerfrau, zwei Lakaien und zwei Portechaisenträger gehalten und wenn schon ihr Hausstand keinesweges glänzend war, so ist es doch leicht begreiflich, daß man mit der geringen Summe nicht auskam. So sehr nun Friedrich seine Schwester liebte, so wollte er ihr zu Gefallen doch keine Ausnahme machen und den Etat erhöhen. Er stellte sich so an, als ob er

von ihrer Geldnoth keine Ahnung hatte und ließ sich nur gelegentlich und mehr scherzweise zu einer außerordentlichen Unterstützung bewegen. So bemerkte er einst, als er sie besucht hatte, beim Weggehen einen großen Koffer und fragte die Prinzessin lächelnd, ob das etwa ihr Geldkasten sei? — Sie erwiderte, daß sie leider kein Geld zu bewahren, sondern nur welches zu bezahlen hätte. Der König fragte, wieviel sie schuldig wäre und erhielt zur Antwort: 4000 Thaler, denn mehr wagte die Prinzessin nicht anzugeben. Am andern Tage erhielt sie eine Schachtel mit der Aufschrift: Kirschen. Als sie sie öffnete, fand sie 400 Stück Friedrichs'dors. Bei einem andern Besuch verlor der König, als er bei dem verhängnißvollen Koffer vorbeiging, der immer offen stand, wenn er kam, wieder 400 Friedrichsd'ors aber damit war seine Freigiebigkeit erschöpft. Die Umstände der Prinzessin verbesserten sich indessen, denn der König gab ihr nach dem Tode ihrer Mutter noch 5000, und nach Beendigung des siebenjährigen Krieges noch 5000 Thaler Zulage, so daß sie im Ganzen aus der Staatskasse etwa 11,000 Thaler bekam. Dazu kam, daß sie als Aebtissin von Quedlinburg, eine Würde, welche sie vom Jahre 1755 an bekleidete, auch noch eine jährliche Einnahme von 16000 Thalern hatte. Den letztgenannten Posten hätte sie noch um ein Ansehnliches vermehren können, wenn sie sich mehr um das Stift gekümmert hätte; sie aber konnte nun einmal Quedlinburg nicht leiden und behandelte sämmtliche Stiftsbewohner sehr stiefmütterlich, wodurch manche Störungen vorkamen und der Nahrungszustand sich sehr verschlechterte.

Durch eine so große Anzahl bedeutender Persönlichkeiten, welche fast ausschließlich ihre Talente der Gesellschaft widmeten, und mehr oder minder den Zweck hatten, den Glanz des Preußischen Namens zu heben, bekam das Hofleben einen Schwung, der sich nicht nur in äußerer Pracht, sondern in einer ununterbrochenen Reihe der edelsten Genüsse darthat, die dem Leben in der Residenz Friedrichs II unvergängliche Reize gaben. Während die Prinzen des Königlichen Hauses den Sommer auf ihren Landsitzen verbrachten, versammelte sich der ganze Hof im Winter in Berlin, wo der Karneval das Interresse hauptsächlich in Anspruch nahm. Schon im Jahre 1741 war für die Feier desselben festgesetzt worden, welche Festlichkeiten die Tage der Woche, vom Dezember an bis zum Frühjahr, einnehmen sollten. Die Woche begann regelmäßig mit einer großen Kur am Hofe, welche in kleinerem Maaßstabe am Dienstage und Sonnabend bei der regierenden Königin, am Donnerstag bei der Königin Mutter wiederholt wurde; am Montag war Maskerade und Ball, am Mittwoch öffentliches Konzert oder Oper, am Freitag Assemblee und Ball bei den Ministern. Im folgenden Jahre wurde die Abänderung getroffen, daß man die Kurtage bis auf zwei verminderte, wogegen zwei Abende für die Oper, einer für die französische Komödie, einer für eine

Redoute auf dem Schlosse und der Sonnabend für einen Maskenball in der Stadt bestimmt wurde. Diese Vergnügungen, welche alljährlich wiederkehrten, wurden noch durch eine Menge andrer vermehrt, zu denen die Anwesenheit hoher Gäste Anlaß gab. So beschäftigte ein Carousselreiten, welches im Lustgarten am 25. August 1750 bei der Anwesenheit der Markgräfin von Baireuth gegeben wurde, lange Zeit die Aufmerksamkeit des Publikums. Man hatte nämlich diesen Platz mit der größten Pracht ausgeschmückt und eine große Tribune auf demselben für den König, die Königin und den Hof erbaut, welcher gegenüber eine ähnliche für die Prinzessin Amalie aufgeführt war, die die Verpflichtung hatte, die Danke auszutheilen. Zu beiden Seiten sah man sehr geräumige Logen für den Adel und ein Amphitheater für die Bürgerlichen. Der ganze Circus war von Tausenden von Lampen erhellt. Die Ritter, welche an dieser Aufführung Theil nahmen, waren in vier Quadrillen, eine jede von 16 Kavalieren, getheilt, von denen die erste Römer, die zweite Karthager, die dritte Griechen, die vierte Perser darstellte, und die von den drei Prinzen des Königlichen Hauses und dem Markgrafen Karl angeführt wurden. Vor diesen sah man eine große Anzahl von verkleideten Dienern, Handpferden und Musikchöre herziehen, die dem Charakter einer jeden Nation entsprachen. Gold, Silber, Diamanten und kostbare Steine von den verschiedensten Farben erglänzten von allen Seiten. Nachdem sich dieser ganze Trupp bei dem Königlichen Stall in der breiten Straße versammelt hatte, zog er von dort unter Fackelschein vor dem Schlosse, den Arcaden und der Schloßfreiheit vorbei nach dem Circus. Bei seiner Ankunft gab man das Signal zum Wettlauf und die Kämpfer nahmen die Ringe von ihren Lanzen, Wurfspießen, Degen und Pistolen. Nach langem Kampfe sprachen drei Marschälle und der Staatsminister von Arnim die Preise zu, welche die Prinzessin Amalie austheilte, die in dem blendenden Reichthum ihrer Kleider einer Göttin ähnlich sah und von vier Ehrendamen in Silbermoor gekleidet, umgeben war. Dies Schauspiel, welches auch durch ein geistreiches Impromptu von Voltaire, der dabei gegenwärtig war, berühmt wurde, gefiel dem Könige so sehr, daß er es bei hellem Tage noch einmal zu wiederholen befahl.

Eine ganze Reihenfolge von Festen ähnlicher Art gaben der Prinz von Preußen und der Prinz Heinrich im Jahre 1753, während der letztere nicht aufhörte, Rheinsberg zum Schauplatz der elegantesten und geschmackvollsten theatralischen Darstellungen zu machen. Die Königin Mutter machte selbst im Jahre 1745 eine Reise nach Rheinsberg und Oranienburg, deren Beschreibung uns von der Hand des Herrn von Pöllnitz aufbewahrt ist und die einem Triumphzuge ähnlich sah. „Ich würde," schreibt Herr von Bielfeld an seine Schwester, „kein Ende finden, wenn ich Dir eine Beschreibung aller Festlichkeiten machen wollte,

die unsere Prinzen seit einer Anzahl von Jahren ersonnen haben. Bald war es die Darstellung einer Inquisition von Goa, wobei der Prinz von Preußen und ich ausgewählt wurden, um die Opfer dieses grausamen Tribunals zu werden, und wo man ein Autodafe machte, um uns für den Ehebruch zu strafen, dessen wir ungerechter Weise angeklagt waren; bald war es ein türkisches Fest und die Darstellung des Serails, bald eine Versammlung der Götter auf dem Olymp, bald einen Ueberfall friedlicher Schäfer durch wilde Bergbewohner, bald die Eliseischen Felder, bald ein Mönchskloster, bald einige Scenen aus dem Don Quixote oder Kavaliere, die für ihre Damen kämpften und tausend ähnliche Erfindungen, die alle mit unendlich vielem Geschmack ausgeführt wurden. Das glänzende Talent der Prinzen trat auf allen Seiten hervor und ich glaube nicht, daß man jemals mehr Geist in Vergnügungen aufgewandt hat."

Der König selbst nahm an diesem bunten Treiben den lebhaftesten Antheil. Er versammelte öfters seine Familie zur Feier froher Ereignisse in Charlottenburg und wohnte dem Karneval in Berlin mit der größten Regelmäßigkeit bei, ja die von ihm angeordneten Festlichkeiten zeichneten sich zu dieser Zeit noch durch einen Aufwand aus, der nur in geringerem Grade bei den gewöhnlichen Hoffesten gemacht werden konnte. So speiste der Hof am 21. März 1746 am Geburtstage der Königin Mutter, wo ein neues Singspiel „der Traum des Scipio" gegeben wurde, nach Beendigung desselben, in den Zimmern des Königs an der sogenannten Maschienentafel. Das Zimmer selbst war zu diesem Zwecke in einen Garten von Zwergbäumen verwandelt, die sämmtlich reife Früchte trugen, eine in dieser Jahreszeit eben so überraschende als angenehme Erfrischung. Der erste Gang bestand statt der Speisen aus allerhand Kostbarkeiten und Bijouterien, die mit Brillanten besetzt waren und unter die Gesellschaft verlooſt wurden. Darauf folgte eine Mahlzeit von sechs Gängen, in welcher man nur das Seltenste und Unerhörteste vereinigt fand und ein Dessert, an dem sich die Kunst wie der Witz des Hofconditors erschöpft hatten. Der König war überhaupt in den ersten Jahren seiner Regierung bis zum siebenjährigen Kriege noch weit von jener Sparsamkeit entfernt, welche später in so hohem Maaße seine Lebensweise auszeichnete. Sein Haushalt wurde bei dem Antritt seiner Regierung durch eine Menge von Bedienten ausgestattet. Er hatte 8 Leibpagen, 8 Kammerlakaien, 12 gemeine Hoflakaien, 12 Hofjäger, 4 Leibjäger, 12 Hofpagen in Sanssouci, 30 Hofpagen in Berlin, 12 Heiducken, 6 Laufer und einige Kammerhusaren. Auf seiner Brunnenreise in Aachen waren nicht weniger als 132 Postpferde nöthig, um sein zahlreiches Gefolge fortzuschaffen und bei seinen Frühlingsmusterungen bei Berlin und Potsdam erschien der König in einem Phaeton, dessen Bildhauerei, Vergoldung und Malerei, sowie das kostbare Pferdegeschirr und

die glänzenden Livreien der Pagen, Bedienten, Läufer und Heiducken Aller Augen auf sich zogen.

Es war indessen nicht der äußere Glanz allein, der das Interresse des Königs an Festlichkeiten und Schauspielen aller Art erregte. Er nahm auch einen nicht minder lebhaften Antheil an der inneren Einrichtung derselben und wirkte häufig zu ihrer Verschönerung mit. Er dichtete ein Lustspiel **l'école du monde,** welches bei Keiserlings Vermählung in Charlottenburg am 30. November 1742 aufgeführt wurde, er komponirte einzelne Stücke, welche durch die Oper dem größeren Publikum bekannt wurden und den lebhaftesten Beifall fanden, er ließ am 11. Juni 1746 ein Flötenkonzert als Ouverture zu Racines Trauerspiel Brittanicus, welches in Rheinsberg von den Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses vor dem Hofe aufgeführt wurde, er besang das Vermählungsfest seines Flügeladjutanten Major von Lentulus, den er am 17. Januar 1748 mit einer Hofdame der regierenden Königin vermählte und machte eine Menge von Gelegenheitsgedichten, die uns zum großen Theil noch aufbehalten sind. Fortgesetztes Interesse wandte er dagegen noch auf die Oper und das französische Schauspiel, wo nichts ohne seine specielle Einwilligung und wenig geschah, was er nicht selbst angeordnet hätte.

Trotz dem war Friedrich aber den größeren Theil seiner Zeit über unermüdlich für die anstrengenden Sorgen thätig, die ihm seine Herrscherwürde auferlegte. Im Sommer stand er schon um 4 Uhr auf und von dem Augenblicke an, wo er das Bett verließ, bis zu dem, wo er sich wieder niederlegte, war er gestiefelt. Zum An- und Auskleiden bediente er sich keiner fremden Hülfe. Sein erster Gang war an den Schreibtisch, auf welchem er die eingegangenen Briefe fand. Die wichtigeren las er selbst; von den minder wichtigen mußte ein Kabinetsrath Auszüge machen. Inzwischen vernahm er den Rapport der Offiziere, ertheilte Befehle, trank Kaffee, den er in der Regel mit etwas Senf vermischte, und spielte die Flöte. So ging er von dem einen Zimmer in das andere und hat oft erzählt, daß ihm unter diesen Phantasien manche große Entschlüsse in die Seele getreten wären, deren Ausführung er in mehr nüchterner Zeit überdachte. Sobald er die Flöte weglegte, traten die Kabinetsräthe mit ihren Excerpten ein. Der König bestimmte dann, was auf den einzelnen Eingaben den Ministerien geantwortet werden sollte, oder dekretirte auch in manchen Fällen mit kurzen Worten am Rande. Nach Beendigung der Kabinetsgeschäfte zog er die Uniform an, nahm ein Buch zur Hand oder schrieb Briefe. Mit dem Schlage 12 Uhr, oder wenn etwas Außerordentliches zu erwarten war, eine Viertelstunde früher, ging er zu Tische. Der König betrachtete diese Beschäftigung keinesweges als etwas Gleichgültiges. Er ordnete selbst den Küchenzettel an, der ihm jedesmal zur Bestätigung vorgelegt werden mußte und oft die bedeutendsten Abänderungen von seiner Hand erhielt. Ebenso

war er auf die Auswahl seiner Gäste bedacht. Ihre Zahl war nie groß, aber es befand sich keiner darunter, der nicht zur Unterhaltung hätte beitragen können. Seine Tischgespräche sind berühmt. Er überließ sich hier in Gegenwart der geistreichsten und gebildetsten Offiziere und einiger Literaten ganz dem ihm angeborenen Humor. Die Unterhaltung wurde in französischer Sprache geführt und war nicht weniger pikant als die Speisen, die man genoß. Nach der Tafel blies der König, wenn ihm die Zeit dazu übrig blieb, noch eine halbe Stunde die Flöte, unterzeichnete die Kabinetsbefehle, trank Kaffee und besah seine Gartenanlagen. Sobald es 4 Uhr schlug, zog er sich in sein Studirzimmer zurück und verbrachte die beiden Stunden bis 6 Uhr mit schriftstellerischen Arbeiten. Diesen Stunden verdanken wir außer vielen andern Einzelnheiten, unter denen sich auch ein komisches Epos, zwei Komödien und mehre Opernterte befinden, vorzugsweise die **mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandebourg** und die **histoire de mon temps.** Um 6 Uhr, sobald der König aus seinem Zimmer trat, begann ein einstündiges Konzert, nach dessen Beendigung die Abendmahlzeit ihren Anfang nahm. Diese dauerte nicht selten bis gegen Mitternacht und beschloß den Tag oft auf eine enthusiastische Weise.

In den ersten Jahren seiner Regierung hatte der König Charlottenburg zum Aufenthaltsorte gewählt. Er that Alles, um das Schloß und seine Umgebungen zu verschönern. Knobelsdorf erhielt den Auftrag, einen Anbau an dem Schlosse zu machen, welches Friedrich Wilhelm hatte verfallen lassen, die Polignacsche Antikensammlung wurde in diesem neuen Lyceum, wie es Friedrich nannte, aufgestellt, Pesne, Dubuisson und Harper erhielten den Auftrag, das Innere der Gemächer auszuschmücken und Friedrich ließ sich auch in sein Feldlager stets den Bericht von den Veränderungen nachschicken, welche man daselbst auf seinen Befehl vornahm. Nach der Beendigung des zweiten schlesischen Krieges wandte er seinen Sinn und gab Potsdam den Vorzug, wo Sanssouci bald so sehr seine ganze Vorliebe gewann, daß er Charlottenburg nur noch in Ausnahmsfällen besuchte. Wenn anders diese Veränderung seines Wohnortes nicht schon in der schöneren Lage von Potsdam selbst ihren Grund gehabt haben sollte, so können wir noch einen speciellen Anlaß mittheilen, der den König vielleicht dazu bewog. Friedrich ging, wie Thiébault erzählt, einst in dem Garten von Charlottenburg mit dem Feldmarschall Schwerin spatzieren, und beide unterhielten sich eifrig über den Plan des nächsten Feldzuges. Es störte den König, daß ihm unerwartet am Ende einer Allee einige Spatziergänger begegneten, die offenbar, wenn wenn schon vielleicht ohne es zu wollen, geheime Zeugen eines Theils seiner Unterredung gewesen waren. Der Marschall, der dies bemerkte, machte ihm den Vorschlag, den Eintritt in den Garten zu verbieten, wenn er sich dort befände, worauf der König erwiderte: „O Nein! das

wäre etwas Neues, das mir üble Nachrede zuzöge; ich will ihnen lieber selbst aus dem Wege gehen." In Folge dessen suchte er einen Aufenthaltsort, der Berlin ferner lag und fand denselben bei Potsdam. Hier befahl er am 10. August 1744 die ersten sechs Terassen an dem königlichen Weinberge einzurichten, welche sich noch jetzt dort befinden. Der Bau des Lusthauses (wie es der König anfangs nannte) wurde am 14. April 1745 begonnen; im folgenden Jahre wurde der eigentliche Name, den ihm der König ertheilte: Sanssouci, mit vergoldeten Buchstaben an die Mitte der Gartenseite angeheftet, und das Gebäude selbst am 1. Mai 1747 bezogen, bei welcher Gelegenheit eine Tafel von 200 Gedecken und ein großes Konzert statt fanden. Wir gehen nicht näher in die Beschreibung dieses Lustortes ein, der mit Allem ausgestattet wurde, was den Aufenthalt irgend zu verschönern im Stande war. Friedrich interessirte sich so sehr für dies Werk, welches im ausschließendsten Sinne des Wortes seine Schöpfung genannt werden muß, daß er Knobelsdorf auch nicht die mindeste Abweichung von dem Plane gestattete, den er selbst bis ins kleinste Detail entworfen hatte, und nicht ohne sichtliches Wohlgefallen nannte er sich auf dem Titel der ersten Sammlung seiner Schriften, die im Jahre 1750 erschien, den Philosophen von Sanssouci.

Der Hof des Königs hatte keine minder eigenthümliche Farbe, als der des Prinzen Heinrich oder der der Königin Mutter. Herrschten dort die Künste und die Galanterie, so sah man hier fast nur Gelehrte und die Vereinigung wissenschaftlich gebildeter Männer um den König bezeichnete man mit den Beinamen **la cour savante**. Der Umgang mit ihnen war für Friedrich so sehr Bedürfniß, daß er nicht nur in seinen Mußestunden und bei der Tafel in Charlottenburg und Sanssouci, sondern auch auf seinen Geschäftsreisen und selbst im Feldlager nicht leben konnte, ohne seine gelehrten Freunde um sich zu haben. Auf seinen Huldigungsreisen nach Königsberg und Kleve begleitete ihn Algarotti, mit dem er stets in demselben Wagen fuhr, im schlesischen Kriege waren Duhan de Jandun, Maupertuis, und Jordan seine Genossen und die schönen Tage in Sanssouci sind von vielen getheilt und gerühmt worden. Es giebt fast keinen unter den Männern, die dem Könige so nahe standen, welche nicht schon dadurch einen bedeutenden Einfluß auf das Leben und Treiben der Residenz bekommen hätten und wir können uns daher nicht enthalten, die ausgezeichnetsten unter ihnen zu nennen und von ihrer Stellung zum Könige wie von ihrer Wirksamkeit eine kurze Nachricht zu ertheilen.

Um von denen zu beginnen, die wir bereits in Rheinsberg kennen gelernt haben, nennen wir Jordan, Keiserling, Knobelsdorf, Chazot und Bielfeld, welche sämmtlich noch eine Zeit lang in der unmittelbaren Nähe Friedrichs blieben. Auch seinen ehemaligen Kammerdiener Fredersdorf,

den der König zum geheimen Kämmerier und Tresorier ernannte, dürfen wir nicht vergessen, da er sich durch treue Anhänglichkeit in der steten Gunst seines Gebieters erhielt und sich sogar einer vertrauten Korrespondenz mit demselben rühmen durfte, welche späterhin dem Publikum übergeben worden ist. Jordan verdient indessen unter den Genannten die erste Stelle, denn der König liebte ihn am meisten.

Karl Stephan Jordan war im Jahre 1700 am 27. August in Berlin geboren. Er war aus einer bürgerlichen Familie der Dauphiné, die hier ihre Zuflucht vor Religionsverfolgungen gefunden hatte Seine Eltern bestimmten ihn zum geistlichen Stande und er wurde, nachdem er seine Studien in Genf und Lausanne vollendet hatte, im Jahre 1725 als Prediger in Potzlow, einem Dorfe in der Uckermark angestellt, von wo er nach Verlauf von zwei Jahren nach Prenzlau kam. Hier verheirathete er sich, gab aber, da er das Unglück hatte, seine Frau, die er sehr liebte, nach wenigen Jahren zu verlieren, sein Predigtamt auf und kam im Jahre 1732 nach Berlin, wo er seine Zeit gänzlich den Studien widmete. Trotz dem, daß seine jetzige Stellung, die ihm durch die Freigebigkeit seiner Brüder noch angenehmer wurde, mit seinen Neigungen übereinstimmte, so war doch eine gewisse Melancholie von ihm nicht zu verscheuchen, die zum Theil Folge seines Verlustes war, zum Theil aus körperlichen Anlässen entsprang. Seine Brüder vermochten ihn daher, um ihn zu zerstreuen, zu einer Reise nach Frankreich, England und Holland, wo er sich sechs Monate aufhielt, in denen er unermüdlich war, zu sammeln und sich zu unterrichten. Er war damit beschäftigt, eine allgemeine Litteraturgeschichte zu Stande zu bringen und ein Plan von diesem Umfange, mit solcher Gewissenhaftigkeit durchgearbeitet, wie sein catalogue raisoné überall darthut, war freilich wohl geeignet, alle seine Kräfte in Anspruch zu nehmen. Er verbrachte, nach seiner Rückkehr im Jahre 1735, eine kurze Zeit als Hofmeister im Hause des Barons von Kniphausen in Frankfurt und von dort berief ihn der Kronprinz nach Rheinsberg. Hier sah ihn Bielfeld und entwirft von ihm folgende Schilderung: „Jordan ist von kleinem Wuchs aber wohlgebildet. Seine Gesichtszüge sind ansprechend, und sein Auge außerordentlich lebhaft; sein Teint ist von der Sonne verbrannt und seine breiten Augenbraunen sind schwarz, wie sein Bart. Er hat viel Geist und noch viel mehr Kenntnisse. Man muß ihn, trotz dem, daß er sich bereits durch drei Werke bekannt gemacht hat, weniger nach seinen Büchern als nach seiner Unterhaltung beurtheilen. Er hat viel mehr Geist auf seiner Zungen- als auf seiner Federspitze. Der Salpeter ist nicht lebendiger als er und man kann sagen, daß Genie und Kenntniß stets von seinen Lippen sprudeln. Was ihn indessen noch achtungswerther macht, ist die Vortrefflichkeit des Herzens, die Sicherheit und Anmuth seines Benehmens, die Sanftmuth und der Anstand seiner Formen. Er ist auch durch-

gängig von allen andern Hofleuten geliebt und das will viel sagen." — Kurz nach seiner Thronbesteigung gab ihm der König mit dem Charakter eines Geheimen Rathes die Würde eines Kurators sämmtlicher Universitäten in Preußen und die Direction eines Arbeitshauses, welches im J. 1742 in Berlin angelegt wurde; die Akademie der Wissenschaften übertrug ihm im J. 1744 den Rang eines Vice-Präsidenten. Der König konnte ihn indessen nicht aus seiner Nähe entbehren. Er beschied ihn sogar während des ersten schlesischen Krieges zu sich, wo Jordan sogleich die Bibliotheken Breslaus durchstöberte und während seines viermonatlichen Aufenthaltes in dieser Stadt mehre Werke schrieb. Einer so glücklichen und von allen Seiten wünschenswerthen Lage wäre nichts zu wünschen gewesen, als die Dauer, die ihr leider nur zu bald verkürzt wurde. In der Blüthe seiner Jahre und an der Quelle aller irdischen Glückgüter überfiel ihn eine lange, schmerzhafte und unheilbare Krankheit, die seine Geduld auf eine harte Probe stellte. Trotz aller ärztlichen Hülfe, trotz des Eifers und der steten Sorge seiner Verwandten und Freunde erlag er derselben am 24. Mai 1745. Er starb in einem Alter von noch nicht 45 Jahren.

Wie hart dieser Verlust den König traf, läßt sich zum Theil schon aus der Vertraulichkeit schließen, die in den Briefen herrscht, welche wir oben mitgetheilt haben. Man kann sagen, daß Friedrich in dieser Epoche seines Lebens sein Herz Niemanden so sehr geöffnet hat, wie diesem Manne, der in der edelsten Bedeutung des Wortes sein Freund war. Seine Briefe an ihn sind der Nachwelt ein unschätzbares Pfand dieser Gesinnungen und nichts spricht sich in ihnen rührender aus, als die Sorge für die Gesundheit und das Leben des Gefährdeten, die anfangs im Unglauben scherzend ist und mit der Zeit immer ernster und dringender wird. Von dem Lager zu Grotkau aus schreibt ihm Friedrich am 1. Juni 1741: „Schone Dich, denke, ich bitte Dich, an den Antheil, den die Demoisellés vom Werder und von der Neustadt an Deiner Gesundheit nehmen." Später heißt es: „Ich wollte zu meinem Troste, daß Du mir Nachrichten von Deiner völligen Wiederherstellung gäbest. Sei ganz ruhig, mein Kind, in Betreff Unser. Unsre Angelegenheiten haben einen guten Zug und ich glaube, daß wir in wenig Tagen Meister von Prag sein werden. Schone Dein Individuum um der Liebe meiner Monade willen und sei überzeugt, daß die Anziehungskraft Deines guten Herzens bei mir stets in umgekehrten Verhältniß des Quadrats der Entfernung thätig ist." Im nächsten Briefe schreibt er: „Du bist sehr grausam, daß Du mir kein Wort von Deiner Gesundheit sagst. Du sprichst von Prag zwei Seiten lang hintereinander und nicht ein Wort von Jordan. Wenn Du noch einmal in diesen Fehler verfällst, so vergebe ich ihn Dir nicht. Bekümmere Dich nicht um mich, aber vergiß nicht den Freund, der Dich liebt." „Ich beklage Dich," sagt

er im nächsten Briefe, „mein lieber Freund, daß Du noch immer krank bist. Ich interessire mich in Wahrheit für Deine Person und, ich weiß nicht warum, aber ich wollte, daß Jordan sich wohl befände. Schreib mir oft und sei überzeugt, daß ich Dich stets liebe, und daß ich mich, Scherz bei Seite, eben so sehr und noch mehr für Dein Glück interessire, als die Böttigers, Achards ꝛc. ꝛc. ꝛc." Aus Potsdam schreibt Friedrich: „Mein lieber Jordan, man sagt, daß Deine Gesundheit aufs Neue heruntergekommen ist, andre sagen, daß Du Dich erholst; ich weiß nicht, was ich davon denken soll. Ich werde in wenig Tagen in Berlin sein, und richte es nur so ein, daß jemand, der Dich gesehn hat, mir bei meiner Ankunft positive Nachrichten mittheilen kann. Leb wohl. Ich wünsche, daß sie gut sein mögen." Der letzte Brief endlich, den er ihm schrieb, lautet: „Mein lieber Jordan! Betrübe mich nicht durch Deine Krankheit. Du machst mich melancholisch, denn ich liebe Dich von ganzem Herzen. Schone Dich und ängstige Dich nicht um mich. Ich befinde mich wohl. Du wirst durch die öffentlichen Blätter erfahren, daß die Staatsangelegenheiten fortschreiten. Leb wohl. Liebe mich ein wenig und heile Dich, wenn es noch ein Mittel gibt, zu meinem Troste."

Die Krankheit Jordans währte indessen Jahr und Tag und bestand in einem vollständigen Hinschmachten. Während dieser Zeit versäumte Friedrich, wenn er in Berlin war, keinen Tag, um ihn allein, ohne alles Gefolge, zu besuchen und eine gute Stunde bei seinem Freunde, der dem Schlosse gegenüber wohnte, zuzubringen. Als er zum ersten Mal kam, sagte er zu den Verwandten und Freunden, die sich um den Kranken befanden: „Ich bitte Sie, mich mit ihm allein zu lassen; haben Sie deshalb keine Unruhe; ich werde ihn warten und mit Allem bedienen, was er nur nöthig haben kann: es soll nicht anders sein, als wenn Sie selbst um ihn wären." In dieser Weise wiederholte er die zahlreichen Besuche, die er dem Kranken machte. Als er zum letzten Male kam, konnte er nicht mehr daran zweifeln, daß Jordan seinem Ende nahe war. Jener fühlte es selbst und entschloß sich daher, dem Könige eine Art von Lebewohl zu sagen und ihm für alle Güte und Freundschaft zu danken, die er für ihn gehabt hatte. Friedrich bat ihn, ihm zu sagen, ob er ihm nicht noch in irgend einer Hinsicht nützlich sein könnte, was er um so mehr wünschte, da Jordan während der ganzen Zeit, daß er den König kannte, keine Gnade von ihm erbeten hatte. Jener empfahl ihm daher einen alten, treuen Diener, für den Friedrich späterhin Sorge trug. Seine beiden Töchter überließ er dem Wohlwollen seiner Familie, dessen sie gewiß sein durften. Friedrich stiftete dem Andenken seines Freundes noch ein dauerndes Denkmal durch die Gedächtnißrede, welche er verfaßte und in die Memoiren der Akademie einrücken ließ. Man findet sie in den **Oeuvres publiées Tom 3. pag. 123.**

Ein Charakter anderer Art war der Baron von Keiserling. Er war am 5. Juli 1698 in Octen, dem erblichen Besitzthume seiner Familie, in Kurland geboren. Seine früheste Ausbildung erhielt er in Königsberg, wo er in seinem 17. Jahre schon so weit vorgeschritten war, daß er an einem Tage vier Reden in eben so viel verschiedenen Sprachen hielt: im Griechischen, Lateinischen, Französischen und Deutschen, was die Universität dazu bewog, ihn unter ihre Mitglieder aufzunehmen. Sein unruhiger Geist zwang ihn stets, mehre Dinge auf einmal zu treiben. Ihn beschäftigte die Philosophie, die Mathematik, die Beredtsamkeit und die Poesie, während er sich eifrig in der Ausbildung der Geschicklichkeiten übte, die man von einem Edelmann seines Standes erwarten durfte. Er tanzte, musicirte und vernachlässigte nichts, was seiner gesellschaftlichen Bildung von Nutzen sein konnte. Dann trieb es ihn, auf Reisen zu gehn. Er sah Holland, hielt sich längere Zeit in Paris auf und kam nach Verlauf von einigen Jahren nach Berlin zurück, wo ihn der König, wie wir erzählten, zum steten Gesellschafter des Kronprinzen machte. Friedrich gewann ihn lieb und erbat ihn sich von seinem Vater zurück, nachdem ihm in Rheinsberg einige Ruhe von den harten Verfolgungen zugestanden war, die er in Küstrin auszustehn gehabt hatte. Keiserlings mannigfache Kenntnisse, seine große Gutherzigkeit und noch mehr seine übersprudelnde Lebendigkeit machten ihn zu einem sehr beliebten Mitgliede des heitern Kreises, der sich hier um den Kronprinzen versammelte. Er war in der That ein wahres **perpetuum mobile** und gönnte weder sich noch andern einen Augenblick Ruhe. „Ich hatte," schreibt der Herr von Bielfeld, der ihn hier sah, „den Baron von Keiserling noch nicht wahrgenommen, der in den Militairdiensten des Prinzen steht und ganz besonders an seine Person gefesselt ist. Meine Augen suchten ihn überall, ich hatte so viel von ihm reden hören und war so vortheilhaft für ihn eingenommen, daß ich vor Ungeduld brannte, ihn kennen zu lernen. Er sprang plötzlich ins Zimmer, indem er mit einem Geräusch daherstürmte, wie Boreas in dem Ballet **la rose**. Er kam von der Jagd zurück und ich war überrascht, ihn in einem Schlafrock zu sehn, das Gewehr auf der Schulter. Er ging mit einer sehr gemüthlichen Art auf mich zu, seine ersten Worte hätten mich fast überreden können, daß ich schon seit langer Zeit sein intimster Freund wäre, er faßte mich unter die Arme und hob mich hoch in die Höhe in seinem Zimmer. Während er sich entkleidete, rezitirte er mir Stücke aus der Henriade, Tiraden aus deutschen Gedichten, sprach von Pferden und von der Jagd, machte einige Entrechats und Pirouetten, und unterhielt mich von der Politik, der Mathematik, der Malerei, der Architektur, der Literatur und dem Kriegsdienst. Ich stand unbeweglich da, ich hörte in tiefem Schweigen und verwunderte mich über Alles, am meisten über die glücklichen Uebergänge, die er

machte, um so schnell von einer Materie auf die andre zu kommen. Ich glaubte gleichwohl zu unterscheiden, daß seine außerordentliche Lebhaftigkeit nicht ganz natürlich war und daß sie nicht immer aus einer reichen Quelle seines Innern floß. Wenn schon die Zeit diesen Argwohn nicht gänzlich zerstört hat, so habe ich doch in der Folge gefunden, daß der Baron von Keiserling ein liebenswürdiger Mensch ist, der seinen Geist mit allerlei hübschen Kenntnissen bereichert hat, der gut spricht und schreibt, der selbst Verse macht, eine sehr heitere Laune und ein vortreffliches Herz hat. Seine Gestalt ist gerade nicht die beste. Er ist klein und gedrungen, seine Augen sind klein, seine Nase groß, sein Mund nicht gerade graziös, sein Teint gelb und verbrannt. Sein ganzes Ansehn ist ungezwungen, er präsentirt sich gut und hat überhaupt den Ton und die Formen eines Mannes von Geburt. Indem er sich dem Prinzen anschloß, hat er den Geschmack desselben angenommen. Er liebt die Musik, die Architektur, die Malerei, die Poesie u. s. w. Doch hat er darin nicht so große Fortschritte gemacht, wie sein Herr und Meister." Unter allen Freunden und Verehrern Friedrichs befand sich in dieser Zeit keiner, der dem Herrn von Keiserling an Enthusiasmus für die Person seines Beschützers gleichkam. Er ging in der That in lauter Bewunderung für jenen auf, noch ehe Friedrich etwas gethan hatte, um so überströmende Lobsprüche zu verdienen. Kurz nachdem Friedrich den Thron bestiegen hatte, lud er Algarotti, der sich damals bei dem Lord Baltimore in London befand, ein, zu ihm zu kommen. Keiserling machte zu diesem Briefe eine Nachschrift, die um so eher mitgetheilt zu werden verdient, da sie das Einzige dieser Art ist, was uns aus seiner Feder übrig blieb. Der Brief des Königs ist vom 2. Juni 1741 aus Charlottenburg datirt und enthält nur folgende Worte:

„Mein lieber Algarotti. Mein Loos hat sich geändert. Ich erwarte Sie mit Ungeduld; lassen Sie mich nicht schmachten."

Dies war für Keiserling zu wenig. Er schrieb hinterher:

„Komm, Algarotti, komm, fern von der Themse Strande
Und theile hier mit uns am Ort
Das Glück, das uns erblüht in diesem schönen Lande
Wo Freiheit unser Losungswort! —

Diese Zeilen sollen Ihnen sagen, daß seit vier Tagen Friedrich II auf Friedrich Wilhelm gefolgt ist.

Sein Volk weiß sich mit uns vor Freude nicht zu fassen,
Er selbst hat sich als Sohn dem Schmerz ganz überlassen.
Vergebens lockt das Glück, mit Reizen ihm zu lohnen.
In unsrer Brust verdient nur er allein zu thronen.

Demnach verzögere unsere Freude nicht. Laß über Algarotti, welcher kommen wird, o Phosphorus, deinen Tag aufgehn. Tausend und aber tausend Grüße dem würdigen Lord Baltimore. Ich grüße ihn

durch alle fünf Punkte der Geometrie. Der König hat sich als Freimaurer aufnehmen lassen und ich ebenfalls im Gefolge meines Helden. Betrachten Sie mich also als einen Meister Maurer. Der König hat damit angefangen, Wohlthaten unter sein Volk auszutheilen; er ernährt es, er thut von einem Tage zum andern nichts als mit vollen Händen zu geben. Nun spreche mir noch einer von Titus! Kommen Sie bald.

Den 3. Juni im Jahre des Heils 1740, am vierten Tage der Regierung meines angebeteten Herrn.

Ihr zärtlicher Freund und Diener

Keiserling."

Sobald Friedrich den Thron bestiegen hatte, ernannte er seinen Cäsarion, welchen Namen Keiserling in Rheinsberg geführt hatte, zum General-Adjutanten. Keiserlings Enthusiasmus erreichte nun den höchsten Gipfel. Er faßte eine Art von Leidenschaft für den König. Er wollte, daß ihn alle Welt sehn, kennen und lieben lernen sollte. Er übernahm jedesmal, sobald sich ein Fremder am Hofe blicken ließ, das Geschäft, ihn in die Nähe des Monarchen zu bringen, damit er ihn bewundern könnte. Gegen Friedrich war er die Dienstfertigkeit selbst; er hing an dem Blicke seiner Augen und wenn man ihm einen Vorwurf machen konnte, so war es der, daß er sich ihm ganz rücksichtslos hingab. Er machte aus seinem Streben, ihm gefällig zu sein, eine zu allgemeine Gewohnheit. Im Jahre 1742 heirathete er eine Gräfin von Schlieben, Ehrendame der Königin. Er hörte, trotz seiner häuslichen und dienstlichen Geschäfte nicht auf, die schönen Künste auf das Eifrigste zu treiben als wenn sie seine einzige Beschäftigung wären und wurde im Jahre 1743 Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Auch ihm war es indessen nicht vergönnt, sich einer so wünschenswerthen Lage lange zu erfreun. Seine Gesundheit, auf die er in jungen Tagen mit aller Heftigkeit seines Temperaments eingestürmt hatte, wurde von Tag zu Tage schlechter. Die Gicht trat hinzu, um seine Geduld, die niemals groß gewesen war, vollends zu erschöpfen und er erlag dieser Krankheit nach langen Kämpfen am 13. August 1745. Der König empfand diesen Verlust um so schmerzlicher, da Jordans Tod ihn erst unlängst getroffen hatte. Es blieb ihm nichts übrig, als für die Tochter seines Freundes zu sorgen, welche er mit folgenden Worten der Frau von Camas empfahl:

„Sie wissen, daß ich einen Freund verloren habe, den ich wie mich selbst liebte und dessen Andenken ich noch verehre. Ich bitte Sie, bei der Achtung, die ich für Sie habe, in Gemeinschaft mit Knobelsdorf, der armen Adelaide als Vormund zu dienen und sowohl für ihre Gesundheit und ihr zartes Alter Sorge zu tragen, als auch, wenn es Zeit sein wird, für ihre Erziehung. Sie kennen die Großmutter und wissen, daß sie nicht fähig ist, ein Mädchen zu erziehn. Da ich von Herzen

wünsche, daß diese ihres Vaters würdig werde, so bitte ich Sie bei der Freundschaft, die Sie mir immer bewiesen haben, diesen Nachlaß meines theuren Keiserling unter ihren Schutz zu nehmen und das Mädchen jetzt und in reiferem Alter auch mit Ihrem Rathe und Ihrer Sorge zu unterstützen."

Der Herr von Knobelsdorf ist mehr als irgend einer der genannten in die Geschichte Berlins verflochten. Das Opernhaus, Sanssouci, seine Bauten in Berlin, Potsdam und Charlottenburg, sind noch heute die redenden Zeugnisse seines hohen Verdienstes um den Geschmack seiner Zeitgenossen, doch eben aus diesem Grunde behalten wir uns vor, bei andrer Gelegenheit eine ausführlichere Schilderung seiner Wirksamkeit zu geben. Der Ritter von Chazot war ein Edelmann aus der Normandie und hatte anfänglich in französischen Kriegsdiensten gestanden. Friedrich lernte ihn im Feldzuge von 1734 kennen und gewann ihn für seinen Dienst. Zu dem frohen Leben in Rheinsberg brachte er einen lebhaften Geist und gesellige Talente mit, die wahre Zeit seines Ruhmes begann indessen erst im schlesischen Kriege. Nach der Schlacht bei Hohenfriedberg erhielt er nämlich zur Belohnung seiner außerordentlichen Tapferkeit einen neuen Schild in sein Wappen mit dem preußischen Adler und zwei Fahnen, beide mit der Inschrift **H. F.**, unter welcher die Zahl 66 stand, zur Erinnerung, daß Ritter von Chazot als Major in dem berühmten Dragoner-Regiment von Baireuth dem Feinde 66 Fahnen hatte abnehmen helfen. Dieser brave Mann hatte das Unglück, im Jahre 1746 den Major von Bronikowski im Duell zu tödten. Es blieb ihm nichts übrig, als auszutreten und um Pardon zu bitten. Friedrich gewährte ihm denselben in dankbarer Anerkenntniß seiner Verdienste und erließ ihm die Festungsstrafe. Er sprach sogar in dem Schreiben, welches er deshalb an den Regiments-Commandeur erließ, die Absicht aus, Chazot wieder seinem Regimente zurückgeben zu wollen, doch verließ derselbe schon im Jahre 1752 den preußischen Dienst. Der Baron von Bielfeld, dessen Briefen wir so detaillirte Nachrichten über den Hof verdanken, wie wir unsern Lesern bereits mitgetheilt haben, war ein geborner Hamburger. Friedrich lernte ihn kennen, als er sich in Braunschweig in den Freimaurerorden aufnehmen ließ, und lud ihn zu sich nach Rheinsberg ein. Er benutzte ihn später zu einer diplomatischen Sendung nach London und machte ihn im Jahre 1741 zum Legationsrath. In dieser Stellung blieb er indessen nicht lange, sondern wurde im April 1745 zum zweiten Gouverneur des Prinzen Ferdinand und im J. 1747 an Jordans Stelle zum Kurator der Universitäten und Director des Hospitals zu Berlin ernannt. Er zog sich zu Ende der Epoche, von der wir sprechen, im Jahre 1759 auf seine Güter Treben und Hasselbach im Altenburgischen zurück und starb daselbst im J. 1771.

Außer diesen Männern, deren Andenken doppelt wichtig ist, weil sie

schon dem Kronprinzen befreundet waren, haben wir noch einige andre zu nennen, deren glänzender Name den König dazu bewog, sie, sobald es die Umstände erlaubten, in seine Nähe zu ziehn. Der erste, der sich auf dringende Einladung einfand, war der Graf von Algarotti, welcher den Kronprinzen bereits in Rheinsberg besucht hatte. Francesco Algarotti, zu Venedig im Jahre 1712 geboren, hatte sich bereits durch einige astronomische Abhandlungen, die er in Bologna geschrieben hatte, so bekannt gemacht, daß er schon damals von Clairaut und Maupertuis eingeladen war, sie bei ihrer wissenschaftlichen Reise nach Schweden zu begleiten. Er lehnte dies ab und beschäftigte sich fortan mit besonderer Vorliebe mit der Newtonschen Farbenlehre, die er gegen mehre Gegner so gut verfocht, daß ihn Voltaire, der an diesem, wie an jedem Streite seine Freude hatte, aufmunterte, den Kampf fortzusetzen. Friedrich war dadurch auf ihn aufmerksam geworden, und empfing ihn daher, als er mit Mylord Baltimore aus Petersburg zurückkam, mit der größten Auszeichnung. Bei seiner Leidenschaft für berühmte Gelehrte mußte Algarotti, sobald der Kronprinz den Thron bestiegen hatte, zu ihm kommen und fortan war er von jenem unzertrennlich. Sie fuhren auf den Huldigungsreisen des Königs beide in einem und demselben Wagen, Friedrich versicherte ihm wiederholt, daß ihm seine Gesellschaft über Alles ginge und daß er nichts mehr wünschte, als ihn in Diensten, die ihn täglich in seine Nähe brächten, an seine Person fesseln zu können. In der That verdiente Algarotti eine solche Auszeichnung und das mehr durch die feine Sitte seines Benehmens, als durch die Tiefe seiner Kenntnisse. Er war der eleganteste Gelehrte seiner Zeit, der Freund von Fürsten und Kardinälen und fern von der Ränkesucht und den Kabalen, welche leider die andern Hofgelehrten des Königs so bitter entzweiten. Der König erhob ihn daher in den Grafenstand, ertheilte ihm die Kammerherrnwürde und den Orden pour le mérite. So sehr aber Algarotti auch Ursache haben mochte, mit den Gunstbezeugungen seines hohen Gönners zufrieden zu sein, so stellte er sich doch, um sich nicht zu sehr zu fesseln, die Bedingung, daß er seinen Aufenthaltsort nach freier Wahl bestimmen könnte, denn im Grunde fand er an dem Hofleben zu Sanssouci nicht durchgängiges Behagen. Zum Theil mochte seine wankende Gesundheit daran Schuld sein, denn er bildete sich ein, das nordische Klima nicht vertragen zu können, zum Theil seine Ambition, die ihn gar zu gerne dazu verleitete, sich zum Diplomaten zu machen und die ihn um wichtige Aufträge in Staatsangelegenheiten werben ließ, endlich mochte ihm auch die Unthätigkeit zuwider sein, genug, es war dem Könige nicht möglich, ihn zu fesseln. Der längste Aufenthalt, zu dem er ihn bewegen konnte, war der vom Jahre 1749 bis 1753; in früherer Zeit erschien er nur besuchsweise und im Jahre 1754 erhielt er den erbetenen Abschied.

Wir haben bei Erwähnung Algarottis zwei Namen genannt, welche für die Geschichte Berlins von noch größerer Bedeutung geworden sind, und deren Andenken wir noch einige Worte zu widmen haben: das sind Maupertuis und Voltaire. Ihre Geltung ist, wenigstens in Bezug auf Berlin so eng mit einander verbunden, daß man den einen nicht erwähnen kann, ohne den andern mit zu nennen. Maupertuis, der sich in der gelehrten Welt bereits einen bedeutenden Ruf erworben hatte, kam eben aus Lappland zurück, wo er seine Untersuchung über die Erdmessung angestellt hatte, als Friedrich den Thron bestieg. Voltaire hatte den Kronprinzen auf ihn aufmerksam gemacht, beide waren in Briefwechsel getreten und Friedrich hatte, da ihn Algarotti erst so eben verließ, keinen sehnlicheren Wunsch, als die Stelle des abgegangenen zu ersetzen. Er empfing ihn daher in Wesel am 28. August und wenn schon er ihn weniger angenehm fand als Algarotti, so behielt er ihn fortan um sich und nöthigte ihn sogar in seiner Gesellschaft den ersten schlesischen Krieg mitzumachen. Dies bekam ihm übel. Er wurde, während der König das Schlachtfeld verließ, bei Mollwitz von den österreichischen Husaren gefangen genommen und geplündert. Man brachte ihn, nachdem er sich genannt hatte, nach Wien und am kaiserlichen Hofe erfuhr er als ein ausgezeichneter Gelehrter, dem man gerne glaubte, daß er die Schlacht nur auf dringendes Zureden und als bloßer Zuschauer mitgemacht hatte, eine sehr milde Behandlung, ja es wurde ihm sogar ein Theil seiner Effekten ersetzt. Er dankte für die Güte, die man ihm erwies, mit Schmeicheleien, die von seinem Geist zeugen. So fragte ihn Maria Theresia einst, ob es wahr wäre, daß der König von Preußen eine Schwester hätte, die alle Welt an Schönheit überträfe. Sie meinte die Prinzessin Ulrike, die in der That dafür berühmt war. Maupertuis erwiderte der Kaiserin mit einer leichten Verbeugung: „Ich habe es bis zu dieser Stunde geglaubt." Man ließ ihm die Wahl, wohin er gehn wollte und er kehrte nach Berlin zurück. Der König, froh, ihn wieder zu haben, ernannte ihn zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften und er begann, sich häuslich einzurichten, indem er ein Fräulein von Borcke, Staatsdame der Königin, heirathete. Noch niemals sah man in Berlin eine so seltsame Ausstattung eines Hauses, wie das des Präsidenten der Akademie der Wissenschaften. Seine Wohnung war eine wahre Menagerie, mit allen möglichen Thiergattungen versehn, die eben nicht dazu dienten, um die Reinlichkeit zu erhalten. In seinen Zimmern fand man ganze Heerden von Hunden und Katzen, Papageien u. s. w., im Hofe alle Arten von ausländischem Geflügel. Er ließ einst von Hamburg eine Schiffsladung von seltenen Hühnern mit ihren Hähnen kommen. Bei einer solchen Versammlung ausländischer Thiere hatte es oft Gefahr sich durch ihre Mitte zu begeben, denn man wurde auf mehren Seiten angegriffen.

Maupertuis lebte in dieser Thierwelt, wie in einer Familie. Er ergötzte sich besonders damit, durch die Zusammenbringung verschiedener Racen neue Gattungen hervorzubringen und zeigte mit sichtlichem Wohlgefallen die Producte solcher Verbindungen, deren väterliche oder mütterliche Aehnlichkeit er auseinandersetzte. Er erlaubte sogar seinen Lieblingen, auf dem Tische umherzuspatzieren und so kam es denn, daß sie öfters die Koeffuren der Damen in Unordnung brachten, indem sie bemüht waren, den Puder herunterzupicken. Zu diesem seltsamen Hausrath kam noch ein Moor, Namens Orion, der ihn bei Tische zu bedienen pflegte und stets hinter seinem Stuhle stand. Dieser brachte ihn zur Strafe seiner Sonderbarkeit einst in eine hübsche Verlegenheit. Maupertuis hatte unter andern Gästen einen Staatsminister bei sich, der allen seinen Reden mit einem tiefen und gravitätischen Schweigen zuhörte. Um ihm endlich einige Ausdrücke des Staunens abzulocken, erzählte er ihm von den Wundern der Polarwelt, von dem Hauche, der sich augenblicklich zu Schnee verdickt, von den Nordlichtern und andern Merkwürdigkeiten. Der Minister verzog indessen keine Miene. Der Moor aber, der glaubte, daß sein Herr nach Art der Reisenden stark aufschnitte, stieß ihm leise an die Schulter und bemerkte mit einer Stimme, die unglücklicherweise laut genug war, um auch von den andern Gästen verstanden zu werden: „Er glaubt es."

So lange Voltaire noch aus Berlin ferne blieb, war Maupertuis der entschiedene Günstling des Königs, ja er durfte sich sogar hinter seinem Rücken Aeußerungen erlauben, die nicht gerade von Ehrerbietung zeugten. Eine der witzigsten ist die, daß er einst zu Formery, der ihm von dem unglücklichen Schicksal jenes armen Mädchens erzählte, die um des Kronprimzen willen in Potsdam öffentlich ausgepeitscht wurde und für welche Friedrich selbst das Gedächtniß verloren zu haben schien, sagte: „Wie ist das möglich? Ich hätte sie zur Aebtissin von Quedlinburg gemacht," eine Bemerkung, die um so mehr gewagt war, als man diese Würde für die Prinzessin Amalie aufbewahrte.

Dies Alles änderte sich indessen, als Voltaire auf das ununterbrochene und dringende Bitten des Königs sich endlich dazu entschloß, seinen Wohnsitz in Berlin zu nehmen. Friedrich erfuhr den großen Wechsel, der hierdurch vorging, weder zu seinem noch zu Anderer Vortheil, aber man darf ihn auch hierin nicht von aller Schuld frei sprechen, wenn schon sein Irrthum verzeihlich war. Daß er von der Persönlichkeit Voltaires bei ihrem ersten Zusammentreffen in Cleve nicht ganz befriedigt war, haben wir aus dem Briefe ersehn, den er deshalb an Jordan schrieb. Er konnte sich indessen nicht glauben machen, daß so viel Geist mit so wenig Charakter gepaart sein könnte. Voltaire kam kurze Zeit darauf nach Rheinsberg, aber keinesweges, um mit dem Könige, wie er es wünschte, ein harmloses, contemplatives Leben zu führen.

Er erschien in einer diplomatischen Sendung und gab sich das Ansehen eines Staatsmannes. Seine unersättliche Habsucht wurde dem Könige auch hier schon klar. Er schrieb deshalb an Jordan am 28. November 1740: „Dein Geizhals soll die Hefe seiner unersättlichen Habgier bekommen; er soll 1300 Thaler haben. Seine Anwesenheit von 6 Tagen kostet für den Tag 350 Thaler. Das heißt denn doch etwas viel zahlen für einen Schalk; kein Hofnarr eines großen Herren hatte noch ein ähnliches Gehalt." Auch im Jahre 1743 war Voltaire wieder bei dem Könige, aber auch diesmal mußte sich Friedrich eingestehen, daß er eine sehr übel gewählte Rolle spielen wollte. Er selbst sagt darüber in der Geschichte seiner Zeit: „Damals kam Voltaire nach Berlin. Da er einige Gönner in Versailles hatte, so hielt er das für hinreichend, um sich das Ansehen eines Unterhändlers zu geben. Seine glänzende Einbildungskraft erhob sich mit mächtigem Schwunge in das große Gebiet der Staatskunst. Er hatte kein Beglaubigungsschreiben und seine ganze Gesandtschaft wurde eine Spielerei, ein bloßer Scherz." Vereinigte man sich hierüber im Guten, so kam es wegen mancher andrer Dinge zu Bitterkeiten und Sottisen. Voltaire vergaß in poetischer Begeisterung seine Stellung so sehr, daß er der Prinzessin Ulrike in einem sehr bekannt gewordenen Madrigal ziemlich unumwunden eine Liebeserklärung machte. Der König nahm dies übel und sagte ihm mit wenig Umständlichkeit in seiner Antwort die auch in Versen geschrieben war, das wäre noch toller, als wenn ein Hund den Mond anbellte. Voltaire kehrte nach Frankreich zurück und man hätte glauben sollen, daß Friedrichs Neugier hinlänglich beruhigt gewesen wäre. Aber gerade das Gegentheil war der Fall. Er schrieb ihm fast keinen Brief mehr, ohne ihn aufs dringendste einzuladen, daß er in seine Dienste treten möchte. „Frankreich," schreibt er ihm am 7. October 1743," hat bis jetzt für das Asil der unglücklichen Könige gegolten; ich will, daß meine Hauptstadt der Tempel der großen Männer werde. Kommen Sie hierher, mein lieber Voltaire, und schreiben Sie alles vor,, was ihnen angenehm sein kann. Ich will Ihnen Freude bereiten und um jemanden zu verbinden, muß man in seine Denkungsweise eingehen. Wählen sie daher Zimmer oder Haus, ordnen Sie nur selbst an, was sie zur Annehmlichkeit und zum Ueberfluß des Lebens bedürfen; machen Sie Ihre Bedingung, wie Sie sie machen müssen, um glücklich zu sein; es ist meine Sorge für das Uebrige einzustehen. Sie sollen stets frei sein und durchaus Herr ihres Schicksals; ich mache keinen andern Anspruch, Sie zu binden, als durch Freundschaft und Behaglichkeit." Am 4. September 1749 schreibt er: „Man sagt zu Paris, daß Sie nicht kommen werden; und ich sage, Sie thun es doch, denn Sie sind kein Betrüger. Wenn man Ihnen Schuld gäbe, daß Sie indiscret wären, so würde ich sagen, es wäre möglich, daß Sie Sich gehen ließen, so würde ich schweigen, daß Sie kokettirten,

ebenfalls. Sie sind wie der weiße Elephant, um den der König von Persien und der Großmogul Krieg führen und mit dem sie ihre Titel vermehren, wenn sie so glücklich sind, ihn zubesitzen. Leben Sie wohl. Wenn Sie hierher kommen, so werden Sie an der Spitze des meinigen finden: Friedrich, durch Gottes Gnade König von Preußen, Kurfürst von Brandenburg, Besitzer Voltaires u. s. w." Wollten wir hierzu noch diejenigen Stellen anführen, welche die exorbitanteste Lobeserhebung, die überströmendste Bewunderung enthalten, so würden wir kein Ende finden. „Ich glaube einen Gott und einen Voltaire — ich glaube, daß Gott einen Voltaire erschuf, um unser Jahrhundert liebenswerth zu machen" und hundert ähnliche Aeußerungen sind Beweise für die grenzenlose Schwärmerei Friedrichs. Und dennoch kam Voltaire nicht oder war, wenn er wirklich kam, nicht auf lange Zeit zu fesseln. Er behauptete, daß er nicht im Stande sei, sich von der Marquise von Chatelet, mit der er in wilder Ehe zusammen lebte, zu trennen. Die göttliche Emilie, wie sie Friedrich unbekannter Weise in seinen Gedichten genannt hatte, kam im September 1749 in Wochen. Da schrieb der König an Voltaire: „Da Frau von Chatelet doch keine Bücher zur Welt bringt, so glaube ich, daß sie aus bloßer Zerstreuung niederkommt. Sagen Sie ihr doch, daß sie sich beeilt, denn ich wünsche Sie dringend zu sehen. Ich fühle daß äußerste Bedürfniß, das ich nach Ihnen und der Hülfe habe, die Sie mir gewähren können." Und dennoch kam Voltaire nicht. Sogar zu einer Art von Kränkung aus bloßer Bewunderung ließ sich Friedrich hinreißen, da er seine Ungeduld zu bemeistern völlig außer Stande war. Er schrieb an den jungen d'Arnaud, und lud ihn in Versen ein, in denen er sagte, daß die Sonne Frankreichs (Voltaire) ihrem Untergange nahe wäre, und daß er daher d'Arnauds aufgehendes Gestirn aufforderte, statt ihrer an dem Horizonte seines Hofes zu glänzen. Das Schicksal unterstützte diesmal die Absichten des Königs, die Marquise starb im Wochenbett und Voltaire kam nach Berlin, um, wie er sagte, dem Könige zu zeigen, daß er noch nicht zur Ruhe gehen wolle.

Dies denkwürdige Ereigniß, an dem Friedrich zehn volle Jahr gearbeitet hatte, geschah am 10. Juli 1750. Voltaire wurde zum Kammerherrn und Ritter des Ordens **pour le mérite** ernannt, er erhielt anfangs 3000 später 5000 Thaler Besoldung und seiner Nichte, der Madame Denis, wurde auch noch eine Pension von 2000 Thalern ausgesetzt. Niemals wurde ein Dichter von einem Fürsten so hoch geehrt, wie Voltaire von Friedrich dem Großen. Nicht nur, daß er in Allem die unumschränkteste Freiheit erhielt, der König gestand ihm sogar auch eine Art von Herrschaft über seine Umgebung zu, die seiner Stellung durchaus nicht angemessen war. Die königliche Familie machte ihm ihren Hof, man führte in vertrauten Zirkeln seine Tagödien auf, in welchen Prin-

zen und Prinzessinnen die Rollen übernahmen und sich glücklich schätzten, vor ihm selbst seine Verse zu rezitiren, die auswärtigen und einheimischen Minister machten ihm ihre Aufwartung und bewarben sich um seine Gunst; im ganzen Preußischen Staate war kein Name, der dem seinigen an Glanz nur von ferne gleichkam. Voltaire, dem es ohnehin an Eitelkeit gar nicht fehlte, bewegte sich in dieser Sphäre mit einer Freiheit, die man unter andern Umständen Unverschämtheit genannt haben würde. Er machte dem Könige ohne Weiteres den Antrag, d'Arnaud abzudanken, dessen Stellung, so unbedeutend sie auch gegen die seinige war, ihm dennoch im Wege zu sein schien. Der König hatte die Schwäche, dem Unglücklichen, mit dessen Dienste er übrigens nur zufrieden zu sein Ursache hatte, den Abschied zu geben und den Befehl zuzuschicken, Potsdam in 24 Stunden zu verlassen. In den Proben, die der Hof von seinen Tragödien hielt, erwieß er sich nicht minder unduldsam. Er war stets in Bewegung und außer Athem: er machte alle Rollen auf einmal; er schrie und schalt auf die ganze Gesellschaft und wurde grob, wenn jemand mit der Rolle unzufrieden war, die er ihm ertheilt hatte. Dem armen d'Arnaud hatte er einst die Parthie einer Schildwache zugetheilt, in welcher er nur vier oder fünf Verse zu sprechen hatte. Er that es, aber er sprach seine Worte mit Gleichgültigkeit und ohne Accent. Voltaire machte ihm deshalb die bittersten Vorwürfe. d'Arnaud erwiderte darauf, die Rolle verdiente nicht mehr. Eine große Declamation würde für diese wenigen und bedeutungslosen Worte lächerlich sein. „Und dennoch," antwortete Voltaire, „sind sie über Ihre Fassungskraft. Sie sind nicht einmal im Stande, zwei Worte so zu sprechen, wie es sich geziemt." Gegen die Minister und Generale, die ihm Ihre Aufwartung machten, war er stolz und einsylbig. Am wenigsten Umstände machte er indessen mit den andern Gelehten am Hofe des Königs, denen er auch nicht einmal einen vorübergehenden Triumph gestatten konnte. An einem Abende fuhr er mit Maupertuis von Potsdam in einem und demselben Wagen nach Berlin zurück. Er war während seines Besuches beim Könige nicht zum Sprechen aufgelegt und daher sehr einsylbig gewesen. Dies gab dem unterdrückten Maupertuis den Muth, mit seiner Unterhaltung hervorzutreten und er hatte die Genugthuung, daß sich der König viel mit ihm beschäftigte und an seiner Rede Vergnügen gefunden zu haben schien. Maupertuis war schwach genug, die Freude, die er über das unerhörte Ereigniß empfand, nicht verbergen zu können. Er wandte sich an Voltaire mit den Worten: „Man muß gestehen, daß die heutige Soiree vortrefflich war." „Ich habe," erwiderte Voltaire trocken, „in meinem Leben keine dümmere gesehn."

Doch dies war noch nicht genug. Voltaire offenbarte fast bei jeder Gelegenheit eine so schmutzige Habsucht, daß man nicht ohne Empörung davon sprechen konnte. Ein Prinz hatte die Gefälligkeit, einst mit ihm

Schach zu spielen, und ihn die Goldmünzen gewinnen zu lassen, die man einsetzte. Einige Male verschwand sogar das Geld noch vor dem Ende der Parthie; man suchte es, konnte es aber nirgends finden. Bei einer feierlichen Gelegenheit sollte Voltaire bei Hofe in Trauer erscheinen. Er borgte dazu einen Anzug von dem Kaufmann Fromery, weil er keinen eignen machen lassen wollte. Da sich fand, daß die Kleider ihm viel zu weit waren, so ließ er sie nach seiner Taille ändern, erschien darin bei Hofe und schickte dem Kaufmann den Anzug in dieser Weise zurück, der die Veränderung nicht eher bemerkte, als er ihn anziehen und damit zum Abendmahl gehen wollte, wo er denn einsah, daß er ihn nicht mehr gebrauchen konnte. Er ging noch weiter. Er steckte die Wachslichte ein, die für die Bedienten bestimmt waren, und trieb damit einen Handel. In dieser Weise ließen sich noch mehre Züge anführen, die in der That allen Glauben übersteigen.

Der König wußte dies Alles, und wie hätte ihm auch etwas verborgen bleiben können, was das Gespräch der ganzen Stadt war? — Denn ochwar die Bewunderung für Voltaires Geistesgaben zu groß, als daß er im Stande gewesen wäre, sich von ihm loszumachen, ja seine Persönlichkeit selbst hatte für ihn einen so unwiderstehlichen Reiz, daß er seiner nicht müde werden konnte. Sie hatte, bei allen sonstigen Mängeln, einen hohen Grad von Pikanterie und dies war für Friedrich die größte Falle, die ihm gestellt werden konnte. „Voltaire" sagt Beaumarchais, der ihn genau kannte, „ist von keiner großen Figur, im Gegentheil, er hat nicht einmal die gewöhnliche Mannesgröße. Er ist mager und dürr; sein Temperament ist höchst cholerisch, sein Gesicht zerissen, sein Blick geistreich und kaustisch, seine Augen sind funkelnd und böse: alles Feuer, das man in seinen Werken findet, ist in seinem Benehmen. Lebhaft bis zur Tollheit, gleicht er einem Irrlicht, das kommt und geht, Euch blendet und Funken sprüht. Sein Geist arbeitet fortwährend an der Zerstörung seines Körpers. Froh von Hause aus, ernst durch Selbstbezwingung, frei ohne Offenheit, politisch ohne Feinheit, gesellig ohne Freunde folgt er jedermann, um ihn sogleich zu vergessen; am Morgen schwelgerisch, am Abend asketisch, liebt er die Größe und verachtet die Großen, er ist mit ihnen vertraut, gegen seines Gleichen gezwungen; er beginnt mit Höflichkeit, wird dann kalt und endigt mit Ueberdruß; er liebt den Hof und langweilt sich dort. Reizbar ohne Anhänglichkeit, genußsüchtig ohne Leidenschaft, hält er an nichts Einzelnem durch eigene Wahl fest, sondern an Allem durch Unbeständigkeit. Er räsonnirt ganz ohne Principien, seine eigene Vernunft ist ebenso seinen Angriffen ausgesetzt, wie die Thorheit Anderer. Sein Geist ist richtig, sein Herz falsch, er denkt Alles und macht sich über Alles lustig. Ausschweifend ohne Maaß ist er ebenso moralisch ohne Sitte; eitel bis zum Uebermaaß, aber noch mehr eigennützig arbeitet er noch weniger für

den Ruhm wie für Geld, er selbst duldet dabei Hunger und Durst; er zwingt sich zum Arbeiten, um sich dazu zu zwingen zu leben; er war dazu gemacht um zu spielen, und er will nur an sich raffen. Das ist der Mensch und der Autor."

Nachdem d'Arnaud entfernt worden war, arbeitete Voltaire unaufhörlich an dem Sturze von Maupertuis. Er konnte es nicht leiden, daß in seiner Nähe irgend jemand noch auf litterarische Geltung Anspruch machte. Der Zufall begünstigte ihn. Maupertuis wollte ein neues Naturgesetz aufgefunden haben, welches die kleinste Kraft in den Wirkungen der Körper bestimmte. Der Professer König aus der Schweitz versicherte dagegen, daß dies Princip in einem Briefe von Leibnitz an Jakob Hermann bereits ausgesprochen wäre und als die Akademie den ihr mitgetheilten Brief für untergeschoben erklärte, vertheidigte König seine Ehre in eigenen Schriften vor dem Publikum. Auf wessen Seite sich Voltaire stellen würde, konnte Niemandem entgehn. Er kannte den Professor König, der sich bei ihm vor einigen Jahren in Cyrey aufgegehalten hatte, um annonym den Brief eines Akademikers von Berlin herauszugeben, in welchem er den Präsidenten der Akademie auf jede Weise lächerlich zu machen suchte. Der König selbst ließ sich so weit herab, diese Schrift zu beantworten und seinen Präsidenten, wenn auch nur anonym, in Schutz zu nehmen, wobei er es an derben Ausfällen auf Voltaire nicht fehlen ließ. Die Sache wäre vielleicht damit abgethan gewesen, aber Maupertuis gab neue Veranlassung zum Spott. Er hatte bei allem Geist viel von der Natur eines Sonderlings und machte daher in seinen Briefen, die im Jahre 1752 erschienen, mancherlei ungereimte Vorschläge, um die Wissenschaft zu befördern. Er wollte, daß man eine Stadt erbauen sollte, in der nur lateinisch gesprochen würde, daß man das Gehirn der Patagonier öffnen sollte, um die Natur der menschlichen Seele kennen zu lernen, daß man ein Loch bis in den Mittelpunkt der Erde graben sollte, um ihre innere Natur einzusehen, daß man alle Kranken mit Harz überziehen müsse, um die Gefahr der Ausdünstung zu vermeiden und was dergleichen mehr war. Nun triumphirte Voltaire und schrieb seine Geschichte des Doctor Akakia, in welcher er Maupertius mit schonungsloser Satire verfolgte und ihn dem Gelächter der ganzen gebildeten Welt preisgab.

Friedrich erfuhr von diesem Buche, noch ehe es die Studirstube Voltaires verlassen hatte. Er konnte der Neugier nicht widerstehen und ließ es sich von ihm vorlesen. Die zahllosen Sarkasmen und der glänzende Geist, der sich darin aussprach, gewährten ihm das größte Vergnügen, doch ließ er sich von Voltaire, nachdem er ihn wegen seiner Arbeit belobt und bewundert hatte, das Versprechen geben, das Werk, um die Ehre seines Präsidenten zu schonen, nicht drucken zu lassen. Jener hielt nicht Wort, der Akakia erschien dennoch und machte, wie zu erwar-

ten war, eine ungeheuere Sensation. Der König war empört über diese Frechheit, er ließ Voltaire einen Revers unterschreiben, in welchem jener versprach, so lange er in Preußen wäre, gegen Niemandem mehr zu schreiben, dem er Achtung schuldig wäre, und sich überhaupt in der Art zu benehmen, wie es einem Kammerherrn des Königs zukäme; das Buch selbst aber ließ Friedrich durch die Hände des Henkers auf den vornehmsten Plätzen Berlins verbrennen. Hatte sich Voltaire in die erste Maaßregel gefügt, so erschien ihm die zweite doch zu hart. Er sandte dem Könige sein Pensionspatent, Orden und goldene Schlüssel mit einem Gedichte zurück, dem kurz darauf ein herzbrechendes Billet in Prosa folgte, in welchem er versicherte, daß ihn seine Ungnade zum unglücklichsten Menschen in der Welt machte. Friedrich schickte ihm daher seine Insignien wieder zu und Voltaire mußte am 18. Januar 1753 in der Haudeschen Zeitung bekannt machen, daß er gar keinen Antheil an den Streitigkeiten der Akademie hätte, und daß er weit entfernt wäre, die Ehre irgend eines Andern anzugreifen.

Trotz aller dieser Ehrenerklärungen wurde indessen der arme Maupertuis dennoch ein Opfer der Voltaireschen Spottsucht. Der Fluch des Lächerlichen lastete schwer auf ihm. Er sah sich zwar von seinen bisherigen Freunden noch immer mit Achtung aber nicht mehr mit Auszeichnung behandelt. Der König selbst war kalt gegen ihn, ja er schonte ihn vielleicht weniger, als es seine bemitleidenswerthe Lage verdiente. Sein Ehrgeitz konnte eine solche Kränkung nicht vertragen. Er verfiel in eine langwierige Krankheit und nannte sie: das Uebel des Lebens (**le mal de vivre**). Er verweilte noch einige Jahre in Berlin, verließ jedoch sein Zimmer und zum Theil sein Bett in den letzten 4 Monaten nicht mehr. Er brachte sogar einen kleinen Theil dieser Zeit im Schlosse des Königs in Potsdam zu, doch es war ihm nicht möglich, seine Fassung wiederzugewinnen. Er erbat sich endlich die Erlaubniß, nach Frankreich zurückkehren zu dürfen. Sie wurde ihm zu Theil und er verließ Berlin am 7. Juni 1756, um es nicht wieder zu sehen. Er starb am 27. Juli 1759 zu Basel.

Voltaire war gegen die Kränkung seiner Ehre von Seiten des Königs weniger empfindlich. Der reiche Absatz, den der Doctor Akakia fand, entschädigte ihn hinlänglich für die Execution, die man mit diesem Buche vorgenommen hatte. Inzwischen fing aber auch seine Stellung an, unbehaglich zu werden. Er durfte dem Könige Großmuth genug zutrauen, um den Streich mit diesem Buche zu vergessen, aber Friedrich hatte sich gegen Voltaire schon zu viel von seiner Würde vergeben und der Letztere fürchtete nicht mit Unrecht die Folgen davon. Ihre gegenseitige Stellung war von vorne herein außer allem Gleichgewicht gewesen und es war nicht möglich, den Schwerpunkt ausfindig zu machen, oder festzuhalten, der sie beide zu tragen hatte. Dem Könige fehlte es

an Festigkeit, Voltaire an Discretion und der Argwohn war auf beiden Seiten gleich stark. Aeußerungen des Mißmuths und der Unzufriedenheit waren häufig und wurden geschäftig von Zwischenträgern mitgetheilt, die an diesem Zwiespalt ihre Freude hatten. Der König hatte von Voltaire gesagt: „man quetscht die Pomeranzen aus und wirft die Schale weg." Voltaire hatte dies erfahren und rächte sich dadurch, daß er sich gegen dritte Personen über die Mühe beklagte, die es ihm machte, „die Wäsche des Königs zu bleichen", womit er die Correctur seiner Verse meinte. Auf die Frage: „Was thut der König heute Abend?" antwortete er einst ganz lakonisch: „Er stottert" (il balbutie). Wenn dergleichen Beleidigungen ausgeglichen wurden, so geschah es durch Schmeicheleien, deren Wirkung aber wieder durch neue Unbesonnenheiten aufgehoben zu werden pflegte. So lebten beide mit einander in beständiger Reibung. Friedrich schickte einst seinen Pagen mit einem Billet zu Voltaire, in dem er ihm die bittersten Vorwürfe machte und das mit den Worten endigte: „Ihr Herz ist hundertmal schlechter als Ihr Geist schön ist." Voltaire war außer sich. Er lief im Zimmer umher und überhäufte den König mit den unehrerbietigsten Ausdrücken, er schmählte so stark, daß ihn endlich der Page daran erinnerte, er spräche von seinem Herrn und Gebieter, und daß er ihm eine Antwort auftragen möchte, die er im Stande wäre, zurückzubringen. Er besann sich, umarmte den Knaben, und rief ihm, noch immer im Tone der höchsten Aufregung zu: „Wohlan! Gehen Sie hin und sagen Sie dem Könige, mein einziges Unrecht gegen ihn bestände darin, daß ich ihn bessere Verse zu machen gelehrt habe, als ich selbst machen kann!" — Friedrich hörte den Bericht von Voltaires Schmähungen gegen ihn mit steigendem Unwillen an, er war im Begriff aufzufahren, als ihn diese schmeichelhafte Wendung so angenehm überraschte, daß er endlich sagte: „Er ist ein Narr!" —

Es ist nicht zu bestimmen, wie lange dies sonderbare Verhältniß hätte dauern können, wenn Voltaire nicht ernstlichen Anlaß zur Klage gegeben hätte. Er mischte sich in Staatsangelegenheiten, ohne irgend einen Auftrag dazu zu haben und brachte dadurch den König in die größte Verlegenheit. Er verwickelte sich in einen Prozeß mit dem Juden Hirsch, den er beschuldigte, ihn mit unächten Steinen betrogen zu haben, und wenn schon er in dieser Sache Recht erhielt, so kamen dabei doch so viele Scandalosa zum Vorschein, daß sein Name der öffentlichen Verachtung preisgegeben wurde. Der König hatte im Dresdner Frieden ausbedungen, daß allen preußischen Unterthanen, die in den sächsischen Steuerkassen Gelder hätten, nicht nur die Zinsen richtig gezahlt werden sollten, sondern daß auch die Capitalien ohne den mindesten Abzug wiedererstattet werden sollten, daß aber kein gewinnsüchtiges Gewerbe mit den Steuerscheinen getrieben werden sollte. Voltaire ließ dessen un-

geachtet in Leipzig Steuerscheine aufkaufen, um als preußischer Unterthan volle Zahlung dafür zu bekommen. Dies Alles warf ihm der König in einem sehr ernsten Schreiben, das vom 24. Febr. 1752 aus Sanssouci datirt ist, vor und fügte die Worte hinzu: „Ich nahm Sie mit Vergnügen bei mir auf. Ich schätzte Ihren Geist, Ihre Talente, Ihre Kenntnisse, und ich mußte glauben, ein Mann von Ihrem Alter*) sei müde, mit den Schriftstellern Federkriege zu führen und sich dem Ungewitter auszusetzen; er käme also hieher, um, wie in einem Hafen, Zuflucht zu suchen. Aber gleich Anfangs verlangten Sie auf eine ziemlich sonderbare Art von mir, ich möchte Freron nicht zu meinem litterarischen Correspondenten machen. Ich war so schwach, oder so gefällig, es Ihnen zu bewilligen, ob es gleich nicht Ihre Sache war, zu bestimmen, wen ich in meine Dienste nehmen sollte. d'Arnaud hat einiges Unrecht gegen Sie gehabt, aber ein edelmüthiger Mann hätte ihm verziehn; nur ein Rachsüchtiger verfolgt den, den er haßt. Kurz, obgleich d'Arnaud mir nichts gethan hat, so ist er doch um Ihretwillen von mir weggegangen. — Ich für mein Theil habe bis zu Ihrer Ankunft in meinem Hause Frieden erhalten, und sage Ihnen, daß Sie, wenn Sie Intriguen und Kabalen lieben, sehr an den Unrechten gekommen sind. Ich liebe sanfte und friedliche Leute, die die heftigen Leidenschaften der Tragödie aus Ihrem Betragen verbannen. Können Sie Sich entschließen, als Philosoph zu leben, so werde ich Sie mit Vergnügen sehn; überlassen Sie Sich aber Ihren ungestümen Leidenschaften und suchen an jedermann Händel, so wird mir Ihr Besuch gar nicht angenehm sein und Sie können eben so gut in Berlin bleiben."

Diese Sprache zeigte hinlänglich, daß Voltaires Stunde geschlagen hatte. Er zögerte gleichwohl noch Jahr und Tag und bat den König im März des Jahres 1753 um die Erlaubniß, die Bäder von Plombières gebrauchen zu dürfen. Friedrich gab sie ihm und äußerte den Wunsch, ihn noch einmal in Potsdam bei sich zu sehn. Voltaire erschien, blieb sechs Tage lang, die sie im besten Einverständniß mit einander verbrachten, und schied von dem Könige, um ihn nie wiederzusehn. Kaum war er indessen in Leipzig angekommen, als er Maupertuis mit neuen Pasquillen bedrohte und gegen Friedrich beleidigende Blätter drucken ließ. Das vermochte den König dazu, ihn in Frankfurt festnehmen zu lassen, mit dem Befehl, die Manuscripte, die er noch von seiner Hand mit sich führte, sammt Orden und Kammerherrnschlüssel herauszugeben. Das erzeugte neue Bitterkeit, die sich von beiden Seiten in Prosa und Versen Luft machte. Dennoch verblutete auch diese Wunde mit der Zeit, ohne der Vereinigung beider Freunde tödtlich zu werden. Nach einigen Jahren trat Voltaire mit Friedrich wieder in

*) Voltaire war den Sechzigern nahe.

eine Correspondenz, in welcher man von beiden Seiten endlich den richtigen Ton traf, den man so oft verfehlt hatte, und die bis zum Tode Voltaires ununterbrochen fortdauerte.

Es war ein Glück für den König, daß seine Freunde nicht alle so cholerischen Temperaments waren, wie Voltaire. Es gab unter ihnen auch noch eine Anzahl von tüchtigen und gediegenen Charakteren, zu denen er nach so stürmischen Scenen zurückkehrte, wenn sich ihm die Wahrheit aufdrang, daß zum täglichen Umgange die glänzendsten Notabilitäten oft am untauglichsten sind. Wir nennen unter den Literaten von Fach seinen Secretair Darget, mit dem er in einem vertraulichen Briefwechsel stand, der uns aufbewahrt ist und zeigt, daß ihr freundschaftliches Verhältniß keinen Störungen ausgesetzt war, den französischen Feldarzt de la Metrie, der wegen seiner Schrift über die Naturgeschichte der Seele aus Holland verbannt war, und dem der König im Jahre 1748, wie er sagte, als Philosophen und Unglücklichen einen Zufluchtsort gestattete, indem er ihn in die Akademie der Wissenschaften und seine tägliche Gesellschaft aufnahm, unter den Militairs den Grafen von Rothenburg, den Herrn von Winterfeld und den Grafen von Goltze, unter den fremden Ministern endlich den Grafen von Valori, den französischen, und den Grafen von Rudenskiöld, den schwedischen Gesandten; den letzteren zeichnete Friedrich so sehr aus, daß er allgemein den Namen des ministre favori führte. Mehr als diese alle verdient indessen der Marquis d'Argens genannt zu werden, weil sein Name auch noch für die nächste Epoche von Wichtigkeit ist und das Innere des Königs sich ihm mehr erschloß, als irgend einem der Genannten.

Jean Baptiste de Boyer, Marquis d'Argens, war am 24. Juni 1704 zu Aix in der Provence geboren. Er war in seiner Jugend in ein Marine-Regiment getreten und hatte das Malteserkreuz erworben. Das Feuer seines Temperaments, verbunden mit der Leichtfertigkeit seines Charakters und der provençalischen Lebhaftigkeit, brachte ihn in mehre Verlegenheiten, die seinen Verwandten viel zu schaffen machten. Da ihm der Dienst zu einförmig war, verließ er ganz plötzlich sein Regiment und begab sich nach Konstantinopel, um die Türken an Ort und Stelle zu studiren. Während er noch mit dieser interessanten Aufgabe, die ihn bei seiner Neugier in tausenderlei Gefahren verwickelte, beschäftigt war, sah sich der Vater, dem das zügellose Benehmen seines Sohnes im höchsten Grade mißfiel, und dessen Mittel nicht hinreichten, um seinen Aufwand zu befriedigen, veranlaßt, ihn zu enterben. Der junge Malteserritter war dadurch gezwungen, eine andere Lebensweise zu beginnen und sich seinen Unterhalt selbst zu beschaffen. Er kehrte nach Holland zurück, und schrieb ein Buch unter dem Titel: „jüdische Briefe", das allgemeinen Beifall fand. Friedrich, der auf dergleichen Leute förmliche Jagd machte, bot ihm von Rheinsberg aus sogleich eine günstige

Stellung in seiner Nähe an. Der Marquis, der indessen das gegründete Bedenken hatte, daß er, bei einer Höhe von 5 Fuß 7 Zoll Potsdam nicht würde passiren können, ohne angeworben zu werden, lehnte dies ab und Friedrich erneuerte seine Anerbietungen, sobald er den Thron bestiegen hatte. Der Marquis stellte sich ein und wurde eine Zeit lang alle Tage zu Mittag eingeladen. So sehr ihm die Unterhaltung behagte, so wünschte er doch endlich seine Stellung fixirt zu sehn und schrieb dem Könige, seine Börse befände sich in großer Noth, so daß, wenn Se. Majestät ihr nicht zu Hülfe kämen, er sich genöthigt sähe, in Zeit von acht Tagen über den Rhein zu gehn. Der König zeigte das Billet Jordan, der erwiderte, wenn man ihm nicht gleich zu Hülfe käme, so würde ihn seine provencalische Ungeduld nicht zwei Tage mehr bleiben lassen. Am andern Morgen erhielt der Marquis daher den Kammerherrnschlüssel und eine Pension von 1500 Thalern. Außerdem wurde er Director der schönwissenschaftlichen Klasse der Akademie der Wissenschaften, was ihm auch noch jährlich 200 Thaler einbrachte. Der Marquis d'Argens hat in der Gesellschaft Friedrichs nie den Glanz gehabt, wie Voltaire, Maupertuis und andre, aber er ist in ihr auch niemals störend gewesen; er besaß vollkommen den guten Ton, der von den andern so oft verfehlt wurde, eine gewisse Zuverlässigkeit und Einfachheit in seinem Wesen, die unwillkürlich Liebe einflößte und die provencalische Lebhaftigkeit, die seine Unterhaltung würzte.

Dies war etwa der Kreis von Freunden, der sich in der unmittelbaren Nähe des Königs zu versammeln pflegte. Sie legten sich nicht ohne Selbstgefälligkeit vorzugsweise den Namen von Philosophen bei. Man würde indessen sehr irren, wenn man diese Bezeichnung als das Eigenthum irgend einer Schule oder überhaupt einer bestimmten Art von geistiger Ausbildung betrachtete. Unter Philosophie verstand man in Sanssouci überhaupt nur Freisinnigkeit in der weitesten Bedeutung des Wortes, ein Begriff, den ein jeder nach seiner eigenen Weise auslegte und zur Anwendung brachte. Es fehlte daher, trotz dieses weiten Princips nicht an mancherlei Sonderbarkeiten, die freilich meistens in der Eigenthümlichkeit des Königs ihre Begründung fanden. So galt es z. B. für höchst unphilosophisch, sich zu verheirathen. Dies war ein Schritt, der jedesmal der Entschuldigung bedurfte, und selten die Billigung des Königs erhielt. Maupertuis sagt in seiner Gedächtnißrede für Keiserling, indem er die Vermählung desselben mit der Gräfin von Schlieben berührt: „Es gehörte dazu, daß er in ihr so viel Tugend, Schönheit und Talente fand, um einen Philosophen zu entschuldigen, wenn er seine Freiheit opfert," und dies waren in der That die Gesinnungen, die der König in seinem Kreise zu den herrschenden machte. Es ging selten ohne Verdruß ab, wenn einer der philosophischen Freunde die Schwäche hatte, sich von diesem Prinzip zu entfernen und Friedrich

trieb dasselbe so weit, daß er nicht nur bei dem Militair eine Art von Cölibat einführte, sondern er nöthigte auch mehre seiner ersten Staatsbeamten, bis in ihr hohes Alter Junggesellen zu bleiben. Damen sah man daher in seiner Nähe nicht. Sie waren von den regelmäßigen Zusammenkünften in Sanssouci durchaus ausgeschlossen, kaum, daß die Prinzessin Amalie vorübergehend zum Besuche nach Potsdam kam. Friedrich liebte es, Sanssouci sein Kloster zu nennen, wenn schon dem größeren Theil seiner Freunde Alles abging, um für Mönche gehalten zu werden. Da der Gesellschaftston aus diesem Grunde sehr ungezwungen war, so konnte es nicht fehlen, daß er oft in eine Art von Cynismus ausartete und daß das schöne Geschlecht selbst den Stoff zu allerhand Burlesken hergeben mußte, die leider nicht immer im Kreise der zunächst Betheiligten blieben. So weit dies Privatpersonen betraf, so war die Sache freilich ohne Folgen, aber da man der gekrönten Häupter eben so wenig schonte, so bildete sich aus diesen Wolken, die man in die Luft bließ, mit der Zeit ein Ungewitter, welches sich drohend am Horizont emporthürmte und in Kurzem den ganzen Himmel Europas überzog. Friedrich büßte auch hier zum Theil seine eigene Schuld. Er war aus einem Libertin ein kompletter Verächter des weiblichen Geschlechts geworden und es gehörte mit zu seinen größten Ergötzungen, wenn er den Hof der Kaiserin von Oesterreich, noch mehr aber Elisabeth von Rußland oder die Marquise von Pompadour mit der beißendsten Satire durchhecheln konnte, und welch ein reiches Feld für Bemerkungen dieser Art gab nicht zu jener Zeit der russische und französische Hof, wo die Unsittlichkeit den höchsten Grad erreicht hatte? — Als Voltaire nach Berlin kam, hatte ihm die Marquise von Pompadour eine Empfehlung an Friedrich in der schmeichelhaftesten Form aufgetragen, welches jener zu bestellen nicht verfehlte. Der König erwiderte ganz trocken: „Die Marquise von Pompadour? — Ich kenne sie nicht.“ Dagegen erzählt die Gräfin **du Bari**, daß der König von Preußen die französische Regierung jener Zeit nach Unterröcken eingetheilt und sie unter Cotillon 1, 2, 3 rangirt hätte. Elisabeth von Rußland hatte sich, nachdem Graf l'Estocq am 13. Nov. 1748 gestürzt war, mit Alerei Rasumowsky heimlich trauen lassen, ohne ihrer Neigung zum Wechsel dadurch Grenzen zu setzen, und Friedrich war zu gut von ihren Liebesaffairen unterrichtet, um sich täuschen zu lassen und zu spottsüchtig, um schweigen zu können. Er besang ihre Heldenthaten auf dem Felde der Liebe in mehren Episteln, die er den Mitgliedern der königlichen Familie widmete. Das vergaben ihm die gereizten Frauen nicht. Er hatte sie auf ihrer empfindlichsten Stelle getroffen und sie entbrannten in tödtlichen Haß gegen ihren Widersacher. So wurde der siebenjährige Krieg herbeigeführt, in welchem diese drei Frauen fast ganz Europa gegen den König bewaffneten und den preußischen

Staat mehr als einmal an den Rand des Verderbens brachten. Es handelte sich jetzt nicht mehr um den Besitz einer einzelnen Provinz. Die Verbündeten hatten sich fest vorgenommen, den König von Preußen aller seiner Lande zu berauben und ihn zu einem Kurfürsten von Brandenburg herabzusetzen. Es war für die preußische Monarchie ein Vernichtungskrieg.

Von dieser Seite betrachtete auch Friedrich die Sache und da es ihm verderblich schien, zu erwarten, ob seine Feinde die Offensive zuerst ergreifen würden, so beschloß er, ihnen zuvorzukommen. Er rückte daher ganz unvermuthet an der Spitze von 6000 Mann im Juli des Jahres 1756 in Sachsen ein. Das sächsische Heer, nur 17,000 Mann stark, und keines Ueberfalls gewärtig, zog sich, nachdem es aus Rathlosigkeit seine Stellung mehrmals geändert hatte, nach Pirna hinter eine Verschanzung zurück, die durch die Natur selbst so gesichert war, daß es unmöglich schien, sie anzugreifen. Friedrich kam auf diese Weise, ohne irgend einen Widerstand zu finden, in den Besitz von Dresden, wie des ganzen Kurfürstenthums Sachsen, und kapitulirte fortwährend mit dem in Pirna eingeschlossenen Heere, indem er den König von Polen vergeblich dahin zu bringen strebte, mit ihm gegen Oesterreich gemeinsame Sache zu machen. Dieser Zustand der Angelegenheiten hatte bereits drei Wochen gewährt, dem sächsischen Heere begann es schon an Lebensmitteln zu fehlen, als endlich eine Armee von Oesterreichern, 70,000 Mann stark, unter der Anführung des Generals Brown erschien, um die Verbündeten der Kaiserin aus ihrer peinlichen Lage zu befreien. Friedrich überließ dem Markgrafen Karl die Sorge, die Sachsen in ihrer Stellung festzuhalten und ging den Oesterreichern mit 24,000 Mann entgegen, über die er bei Lowositz einen glorreichen Sieg erfocht. Dies hatte die Uebergabe des sächsischen Heeres zur unmittelbaren Folge. Am 17. October streckte die ganze Armee das Gewehr, wurde kriegsgefangen und mußte, nachdem die Offiziere entlassen waren, zu den preußischen Fahnen schwören. Der König von Polen begab sich, der Convention zufolge, mit seinem Premierminister nach Warschau, die preußischen Heere nahmen in Schlesien und Sachsen ihre Winterquartiere und Friedrich selbst verlegte sein Hauptquartier nach Dresden, welches er nur auf einige Zeit im nächsten Januar verließ, um einen kurzen Besuch in Berlin zu machen.

In Dresden änderte Friedrich an seiner gewohnten Lebensweise durchaus nichts. Er las, schrieb, dichtete, blies die Flöte, besuchte die Oper, Hasses Konzerte und die Bildergallerie. Er hörte sogar, da er bereits in ganz Deutschland für einen Atheisten verschrieen war, eine Predigt in der Kreuzkirche und beschenkte den Prediger mit Champagner, wie die Kreuzschüler mit Geld. Um dem Aufenthalt in Sachsen noch mehr Abwechselung zu geben, machte er auch eine Ausflucht nach Freiberg und Leip-

zig und erwartete in dieser vortheilhaften Stellung, was seine Feinde thun würden. Diese zögerten denn auch nicht, im Felde zu erscheinen. Die Fürsten Deutschlands bewilligten der Kaiserin Königin eine sogenannte Reichshülfe von 60,000 Mann, der man den ungehörigen Namen einer Reichsexecutionsarmee gab. Rußland versprach, mit 100,000 Mann aufzutreten, Frankreichs und Oesterreichs Macht belief sich eine jede auf 150,000 Mann. Dazu kamen die Schweden mit etwa 40,000 Mann, so daß sich Friedrich gegen 500,000 Mann zu vertheidigen hatte, die aus allen Weltgegenden herbeiströmten, während er ihnen höchstens 200,000 Mann entgegenstellen konnte. Seine einzigen Freunde in dieser verzweiflungsvollen Lage waren der König von England, mit dem er einen Defensivkontrakt geschlossen hatte, dem zufolge er Subsidien erhielt, die Landgrafen von Hessen-Kassel und Hessen-Darmstadt und die Herzoge von Braunschweig und Gotha. Ein Grauen ergriff den König, als er diese ungeheure Uebermacht seiner Feinde gewahr wurde, der er nach allen menschlichen Berechnungen über kurz oder lang erliegen mußte. Er sah ein, daß er nur durch fortwährende Siege, fast auf allen Punkten seines Reiches, den Feind zu überwältigen im Stande sein würde und selbst dann schien es zweifelhaft, ob nicht der Verlust an Truppen, der auch mit dem glücklichsten Erfolge verbunden war, seine Kräfte aufreiben und ihn den Händen seiner Feinde überliefern würde. Dennoch verzagte er nicht, sondern beschloß sogleich, mit der Vernichtung der Oesterreichischen Armee zu beginnen, die den Kern und die Seele aller feindlichen Operationen in sich trug. Er lieferte dem Herzog von Lothringen daher eine Schlacht am 6. Mai 1757 unter den Mauern Prags, in welcher zwar die Preußen Sieger blieben, aber den Zweck, den sich der König vorgesetzt hatte, nicht ganz erreichten. Das Oesterreichische Heer war zwar geschlagen, aber der Herzog von Lothringen warf sich mit einem Theil desselben in die wohlbefestigte Stadt und ein anderer Theil, 18000 Mann stark, entkam den Verfolgungen der Preußen, um sich dem Heere Dauns zu verbinden, der in der Nähe stand und dadurch eine ansehnliche Verstärkung erhielt. Noch schmerzhafter war das Opfer, welches die Preußen diesem glorreichen Tage brachten. 16,500 Mann, theils todt, theils verstümmelt und verwundet, bedeckten das Schlachtfeld mit ihren Leibern und unter ihnen der Feldmarschall von Schwerin, der, die Fahne in der Hand von vier Kartätschenkugeln niedergeworfen war. Andere, wie Fouquet und Winterfeld waren verwundet. Die Belagerung der Stadt begann nunmehr, die Gegenanstalten wurden indessen von dem Herzog von Lothringen mit solcher Umsicht geleitet, daß es nicht möglich war, Prag, obgleich es von dem Feuer der Preußen eingeäschert wurde, zur Uebergabe zu zwingen. Inzwischen hatte sich der Feldmarschall Daun mit einer 60,000 Mann starken Armee der Stadt zum Entsatz genähert und den gegen ihn ausgesandten Herzog von Bevern von Kollin zu-

rückgedrängt. Wenn es ihm gelang, bis Prag vorzudringen, von wo er nur noch zwei Tagemärsche entfernt war, so schien der Untergang des Preußischen Heeres gewiß zu sein, und der König sah sich genöthigt, ihm mit 10,000 Mann von dem Belagerungsheere entgegen zu gehen und sich mit den 20,000 Mann, die der Herzog von Bevern anführte, zu vereinigen. Bei Kollin kam es zur Schlacht. Trotz dem, daß der Feind noch einmal so stark war, und eine sehr günstige Stellung eingenommen hatte, würde der König ohne Zweifel den Sieg davongetragen haben, wenn nicht der ungehörige Eifer des General Hanstein den ganzen Schlachtplan verrückt und dadurch die Entscheidung des Kampfes zu einem Spiel des Zufalles gemacht hätte. Hanstein war mit seinen Truppen im Verfolgungseifer unter die feindlichen Batterieen gerathen und mit Kartätschen empfangen. Vergebens gab sich der König alle Mühe, die vorige Ordnung wieder herzustellen. Die Verallgemeinerung der Schlacht war nicht mehr zu hindern und Daun benutzte diesen Umstand, um seine Nachhut heranrücken zu lassen. Bei den Preußen gab es kein zweites Treffen mehr. Nachdem das erste in Unordnung gebracht war, stieg die Verwirrung aufs Höchste, die dadurch herbeigeführt wurde, daß Kürassierregimenter zur Ausfüllung der Lücken gebraucht wurden, welche, von den Kartätschen empfangen, das Fußvolk mit sich fortrissen, und Friedrich sah sich genöthigt, diese Schlacht, von der sein ganzes Schicksal abhängig schien, verloren zu geben. Er zog sich, von seinen Garde du Corps begleitet, über die Elbe nach Nimburg zurück und befahl dem Herzog von Bevern und dem Fürsten Moritz von Dessau, ihm mit dem Rest seiner Truppen dahin zu folgen.

Es war der erste furchtbare Schlag, der den Liebling des Glückes in der Schlacht bei Kollin traf. In dumpfer Betäubung ging er seinem Heere zum Rückzuge voran und die Trümmer desselben fanden ihn ihn Nimburg auf einer Brunnenröhre sitzend, während er in tiefes Brüten versunken, mit seinem Stocke Figuren in den Sand zog. Das Geräusch der Ankommenden weckte ihn aus seiner Betäubung. Er sah auf den kümmerlichen Rest treuer Soldaten, die ihm nach diesem unheilvollen Tage geblieben waren, er hatte nicht weniger als 13000 Mann, unter ihnen 326 geübte Offiziere und den Kern des Fußvolks verloren; von seinem Garderegiment waren nur 250 Mann gerettet. Thränen traten in seine Augen und mit schmerzlicher Bewegung rief er aus: „Kinder! Ihr habt einen schlimmen Tag gehabt. Aber habt Geduld. Ich will Alles wieder gut machen."

Die nächste Folge der Schlacht bei Kollin war die Aufhebung der Belagerung von Prag. Im Angesicht des Feindes zog das Heer des Königs mit militairischem Pomp, wenn schon nicht ohne Verlust ab und vereinigte sich bei Lissa mit dem des Herzogs von Bevern. Der König bezog ein Lager bei Leutmeritz und verweilte

in dieser Stellung drei volle Wochen, indem er erwartete, was der Herzog von Lothringen und Daun gegen ihn unternehmen würden. Er hatte sein Inneres noch immer nicht gegen die schmerzhafte Wunde herstellen können, die ihm die Schlacht von Collin geschlagen hatte. „Erinnern Sie Sich," schreibt er von Leutmeritz an den Marquis d'Argens, „erinnern Sie Sich, mein lieber Marquis, daß die Ehre mehr in unserer Empfindung als in unserm Verstande beruht. Ich habe den dritten Gesang des Lukrez gelesen und immer wieder gelesen, doch ich habe nichts gefunden, als die Nothwendigkeit des Uebels und die Unnützlichkeit eines Mittels. Die Linderung meines Schmerzes liegt in der täglichen Arbeit, die ich vorhabe, und in den unausgesetzten Zerstreuungen, die die Anzahl meiner Feinde nöthig macht. Wenn ich bei Kollin getödtet wäre, so würde ich jetzt in einem Hafen sein, wo ich den Orkan nicht mehr zu fürchten hätte. So muß ich denn noch auf diesem stürmischen Meere herumschiffen, bis ein kleiner Fleck Erde mir das Gut verschafft, das ich in dieser Welt nicht finden konnte. Leben Sie wohl, mein Lieber. Ich wünsche Ihnen Gesundheit und all das Glück, das mir fehlt."

Dennoch waren die Unglücksfälle nicht erschöpft, von denen Friedrich hinter einander getroffen werden sollte, um alle Heldenkraft in seiner Seele aufzurufen, deren sie fähig war. Er hatte nach der Schlacht bei Kollin diejenigen Offiziere, welche verwundet waren und nicht bei dem Heere bleiben konnten, nach Dresden geschickt. Unter ihnen befand sich auch der General Hanstein, dem eine Flintenkugel den rechten Arm zerschmettert hatte. Dem Befehle des Königs gemäß sollte er sich mit andern 30 Offizieren und unter einer Bedeckung von 200 Sachsen über Leutmeritz nach Dresden begeben. Der Zug war bereits bis Welmina gekommen, als er sich von einer Schaar Panduren, die von Laudon angeführt wurden, bedroht sah. Es würde vielleicht nicht unmöglich gewesen sein, sich nach Leutmeritz zurückzuziehen, doch Hanstein, eines Lebens überdrüssig, welches seit der Schlacht bei Kollin für ihn seinen Werth verloren hatte, ließ auf der nächsten Anhöhe eine Wagenburg errichten. Die Sachsen, die wenig Lust hatten, ihr Leben für preußische Offiziere einzusetzen, wichen bei dem ersten Angriffe zurück, Hanstein sprang, trotz seiner Wunde, aus dem Wagen und wurde niedergehauen, während die andern in die Hände ihrer Feinde fielen.

Von viel wichtigeren Folgen war noch der Unfall, der dem preußischen Heere bei Gabel begegnete. Der Prinz von Preußen hatte einen Theil der Armee, die vor Prag stand, nach Schlesien zurückgeführt und ein festes Lager bei Leipa bezogen. Seine Magazine waren in Zittau und zur Sicherung der Zufuhr hatte der Prinz den General von Puttkammer mit vier Bataillonen nach Gabel geschickt. Hier wurde er von

den Oesterreichern angegriffen und vertheidigte sich drei Tage hindurch gegen 20,000 Mann mit der größten Hartnäckigkeit; da aber keine Hülfe kam, mußte er sich ergeben. Nachdem dieser Punkt verloren war, konnte der Prinz nicht länger in Leipa bleiben, er begab sich auf Umwegen nach Zittau, wo er aber erst nach den Oesterreichern anlangte. Ein großer Theil des Gepäcks, ein noch größerer Theil der Pontons war in den Hohlwegen verloren gegangen und beschädigt worden. Bei seiner Ankunft sah der Prinz Zittau in Flammen aufgehn, seine Magazine wurden ein Raub derselben und 150 Pioniere fielen mit ihrem Obrist in die Hände der Oesterreicher. Die ganze Stadt wurde in einen Aschenhaufen verwandelt und dadurch ein Schaden von 10 Millionen Thalern angerichtet, der unter den obwaltenden Umständen unersetzlich war. Dem Könige war dieser Unfall so unangenehm, daß er darüber gänzlich mit seinem Bruder zerfiel. Die Vorwürfe, mit denen er ihn überhäufte und die Unzufriedenheit, mit der er beinahe alle Untergenerale behandelte, nöthigten den Prinzen, das Heer zu verlassen und sich nach Berlin zurückzubegeben. Hier blieb er eine Zeit lang und ging dann nach Oranienburg, wo er im folgenden Jahre vor Kummer über die traurigen Ereignisse sein Leben endete.

Welche Stimmung durch diese Menge von Unglücksfällen in der Seele des Königs hervorgerufen wurde, ersehn wir aus einem Briefe, den er am 19. Juli desselben Jahres an Marquis d'Argens schrieb. „Mein lieber Marquis," sagt er in demselben, „betrachten Sie mich als eine Mauer, in welche das Unglück seit zwei Jahren Bresche geschossen hat. Ich bin von allen Seiten erschüttert. Häusliches Unglück, geheime Bekümmernisse, öffentliche Noth, nahendes Elend, das ist meine Nahrung. Aber denken Sie nicht, daß ich mürbe werde. Mögen alle Elemente untergehn, ich werde mich unter ihren Trümmern mit derselben Kaltblütigkeit begraben sehn, mit der ich Ihnen schreibe. Man muß sich in so unheilvollen Zeiten mit einem eisernen Herzen und ehernen Eingeweiden waffnen, um alles Gefühl zu verlieren. Wir haben jetzt die Epoche des Stoicismus. Die armen Epicureer würden jetzt nicht im Stande sein, auch nur einen Satz ihrer Philosophie in Umlauf zu bringen. Der nächste Monat wird fürchterlich werden und sehr entscheidende Ereignisse für mein armes Land herbeiführen. Was mich angeht, so hoffe ich es zu retten, oder mit ihm unterzugehn; ich habe mir eine Denkungsweise angeeignet, die den Zeiten und Umständen gemäß ist. Wir können unsre Lage nur den Zeiten des Marius, des Sulla, des Triumvirats und Allem vergleichen, was die Bürgerkriege am meisten Entsetzliches und Zügelloses geleistet haben. Sie sind zu entfernt, um Sich eine Vorstellung der Krisis zu machen, in der wir uns befinden, und der Schrecken, die uns umgeben. Denken Sie, ich bitte Sie, an den Verlust der Personen, die mir die liebsten waren,

und den ich in so schneller Folge erlitt*), an das Unglück, welches ich vorhersehe und das sich mir in großen Schritten naht. Was fehlt mir also noch an der Lage des armen Hiob? Meine Gesundheit, von jeher schwach, widersteht auf eine mir selbst unbegreifliche Weise allen diesen Angriffen, und ich bin erstaunt, daß ich mich in Lagen aufrecht erhalte, die ich vor drei Jahren nicht ohne Schauder hätte betrachten können. — Die Philosophie, mein Lieber, ist gut, um vergangne oder zukünftige Uebel zu mildern, aber den gegenwärtigen unterliegt sie."

Das Unglück brach auch noch auf andern Seiten herein. Zur Vertheidigung von Preußen hatte der König den General Lehwald mit 22,000 Mann bestimmt, — mehr konnte er nicht entbehren, — und die Russen, die 100,000 Mann stark, unter Apraxin bereits Memel eingenommen hatten, lieferten den Preußen am 30. August die Schlacht bei Großjägerndorf, in denen sie durch ihre überlegne Truppenzahl den Sieg davon trugen, während dieser Tag, einer der blutigsten im 7jährigen Kriege, über 6500 Preußen das Leben kostete. Auf der entgegengesetzten Seite verloren die verbündeten Truppen, welche England gegen die Franzosen aufgestellt hatte, am 8. September die Schlacht bei Hastenbeck und dies führte zu dem Traktat von Kloster Seven, welcher die westlichen Provinzen des Königs den Angriffen des französischen Heeres preisgab, während im Norden die Schweden Pommern verwüsteten.

Friedrich konnte in der That unschlüssig sein, wohin er sich bei so vielen und drohenden Gefahren zuerst wenden sollte. Endlich vereinigte er sein Heer mit dem Corps des Fürsten Moritz und des Herzogs Ferdinand, so daß er bei Altranstädt etwa 20,000 Mann beisammen hatte. Mit diesen ging er dem Prinzen von Soubise entgegen und bezog ein festes Lager zwischen Bedra und Roßbach. Im Grunde hatte er nicht die Absicht, es bei so geringen Streitkräften zu einer Schlacht kommen zu lassen, aber gerade seine Ueberlegenheit flößte dem Prinzen von Soubise das lebhafteste Verlangen danach ein. Er war nur besorgt, daß er seinen Fang verfehlen könnte. Während sich daher der Graf von St. Germain an der Spitze von 6000 Mann dem Lager bei Roßbach gegenüber aufstellte, zog das Heer rechts ab, um dem Könige den Rückzug nach Weißenfels abzuschneiden. Die ganze Gegend ertönte von der lustigen Feldmusik der Franzosen, die des Erfolges so gewiß waren, daß sie durch Eilboten die Gefangenschaft des Königs in Paris verkünden ließen. Friedrich sah diesen Bewegungen mit einer für seine Umgebung unbegreiflichen Gelassenheit zu. Der ganze Vormittag verstrich in dieser Weise und der König setzte sich in scheinbarer Seelenruhe mit seinen Generalen zur Tafel. Schlag 2 Uhr gab er das Zeichen

*) Anmerk. Unter diesen befand sich auch die Königin Mutter, die am 28. Juni zu Berlin gestorben war.

zum Angriff. In weniger als einer halben Stunde war das Lager abgebrochen und das ganze Heer in Bewegung. Der Feind, der sich nichts weniger vermuthete, sah sich von allen Seiten angegriffen und gewann nicht so viel Zeit, um sich zu ordnen. Der ungestüme Einbruch der Preußen fand wenig Widerstand und die Reichsarmee lief zuerst davon. Als Prinz Heinrich mit 6 Bataillonen vorrückte, um dem französischen Fußvolk in die Flanke zu fallen, und Seidlitz ihnen in den Rücken kam, wurde die Verwirrung allgemein. Prinz Ferdinand von Braunschweig, der den rechten Flügel der Preußen befehligte, blieb so ganz aus dem Spiele, daß auf sein Geheiß kein Gewehr abgefeuert wurde. In wenigen Stunden war Alles abgethan, und nur die Nacht rettete die Flüchtigen vor völligem Untergange. Dieser Tag kostete dem feindlichen Heere 10,000 Mann, 63 Kanonen und 22 Fahnen und Standarten. Von preußischer Seite zählte man nur 91 Todte und 274 Verwundete.

So glorreich auch dieser Sieg für die Preußen gewesen war, so war der König doch weit entfernt, sich dadurch zu dem Enthusiasmus hinreißen zu lassen, in den ihn sein früheres Glück versetzt hatte. Er kannte jetzt den Wankelmuth desselben und wußte, welche Aufgabe noch zu lösen war, ehe man an einen vortheilhaften Frieden denken konnte. „Dies Jahr," schrieb er daher an d'Argens, „dies Jahr, mein lieber Marquis, ist fürchterlich für mich gewesen. Ich versuche und unternehme das Unmögliche, um den Staat zu retten; aber in Wahrheit, ich habe niemals mehr die Unterstützung glücklicher Umstände bedurft. Die Affaire vom 5. November ist sehr glücklich gewesen. Ich durfte so große Vortheile nicht hoffen; man muß indessen sehn, was darauf folgen wird. Ich habe entsetzlich viel Verse gemacht. Wenn ich am Leben bleibe, so will ich sie Ihnen im Winterquartier zeigen; wenn ich umkomme, so vermache ich sie Ihnen und habe Befehl gegeben, sie Ihnen zukommen zu lassen. Jetzt haben unsre guten Berliner nichts mehr von einem Besuche der Oesterreicher oder der Schweden zu fürchten, doch indem ich eine Schlacht gewinne, so habe ich davon keinen andern Vortheil als den, mich meinen Feinden mit mehr Sicherheit gegenüberstellen zu können. Diese furchtbaren Zeiten und dieser Krieg werden gewiß Epoche machen in der Geschichte. Ihre Franzosen haben Grausamkeiten begangen, die der Panduren würdig wären; es sind nichtswürdige Marodeurs. In der That! Die Erbitterung, die sie mir zeigen, ist schmachvoll; ihr Benehmen dient nur dazu, daß sie mich, ihren sechzehnjährigen Freund, zu ihrem unversöhnlichen Feinde machen. Leben Sie wohl, mein lieber Marquis, ich glaube Sie im Bette; werden Sie nicht faul darin und erinnern Sie Sich, daß Sie mir versprochen haben, mich im Winterquartier zu treffen. Sie haben noch Zeit, um Sich auszuruhn, und bis jetzt weiß ich noch nicht, wo ich Sie werde sehn können. Ich habe das

Schicksal Mithridats, es fehlen mir nur zwei Söhne und eine Monima. Leben Sie wohl, mein liebenswürdiger Faulpelz."

Was indessen auf jener Seite durch die Schlacht bei Roßbach gewonnen war, schien auf der andern in Schlesien verloren zu gehn. Hier war der Herzog von Bevern mit einem 36,000 Mann starken Heere zurückgeblieben. Zu seiner Unterstützung diente der General-Lieutenant von Winterfeld, in den der König ein unbegrenztes Vertrauen setzte. Er befehligte ein detaschirtes Corps von 10,000 Mann jenseits der Neiße gegen den Grafen Nadasti. Um die Unthätigkeit des Prinzen Karl von Lothringen ein Ende zu machen, kam der Graf Kaunitz selbst aus Wien, unter dessen Augen nunmehr der General Nadasti einen mit zwei Bataillonen Grenadieren besetzten Vorposten mit nicht weniger als 15,000 Mann angriff. Winterfeld befand sich gerade zu Görlitz, um mit dem Herzoge von Bevern die nöthigen Verabredungen zu nehmen, als er am 7. September gegen Mittag die ersten Kanonenschüsse hörte. Er eilte, an der Spitze des Regiments Manteufel, um den Feind so lange aufzuhalten, bis die ihm zugesagte Unterstützung vom Herzog von Bevern anlangen würde. Aus kleinlicher Eifersucht gegen den Unglücklichen beschloß der Herzog indessen nachträglich, ihm dieselbe vorzuenthalten und die Folge davon war, daß Winterfeld mit dem größten Theile der Seinigen in dem ungleichen, verzweiflungsvollen Kampfe den Tod fand. Nunmehr wandte sich der General Nadasti gegen Schweidnitz, welches er, an der Spitze von 30,000 Mann, nach muthiger Gegenwehr des Commandanten Seers, am 12. November zur Uebergabe zwang, wobei ihm eine Menge von Geld, Mund- und Kriegsvorräthen in die Hände fiel. Auch der Herzog von Lothringen beschloß jetzt, mit einem definitiven Schlage sich in den Besitz von Schlesien zu setzen und griff mit einem Heere von 80,000 Mann den Herzog von Bevern an, der ihm nicht mehr als 25,000 entgegenstellen konnte. Es kam bei Breslau zur Schlacht und keine Tapferkeit der Preußen war im Stande, in einem Kampf, dem durchaus kein Plan zum Grunde lag, den Sieg über die feindliche Uebermacht zu erringen. Die Oesterreicher siegten auf allen Seiten und die Preußen verließen nach einem Verluste von 9800 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen das Schlachtfeld, um sich nach Glogau zurückzuziehn. Der Herzog von Bevern ließ sich am andern Morgen, um dem wohlverdienten Zorne des Königs auszuweichen, auf einem Erkundigungsritte von den österreichischen Vorposten gefangen nehmen. Die nächste Folge dieses Sieges war die Eroberung von Breslau und die Oesterreicher sahn sich wieder im vollständigen Besitze von Schlesien, in dem sie nach Willkür schalteten.

Dies war die Lage der Dinge, als Friedrich mit seinem Heere von Sachsen herüberkam, um ihnen eine andre Wendung zu geben. Noch

niemals fand er wohl so wenig günstige Umstände für einen Sieg. Das ganze Land befand sich in Feindeshand, die Uebermacht des Herzogs von Lothringen war so groß, daß er mehr als dreimal so viel Truppen hatte, wie der König, und, was das Schlimmste war, derjenige Theil, den Friedrich hier vorfand, war durch die Vorgänge der letzten Zeit so entmuthigt, daß es großer Anstrengungen bedurfte, um den Soldaten wieder einiges Vertrauen einzuflößen. Dennoch gelang es und der König sah sich am Abende des 5. Decembers durch die ewig denkwürdige Schlacht bei Leuthen aufs Neue in dem Besitze von Schlesien. Der Feind war in einer solchen Flucht, daß alle Bemühungen seiner Generale, um Ordnung zu schaffen, vergeblich waren. Außer den 7400 Todten und Verwundeten, die das Schlachtfeld bedeckten, wurden nach und nach 21,000 Mann gefangen genommen und viele ergaben sich freiwillig. Beinahe das ganze feindliche Geschütz wurde erbeutet und am folgenden Tage brachten Zieten und Fouquet, die den Feind nach Böhmen verfolgten, noch 2000 Gefangene und 3000 Bagagewagen ein. Mit Sturmeseile flüchtete der Prinz von Lothringen mit dem Rest seines Heeres, das nicht mehr als 13,000 Mann betrug, nach Böhmen zurück. Breslau ergab sich mit einer Besatzung von 12,000 Mann nach einer kurzen Belagerung und auch Schweidnitz, welches sich noch den Winter über hielt, wurde doch am 15. April des folgenden Jahres von den Preußen eingenommen. Der Verlust, den die Oesterreicher durch diese Vorgänge erlitten, wird im Ganzen auf 60,000 Mann angegeben.

So ungeheure Erfolge machten den Namen des großen Königs unsterblich. Ganz Europa war von der Bewunderung eines Fürsten erfüllt, der unüberwindlich zu sein schien und seine unerhörten Thaten gingen von Mund zu Munde. Friedrich selbst war indessen weit davon entfernt, an dem Enthusiasmus Theil zu nehmen, den seine Erfolge im Herzen aller Preußen hervorriefen. Sein Stoicismus zeigte sich nicht weniger über das Glück erhaben, wie er es über das Unglück gewesen war. Er antwortete dem Marquis d'Argens auf seine wohlverdienten Lobsprüche: „Ihre Freundschaft, mein Lieber, verführt Sie. Ich bin nur ein Gassenjunge in Vergleich mit Alexander und unwürdig, dem Cäsar seine Schuhriemen aufzulösen. Die Noth, die die Mutter der Erfindungen ist, hat mich dazu vermocht, zu handeln und zu verzweifelten Mitteln meine Zuflucht zu nehmen in Uebeln von derselben Beschaffenheit. Wir haben hier 14 bis 15,000 Gefangne gemacht, so daß ich im Ganzen 23,000 Mann von den Truppen der Königin in meinen Händen habe, 15 Generale und über 700 Offiziere. Das ist ein Pflaster für meine Wunden, aber es heilt noch nicht Alles. — Wenn irgend ein Dunst von Eitelkeit mir in den Kopf steigen könnte, so wäre es bei Ihren Briefen geschehn. Aber wenn ich mich selbst betrachte, mein Lieber, so ziehe ich wenigstens drei Viertel von Ihren Lobsprüchen ab.

Alles, was Ihre Beredtsamkeit so sehr zu erheben Vergnügen findet, ist nur ein wenig Standhaftigkeit und viel Glück. Sie werden mich ganz so wiederfinden, wie Sie mich verlassen haben, und Sie können überzeugt sein, daß diese Dinge, die in der Ferne so vielen Glanz haben, in der Nähe oft sehr klein sind. Es hat sehr den Anschein, daß wir einen allgemeinen Frieden bekommen werden; Niemand wünscht ihn mehr als ich. Inzwischen werde ich mit Ihnen meine Mußestunden dazu anwenden, um zu studiren; das ist, ohne Widerspruch, der beste Gebrauch, den man von der Zeit machen kann. Sie werden eine Sündfluth von Versen sehn, die meinen Feldzug überschwemmt haben. Einige davon sind an Sie gerichtet, und mehre Epigramme an alle meine Feinde."

So gefaßt waren die Berliner in diesem Jahre nicht gewesen. Hier wechselte die größte Bestürzung mit der exaltirtesten Freude, und so viel große Ereignisse konnten nicht vorübergehn, ohne auch die Menge, die zumal bei dieser Gelegenheit dazu bestimmt war, thätigen Antheil an den Schrecken des Krieges zu nehmen, in die lebhafteste Bewegung zu setzen. Der Karneval des Jahres 1756 war noch reich und glänzend gewesen. Der König, der den nahen Ausbruch des Krieges aller Welt zu verheimlichen beschloß, hatte nichts gespart, um die Augen der Menge durch dieses Schauspiel zu täuschen. Man sah auf der Bühne die beiden Opern Aetius und Fratelli Nemici und zum Geburtstage der Königin wurde die letzte Oper Grauns, Merope, in Berlin aufgeführt. Der plötzliche Ausbruch der Berliner Garnison schreckte Alles aus der genußreichen Ruhe, der man sich 11 Jahre lang ununterbrochen überlassen hatte. Wenn schon die glücklichen Erfolge des ersten Feldzuges nur im Stande waren, frohe Aussichten für die Folge hervorzurufen, so fühlte das Publikum doch schon im nächsten Winter, in dem sich der König in Dresden befand, eine merkbare Lücke. Der Karneval fehlte und mit ihm verschwand das größte Ergötzen, das die Berliner bisher gehabt hatten. Die Sänger sahen sich in Unthätigkeit versetzt, die berühmte Astrua, die so oft das Entzücken des berliner Publikums erregt hatte, nahm, angeblich schwacher Gesundheitszustände wegen, ihren Abschied und erhielt 1000 Thaler Pension. Luini begab sich mit der Erlaubniß des Königs nach Italien, von wo er nicht wieder zurückkam, der Schauspiel-Director Freiherr von Swerts starb, ohne daß seine Stelle wieder besetzt wurde und die wenigen ausgezeichneten Mitglieder der Oper, die sich noch hier befanden, ließ der König zu seiner Unterhaltung nach Dresden kommen. Auch Pesne starb in diesem Jahre, welches für die Kunst unheilvoller wurde, wie für irgend einen andern Zweig des öffentlichen Lebens.

Um eine so große Lücke auszufüllen, fand das Publikum nichts als eine Fluth politischer Schriften, die bei dem Beginn des Krieges in Umlauf gesetzt wurden und deren Zahl sich täglich vermehrte. Es konnte

dem Könige nicht gleichgültig sein, daß ihn seine Feinde, wie er voraus-sah, bei dem Ausbruche des Krieges, den er begann, für einen Friedensbrüchigen, einen Eroberer ausschrieen, der die Kräfte seines Staates nur dazu benutzen wollte, um die seiner Nachbaren zu schwächen. Der Legationsrath von Herzberg erhielt daher den Auftrag, die Gründe auseinanderzusetzen, welche Friedrich dazu gezwungen hatten, in einem Kriege die Offensive zu ergreifen, wo man ihm bereits durch geheime Bündnisse und die schlauen Künste der Unterhandlung dem Verderben preiszugeben beschlossen hatte. Es erschien von seiner Hand ein **memoire raisonné**, welches durch den Fund, den man im sächsischen Archive zu Dresden gemacht hatte, von Seiten seines Inhalts und durch eine meisterhafte Darstellung von Seiten der Form gleich sehr interessant war und das Berliner Publikum, durch eine Menge von Staatsschriften aufmerksam gemacht, empfing diese amtliche Darstellung mit allem dem Enthusiasmus, den sie in patriotischen Gemüthern hervorrufen mußte. Nachdem man in leidenschaftlicher Weise das Recht des Königs zu einem Angriffe erörtert hatte, den ihm seine Feinde abnöthigten, war man natürlich auf den Ausgang höchst gespannt und die eigenthümliche, geheimnißvolle Art, in der der König den Krieg führte, war ein mächtiger Hebel, um diese Spannung zu erhöhn. Bei dem Ausbruche des Krieges machte der Kriegszahlmeister Köppen die Truppen in allen Provinzen in der größten Stille marschfertig. Die Regimenter erhielten die dazu erforderlichen Gelder unter der Rubrik: für Verpflegung, nebst einer verschlossenen Ordre an ihre Chefs, die von Allen nur an einem eigends dazu bestimmten Tage geöffnet werden durfte. Selbst in Potsdam erfuhr man erst beim Ausrücken, daß der Marsch nach Sachsen ging, und in gleicher Unwissenheit befanden sich die Truppen im Heere des Feldmarschalls von Schwerin, der nach Schlesien aufbrach und des Feldmarschalls Lehwald, der Preußen zu vertheidigen hatte. Ebenso untersagte der König bei der Armee einen jeden Briefwechsel über die Angelegenheiten des Krieges und man erfuhr nichts von dem Schicksale der Preußischen Waffen, als was durch öffentliche Blätter bekannt gemacht wurde. Dadurch wurde das Interesse an den letzteren auf das Höchste gesteigert, man riß sie sich einander aus den Händen und jeder wollte der erste sein, der dem andern irgend eine Nachricht von Wichtigkeit mittheilen konnte.

Der Geburtstag der Königin Mutter, an welchem im Jahre 1757 eine komische Oper, **il filosofo di campagna**, aufgeführt wurde, war der letzte Festtag dieser Art für die Berliner. Am 6. Mai wurde die Schlacht bei Prag geliefert, eine der blutigsten im ganzen Kriege. Die Todesverachtung, welche die Prinzen des Königlichen Hauses, welche an derselben Theil nahmen, dabei zeigten, schwellte das Herz der Patrioten und der Enthusiasmus über den glücklichen Ausgang derselben steigerte sich noch mehr, als eine Menge feindlicher Fahnen und Standarten in

das hiesige Zeughaus abgeliefert wurden. Man glaubte allgemein, daß der Krieg dadurch entschieden wäre, und eine Menge von Festen verherrlichten bei Hofe und in der Stadt die allgemeine Freude, die man über dies glückliche Ereigniß empfand, dessen Nachwehen man aus der Ferne vorauszusehen nicht im Stande war. Man wurde ihrer indessen bald auf eine schmerzliche Weise inne, als der unglückliche Ausgang der Schlacht bei Collin alle Hoffnungen, denen man sich überlassen hatte, auf das Grausamste niederschlug. Der Unfall, der den Prinzen von Preußen in Schlesien betroffen hatte, die Rückkehr des Gekränkten in die Residenz, der Tod der Königin Mutter, der Verlust der Schlachten bei Großjägerndorf, der Abschluß des Tractates von Kloster Seven, alle diese Schläge, die so rasch und unerwartet auf einander folgten, versetzten das Publikum in eine dumpfe Betäubung und die Muthlosigkeit stieg auf das Höchste, als feindliche Truppen am 16. Oktober d. J. vor Berlin erschienen und die Stadt zur Uebergabe aufforderten.

Die Garnison von Berlin bestand damals aus dem größten Theile des vier Bataillon starken Langenschen Garnisonregimentes, von dem sich ein Bataillon in Dresden und das andere in Breslau befand, aus dem ebenfalls unvollständigen v. Loenschen Infanterieregiment, das aus lauter gebornen Sachsen bestand, und deshalb fast nur unzuverlässige Leute hatte, aus dem Landregiment von Lüderitz und aus den Mannschaften verschiedener Feldregimenter, die theils Rekruten, theils Ueberläufer waren. Der Commandant der Stadt, Generallieutenant von Rochow, hatte allerdings von der Annäherung der Oestreicher, die von der Lausitz herkamen, durch die Menge von Flüchtigen, die sie vor sich hertrieben, fast täglich Nachricht erhalten, versäumte es indessen gänzlich, Gegenanstalten zu treffen. Er ließ die Königin unter einer schwachen Bedeckung nach Spandau in Sicherheit bringen, stellte eine Lärmkanone im Lustgarten auf und versah das Schlesische, das Kotbusser und das Hallische Thor mit Piquetwachen, indem er sich fortwährend anstellte, als ob er den Berichten, die man ihm machte, keinen Glauben schenkte. Es war ein Sonntag. Der vormittägige Gottesdienst war ungeachtet der beunruhigenden Nachrichten, die das Volk aufregten, in aller Ordnung vorübergegangen, als man plötzlich erfuhr, daß die Oestreicher vor der Stadt wären. Sie hatten sich in und hinter dem Busche vor dem Schlesischen Thore gelagert, so daß man ihre Stärke, die sich etwa auf 7000 Mann belief, nicht beurtheilen konnte. Das Gefecht begann auf zwei Seiten, vor dem Schlesischen und vor dem Halleschen Thore. Auf beiden Punkten wurden die aufgestellten Wachen nach tapferem Wiederstande zurückgeworfen und genöthigt, sich in die Stadt zurückzuziehen. Am Schlesischen Thore schoß der Feind darauf die Pallisaden ein, auch die Brücke am Oberbaum, die aufgezogen war, fiel nach einigen Schüssen herunter und brach entzwei. Dann wandte er sich nach dem Felde, das innerhalb der Mauer zwischen dem Schlesischen

und Kotbusser Thore liegt, wo er seine Kavallerie vortheilhaft gebrauchen konnte. Hier stand die Österreichische Reiterei mit den Kroaten, welche sich an der Mauer entlang zogen und der General Haddik, der Befehlshaber dieses fliegenden Corps, ließ die Stadt zur Uebergabe auffordern. Zur Antwort erschienen die wenigen Compagnien des Langenschen Regimentes, die freilich, ohne Reiterei und ohne Kanonen, einer überlegenen Anzahl gegenüber, ohne allen Nutzen waren. Auch ihre Aufstellung war höchst ungünstig. Der rechte Flügel lehnte sich an die Mauer, der Linke stand nach den Gärten und der Stadt zu. Zur Reserve diente ihnen das Loensche Regiment, welches sich eine gute Strecke hinter ihnen befand und die Allee vor sich hatte, die nach dem Kotbusser Thore führte. Der Oesterreichische General Babocʒai, der die Nutzlosigkeit eines solchen Widerstandes einsah, kam heran und sagte zum Commandeur, es sei schade um die jungen Leute; sie möchten sich, da Gegenwehr unmöglich sei, lieber gleich gefangen geben. Der Kommandant erwiederte indessen, dazu habe er keinen Auftrag, ließ einige Mann vortreten und Feuer geben, worauf jener schwer verwundet vom Pferde fiel. Darauf gab das Langensche Regiment noch eine Generalsalve, wurde aber von der Oestreichischen Reiterei umzingelt und zum großen Theil niedergehauen. Die Reserve wartete nicht ab, bis die Reihe an sie kam, sondern flüchtete sich eilends in die Stadt. Der Feind drang nun weiter vor. Als der erste Trompeter in die Jakobsstraße kam, schoß ein Bürger aus übel verstandenem Patriotismus eine Pistole nach ihm ab, die indessen glücklicherweise nicht traf, wenn schon die Bürgerschaft deshalb in der Folge großen Verdruß auszustehen hatte. Der nächste Widerstand, den der Feind fand, war an der Brücke der Roßstraße, wo der Husarenobrist Krumnow mit einem Commando von der Garnison und einer Kanone stand, nachdem er die Brücken über die Spree hatte aufziehen lassen. Man machte ihm in dieser Stellung den Antrag, sich zu ergeben. Er gab dem österreichischen Offizier, der ihn aufforderte, ein Priese Taback und rief seinem Trupp zu: „Kanoniere, habt ihr noch Pulver und Kugeln?" Diese bejahten es. „Wollt Ihr Euch wehren?" Die Antwort war: bis auf den letzten Mann. „Nun! Herr Kamerad!" sagte er darauf zu dem Offizier „bringen Sie diese Antwort ihrem General." Die Oestreicher wußten indessen, daß sie Eile hatten und hielten sich deshalb bei diesen Umschweifen nicht länger auf. Ein Rittmeister und ein Wachtmeister kamen in die Stadt, begaben sich ohne Verzug auf das Rathhaus und gingen nicht ehe wieder fort, als bis man für sie 200,000 Thaler, theils baar, theils in Wechseln als Kontribution zusammengebracht hatte. Dann zogen sie sich noch in der folgenden Nacht vom 16. auf den 17. Oktober in der größten Eile wieder zurück. Sie hatten dazu allerdings die gegründetste Ursache, denn der König, von diesen Vorfällen benachrichtigt, hatte dem Fürsten Moritz von Anhalt Befehl ge-

geben, der bedrängten Hauptstadt zu Hülfe zu kommen. Am 18. Oktober sahen die Berliner mit Bedauern die grünen Husaren seines Regiments einziehen, und nun wandte sich der erbitterte Pöbel gegen den Herrn von Rochow, den man auf das gröblichste insultirte. In der That konnte man ihm mit Recht den Vorwurf machen, daß er sich einer Besatzung von beinahe 7000 Mann wohl mit mehr Geschick hätte bedienen können. Das Einzige, was die Husaren des Fürsten noch den Oestreichern abjagten, waren einige sechzig Mann Gefangene und einen mit Geld beladenen Wagen.

Man hatte indessen kaum den Schreck über dies traurige Ereigniß überwunden, als der politische Horizont sich aufzuhellen anfing. Die Siegesnachricht von der Schlacht bei Roßbach, die Menge der Gefangenen, die in Folge dessen zum großen Theil nach Berlin gebracht wurden, und die Einzelheiten, die man über dies glorreiche Ereigniß erfuhr, verwischten das Andenken an die kummervollen Tage, die man ausgestanden hatte. Am 13. November wurde ein großes Dankfest in allen Kirchen abgehalten, und nach Beendigung desselben ein Tedeum gesungen, während eine dreifache Salve aus den im Lustgarten aufgestellten Kanonen gegeben wurde. Diese Freude steigerte sich zum lebhaftesten Enthusiasmus, als am 7. December Abends 30 blasende Postillone mit brennenden Fackeln in Berlin einzogen, um den Sieg bei Leuthen zu verkündigen. Auch hierfür wurde am 17. d. M. ein großes Dank- und Siegesfest gefeiert. Man schmückte sich öffentlich mit einer Art von Siegesbänder, die sehr kostbar waren und von Jedem angelegt wurden, der nur das Geld hatte, um diese Ausgabe zu erschwingen; man stellte Illuminationen an, schoß aus den Fenstern und auf den Straßen und die Berliner Kaufmannschaft, die durch die Lieferungen für die Armee große Summen Geldes an sich gebracht hatte, wußte sich in den Aufwand, der bei den zahlreichen Festen gemacht wurde, die das Jahr beschlossen, nicht zu mäßigen.

Wer hätte nicht glauben sollen, daß die glänzenden Erfolge des großen Königs, der jetzt sehnlichst nach dem Frieden verlangte, seinen Feinden ebenfalls den Wunsch nach Ruhe einflößen würden? Und dennoch war gerade das Gegentheil der Fall. Je höher auf der einen Seite, in Preußen und England die Begeisterung für Friedrich zunahm, desto höher stieg auf der anderen die Erbitterung gegen einen Helden, der es wagte, seine geringen Streitkräfte mit den Heeresmassen der drei größten europäischen Mächte zu messen. Das englische Parlament, mit Recht über einen schimpflichen Vertrag erzürnt, wie der, den der Herzog von Kumberland bei Kloster Seven geschlossen hatte, beschloß ein Corps von 12000 Mann nach Deutschland überzusetzen und bewilligte für die Angelegenheiten Hannovers 110,000 Pf. Sterling. Zur Fortsetzung des Krieges bestimmte dasselbe 12 Millionen Pfund Sterling und Friedrich erhielt eine jährliche Subsidie von 670,000 Pfund. Er sah sich

freilich genöthigt, zur Anführung des englischen Heeres einen seiner vorzüglichsten Generale, den Herzog Ferdinand von Braunschweig herzugeben, doch entsprach dafür der Erfolg auf dieser Seite vollkommen seinen Erwartungen. Der Herzog Ferdinand brach im Februar 1758 mit seinem Corps, welches nicht mehr als 35,000 Mann betrug, auf, überfiel die Franzosen, die mit 100,000 in den Winterquartieren lagen, und verjagte sie mit großem Verluste aus Hessen und Hannover. Nach wenigen Wochen hatte er 11,000 Gefangene gemacht, den bedeutendsten Theil des Französischen Heeres über den Rhein zurückgeworfen und sah sich, mit Ausnahme der Festung Wesel, im Besitze von ganz Westphalen. Er vollendete sein Werk dadurch, daß er den Grafen von Clermont am 23. Juni bei Crefeld völlig aufs Haupt schlug, seiner Vorräthe beraubte und ihn bis über den Rhein verfolgte. Er machte dann von Brabant und Lüttich aus einen meisterhaften Rückzug nach Niedersachsen, wo ihm, nach der Abberufung des Grafen von Clermont, der Generallieutenant Contades gegenübertrat, dem der französische Kriegsminister, aus grenzenloser Erbitterung gegen Friedrich den Auftrag gab, ganz Hannover und Westphalen in eine Wüste zu verwandeln.

Nicht ganz so glücklich war der König selbst in diesem Jahre. Auf seiner Seite sah man Gewinn und Verlust so gleich gepaart, daß seine Angelegenheiten sich zu Ende dieses Jahres fast in derselben Verfassung befanden, wie es zu Anfange der Fall gewesen war. Friedrich brach zunächst mit 38,000 Mann nach Mähren auf und belagerte hier die Festung Olmütz, deren Besatzung 8000 Mann betrug. Die Beschießung dauerte vom 28. Mai bis 1. Juli, ohne ein erhebliches Resultat zu geben. Der Feldmarschall Daun, der an der Stelle des Prinzen von Lothringen den Oberbefehl bekommen hatte, war so glücklich, einen von Neiße kommenden Transport von 3000 mit Geld, Munition und Lebensmitteln befrachteten Wagen wegzunehmen und besetzte, ehe man es verhindern konnte, die nach Schlesien führenden Gebirgspässe, so daß sich die Armee von diesem Lande abgeschnitten sah. Der König war daher genöthigt, durch Böhmen nach Sachsen zurückzugehen, und dies gelang ihm so gut, daß er am 14. Juli, ohne einen Wagen verloren zu haben, mit seiner ganzen Armee wohlbehalten in Königsgrätz ankam. Auch hier war es ihm indessen nicht gestattet, längere Zeit zu verweilen. Die Nachrichten aus Pommern und der Mark lauteten so beunruhigend, daß er sich entschließen mußte, einen Theil seines Heeres dorthin zu versetzen, um den Russen die Spitze zu bieten. Diese waren von Preußen aus, wo die Kaiserin Elisabeth, welche dies Land zu behalten meinte, sämmtliche Behörden hatte den Huldigungseid schwören lassen, unter der Anführung des General Romanzow in Pommern eingedrungen. Die Gründe, welche man gehabt hatte, um Preußen zu schonen, fielen hier weg und die Russen verfuhren mit einer Unmenschlichkeit, welche in dem

ganzen Kriege nicht ihres Gleichen gefunden hat. Sie plünderten, sengten und brannten durch das ganze Land und brachten die wehrlosen Einwohner desselben zur Verzweiflung. So gewagt es für den König war, seine Armee in Sachsen zu schwächen, so konnte er doch dem Mitleid für seine armen Unterthanen, deren Hülferuf von allen Seiten zu seinem Herzen drang, nicht widerstehen und eilte mit 14000 Mann zur Verstärkung des Grafen Dohna nach der Neumark, des festen Entschlusses, diese Barbaren, wo er sie fände, anzugreifen und nicht abzulassen, bis er sie vernichtet hätte. Bei Gorgast, unweit von Küstrin vereinigte sich der König mit dem Heere des Grafen Dohna und fand den Russischen Feldherrn Fermor mit einem Heere von 50,000 Mann zwischen Müzel und Zorndorf in Schlachtordnung. Der Kampf war sehr bartnäckig und für beide Heere von großem Verlust. Der Erfolg desselben war, daß sich Fermor am nächsten Tage zurückzog und über Landsberg nach Polen und Preußen ging. Er hatte 20,000 Mann, 103 Kanonen, 27 Fahnen und Standarten, 82 Offiziere, unter ihnen 5 Generale eingebüßt, aber auch den Preußen hatte dieser Tag 11,000 Mann Kerntruppen gekostet und mit Verdruß gestand der König, daß diese Barbaren leichter todtzuschlagen als zu überwinden wären. Er kehrte daher mit seinem Heere nach Sachsen zurück und vereinigte sich bei Großenhayn mit dem General Zieten und dem Markgrafen Karl. Nach mehren vergeblichen Bewegungen, die von Seiten des Königs darauf berechnet waren, Daun mit seinem Heere aus Sachsen zu entfernen, und von Seiten des letzteren, die Preußen von Schlesien abzuschneiden, nahm Friedrich in der Nähe des Oestreichischen Heeres sein Lager bei Hochkirch. Die Verachtung seines Gegners vermochte ihn zu diesem Schritte, der so unheilbringende Folgen mit sich führte. Der Quartiermeister-Lieutenant von Marwitz, der das Gewagte dieses Unternehmens einsah, weigerte sich, auf einem Erdreich, das von den feindlichen Kanonenkugeln bestrichen wurde, das Lager abzustecken, doch Friedrich ließ ihn in seiner Hartnäckigkeit zum Arrest bringen. Der Feldmarschall Keith erdreistete sich, ihm zu sagen: „Wenn die Oestreicher uns hier in Ruhe lassen, so verdienen sie, gehangen zu werden.“ Friedrich erwiederte ihm: Wir müssen hoffen, daß sie sich mehr vor uns als vor den Galgen fürchten.“ Doch diesmal hatte er sich geirrt. Am 14. Oktober langte Dauns linker Flügel, Morgens um 5 Uhr, unter dem Schutze eines starken Nebels! bei den Preußischen Vorposten an. Der König vernahm, daß seine tapfern Grenadiere, von hinten und von vorne zugleich angegriffen, meistens ihren Untergang gefunden hätten und daß die große Batterie verloren sei. Als er zu Pferde stieg, sah er sich von den Kugeln aus seinem eignen Geschütze begrüßt. Hochkirch wurde in Brand gesteckt, und mußte trotz des Widerstandes einzelner Brigaden von den Preußen aufgegeben werden. Der mörderische Kampf, bei welchem der König

selbst sich so rücksichtslos der Gefahr aussetzte, daß ihn der Markgraf Karl beschwören mußte, sich zu schonen, gewann nicht eher ein geordnetes Ansehen, bis die Sonne aus den Nebeln hervortrat und die Anordnungen Dauns in das nöthige Licht stellte. Nunmehr sammelte der König seine Schaaren, besetzte damit die Anhöhe bei Dresa und der Feind hielt es nicht für rathsam, seinen Vortheil weiter zu verfolgen. Die Preußen hatten den Feldmarschall von Keith und den Prinzen Franz von Braunschweig verloren, der Prinz Moritz von Anhalt war, schwer verwundet, in Gefangenschaft gerathen. Höchst empfindlich war dabei die Einbuße von 101 Stück Geschütz, 28 Fahnen, 2 Standarten und des ganzen Lagers mit allen Zelten und einem großen Theile des Gepäckes. Trotz dem war der König nach keiner Niederlage gefaßter, wie nach diesem Ueberfall. Auf einem Hügel bei Klein Bauzen sah er die Ueberreste seiner Bataillone vorüberziehen und rief einigen Artilleristen zu: „Kanoniere, wo sind eure Kanonen geblieben?" Einer von ihnen erwiederte: der Teufel hat sie bei Nachtzeit geholt. „Nun wohl!" erwiderte er, denn wollen wir sie ihm bei Tage wieder abnehmen."

Der Ueberfall bei Hochkirch hatte auch weiter keine verderbliche Folgen für die Preußen. Der König verstärkte sein Heer durch das des Grafen von Dohna, den er aus Pommern nach Sachsen berief, und durch das Corps des Generals Wedel, vereinigte sich am 21. October mit dem des Prinzen Heinrich und brach an diesem Tage Abends um 10 Uhr in der Stille auf. Er umging das Daunsche Lager und kam, zum großen Verdruß seines Gegners, wohlbehalten in Görlitz an. In der ersten Hälfte des November wurde ganz Ober-Schlesien vom Feinde gereinigt, Friedrich kam am 20. desselben Monats noch einmal nach Dresden, übertrug dem Prinzen Heinrich die Vertheidigung Sachsens und begab sich in Mitte des Decembers nach Breslau, wo er den Winter zubrachte.

Die Heere des Prinzen Ferdinand von Braunschweig und des Prinzen Heinrich von Preußen eröffneten den Feldzug von 1759. Es wurde in demselben, vieler anderer günstiger Ereignisse nicht zu gedenken, am 1. August die Schlacht bei Minden geliefert, in welcher der Prinz Ferdinand die Franzosen schlug, und Hannover, Hessen und Westphalen ihrer Zerstörungssucht entriß. Desto unglücklicher war dies Jahr für den Theil der Armee, den der König selbst anführte. Die Russen und Oesterreicher hatten den Plan verabredet, ihre Heere zu vereinigen und mit denselben nach Berlin vorzudringen, während die Schweden in Pommern neue Fortschritte machten. Um diese Verbindung, von welcher das Schicksal des ganzen Krieges abhängig zu sein schien, zu verhindern, stellte der König den General Wedel, wie er selbst hinzufügte, in der Eigenschaft eines Dictators an die Spitze der Armee, die bis dahin der Graf Dohna befehligt hatte, und gab ihm den Auftrag, die Russen, wo er sie sähe, anzugreifen. Wedel befolgte denselben nur zu

buchstäblich, und, ohne ihre Stellung weiter zu erforschen, griff er sie am 23. Juli bei Palzig, unweit Züllichau an. Er wurde vollständig geschlagen und verlor dabei nicht weniger als 8000 Mann. Der König schrieb daher an den Marquis d'Argens: „Wir sind unglücklich gewesen, mein lieber Marquis, aber nicht durch meine Schuld. Der Sieg gehörte uns, er würde sogar vollständig gewesen sein, wenn die Infanterie Geduld gehabt und das Feld nicht zur Unzeit verlassen hätte. Der Feind geht jetzt nach Mühlrose, um sich mit Haddick zu verbinden. Die russische Infanterie ist fast gänzlich ruinirt. Alles, was ich von meinen Trümmern habe retten können, beläuft sich auf 32,000 Mann. Ich mache mich mit ihnen auf den Weg und will mich entweder umbringen lassen oder Berlin retten. Ich denke, daß ich darin nicht zu wenig Standhaftigkeit zeige. Ich kann nicht für den Erfolg einstehn. Wenn ich mehr als ein Leben hätte, so würde ich es für mein Land opfern. Aber, wenn dieser Schlag mißlingt, so glaube ich gegen dasselbe quitt zu sein und meine, daß es mir erlaubt sein wird, an mich selbst zu denken. Es gibt in Allem eine Grenze. Ich ertrage mein Unglück, ohne daß es meinen Muth niederschlägt. Aber ich bin fest entschlossen, nach diesem Schlage, wenn er mir mißlingen sollte, mir einen Ausweg zu bahnen, um nicht länger der Spielball irgend einer Art von Zufall zu sein. Ich weiß nicht, wo Sie sind, noch was aus Ihnen werden wird; aber wenn ich Ihnen einen Rath geben kann, so erwarten Sie zu Potsdam oder zu Brandenburg den Ausgang der Sache und erinnern Sie Sich was immer geschehen möge, eines Freundes, der Sie liebt und bis zum letzten Hauche achten wird. Leben Sie wohl. Studiren Sie den Zeno in diesen critischen Zeiten und lassen Sie Epikur ruhn."

Die gefürchtete Vereinigung Soltikows und Laudons war nun kaum mehr zu verhindern. Der König ließ seinen Bruder Heinrich zur Vertheidigung Schlesiens in Sachsen zurück, bestellte ihn zum Vormunde seines unmündigen Neffen und verpflichtete ihn, im Fall er selbst nicht zurückkehren sollte, nie in einen Frieden zu willigen, der dem Hause Brandenburg schimpflich wäre. Dann brach er von Sagan auf, und nöthigte in der That Haddick, sich nach Spremberg zurückzuziehen; inzwischen vereinigte sich aber Laudon am 3. August mit Soltikow und der König, welcher durch die Zusammennahme des Wedelschen Heeres, und des Finkschen Corps mit den Truppen, die er mitgebracht hatte, jetzt etwa 40,000 Mann stark war, entschloß sich, die Russen und Oesterreicher anzugreifen, wo er sie finden würde. An dem vorhergehenden Tage, ehe er sie traf, schrieb er noch an d'Argens: „Ich schrieb Ihnen gestern zu kommen, aber ich verbiete es Ihnen heute. Daun ist in Cotbus und geht über Luben auf Berlin los. Fliehn Sie diesen unglücklichen Ort. Diese Nachricht nöthigt mich die Russen aufs Neue zwischen

hier und Frankfurt anzugreifen. Sie können leicht denken, daß dies ein verzweifelter Entschluß ist. Es ist die einzige Möglichkeit, die mir bleibt, um nicht von Berlin auf der einen oder auf der andern Seite abgeschnitten zu werden. Ich werde den entmuthigten Truppen Branntwein geben lassen, um durch dies Mittel zu versuchen, ob ich ihnen mehr Tapferkeit einflößen kann; aber ich stehe nicht für den Erfolg. Mein einziger Trost ist der, daß ich, den Degen in der Hand, untergehen werde. Leben Sie wohl, mein Theurer. Noch einmal, fliehen Sie und warten Sie das Ende ab, um für Ihre Sicherheit in einem Unglücksfalle sorgen zu können."

Dies waren die Vorempfindungen des Königs vor der Schlacht bei Kunersdorf. Der Anfang derselben übertraf seine Erwartungen. Acht Bataillone Grenadiere erstiegen die Verschanzung des Feindes und eroberten 70 Kanonen, und der linke Flügel des Russischen Heeres ergriff die Flucht. Der König hielt sich, nach dem er diesen Vortheil verfolgt hatte, des Sieges schon so gewiß, daß er einen Eilboten nach Berlin abfertigte, um diese frohe Botschaft daselbst zu verkünden. Der Verlust der Russen war in der That stark genug, um ihren Oberfeldherrn auf den Gedanken eines Rückzuges während der Nacht zu führen. Die Oesterreicher hatten noch keinen Theil an diesem mörderischen Kampfe genommen. Die vorzüglichsten Generale des Königs waren dafür, den Truppen jetzt die sehr nöthige Erholung zu gönnen und einen Kampf abzubrechen, in dem sie als Sieger Ehre davon trugen, den Kampfplatz behauptet zu haben. Friedrichs Ungestüm ließ ihm aber keine Ruhe. Er wollte die Russen dermaßen in Schrecken setzen, daß ihnen die Lust verginge, jemals die Grenzen seines Landes wieder zu betreten. Er wollte keinen halben Sieg und befahl den Truppen aufs Neue anzugreifen. Das ungünstige Terrain, die Hitze des Tages und die Ermattung der Soldaten waren aber einer solchen Aufgabe gleich sehr entgegen. Nach einem fürchterlichen Kampfe, in welchen auch der brave Seidlitz, an der Spitze seiner Reiterei, schwer verwundet wurde, ergriff das ganze Preußische Heer die Flucht, welche durch nichts aufzuhalten war. Dem Könige, der sich in der Verzweiflung über dies unerhörte Ereigniß dem feindlichen Feuer aussetzte, wo es am gefährlichsten war, wurden zwei Pferde unter dem Leibe erschossen und eine Flintenkugel, die zwischen seinem Kleide und der Hüfte in die Tasche fuhr, wurde nur durch ein goldenes Besteck, das er bei sich führte, auf ihrem zerstörenden Wege gehemmt. „Wie rief er aus, „giebt es denn keine verwünschte Kugel, die mich erreichen könnte?" — Seine Adjutanten retteten ihn nur dadurch vor einem Trupp heransprengender Husaren, daß sie seinem Pferde in die Zügel fielen und ihn gegen seinen Willen aus dem Schlachtgetümmel fortrissen. Spät am Abend kam er in dem Dorfe Oetscher an und schrieb von dort an seinen Minister Fink von Finkenstein: „Ich habe heute morgen um neun Uhr

den Feind angegriffen. Wir haben ihn bis zum Judenberge bei Frankfurt zurückgeworfen, alle meine Truppen haben Wunder gethan, aber dieser Berg hat uns eine ungeheure Menge Volk gekostet, unsere Truppen sind in Unordnung gerathen, ich habe sie dreimal ausgescholten; endlich habe ich geglaubt, selbst gefangen genommen zu werden und bin genöthigt worden, das Schlachtfeld zu räumen. Mein Anzug ist durchlöchert, ich habe zwei todte Pferde, mein Uebel ist das, noch zu leben; unser Verlust ist sehr bedeutend. Von einer Armee von 38,000 Mann habe ich in diesem Augenblicke nur noch 3000, Alles ist auf der Flucht und ich bin nicht mehr Herr meiner Leute. Man wird in Berlin wohlthun, an seine Sicherheit zu denken. Es ist ein grausames Mißgeschick; ich werde es nicht überleben; die Folgen der Schlacht werden noch schlimmer sein als die Schlacht selbst. Ich habe keine Hülfsmittel mehr und um ganz offen zu sein, ich glaube Alles verloren. Ich werde den Verlust meines Landes nicht überleben. Leben Sie wohl auf immer."

Die Verzweiflung, die sich in diesen Worten ausspricht, milderte sich freilich, als Friedrich sah, daß die Folgen der Schlacht bei Kunersdorf nicht eintraten, die er davon fürchtete. Die Russen und Oesterreicher setzten nicht, wie man allgemein erwartete, ihren Plan durch, nach Berlin zu gehn, sondern Soltikow erklärte, daß die Russen vor der Hand dem Interesse des Hauses Oesterreich genug gethan hätten und erst abwarten würden, ob jene ein gleiches zu thun gesonnen wären, auch fand Friedrich in den folgenden Tagen, daß ihn nicht Alles verlassen habe und namentlich nicht das sämmtliche Geschütz verloren sei, aber noch am 22. August schrieb er an den Marquis d'Argens, der sich der geschlagenen Armee gegen seine Vorwürfe angenommen hatte: „Sie singen einer Armee ein Loblied, mein Lieber, die es nicht verdient hat. Die Soldaten haben herrliche Beine gehabt, um davonzulaufen und hatten keine um den Feind anzugreifen. Ich werde mich ohne Zweifel schlagen, aber machen Sie Sich keine Hoffnung von dem Erfolge. Ich verspreche mir nichts Gutes. Es ist nur meine unverletzliche Treue gegen mein Vaterland, es ist die Ehre, die mich Alles unternehmen heißt. Aber diese Gesinnungen sind nicht von der Hoffnung begleitet. Ein glücklicher Zufall ist es, der uns retten kann. Gehn Sie unter Gottes Schutz nach Tangermünde, wo sie gut aufgehoben sein werden, und erwarten Sie, was das Geschick über uns beschließen wird. Ich werde morgen mit dem Feinde von Neuem Bekanntschaft machen. Wenn es noch irgend etwas zu thun giebt, so wollen wir es übermorgen vornehmen. Aber wenn der Feind sich auf den Weinbergen bei Frankfurt hält, so werde ich nicht wagen, ihn anzugreifen. Nein! die Strafen des Tantalus, die Qualen des Sisyphus sind nichts im Vergleich zu den Leiden, die ich seit zehn Tagen erdulde. Der Tod ist süß gegen ein solches Leben. Haben Sie Mitleid mit meinem Zu-

stande. Glauben Sie mir, daß ich noch eine Menge trauriger Dinge verberge, mit denen ich Niemanden betrüben noch beunruhigen will, und ich würde Ihnen nicht rathen, aus diesen Unglücksorten zu fliehn, wenn ich einen Strahl von Hoffnung hätte. Leben Sie wohl, mein Theurer, beklagen Sie mich und gedenken Sie eines Freundes, der Sie schätzt und bis zum letzten Hauche seines unglücklichen Lebens lieben wird."

In dieser entsetzlichen Epoche war es besonders, wo das Genie des Prinzen Heinrich glänzend hervortrat, wenn sich das Gestirn des Königs verdunkelte und seine Zuversicht durch das Unglück gelähmt war. Kaum hatte sich Daun, um Eclatantes gegen die Preußen zu leisten, von der Böhmischen Grenze aus in Bewegung gesetzt, als ihm der Prinz Heinrich in den Rücken fiel, die Oesterreichischen Magazine in Böhmen zerstörte und seinen Gegner zu einem schleunigen Rückzug nöthigte. Dieser war kaum vollendet, als auch Soltikow, anstatt nach Berlin zu gehn, Anstalten machte, durch Niederschlesien nach Polen zurückzukehren.

Inzwischen war Sachsen verloren gegangen. Friedrich hatte dem Grafen von Schmettau, den er nicht unterstützen zu können glaubte, die Weisung gegeben, es nicht aufs Aeußerste kommen zu lassen, sondern mit der Reichsarmee, die unter dem Herzog von Zweibrücken bereits Leipzig, Torgau und Wittenberg erobert hatte, zu kapituliren. Dies geschah am 4. September, zu einer Zeit, wo der König, nachdem sich seine Umstände gebessert hatten, bereits den General Wunsch zur Vertreibung der Reichsarmee abgesandt hatte. Er kam für die Erhaltung Dresdens zu spät und mit der Hauptstadt fielen dem Feinde so reich gefüllte Magazine und Kriegsvorräthe in die Hände, daß Daun seine Winterquartiere in Sachsen nehmen konnte.

Der König erfuhr diesen Verlust, während er noch in Schlesien war. Gerne wäre er auf Windesflügeln herbeigeeilt, aber zu seinen andern Leiden kam jetzt auch noch die Krankheit. Er litt so heftig an der Gicht, daß er vor der Hand noch nicht an eine Reise denken konnte. „Ich bin," schreibt er am 25. October an d'Argens, „an allen Gliedern gelähmt, ich habe nur den Gebrauch der rechten Hand, deren ich mich bediene, um Sie zu bitten, nach Glogau zu kommen, damit Sie meiner Schwäche Gesellschaft leisten. Die Gicht richtet mich zu Grunde, der Kummer verzehrt mich, ich bin hier ohne Gesellschaft, fast ohne Hülfe. Ich kann mich nur alle 5 oder 6 Tage fortbringen lassen, so schwach und unvermögend bin ich, und ich bin so herunter, daß ich darauf Verzicht leisten muß, den Feldzug selbst zu beenden." — „Ich erhalte," schreibt er am folgenden Tage, „Ihren Brief, mein Lieber Marquis, unter den Stürmen der Gicht und ich denke an den Philosophen Posidonius, der, als Pompejus durch Athen kam und ihn fragen ließ, ob er ihn hören könnte, ohne ihm beschwerlich zu sein, ihm erwiederte: man soll nicht sagen, daß ein so großer Mann, wie Pompejus mich hören wollte, und daß mich die Gicht

daran verhinderte, und so hielt er dem Pompejus eine große Rede über die Verachtung des Schmerzes, indem er öfters ausrief: O Schmerz! Was du mir auch anthust, ich werde nicht gestehen, daß du ein Uebel bist. Ich ahme diesem Philosophen nach, und ich antworte Ihnen, dessen Charakter mehr gilt, als der von allen Pompejen zusammen genommen. Sie wollen meine Krankheit kennen, mein Lieber; gelähmt am linken Arm, an beiden Füßen und am rechten Knie, ist mir nur meine rechte Hand frei geblieben. Morgen lasse ich mich eine halbe Meile weiter tragen. Sie können, wenn Sie diese verschiedenen Unglücksfälle zusammenfassen, das Mißgeschick, die Krankheit, den Verlust von Freunden, die Unfähigkeit zu handeln, wenn es gerade am meisten noth thut, einsehen, daß das nicht erfreut."

Trotz dem hatte Friedrich keine Ruhe. Er schrieb dem Marquis d'Argens am 12. November aus Elsterwerda: „Ich habe mich hierher schleppen lassen, mein lieber Marquis. Morgen werde ich meine Armee treffen und ich hoffe, daß Daun und seine Oesterreicher nicht bemerken werden, daß ich die Gicht habe. In acht Tagen hoffe ich Sachsen gänzlich von meinen Feinden gereinigt und Alles ruhig zu sehen."

Das Ungestüm, welches sich in diesen Worten ausspricht, wurde indessen der Sache des Königs wieder verderblich. Am 13. November kam er im Lager bei Hirschstein an. Alle Vorstellungen, wodurch der Prinz Heinrich die Hitze seines Bruders zu mäßigen versuchte, waren vergeblich. Er setzte selbst dem weichenden Feinde nach und richtete in dessen Nachtrabe eine Niederlage an. Hiermit noch nicht zufrieden befahl er dem General Fink, sich mit 15,000 Mann nach Maren zu ziehen, um dem Feinde, der im Plauenschen Grunde lag in den Rücken zu kommen. Wie viel auch dieser einsichtsvolle General dagegen einwenden mochte, er mußte gehorchen. Die Folge davon war, daß er von allen Seiten eingeschlossen, sich, nach dem Verluste von 4000 Mann, mit dem Reste seines Corps, auf Capitulation zu ergeben gezwungen wurde. Dies unerhörte Ereigniß machte auf den König den lebhaftesten Eindruck. „Ich bin," schreibt er an d'Argens, „so betäubt von dem Unglück, welches dem General Fink begegnet ist, daß ich von meinem Erstaunen noch nicht zurückkommen kann. Dies bringt alle meine Maßregeln in Unordnung und dringt mir bis ins Leben. Das Unglück, welches mein Alter verfolgt, ist mir von der Mark nach Sachsen nachgekommen. Ich werde dagegen so lange ankämpfen, wie ich kann. Ich bin so außer Fassung gekommen durch die Unglücksfälle und das Mißgeschick, das mir begegnet, daß ich mir tausendmal den Tod wünsche und daß ich von Tag zu Tage mehr überdrüssig werde, einen Körper zu bewohnen, der abgenutzt und dazu verdammt ist, zu leiden. Ich schreibe Ihnen in der ersten Aufwallung des Schmerzes. Das Erstaunen, der Kummer, die Entrüstung, der Ueberdruß, Alles dies zusammen zerreißt meine Seele.

Warten wir noch das Ende dieses Feldzuges ab und dann werde ich Ihnen schreiben, was aus mir selbst werden soll und wir werden das Uebrige einrichten. Haben Sie Mitleid mit meinem Zustande und machen Sie kein Wesens davon, denn die Unglücksnachrichten verbreiten sich hinlänglich von selbst. Leben Sie wohl, mein lieber Marquis. Quando avrai fine il mis tormento? (Wann wirst du ein Ende haben meine Qual?)"

Es lag nicht in dem Charakter des großen Königs, sich den Umständen zu fügen, selbst, wenn sie ihn durch ihre Schwere zu Boden zu drücken schienen. Er kämpfte mit ihnen und seine Thatkraft wurde durch sein Mißgeschick nur zur Erbitterung gesteigert. Auch jetzt wollte er den Oesterreichern Sachsen nicht einmal auf die kurze Frist des nächsten Winters gönnen. Er behauptete sich, ihnen gegenüber in diesem Lande und hatte sein Ergötzen daran, den Mann mit der geweihten Mütze, wie er den Marschall Daun zu nennen pflegte*), dazu zu zwingen, daß er nach seinem Beispiel in der fürchterlichsten Kälte unter eisigen Zelten kampiren mußte. „Wir sind hier," schreibt er am 28. November an d'Argens, „dem Feinde gegenüber und kantoniren in den Dörfern; das letzte Bund Stroh und das letzte Stück Brot werden darüber entscheiden, wer in Sachsen bleiben soll, und da die Oesterreicher aufs Aeußerste eingeengt sind und aus Böhmen nichts ziehen können, so hoffe ich, daß sie es zuerst verlassen werden; also Geduld bis ans Ziel und sehn wir das Ende, daß dieser höllische Feldzug nehmen wird. Ich verbrauche in diesem Jahre alle meine Philosophie; es ist kein Tag, an dem ich nicht gezwungen würde, zu Zenos Unempfindlichkeit zurückzukehren. Ich gestehe Ihnen, daß es ein rohes Handwerk ist wenn man genöthigt wird, es fortzusetzen. Epikur ist der Philosoph der Menschen, Zeno der der Götter, und ich bin ein Mensch. Seit vier Jahren erdulde ich die Qualen des Fegefeuers: wenn es ein anderes Leben giebt, so wird mir der ewige Vater das in Anrechnung bringen müssen, was ich hier ausgestanden habe. Jeder Stand, jede Lage hat ihr Unglück und ihre Widerwärtigkeit; ich muß mein Bündel, (wenn schon es sehr schwer ist) so gut tragen, wie jeder andre, und sage dann zu mir: das wird ebenso gut vorübergehen, wie unsre Freuden, unsre Liebhabereien, unsre Sorgen und unser Glück. Leben Sie wohl, Lieber Marquis. Meine Briefe werden Ihnen sehr schwarz vorkommen; ich bin aber nicht im Stande, ich schwöre es Ihnen, andre zu schreiben. Wenn der Geist unruhig und bekümmert ist, so sieht man keine Rosenfarben.

In dieser Stimmung blieb der König seinem Feinde gegenüber unbeweglich. Erst als die Kälte unerträglich geworden war, ließ er am

*) Der Pabst hatte ihm nämlich einen geweihten Degen und eine Mütze gleicher Art geschenkt.

10. Januar 1760 seine Truppen die Winterquartiere beziehn und verlegte sein Hauptquartier nach Freiburg.

Der Winter war für Friedrich jedesmal eine Zeit der Erholung. Dann dachte er dem Schicksale des vorigen Feldzuges nach, schrieb, dichtete, las und blies selbst die Flöte, wenn schon diese Beschäftigung immer seltener wurde. In den früheren Feldzügen hatte er Pasquille auf seine Feinde geschrieben und die Marquise von Pompadour lächerlich gemacht, jetzt war er damit beschäftigt, seine Betrachtungen über Karl **XII**, die er im vorigen Jahre niedergeschrieben hatte, drucken zu lassen und besorgte, während er noch dem Feinde gegenüberstand, die Korrektur der ersten Ausgabe, die Marquis d'Argens ihm zuschickte. Ebenso machte er eine Ode auf seinen Neffen Ferdinand von Braunschweig, von der er ebenso witzig als schmeichelhaft für den letzteren bemerkt, der einzige außerordentliche Umstand bei der Sache wäre der, daß die Ode keine Lügen enthielte und in Betreff ihres Gegenstandes nur zu bescheiden wäre. Auch eine Spottschrift auf den Pabst, der eine Art von Kreutzzug gegen den König predigte, war die Frucht dieser Waffenruhe. Der Marquis d'Argens übernahm dann die Sorge, Alles aus diesen Sachen auszumerzen, was gegen die Reinheit des Styles oder die die Eleganz der Verse war, davon gute Abdrücke in Berlin zu besorgen und sie den Personen zuzustellen, denen der König dadurch eine Ehre zu erzeigen Willens war. So unglaublich es scheint, so fand der König trotz seiner drückenden Sorgen, trotz dieser kummervollen Ereignisse, die ihm seinem Ende nahe brachten, dennoch Muße, alle diese Gegenstände mit einer Sorgfalt zu bewachen, die uns in Erstaunen setzt. Er besprach sich umständlich mit d'Argens über die kleinlichen Gegenstände, welche damals zu dem Wesen der sogenannten Klassicität gehörten. Es chokirte z. B. das Ohr des fein gebildeten Marquis, daß der König in seiner Ode an den Prinzen Ferdinand einen Vers gemacht hatte, in welchem die Worte puis, prévois, prêsages in einem und demselben Verse zusammenstehen sollten. Er machte dies daher dem Könige bemerklich und dieser verfehlte nicht, den großen Uebelstand, der aus der dreimaligen Wiederholung eines Wortes das mit p anfing, hervorging, abzuändern. In eben dieser Art wurde die Prosa durchgefeilt und der König wurde nicht müde, diese kleinliche Mühe an seine Geisteswerke zu verschwenden. Ja! noch mehr! Er fand in der Hervorbringung und Ueberarbeitung von Gedichten und prosaischen Aufsätzen das einzige Gegengewicht gegen den Alpdruck der europäischen Ereignisse, die auf seiner Seele lasteten, und so unempfindlich er sich gegen das Lob zeigte, daß der Marquis d'Argens dem Feldherrn brachte, so angenehm scheint ihm doch die Schmeichelei zu sein, die er bei jeder Gelegenheit für seine literarischen Producte erhielt. Er lehnt zwar, wie billig, die enthusiastische Bewunderung des Marquis ab, doch läßt er Aeußerungen

dieser Art niemals unbeachtet und versichert, daß nur die Umstände ihn daran verhinderten, so gute Verse zu machen, wie er sie sonst hervorzubringen im Stande wäre. So sonderbar dies scheint, so bestätigt es doch nur die Wahrheit, daß der Mensch gegen seine eigenen Vorzüge weit weniger gerecht, als für seine Liebhabereien aufs Blindeste eingenommen ist. Friedrich strebte, wenigstens im siebenjährigen Kriege, nicht mehr nach dem Ruhme eines großen Feldherrn. Er hatte dieser Begierde in den beiden ersten schlesischen Kriegen genug gethan, und hätte, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, am liebsten die übrige Zeit seiner Regierung in Frieden verbracht. Die Noth machte ihn dagegen zum größten Feldherrn aller Zeiten, indem sie ein Genie entwickelte, dessen er sich selbst sonst schwerlich bewußt geworden wäre. Statt dessen hat Friedrich bis zu den letzten Augenblicken seines Lebens nie aufgehört, nach dem Ruhme eines ausgezeichneten Dichters zu streben. Er hat sich mit einer für seinen Charakter wahrhaft rührenden Resignation den strengen Regeln und Chikanen des Französischen Versbaues gefügt, um etwas durchaus Probehaltiges und Musterhaftes zu leisten. Es ist ihm nicht gelungen. Seine Gedichte sind im Laufe der Zeit vergessen, während seine Thaten noch heute im Munde des Volks leben. Selbst die Franzosen, für die er schrieb, bewunderten mit Recht mehr seine gedankenvolle und energische Prosa, als seine nüchternen Verse. Aber es scheint fast, als ob ihn die Unmöglichkeit, sein Ziel zu erreichen, mit einer solchen Leidenschaft für diesen Zweck erfüllt hätte, und daraus folgte denn bald, daß der König, jeweniger er sich in diesem Punkte selbst genügte, desto mehr auf die Unterstützung und das Lob anderer gab. So kam es, das er, der sonst über die Schmeichelei so weit erhaben war, wie sein Verdienst über einem jeden Lobe steht, nirgend eine Schwäche verrieth, als denn, wenn man seine Gedichte lobte.

Der Leser wird diese Abschweifung verzeihn mit der wir die Erzählung der Kriegsereignisse unterbrochen haben. Sie entstand unwillkührlich, während wir im Begriffe waren, folgenden Brief des Königs an Marquis d'Argens mitzutheilen, der ihn uns in seinen Hauptquartier in Freiburg vorführt und zum Theil eine Bestätigung der so eben gemachten Bemerkung ist. Er beginnt, wie es scheint, mit Betrachtungen über den letzten Feldzug und lautet folgendermaßen: „Ja, mein lieber Marquis, ich habe Fehler gemacht und das Schlimmste ist, daß ich noch welche machen werde. Es ist nicht jeder weise, der die Lust hat, es zu sein. Wir bleiben unser ganzes Leben lang beinahe so, wie wir geboren sind. Was bei den gegenwärtigen Umständen das Betrübenste bleibt, ist freilich, daß alle Fehler gleich zum Untergange führen; dieser einzige Gedanke macht mich schaudern. Stellen Sie Sich die Zahl meiner Feinde vor, die durch meinen Widerstand erbittert sind, ihre verderblichen und vielfachen Anstrengungen, und die Wuth, mit der sie mich überhäu-

sen möchten; sehen Sie, wie das Geschick des Staates nur noch an Einem Haar hängt. Wenn Sie Sich mit diesen Gedanken erfüllen, so werden die schönen Hoffnungen Ihrer Prophezeihung wie Rauch aufgehn, den der Wind in einem Augenblicke verjagt und zerstreut."

„Um mich von diesen traurigen und finstern Gedanken abzuziehen, die am Ende auch einen Demokrit selbst melancholisch und zum Hypochonder machen könnten, studire ich und mache schlechte Verse. Diese Beschäftigung macht mich glücklich, so lange sie dauert. Sie täuscht mich über meine gegenwärtige Lage und verschafft mir das, was die Mediziner „lichte Augenblicke" zu nennen pflegen; aber sobald der Reiz davon entflohn ist, verfalle ich in meine finstern Träumereien, und mein Uebel, das nur unterbrochen ist, gewinnt noch mehr Särke und Herrschaft. Sie machen mir Schmeicheleien über meine Verse, die sie wirklich nicht verdienen. Mein Geist ist nicht ruhig genug und ich habe nicht Zeit genug, um sie zu korrigieren; es sind nur Entwürfe, oder vielmehr Mißgeburten, die mich ein poetischer Dämon zu gebären zwingt. Sie nehmen sie vermöge ihrer Nachsicht, gerne auf und sie erscheinen Ihnen weniger schlecht wenn Sie sie mit der schreckenvollen Lage vergleichen, in der ich mich befinde. Schreiben Sie mir, wenn Sie nichts Besseres zu thun haben und vergessen Sie nicht einen armen Philosophen, der vielleicht, um seinen Unglauben abzubüßen, dazu verdammt ist, das Fegefeuer in dieser Welt durchzumachen. Leben Sie wohl, mein lieber Marquis. Ich wünsche Ihnen, indem ich Sie von ganzem Herzen umarme, Frieden, Gesundheit und Zufriedenheit."

Die Winterruhe wurde zwar durch die Bewegungen, die der Feind im nächsten Frühling machte, unterbrochen, doch fiel in Sachsen in der ersten Hälfte des Jahres 1760 nichts Bedeutendes vor. Desto übler standen die Sachen in Schlesien. Hier war General Harsch bis nach Glatz vorgedrungen, um diese Festung zu belagern, während Fouquet, der mit 8000 Preußen ein Lager bei Landshut bezogen hatte, sich von einem 30000 Mann starken Heere bedroht sah, das unter Laudon heranrückte. Er zog sie zurück, und die Gebirgsstädte, die bei dem Könige laute Klagen über die Bedrückungen des Oesterreichischen Heeres führten, erreichten so viel, daß er dem General Fouquet befahl, seine frühere Stellung wieder einzunehmen. Er that es mit aller der Resignation, die ein so verderblicher Schritt erforderte. Er rückte dem zum Angriff vorschreitenden Feinde muthig entgegen und warf ihn bis Reichshennersdorf zurück. Doch die Uebermacht des Letzteren war zu stark. Er umzingelte das schwache Corps der Preußen und diese fanden unter tapferer Gegenwehr ein ruhmvolles Ende. Das ganze Corps wurde dabei zu Grunde gerichtet. Die nächste Folge davon war, daß Glatz mit Sturm genommen wurde und auch Breslau widerstand nur dadurch, daß der Prinz Heinrich der Stadt zu Hülfe eilte. Der König, der in Sach-

sen nichts von dem hatte durchsetzen können, was er eifrig erstrebte, machte sich nun auf, um den Dingen in Schlesien eine andere Wendung zu geben. „Die Belagerung von Dresden schrieb er am 1. August an d'Argens" ist in Rauch aufgegangen. Jetzt sind wir in vollem Marsch nach Schlesien. Wir werden uns ganz unzweifelhaft auf der Grenze schlagen was etwa zwischen den 7. und 10. statt haben wird. Glatz ist verloren, Neiße belagert; wir haben keine Zeit mehr zu verlieren. Wenn wir glücklich sind, werde ich es Ihnen melden, wenn nicht, so nehme ich von Ihnen und der ganzen Gesellschaft im Voraus Abschied. Am Ende, mein Lieber, geht der ganze Kram zum Teufel. Wir marschieren übermorgen. Ich sehe die Schrecken der Lage, die mich erwarten, zum Voraus und habe meine Parthie mit Sicherheit genommen."

Dem Könige folgte der Marschall Daun auf dem Fuße. Als er endlich unter unzähligen Gefahren bei Liegnitz angekommen war, hatte er drei Heere, zwei Oesterreichische und ein Russisches, vor sich, hinter sich und zur linken Seite, und man hatte schon den Tag zu einen allgemeinen Angriff bestimmt, als Laudon sich zu frühe in eine Schlacht verwickelte und, von dem Könige von Treffen zu Treffen geworfen, 10000 Mann und 82 Kanonen einbüßte. „Gott," schrieb Friedrich nach diesem frohen Ereignisse an d'Argens, „ist stark in den Schwachen, wie der alte Bülau jedesmal zu sagen pflegte, wenn er uns die gesegneten Umstände seiner Kurfürstin ankündigte, und ich wende dies schöne Wort auf unsere Armee an. Die Oesterreicher, 80,000 Mann stark, haben 35,000 Mann Preußen umzingeln wollen. Wir haben Laudon geschlagen und die andern haben uns nicht angegriffen. Das ist ein großer Vortheil, den wir nicht hoffen durften. Aber Alles ist damit noch nicht ausgemacht und man muß noch klettern, um die Höhe des Felsens zu erreichen, wo man ankommen soll, wenn man das Werk vollenden will. Ich habe ein zerrissenes Kleid und zerschossene Pferde. Was mich selbst angeht, so bin ich bis jetzt unverwundbar. Niemals haben wir größere Gefahren, niemals stärkere Beschwerden gehabt. Aber was wird das Ende unsrer Mühen sein? — Ich komme wieder auf den schönen Vers des Lukrez zurück: Glücklich, wer zurückgezogen in der Weisen Tempel rc. Haben Sie Mitleid, mein lieber Marquis, mit einem armen Philosophen, der auf eine seltsame Art seiner Sphäre entfremdet ist und lieben Sie mich stets."

In der That war die geringe Bedeutung, die der König dem Siege bei Liegnitz beilegte, nur zu sehr durch die Umstände gerechtfertigt. Während er durch das Heer des Feldmarschalls Daun in Schlesien beschäftigt wurde, eroberte der Herzog von Würtenberg in Verbindung mit dem Herzog v. Zweibrücken, der die Reichstruppen befehligte, ganz Sachsen und ein Russisches Corps näherte sich unter dem General Tottleben so-

gar der Hauptstadt Berlin, um das nachzuholen, was man nach der Schlacht bei Kunersdorf versäumt hatte.

In Berlin hatte man, seit Haddicks Anwesenheit, fast gar nichts von den Schrecken des Krieges empfunden. Die Menge von vornehmen Kriegsgefangenen aller Nationen hatte sogar ein buntes, zum Theil ergötzliches Treiben in der Residenz hervorgerufen, welche letztere von ihren Gästen außer dem Vergnügen der befriedigten Neugier und dem stets gesteigerten Bewußtsein ihrer politischen Wichtigkeit, sogar nicht unbedeutenden pekuniären Vortheil gewonnen hatte. Man verfaßte und las mit Eifer die politischen Broschuren, die sich von Tag zu Tage mehrten und die Ueberzeugung von der Unüberwindlichkeit des großen Königs war so fest gewurzelt, daß man beinahe die Gefahr vergaß, in welcher Berlin fortwährend schwebte. Die unerwarteten Folgen der Schlacht bei Kunersdorf dienten vollens dazu, ein Gefühl von Sicherheit hervorzurufen, das der Behaglichkeit nahe kam. Um so größer war der Schreck, als der General v. Tottleben plötzlich am 3. October 1760 vor dem schlesischen Thore erschien und die Stadt zur Uebergabe aufforderte. Der Kommandant, General v. Rochow, spielte wieder, wie bei der Annäherung Haddicks, so lange er konnte, den Ungläubigen. Auch würde ohne Zweifel wenig zur Vertheidigung geschehen sein, wenn nicht der Generalfeldmarschall Lehwald und der Generallieutenant Seidlitz, der sich hier, seiner Heilung wegen, seit der Schlacht bei Kunersdorf aufgehalten hatte, zu kräftiger Gegenwehr gerathen hätten. Die Garnison, die die Stadt beschützen konnte, betrug freilich nicht mehr als 1500 Mann und das Corps des Generals Tottleben war 5000 stark, aber dennoch hatte man den Muth, die Aufforderung desselben zurückzuweisen und sich in Vertheidigungszustand zu setzen. Tottleben, über diese Tollkühnheit aufgebracht, ließ sein Geschütz, das aus sechs Kanonen und einigen Haubitzen bestand, anrücken und begann die Stadt Nachmittags um 2 Uhr zu beschießen. Aber auch die Berliner boten ihr Geschütz auf, um das hallische und kottbußer Thor damit zu decken und erwiederten das feindliche Feuer mit Lebhaftigkeit und nicht ohne Erfolg. Da es an Kanonieren fehlte, so versah der Stückgießer Fuchs selbst den Dienst und richtete die Kanonen. Die geringe Mannschaft wehrte sich zugleich unter Anführung der Generale v. Lehwald, v. Seidlitz und v. Knoblauch dergestalt, daß der Feind es nicht wagte, sich der Stadt zu nähern und nach einigen Stunden sein Feuer einstellte. Doch er begann um 9 Uhr Abends die Stadt aufs Neue dergestalt mit Granaten und Feuerkugeln zu beschießen, daß man in einer Minute oft mehr als 10 bis 15 Schüsse hörte. Die Feuerkugeln hatte man mit langen Pech- und Schwefelkränzen versehen um dadurch desto mehr Gebäude in Brand zu stecken. Die Furcht, in welche dadurch namentlich die Bewohner der Friedrichsstadt gesetzt wurden, war entsetzlich. Sie hielten sich, da der Feind die

Dächer, Giebel und Schornsteine einschoß, nicht mehr für sicher, packten ihre Habe zusammen und eilten unter Geschrei und Wehklagen dem andern Ende der Stadt zu. Inzwischen wurde die Einwohnerschaft durch das Geläut der Glocken, den Lärm der Feuertrommeln und das Blasen der Nachtwächter in Allarm gebracht, während die Feuerkugeln in großer Anzahl die Luft durchkreuzten. Trotz dem war der Schade, den die letzteren anrichteten, nicht so groß, als man hätte erwarten sollen. Es war eine windstille Nacht, alle Löschanstalten befanden sich in der besten Verfassung und da man dem Feuer überall mit großer Schnelle begegnete, so brannte doch nur ein einziges Haus ab; die meisten Kugeln fielen überdies in den Straßen und Gärten nieder, wo sie zerplatzten, ohne großen Schaden anzurichten. War diese Nacht nun schon in großer Angst vorübergegangen, so ergriff die Verzweiflung den größeren Theil der Einwohner, als die Russen in der nächsten einen großen Sturm gegen die Stadt unternahmen. Dennoch trug auch diesmal der Muth und die musterhafte Disposition, welche die Vertheidiger trafen, den Sieg davon. Der Feind wurde von dieser kleinen Schaar dreimal zurückgeschlagen und büßte eine Menge seiner Leute ein. Nach zwölf Uhr hörte sein Feuer auf, und er bezog sein Lager in der Nähe von Tempelhof.

Während die Berliner noch damit beschäftigt waren, ihre Verwundeten zu pflegen und die Gesunden durch eine Ueberfülle von Erfrischungen zu stärken und zu belohnen, langte am 4. October, Mittags um ein Uhr die Reiterei des Prinzen von Würtemberg an, den man schleunigst von der drohenden Lage der Dinge in Kenntniß gesetzt hatte. Gegen Abend folgte ihr die Infanterie, so daß das ganze Corps etwa sechs bis achttausend Mann betrug. Auch hier begann eine Naturalverpflegung unter der Leitung des Kaufmanns Gotskowsky und des Juweliers Baudesson, die so reichlich ausfiel, daß die Offiziere Mühe hatten, ihre Leute in Ordnung zu halten. Am folgenden Morgen erfuhr man vollends, daß die Russen sich nach Köpenick zurückgezogen hatten, und glaubte nun schon ganz gesichert zu sein. Hierin täuschte man sich aber. Am Abend des 5. October kam der Landrath v. Nüßler in größter Eile nach Berlin und meldete, daß der russische General Czernischef mit einem großen Corps von Frankfurt aus im Anzuge wäre und bereits Landsberg passirt hätte. Er habe, berichtete derselbe, von dem Nieder Barnimschen Kreise 6000 Scheffel Mehl und 4000 Brodte verlangt, mit der Drohung, daß er, wenn er sie nicht sogleich erhielte, sie sich abholen würde. Man trug dem Landrath auf, sie ihm zu verweigern, weil man dem Feinde gewachsen zu sein glaubte. Am andern Morgen erfuhr man, daß nicht nur Tottleben wieder von Köpenick aus im Anzuge wäre, sondern daß auch die Truppen des Generals Czernischef bereits Friedrichsfelde geplündert und verwüstet hätten. Dieses wurde noch dadurch bestätigt, daß sich nicht nur die Einwohner der Vor-

städte, sondern auch ein großer Theil der Landleute mit Habe und Gut in die Stadt flüchteten, um vor dem vordringenden Feinde Sicherheit zu suchen. Der Prinz von Würtemberg traf nunmehr die besten Anstalten zur Vertheidigung. Er ließ die Thore stark besetzen und theilte die übrige Mannschaft in zwei Corps, von denen das eine vor dem Halleschen, das andre vor dem Lichtenberger Thore dem Feinde entgegenging. Das erstere fand ein leichtes Spiel. Die Pikets und schwärmenden Haufen des Tottlebenschen Corps zogen sich bei seiner Annäherung nach Köpenick zurück, und die Preußen besetzten Tempelhof, wo sie die Nacht über kampirten. Desto mehr fand aber das andere Corps in der Gegend von Lichtenberg zu thun. Die Avantgarde der russischen Armee stellte sich in der Nähe dieses Dorfes in Schlachtordnung und es begann von beiden Seiten eine Kanonade, die nur durch einen starken Platzregen und die einbrechende Nacht unterbrochen wurde.

Inzwischen war auch der Generallieutenant v. Hülsen mit seinem Corps, das aus 20 Bataillons und 30 Escadrons bestand, von Sachsen aus bei Zehlendorf angelangt und dies hob den Muth der Berliner, welche meinten, daß der Feind jetzt wohl seine Absichten auf ihre Stadt aufgeben würde. Am andern Morgen um 8 Uhr wurden die preußischen Vorposten auf der Tempelhofer Seite indessen von den Russen angegriffen, und kurz darauf erschien Tottleben mit seiner ganzen Armee in Schlachtordnung. Es begann eine heftige Kanonade, während welcher die angstvollen Berliner in einer Minute oft 30 Schüsse zählten, und ihre Befürchtungen vermehrten sich, als sich das darauf folgende Gewehrfeuer der Stadt näherte, ein sicheres Zeichen, daß die Preußen auf dieser Seite zurückgedrängt waren. Zu ihrer Unterstützung flog indessen das Kleistsche Husarenregiment heran, warf die leichte russische Reiterei über den Haufen, auch die Infanterie wurde dadurch, daß ihnen das Kanonenfeuer der Preußen in die Flanke kam, in Unordnung gebracht, und die Unsrigen erbeuteten bei diesem Siege mehre Kanonen und machten einige Gefangene.

Noch drohender erschien die Gefahr auf der andern Seite. Morgens gegen 9 Uhr rückte der General Czernischef mit 20,000 Mann, die er in Schlachtordnung aufgestellt hatte, gegen die Preußen an. Sein linker Flügel dehnte sich bis über Lichtenberg aus, der rechte erstreckte sich über Hohen-Schönhausen bis nach Weißensee und die Kosacken schwärmten in dem Felde umher. Der Prinz von Würtemberg, der hier in Person kommandirte, vermied mit Klugheit so lange ein Treffen, bis er gegen Mittag eine Verstärkung von dem Hülsenschen Corps erhielt. Inzwischen aber hatten die Russen Nachricht von dem ungünstigen Erfolge ihrer Waffen auf der andern Seite erhalten und verloren dadurch die Lust zu einer Schlacht. Nach einigen leichten Scharmützeln zwischen der Reiterei und einer ziemlich fern gehaltenen Kanonade zog sich

Czernischef Abends um 6 Uhr nach Friedrichsfelde und Köpenick zurück.

Jetzt schöpfte die bedrängte Stadt wieder Athem und glaubte der Gefahr entronnen zu sein. Da erschien zur größten Bestürzung der Prinz von Lichtenstein nebst einem österreichischen Trompeter und verkündete, daß der General v. Lascy mit einem Corps von 18000 Mann vor dem Halleschen Thore angelangt sei und die Stadt zur Uebergabe aufforderte. Der Prinz wurde mit verbundenen Augen durch Berlin bis nach dem Landsberger Thore geführt, wo sich der Prinz von Würtemberg befand, in dessen Händen jetzt das Schicksal Berlins ruhte. Die Nacht brach ein, ohne daß man von dem Erfolge der Unterhandlungen etwas vernahm. Mit Anbruch des nächsten Tages waren die Preußen wieder unter den Waffen. Gegen acht Uhr aber erhob sich ein so entsetzlicher Sturm und Regen, und dieser währte den ganzen Tag über, daß man dadurch in allen militairischen Operationen gehindert wurde. Mit banger Spannung verschlossen sich die Berliner in ihren Häusern und erwarteten den Ausgang dieser schreckenvollen Ereignisse. Inzwischen kam der Prinz von Würtemberg zu der Ueberzeugung, daß es ihm nicht möglich sein würde, mit einer Armee von 15 bis 16,000 Mann die Stadt gegen den Feind zu vertheidigen, der 45,000 Mann stark war. Um nicht durch eine so unüberlegte Maßregel die Residenz der Plünderung preiszugeben, und den Feind durch fruchtlosen Widerstand zu reizen, verließ er in der Nacht vom 7. bis zum 8. October in aller Stille Berlin und zog mit seinen Truppen nach Spandau.

In derselben Nacht versammelte sich nun der Magistrat auf dem Rathhause und verhandelte jetzt über die wichtige Frage, wem man die Stadt übergeben sollte, da man von zwei Seiten dazu die Aufforderung erhalten hatte. Der Kaufmann Gotskowsky, den man mit größter Eile aus dem Bette geholt hatte, rieth dazu, sie den Russen zu übergeben und der Erfolg zeigte, daß er sich nicht getäuscht hatte. Der Generallieutenant v. Rochow begann deshalb mit dem General Töttleben zu unterhandeln und die Kapitulation kam gegen 4 Uhr Morgens zu Stande. Der General verlangte, daß sich sämmtliche Mitglieder des Magistrats und der Kaufmannschaft am Kotbusser Thore versammeln sollten, als er im Begriff war, in die Stadt einzurücken. Hier machte er an dieselbe eine Forderung von nicht weniger als 4 Millionen Thaler altes Geld und der Eindruck, den dies exorbitante Begehren auf die Väter der Stadt machte, war so groß, daß der Stadtpräsident Kircheisen vor Schreck darüber die Sprache verlor. Man sah die Unmöglichkeit ein, eine so ungeheuere Summe aufzubringen und konnte gleichwohl vor der Hand nichts dagegen thun.

Nach 7 Uhr waren bereits alle Thore von den Russen besetzt. Einige tausend Mann lagerten vor dem Thore, die Reiterei hatte im Lust-

garten Posto gefaßt und blieb mit dem Geschütze, das sie bei sich hatte, Tag und Nacht unter freiem Himmel. Der übrige Theil der russischen Armee und die Oesterreicher kampirten rund um die Stadt umher. Jetzt zeigte sich, wie weise der Rath Gotskowskys gewesen war, den Russen die Stadt zu übergeben und nicht den Oesterreichern. Der General v. Totleben, der selbst in Berlin einen Theil seiner Jugend verbracht hatte, erwies sich in Allem als ein Mann von Ehre und humaner Gesinnung. Er hielt in seinem Corps die strengste Mannszucht und erwiderte den Oesterreichern, welche auch Theil an dem Gewinn haben wollten, das man mit ihm und nicht mit dem General Lascy kapitulirt hätte, daß er ihnen aus freien Stücken 100,000 Thaler Douceurgelder ausbedungen hätte, aber dagegen forderte, daß sie, der Kapitulation gemäß, ihre Leute in guter Ordnung halten sollten. Die Oesterreicher, die sich große Schätze versprochen hatten, waren damit sehr unzufrieden. Sie besetzten das Brandenburger Thor, quartirten ihre Truppen auf einem Theile der Neustadt ein und suchten sich hier im Einzelnen mit Gewalt das zuzueignen, was man ihnen im Großen verweigert hatte.

Inzwischen hörte die Bürgerschaft, und an ihrer Spitze der brave Kaufmann Gotskowsky, nicht auf, dem General v. Tottleben die Unmöglichkeit vorzustellen, in der man sich befand, die gefoderte Kontribution aufzubringen. Nach vielen Unterhandlungen kam es dahin, daß man sich vereinigte, anderthalb Millionen Brandschatzungsgelder, hunderttausend Thaler für das Corps des Generals Tottleben und eben soviel für die Oesterreicher zu geben. Freilich waren damit die Einbußen der Stadt noch keinesweges erschöpft. Die Verpflegung der feindlichen Truppen während ihrer Anwesenheit, die theils mit Güte, theils mit Gewalt herbeigeschafft wurde, kostete eine Menge Geld. Die Russen bemächtigten sich ebenso eines Magazins, welches der Oberkommissarius Stein für die königliche Armee zusammengebracht hatte, und dieser erlitt dadurch einen Schaden von 57 bis 58,000 Thaler, der ihm niemals ersetzt worden ist. Das Schloß und Monbijou wurden zwar verschont, dagegen hielten es die Russen für ihre Pflicht, alle königlichen Magazine zu leeren, das Zeughaus zu plündern und seiner Verzierungen zu berauben, das Gießhaus sollte sogar in die Luft gesprengt werden, doch ließ man es dabei bewenden, die Maschinen und die innere Einrichtung desselben unbrauchbar zu machen. Die Montirungskammern für die hier sonst garnisonirenden Regimenter wurden erbrochen und der Inhalt derselben öffentlich verkauft oder fortgeschleppt, die Münze wurde zerstört und die Pulvermühlen gesprengt, der Marstall wurde ausgeräumt und aus dem Kadettenhause führte man über hundert junge Edelleute in die Gefangenschaft, während sämmtliche hier anwesende Gefangene auf freien Fuß gesetzt wurden. Trotz alles dieses Schadens, den man vorhersehn und, von russischer Seite aus betrachtet nicht einmal mißbilligen konnte,

bewies der General v. Tottleben dennoch eine Mäßigung, die seinem Charakter die höchste Ehre macht. Er zeigte überall die größte Scheu vor der Verletzung des Privateigenthums und viele Bürger erhielten zur Sicherung desselben und zum Schutze ihrer Familien russische Wachen vor ihre Häuser, die allgemein respektirt wurden. Die einzigen Privatpersonen, die sich bedroht sahen, waren die Zeitungsschreiber. Ihr Patriotismus hatte sie dazu verführt, gegen die feindlichen Mächte allerhand beleidigende Artikel drucken zu lassen. So waren erst vor kurzer Zeit sogenannte Bauerngespräche erschienen, in welchen die Kaiserin von Rußland, die Königin von Ungarn und andre Feinde Friedrichs mit demselben unter der Maske von Bauern vorgeführt wurden, um einander allerhand Sottisen zu sagen, wobei, wie billig, Naber Flink, welcher den König von Preußen darstellte, die Oberhand behielt. Auch der General Tottleben war im Uebermuth nicht geschont worden und in den politischen Nachrichten als „bekannter Avanturier" aufgeführt. Um für diese und ähnliche Dinge Buße zu leiden, wurden die beiden hiesigen Zeitungsschreiber Krause und Kretschmer verurtheilt, Spießruthen zu laufen. Besonders das Schicksal des ersteren erregte allgemeines Mitleid, da er schon hoch in Jahren stand. Unter diesen Umständen gelang es nur den anhaltenden Vorstellungen des Kaufmanns Gotkowsky, daß die beiden Delinquenten auf den neuen Markt geführt, und Angesichts einer Gasse, die man gebildet hatte, begnadigt wurden. Ihre Schriften wurden indessen durch den Henker verbrannt.

In Potsdam befehligte der österreichische General Esterhazy, und man darf sagen, daß dieser Stadt der Umstand, daß sie der Wohnort Friedrichs II. war, ganz allein zur Rettung und zum Segen diente. Die Bewunderung, welche Friedrich auch seinen Feinden einflößte, erlaubte ihnen nicht, den geheiligten Ort, den er seiner Ruhe und Erholung gewidmet hatte, zu berauben. Der General v. Esterhazy verhinderte eine jede Ausschweifung, die seine Soldaten begehn konnten, und bat nur in ehrerbietiger Weise um ein Gemälde aus dem Potsdamschen Schlosse zum Andenken daran, daß er den Lieblingsort Friedrichs des Großen betreten hatte. Ein Proviantoffizier, den der General Lascy als Courier dahin schickte, verlangte eine von Friedrichs Flöten zu seinem Privatgebrauch.

Sonst hatte die Umgegend Berlins freilich von ihren Peinigern sehr harte Qualen zu erdulden. In Schönhausen zerstörten die Kosacken das Lustschloß der Königin, die sich mit dem übrigen Theile des Hofes nach Magdeburg zurückgezogen hatte. Sie brannten den Kastellan mit glühenden Eisen, um ihm das Geständniß abzuzwingen, wo man die Kostbarkeiten gelassen hätte, die sie zu finden erwarteten. Ueber Charlottenburg fielen die Dragoner des Grafen Brühl her, plünderten das Schloß und verdarben mit einer wahrhaft vandalischen Zerstörungswuth die

Kunstwerke, die Orangerie und die sonstige Einrichtung. Die Stadt selbst, welche bereits eine bedeutende Summe für ihre Habgier zusammengebracht hatte, um sie loszukaufen, gaben sie trotz dem, allen Greueln der Plünderung preis. Das Dorf Schöneberg wurde in Brand gesteckt und die Kosacken erpreßten die geringen Habseligkeiten, die sie auf dem platten Lande fanden, unter den empörendsten Martern. Sie führten bei ihrem Rückzuge nach Frankfurt allein 9000 Stück Rindvieh und 15000 Stück Schafe mit sich fort. Was sie zurückließen, war ein Opfer ihrer Zerstörungswuth geworden.

Vier Tage lang hatten diese Greuelscenen gewährt, als die Feinde endlich Abschied nahmen. Die Russen marschirten nach Frankfurt und nahmen als Geißeln die Kassirer der angesehensten drei hiesigen Kaufleute mit sich; die Oesterreicher gingen nach Sachsen. Die Ursache ihres Aufbruches war die, daß Friedrich selbst, von dem Unglücke Berlins belehrt, mit seiner Armee eine Bewegung machte, als ob er sich der Hauptstadt nähern wollte und der Schrecken, den sein Name überall um sich verbreitete, war auch hier nicht erfolglos. Nachdem er seine Feinde verjagt hatte, machte er sich auf, um Sachsen den Händen der Oesterreicher zu entreißen, denn schon war ihm Daun mit seinem Heere vorangeeilt, um es zu behaupten. „Das sind" schrieb Friedrich über die Unfälle der letzten Zeit an Marquis d'Argens „diese Schläge, die ich schon im vorigen Winter fürchtete. Das ist es, Marquis, was mir meine Briefe eingab, in denen ich so oft von meiner unglücklichen Lage sprach. Es bedurfte nicht weniger als meiner ganzen Philosophie, um alle diese Widerwärtigkeiten, Kränkungen, Beleidigungen und die ganze Szene von Grausamkeiten zu ertragen, die wir so eben erlebten. Ich bin in voller Thätigkeit und werde Ihnen vorhersagen, was das Ende unseres Feldzuges sein wird. Wir werden Leipzig, Wittenberg, Torgau, Meißen wiedergewinnen, aber der Feind wird Dresden in Sachsen und die Berge in Schlesien behaupten und diese Vortheile werden ihm die Leichtigkeit verschaffen, mir im nächsten Jahre den Gnadenstoß zu geben. Ich sage Ihnen nicht, was ich denke, aber Sie können Sich leicht vorstellen, was im Grunde meiner Seele vorgeht, die Unruhe meines Geistes, und wie meine Gedanken beschaffen sind. So ist das Ende meiner Tage vergiftet, so, lieber Marquis, spielt das Schicksal mit den schwachen Sterblichen, aber müde seiner Gunstbezeigungen und seines Eigensinns, denke ich daran, mir eine Stelle zu bereiten, wo ich nichts mehr zu fürchten habe, weder von Menschen noch von Göttern."

Mit diesen Empfindungen machte der König den Weg nach Sachsen. Er setzte bei Coswig über die Elbe und vereinigte sich bei Jonitz mit dem Prinzen von Würtemberg. Der General von Linden nahm mit einem Corps von 7000 Mann Leipzig in Besitz und der Feldmarschall Daun bezog ein festes Lager bei Torgau. Demnach sah sich der König

genöthigt, ihm eine Schlacht zu liefern, so ungünstig auch immer die Umstände sich zeigten, und so wenig guten Erfolg er davon hoffen konnte. Fünf Tage vor derselben schrieb er daher an d'Argens: „Sie mögen meine Gesinnungen nennen, wie es Ihnen beliebt. Ich sehe, daß wir uns nicht in unsern Gedanken begegnen und daß wir von sehr verschiedenen Principien ausgehen. Sie benutzen das Leben wie Sybarit und ich betrachte den Tod wie ein Stoiker. Niemals werde ich den Augenblick sehn, der mich nöthigt, einen unvortheilhaften Frieden zu schließen; keine Ueberredung, keine Gründe werden mich dahin bringen, meine Schande zu unterzeichnen. Entweder lasse ich mich unter den Trümmern meines Vaterlandes begraben, oder, wenn dieser Trost noch zu süß erscheint für das Schicksal, das mich verfolgt, so werde ich meinem Unglück ein Ende zu machen wissen, wenn es nicht mehr möglich ist, es zu ertragen. Ich habe gehandelt, und werde so fortfahren mit dieser innern Ueberzeugung und mit dem Ehrgefühl, welches alle meine Schritte leitet; mein Benehmen wird zu allen Zeiten diesen Principien entsprechen. Nachdem ich meine Jugend meinem Vater, mein reiferes Alter meinem Lande geopfert habe, glaube ich das Recht erlangt zu haben, über mein Greisenalter verfügen zu können. Ich habe es Ihnen gesagt und ich wiederhole es: niemals wird meine Hand einen demüthigenden Frieden unterzeichnen. Ich werde diesen Feldzug ohne Zweifel beendigen, entschlossen Alles zu wagen, und die verzweifeltsten Dinge zu unternehmen, um Fortschritte zu machen oder ein glorreiches Ende zu finden."

„Ich habe einige Gedanken über die militairischen Talente Karls XII. gehabt, aber ich habe nicht untersucht, ob er sich selbst tödten durfte oder nicht. Ich glaube, daß er nach der Einnahme von Stralsund weise gehandelt hätte, wenn er sich expedirte; aber was er auch gethan oder unterlassen hat, sein Beispiel ist keine Richtschnur für mich. Es giebt Leute, die für das Glück gelehrig sind; ich bin nicht so geboren, und wenn ich für Andre gelebt habe, so will ich für mich sterben, sehr gleichgültig, was man davon sagen mag; ich stehe Ihnen sogar dafür, daß ich nichts davon erfahren werde. Heinrich IV. war ein jüngerer Prinz aus einem guten Hause, der Glück machte; er hatte also keinen Grund, sich zu erhängen; Ludwig XIV. war ein großer König, er hatte große Hülfsquellen, er zog sich aus dem Handel: was mich angeht, so habe ich nicht die Kraft eines solchen Menschen, aber die Ehre ist mir nicht weniger theuer als ihm, und, wie ich Ihnen schon sagte: ich richte mich nach Niemand. Wir zählen jetzt, glaube ich, fünf tausend Jahre seit der Erschaffung der Welt; ich glaube, das Universum existirt schon viel länger; Brandenburg hat schon so lange bestanden, ehe ich auf der Welt war, es wird auch noch nach meinem Tode bestehn. Die Staaten erhalten sich durch die Fortpflanzung des Geschlechts, und so lange, wie man daran arbeiten wird, die Wesen zu vervielfachen, wird der große

Hause durch Minister oder Souveräne regiert werden; das kommt im Grunde auf eins heraus, etwas mehr Thorheit oder etwas mehr Weisheit; diese Abweichungen sind zu geringe, als daß das Volk im Großen etwas davon merken sollte. Halten Sie mir nicht, mein lieber Marquis, jenen alten Satz der Hofleute vor, und bilden Sie Sich nicht ein, daß die Vorurtheile der Eigenliebe und der Eitelkeit auf mich Eindruck machen oder mich im Mindesten nur meine Meinung ändern lassen. Es ist keine Handlung der Schwäche, sein Leben zu enden, wenn es unglücklich ist; es ist eine kluge Politik, die uns überzeugt, daß der glücklichste Zustand für uns der ist, wo uns Niemand schaden kann, noch unsre Ruhe stören. Was hat man nicht für Gründe, wenn man funfzig Jahre alt ist, das Leben zu verachten! Die Aussicht, die mir bleibt, ist ein schwaches und schmerzvolles Alter, Kummer, Sorgen, Schande und Spott zu ertragen. Wahrhaftig! Wenn Sie Sich ganz in meine Lage versetzen, so müssen Sie meine Vorsätze minder verdammen, als Sie es thun. Ich habe alle meine Freunde verloren; meine liebsten Verwandten;*) ich bin in jeder Weise unglücklich, in der man es nur sein kann; ich habe nichts mehr zu hoffen, ich sehe, daß mich meine Feinde verlachen, und ihr Stolz macht Anstalten, mich unter die Füße zu treten. Ach! Marquis:

Wenn Alles uns verläßt, wenn selbst die Hoffnung bricht,
Dann wird das Leben Schmach und Tod wird uns zur Pflicht.

Ich habe nichts mehr hinzuzufügen."

Unter solchen Auspicien unternahm der König die Schlacht bei Torgau. Der dritte November war der Tag dieses glorreichen Ereignisses, in welchem die preußischen Truppen neuen Ruhm erwarben, doch war der Erfolg freilich nicht so günstig, daß die Oesterreicher hätten Sachsen verlassen müssen. Die Prophezeihungen des Königs gingen buchstäblich in Erfüllung. Er schrieb daher zwei Tage darauf an d'Argens: „Wir haben die Oesterreicher geschlagen; sie und wir haben entsetzlich viel Leute verloren. Dieser Sieg wird uns vielleicht einige Ruhe für den Winter geben und das ist Alles. Im nächsten Jahre werden wir wieder von vorne anfangen müssen. Ich habe einen Schuß bekommen, der mir die Brust verletzt hat; es ist indessen nur eine Quetschung, etwas Schmerz ohne Gefahr, und es wird mich nicht hindern, nach gewohnter Weise zu handeln. Ich werde diesen Feldzug so gut beenden, als es möglich ist, und das ist Alles, was man von mir verlangen kann. Im Uebrigen bleibt meine Denkungsweise ganz dieselbe, wie ich sie Ihnen vor acht Tagen schrieb." — „Die Kugel," schreibt er im folgenden Briefe, „hatte einen Theil ihrer Stärke verloren, indem sie einen großen

*) Unter diesen befand sich auch die Markgräfin v. Baireuth, die am Tage der Schlacht bei Hochkirch starb.

Pelz und einen Sammtrock passiren mußte, so daß das Brustbein im Stande war, gegen ihren Schlag Stand zu halten; ich habe mich, das versichre ich Ihnen, darüber am wenigsten beunruhigt, da ich keine andern Gedanken hatte, als zu siegen oder zu sterben. Ich habe die Oesterreicher bis an die Thore von Dresden zurückgeworfen; sie behaupten dort ihr Lager vom vorigen Jahre; alle meine Geschicklichkeit ist nicht im Stande, sie von dort zu verdrängen. Man sagt, daß die Stadt von Magazinen entblößt ist. Wenn es wahr ist, so thut vielleicht der Hunger, was das Schwert nicht thun kann. Wenn sie sich dagegen in ihrer Stellung hartnäckig festsetzen, so werde ich mich genöthigt sehn, diesen Winter, wie den vorigen, in sehr beschränkten Kantonirungsquartieren zuzubringen, und alle Truppen werden dazu gebraucht werden, um einen Cordon zu bilden, der uns in Sachsen aufrecht hält. Das ist eine traurige Aussicht und ein Preis, der der Anstrengungen und ungeheuren Mühen dieses Feldzuges wenig würdig ist. Ich habe keine Stütze gegen so viele Widerwärtigkeiten als meine Philosophie; es ist ein Stab, auf den ich mich lehne, und mein einziger Trost in dieser Zeit der Unruhe und gänzlichen Umkehrung aller Dinge. Sie sehen, mein lieber Marquis, daß ich mich nicht mit meinen Erfolgen brüste; ich detaillire Ihnen die Sachen so, wie sie sind; vielleicht, daß die Welt, durch den Glanz eines Sieges getäuscht, davon anders urtheilt:

Von ferne trifft uns der Neid; hier dulden wir nur Qual.

Das kommt viel öfter, als man sich es denkt; verlassen Sie Sich darauf; um die Sachen richtig zu wägen, muß man sie in der Nähe ansehn. Nach welcher Seite ich mich auch wende, die Zahl meiner Feinde drückt mich zu Boden; darin besteht mein Unglück und das ist die wahre Ursache von so vielem Mißgeschick und Widerwärtigkeit, die ich nicht vermeiden konnte. Wir haben unsre Ehre gerettet durch den dritten November. Aber glauben Sie nicht, daß die Feinde hinlänglich geschwächt sind, um Frieden zu machen. Die Angelegenheiten des Prinzen Ferdinand sind in üblem Zuge; ich fürchte, daß die Franzosen in diesem Winter die Vortheile behaupten werden, die sie in diesem Feldzuge über ihn errungen haben. Am Ende sehe ich schon so schwarz, als wenn ich im Grabe wäre. Haben Sie einiges Mitleid mit der Lage, in der ich bin; sehen Sie ein, daß ich Ihnen nichts verhehle, und daß ich Ihnen alle meine Bedrängnisse, meine Befürchtungen und meine Mühen mittheile. Leben Sie wohl, lieber Marquis, schreiben Sie mir öfters und vergessen Sie nicht einen armen Teufel, der zehnmal am Tage seine unglückliche Existenz verwünscht und der schon in den Orten zu sein wünschte, von wo Niemand zurückkehrt, um uns Nachricht zu bringen."

Die Befürchtung, die der König in diesem Briefe aussprach, daß die Oestreicher Dresden behalten und ihn nöthigen würden, diesen Winter

in derselben Weise zu verbringen, wie den vorigen, ging in Erfüllung. „Wir werden“ schreibt er am 16. November „Dresden nicht bekommen; wir werden einen unangenehmen und trüben Winter haben und im nächsten Jahre von vorne anfangen. Das sind Wahrheiten, die ich Ihnen schreibe; sie sind nicht tröstlich; aber Sie können ihnen mehr Glauben schenken als den Gerüchten, die man ausstreut, sei es um unsere Feinde einzuschüchtern oder einen Funken von Hoffnung in der Seele unsrer Bürger anzufachen und ihnen Muth zu machen. Wir sind genöthigt, uns unsre Grenzen selbst zu schaffen, und dies sind Landstriche, die wir verwüsten, um den Feind zu verhindern, daß er uns in unsern Winterquartieren überfällt. Der ganze Monat wird darüber hingehn, daß wir uns von ihm trennen. Urtheilen Sie von den Anstrengungen und Unannehmlichkeiten, die ich ausstehe; urtheilen Sie von meinen Sorgen, wenn Sie Sich vorstellen, daß ich genöthigt bin, meine Armee durch künstliche Mittel zu erhalten und zu bezahlen. Dabei habe ich nun nicht die mindeste Gesellschaft; beraubt aller Personen, die ich liebte; auf mich selbst beschränkt und mein Leben hinbringend, indem ich es zwischen die Augenblicke einer fruchtlosen Arbeit und tausend Sorgen theile. Das ist ein Gemälde, das nicht geschmeichelt ist, aber das Ihnen die Dinge nach dem Leben zeichnet. Wie verschieden ist es, mein lieber Marquis, die Dinge aus weiter Ferne zu betrachten, und durch ein täuschendes Glas, das sie verschönert, oder sie in der Nähe ganz nackt anzusehn, entkleidet von dem Glanz, der sie umgiebt! Eitelkeit der Eitelkeiten, Eitelkeit der Schlachten! (Vanité des vanités! Vanité des batailles!) Ich schließe mit diesem weisen Satze, der Alles einschließt, der alle Gedanken in sich verbirgt, die alle Menschen haben sollten und doch zu selten haben. Leben Sie wohl, lieber Marquis, seien Sie nicht zu leichtgläubig in Betreff der Zeitungen und erhalten Sie mir Ihre Freundschaft.“

Den Winter verbrachte der König in Leipzig. Hier vergaß er nicht, daß er in einer Universitätsstadt war. Er ließ die ausgezeichnetsten Professoren zu sich kommen und unterhielt sich mit ihnen. Gottsched hatte wegen seiner Pedanterie gar nicht seinen Beifall. Gellert desto mehr. Er belobte ihn wegen seiner Fabeln und ließ sich die vom Maler in Athen von ihm vortragen. Er äußerte auch den Wunsch, daß Gellert ihn öfters besuchen möchte, doch dieser ließ es bei der Ehre, Friedrich gesprochen zu haben, bewenden. Im Uebrigen machte es die Lage der Preußen in Sachsen sehr erträglich, daß die Einwohner des Landes sie lieber sahen, als die Oesterreicher und die Reichstruppen, theils wegen ihrer bessern Mannszucht, theils wegen der Bewunderung, die man namentlich für den König und den Prinzen Heinrich hatte. In Meißen brachten die Porzellanfabrikanten dem Könige eine Serenade. Friedrich schrieb dies dem Marquis d'Argens und bemerkte dabei, daß unter ihnen

eine Gesellschaft mit guter Instrumentalmusik wäre. Im Uebrigen beschäftigte er sich auch in diesem Winter damit, wie er sagt, seinen Feldzug und seine Bücher zu studiren.

Der Anbruch des Frühjahrs 1761 störte diese Stille zwar in etwas, aber der König erscheint nach den überstandenen Gefahren jetzt gelassener und das kommende Jahr, welches im Vergleich mit den früheren so arm an bedeutenden kriegerischen Ereignissen ist, wurde dadurch für seine Gemüthsruhe sehr wohlthätig. Er äußert sich über den Stand der Angelegenheiten auf folgende Weise: „Ich würde lieber mit Ihnen vom Frieden sprechen, mein lieber Marquis, als von den Vorbereitungen für den nächsten Feldzug; um Sie indessen nicht zu täuschen, gebe ich Ihnen die Dinge mit ihrem wahren Gewicht. Zu viele Anzeichen und zu viele Aeußerungen überzeugen mich, daß die Königin von Ungarn keinen Frieden will. Man hat so eben den neuen Cartel unterbrochen, trotz aller feierlichen Vorbereitungen, die man machte, um ihn mit uns zu vollziehn. Ein so starker Zug wie dieser, ein so offenbarer Beweis von Mangel an Vertrauen, zeigt uns, daß die Königin von Ungarn, entschlossen, das Glück dieses Feldzuges zu versuchen, es ihrem Interesse gemäß hält, mich so lange meiner eingeschlossenen Truppen zu berauben, wie sie es im Stande ist. Ich fälle mein Urtheil nicht allein nach diesem einen Punkte; es giebt noch eine Menge Anderer, die zusammentreffen, um mir dies Geheimniß von Unredlichkeit zu enthüllen. Lassen Sie daher dem Volke die schmeichlerische Aussicht auf einen baldigen Frieden, und ohne Sich selbst davon hinreißen zu lassen, enttäuschen Sie es nicht. Ich erwarte etwa dieselben Ereignisse, die wir im vorigen Jahre hatten, ohne zu wissen, ob wir dasselbe Glück haben werden. Ein unglücklicher Augenblick kann das ganze Gebäude umstürzen, das wir so gut als schlecht mit ungeheuren Anstrengungen errichtet haben. Es wird ja geschehen, was dem Himmel gefällt. Ich gehe in diesen Feldzug, wie ein Mensch, der sich ins Meer stürzt, den Kopf voran. Alles vorhersehn wollen, ist das Mittel, um sich hypochondrisch zu machen; an nichts denken, das heißt sich durch eignes Verschulden in den Fall setzen, aus Mangel an Vorsicht überrascht zu werden. Ich sage mir selbst, daß weder das Uebel, das man fürchtet, noch das Gute, das man hofft, jemals buchstäblich eintrifft; man muß von dem einen wie von dem andern viel streichen. Uebrigens bleibt mir bei der Anzahl meiner Feinde nichts übrig, als den Krieg sehr vorsichtig zu führen und von einem Tag zum andern zu handeln."

Die Friedenshoffnungen, von welchen Friedrich in diesem Briefe spricht, waren durch den Tod Georgs II. von England herbeigeführt, an welchem der König im October 1760 einen treuen Verbündeten verloren hatte. Das französische Kabinet, welches wohl wußte, wie wenig der Enkel des Verstorbenen, der jetzt den englischen Thron bestieg, den

Enthusiasmus theilte, der fast ganz Großbrittanien für Friedrich den Großen beseelte, trat zuerst mit der Erklärung an seine Bundesgenossen hervor, daß es wohl Zeit sein möchte, einem Kriege ein Ende zu machen, dessen Ziel man in fünf Jahren vergeblich erstrebt hätte und der die dabei betheiligten Mächte durch die unerhörten Anstrengungen, zu denen sie gezwungen wären, fruchtlos erschöpfte. So wenig es der Kaiserin Elisabeth und der Königin von Ungarn damit Ernst war, so mußten sie doch, um den Schein der Versöhnlichkeit zu retten, diesen Vorstellungen Gehör geben, und Augsburg wurde zum Sitz der Unterhandlungen bestimmt. Friedrich täuschte sich über den Stand der Dinge nicht. Er sah wohl ein, daß vielleicht England und Frankreich ihren Frieden machen würden, daß aber die Erbitterung der Russen und Oesterreicher ihm keine Ruhe gönnen würde. „Sie urtheilen leicht, „schrieb er an den Marquis d'Argens „daß der Friede zwischen Engländern und Franzosen Fortschritte machen wird, und daß wir zuletzt auf dem Schauplatze des Blutbades bleiben werden, um uns mit dem Schwarm von Feinden herumzubalgen und zu raufen, die uns übrig bleiben. Ich werde den Congreß beschicken, weil meine Feinde mir den Vorschlag dazu machen, aber ich glaube daran so wenig, wie an die Transsubstantiation. Erwarten Sie für dies Jahr ganz die Scenen des vorigen sich erneuern zu sehn und urtheilen Sie, welche Aufgabe mir zu erfüllen bleibt." Der Erfolg bestätigte diese Worte. Die Unterhandlungen zerschlugen sich bei ihrem Beginnen und der Kongreß zu Augsburg ging aus einander, mehr einem erneuerten Bündnisse seiner Feinde ähnlich, als einer Versammlung von Leuten, die den Frieden zum Zweck gehabt hätten. Nicht einmal die Franzosen und Engländer wurden mit einander einig; — das Mißtrauen zwischen beiden war zu groß, als daß man an Aufrichtigkeit hätte glauben können; — geschweige denn der österreichische und russische Hof mit dem preußischen. Man beschloß daher, noch einmal alle Kräfte zu einem ungeheuren Schlage aufzubieten, der den König vernichten sollte. Niemals war die Uebermacht der feindlichen Truppen stärker gewesen, als in diesem Jahre: Frankreich stellte allein zwei Armeen auf, von denen die eine, 110,000 Mann stark, die Bestimmung hatte, Münster und Westphalen zu erobern, und die zweite von 45,000 Mann über Göttingen ins Hannöversche eindringen sollte. Das russische Heer unter Buturlin zählte wenigstens 60,000 Mann, der General Romanzow stand, unterstützt von der russischen und schwedischen Flotte vor Kolberg, Laudons Armee betrug 72,000 Mann und Daun stand mit 30,000 in Sachsen dem Könige gegenüber. Dazu kam noch die Reichsarmee von wenigstens 20,000 Mann und das schwedische Heer, das in Pommern sein Wesen trieb. Gegen diese riesenhaften Zurüstungen hatte der Prinz Heinrich, welcher Sachsen gegen den Feldmarschall Daun decken sollte, nur 32,000 Mann, der Prinz Eugen von Würtemberg, welcher

Pommern gegen Schweden und Russen vertheidigte, 11,000 und der General Goltz in Schlesien 20,000 Mann.

Trotz dem war der König niemals ruhiger und gefaßter über sein Schicksal, wie gerade in diesem Jahre. Die gewaltige Krisis, welche sein Gemüth durchgemacht hatte, die fieberhafte Unruhe, die ihn zu den verzweifeltsten Entschlüssen antrieb, war gewichen, und mit Vertrauen legte er sein Geschick in die Hände des Himmels, der ihn gegen alle menschlichen Berechnungen und gegen sein eignes Hoffen fünf Jahre lang der Uebermacht seiner Feinde gegenüber aufrecht gehalten hatte. Er hatte einsehn lernen, daß keine Vorsicht im Stande sei, den Gang der Ereignisse zu leiten, daß keine Klugheit den Erfolg zu berechnen vermag; er hatte den harten Kampf seines Ehrgefühls gegen alle Bande, die ihn ans Leben fesselten, durchgekämpft, und stand nun, auf Alles gerüstet, mit jener erhabenen Ruhe da, die wir an den größten Charakteren des Alterthums bewundern.

Laudon hatte den mit dem General Goltz abgeschlossenen Waffenstillstand schon am 18. April aufgekündigt, und dieser zog sich mit größter Geschwindigkeit nach Schweidnitz zurück, um die nach der Ebne führenden Gebirgspässe vertheidigen zu können. Der König eilte ihm mit 33 Bataillonen und 63 Schwadronen, von 8 Batterien schweren Geschützes begleitet, zu Hülfe, nahm eine Stellung ein, die dem Feinde das weitere Vordringen unmöglich machte, und suchte von jetzt an die Vereinigung der Russen mit den Oesterreichern zu verhindern. Von Kunzendorf aus schrieb er an d'Argens: „So bin ich denn, mein lieber Marquis, in Schlesien, ohne dadurch sonderlich gewonnen zu haben. Die Russen bereiten sich zum Feldzuge, die Franzosen thun dasselbe; die Oesterreicher stehn uns gegenüber. Sie sehn, daß unsere Lage im Großen dieselbe ist, wie im vorigen Jahre und daß das, was ich Ihnen zu Leipzig sagte, nur zu wahr ist. Diese Situation, die den „lichten Augenblicken" der Mediciner gleicht, wird dem Lande gegenüber bis zum Monat Juli fortdauern. Aber dann wird wohl ein schöner Sabbath in diesen Gegenden gefeiert werden und das Glück, das Schicksal, der Zufall, oder was Sie sonst wollen, wird darüber entscheiden. Ich lese Lucian und von Zeit zu Zeit Racine, öfters auch Voltaire, um mich zu zerstreuen. Uebrigens verbringe ich mein Leben ganz mit mir selbst, indem ich nicht weiter an die Zukunft denke, als durchaus nothwendig ist, und ohne Dinge vorhersehn zu wollen, über die die Natur einen für unser Auge undurchdringlichen Schleier gebreitet hat. Wenn Sie wissen wollen, ob ich froh bin, so sage ich Ihnen aufrichtig: Nein. Wenn sie auf Nachrichten von meiner Gesundheit neugierig sind, so erfahren Sie, daß sie trotz einiger Schwächen gut genug ist, um mir die Hoffnung zu geben, daß sie den Anstrengungen des Feldzugs widerstehen wird." Von Zeit zu Zeit konnte er freilich bei dem erwachenden Selbstbewußtsein, das ihm die

Rückkehr seiner Gemüthkräfte gab, nicht dem Gedanken widerstehn, wie süß es wäre, seine Feinde, trotz ihrer überlegenen Stärke zu demüthigen. Nachdem sie ihn mit dem Kongreß zu Augsburg so schmählich hintergangen hatten, ruft er in einem Briefe an d'Argens aus; „Eitelkeit der Eitelkeiten! Eitelkeit der Politik! Diese Worte des Weisen, die ich Unwürdiger Ihnen widerhole, passen sehr gut zu den politischen Betrachtungen, die wir im letzten Winter in Leipzig anstellten. So wahr ist es, daß das, was am wahrscheinlichsten aussieht, oft am wenigsten wahr ist. Die Oesterreicher haben nun schon zweimal ihren Entwurf zum Feldzuge geändert, seit ich hier bin. Ich versichere Ihnen, daß ich nicht die Arme über einander schlage, und daß ich mich anspanne gegen alle die Stöße, die meine Feinde mir versetzen wollen. Rechnen Sie in diesem Jahre nicht mehr auf den Frieden; trotz der überzeugendsten Gründe trotz der mannigfachsten Wahrscheinlichkeiten, es wird nichts daraus. Wenn mich das Glück nicht verläßt, so will ich mich so gut aus der Sache ziehn, wie ich kann, aber muß man denn das nächste Jahr wieder auf dem Seile tanzen und den Salto mortale machen, wenn es ihrer apostolischen, sehr christlichen und sehr moscowitischen Majestät gefällig ist zu sagen: Springe, Marquis?" — „Es ist hart" sagt er im nächsten Briefe „immer zu leiden und ich fühle, daß die Rache eine göttliche Lust sein kann, wie die Italiener sagen; es handelt sich nur darum, den rechten Moment zu ergreifen. Meine Philosophie bekommt so starke Stöße, daß es Augenblicke giebt, wo sie sich aus dem Staube macht. Man könnte den selig sprechen, der, nachdem er solche Qualen erduldet hat, wie ich, noch Macht genug über sich hätte, seinen Feinden ohne Verstellung zu vergeben. Was mich angeht, so überlasse ich jedem Andern meinen Platz in der Legende, der ihn haben will; ich gestehe Ihnen, daß meine schwache Tugend diesen Grad von Vollendung nicht erreichen kann, und daß ich zufrieden sterben würde, wenn ich mich für das Böse rächen dürfte, das ich erlitten habe. Es wird davon in Erfüllung gehen, was meinem guten Engel, dem Zufall oder dem Glücke gefällt; ich bin in Erwartung dessen, was mein Schicksal beschließen wird, ruhig und schweigsam; ich denke (weil ich muß) über die Zukunft nach; ich lese und beschäftige mich im Stillen."

Es gab sogar Augenblicke, in denen der König seinen alten Humor wiederfand, der bei ihm von der Gemüthsruhe unzertrennlich war. Schon im April schrieb Friedrich bei den Aussichten, die ihm die friedlichen Vorschläge des französischen Kabinets, der Aufstand in Ungarn und die Vortheile seiner Truppen über den Marschall Broglio gaben: „Das erhebt meine Hoffnung etwas und giebt mir wenigstens eine vorübergehende Munterkeit; und dies sind eben soviel Vortheile gegen meinen Feind." Trotz dem, daß die Veranlassung zu dieser Heiterkeit verschwand, so blieb das Gemüth des Königs doch für jetzt auf immer von jenem

verzweiflungsvollen Brüten entfernt, das ihn so lange zernagt hatte. Er wurde von selbst froher und scherzt unter Anderm mit dem Marquis in seiner alten Weise, indem er ihm schreibt: „Kalfatern Sie nur ordentlich Ihren Leib, damit er die Härte von Gassendi's Atomen annimmt, und den Krankheiten, Schwächen und Stößen gewachsen ist, die unsre zerbrechliche Maschine bedrohen. Philosophiren Sie ruhig, und beweisen Sie oft Ihrer Babet, daß Ihre Manneskraft keine Leere in der Natur bestehen läßt." Es ist leicht zu erachten, daß der König in solcher Gemüthsstimmung wohl ernster oder froher sein konnte, aber stets gefaßt blieb. „Ich habe" schreibt er am 9. Juli „alle Maßregeln genommen, die ich für geeignet halte, mich gut zu vertheidigen. Kaunitz bereitet sich darauf vor, seine Angriffe zu verdoppeln. Ich sehe ohne Schrecken Alles, was man anstellt, entschlossen, entweder unterzugehn oder mein Land zu retten. Wenn wir nicht Herren der Ereignisse sind, so wollen wir es wenigstens in unserer Seele sein, und nicht die Würde unseres Geschlechts durch ein schwaches Festhalten an diese Welt entehren, die wir dennoch einstmals verlassen müssen. Sie finden mich etwas stoisch, Marquis, aber man muß in seinem Arsenal Waffen von jedem Kaliber haben, um sich ihrer nach Gelegenheit zu bedienen. Wenn ich mit Ihnen in Sanssouci wäre, so würde ich mich der Annehmlichkeit Ihrer Unterhaltung hingeben; meine Philosophie würde sanfter und meine Gedanken würden weniger schwarz sein. Im Sturm aber muß der Pilot mit den Matrosen arbeiten; sie können lachen und sich ausruhn, wenn sie im Hafen sind."

Welche Mittel inzwischen der König auch ergreifen mochte, um die Vereinigung der Russen und Oesterreicher zu verhindern, so gelang ihm sein Plan dennoch nicht; dieselbe kam am 12. August in der Nähe von Strigau zu Stande und seine Lage war jetzt im höchsten Grade bedenklich, denn er sollte sich mit 50,000 Mann gegen 130,000 vertheidigen. Vor sich hatte er die Russen und auf der linken Seite die Oesterreicher. Ein gemeinschaftlicher, wohleingerichteter und mit Energie ausgeführter Angriff, wie er sich von Laudon erwarten ließ, machte dem ganzen Kriege ein Ende und brachte die Monarchie in ihr Verderben. Es blieb dem Könige daher nichts übrig, als ein festes Lager bei Bunzelwitz zu beziehn, um eine Belagerung von Schweidnitz unmöglich zu machen und zugleich Breslau zu decken. Friedrich bewahrte auch in diesem kritischen Momente jene Geistesruhe, die dem Feldzuge des Jahres von 1761 so eigenthümlich ist. „Ich schreibe Ihnen" sagt er in einem Briefe vom 18. August an d'Argens „mein lieber Marquis, von dem Mittelpunkte der russischen und österreichischen Armee aus. Indessen haben wir bis jetzt noch nichts zu fürchten. Ich glaube, daß unsere Angelegenheiten in einigen Tagen zur Entscheidung kommen werden. Das ist der kritische Moment, in dem wir des Glückes am meisten bedürfen; das sind

Ereignisse, an denen die Klugheit nicht soviel Antheil hat, als es zu wünschen wäre, und wo man den Vorsichtigen untergehn und den Waghals siegen sieht, aber damit Basta. Man sieht seine Politik in Verwirrung gerathen und gesteht es ein. Das verwundert mich nicht; denn es giebt dort oben ein gewisses Etwas, das der menschlichen Weisheit spottet. Alles, was wahrscheinlich ist, ist oft am wenigsten wahr. Die Hoffnung, der Ehrgeiz, der Haß, die Selbstsucht sind Leidenschaften, die die Menschen so unähnlich machen, daß das, was dem Einen gut dünkt, dem Andern sehr schlecht vorkommt. Daher kommt es, Marquis, daß es dem Menschen unmöglich ist, die Zukunft zu ergründen; davon sprechen heißt Rathen. Ich möchte eben so gerne das Räthsel auflösen, das die Sphinx den Thebanern aufgab. Es ist gewiß, daß man in manchen Fällen die Folgen in ihren Anfängen lesen kann, aber richtig urtheilen und voraussetzen wollen, daß Alle die, mit denen sich unser Geist beschäftigt, eben so urtheilen, das heißt sich täuschen. Turenne pflegte zu sagen, daß er lieber einen geschickten General sich gegenüber hätte, als einen Dummkopf, weil er sich nicht täuschen würde, wenn er Dinge voraussetzte, die ein geschickter Anführer machte, daß er sich dagegen niemals aus dem Thun eines Generals vernehmen würde, der ohne Principien handelte. Nach Allem dem haben Sie Geduld; weder Sie noch ich werden die Vernunft an den Rathschlägen der Dummheit rächen; lassen wir die Dinge gehn, wie sie wollen; lachen wir über die Thorheiten, die vorgehn, ohne uns zu erhitzen und denken wir, daß die Dummköpfe hier unten sind, um uns einen kleinen Scherz zu machen. Denken Sie daran, daß ich diesen Brief geradesweges durch das feindliche Schlachtfeld schicke und urtheilen Sie, wie schwer es ist, die Korrespondenz zu unterhalten. — Die Russen haben sich in den Grausamkeiten, die ihre Kosacken verübt haben, selbst überboten; es wäre genug, um Busiris und Phalaris Mitleid abzulocken, so unmenschlich sie auch waren. Ich dulde Infamien und Barbareien, die so zu sagen unter meinen Augen vorgehn, aber ich habe gelernt zu leiden und an mich zu halten. So wird denn nichts den Grund meiner Seele erschüttern, ich werde meinen geraden Weg gehn und werde thun, was ich für nützlich und ehrenvoll halte. Das ist es, was uns ein reiferes Alter lehrt und wozu wir den aufbrausenden Geist unsrer Jugend zu dämpfen im Stande sind. In diesen Conjuncturen müssen Sie die unerschütterliche Stirn eines Philosophen und den Gleichmuth eines Stoikers zeigen. Die spekulative Philosophie ist nur dazu gut, unsre Neugier zu reizen, die praktische ist allein von Nutzen. Ich empfehle sie Ihnen, indem ich Sie bitte, nicht die Mißgeburt von einem philosophischen Militair zu vergessen, der sie liebt."

Einer so gefaßten Stimmung gegenüber konnten die Feinde freilich nicht viel ausrichten. Wenn Sie bis dahin über Friedrich gesiegt hatten,

so war es entweder ein unverschuldetes Unglück gewesen, das ihn ins Verderben gestürzt hatte, oder noch häufiger der Ungestüm seines Temperaments, welches oft das Unmögliche erstrebte und darüber auch den möglichen Vortheil verlor. Jetzt umgab er sich in seinem Lager bei Bunzelwitz mit einer solchen Menge von Vorsichtsmaßregeln und verschanzte sich so fest, daß weder Russen noch Oesterreicher ihn anzugreifen wagten. Nachdem sie eine Zeit lang darüber berathschlagt hatten, ohne zu einem Ziele zu kommen, brach Buturlin am 13. September mit den Russen auf, und ließ nur Czernischef mit etwa 20,000 Mann zurück. Die so lange gefürchtete Vereinigung war also ohne alle Folgen gewesen, um so mehr, da sich auch Laudon nunmehr ins Gebirge zurückzog. Um Buturlin von seinen Provinzen und namentlich von einem Zuge nach Pommern oder der Mark ferne zu halten, schickte Friedrich den General v. Platen nach Posen, um die russischen Magazine daselbst zu zerstören. Dieser traf bei dem Kloster Gostin ein fahrendes Magazin, welches dem russischen Heere eine vierzehntägige Verpflegung in geschrotetem Korn nachführte, und war so glücklich, dieselbe zu erobern und zu verbrennen, bei welcher Gelegenheit 2000 Russen gefangen genommen wurden.

Dies waren die glücklichsten Ereignisse des Jahres 1761. Es fehlte freilich auch nicht an Unglück. So fiel Schweidnitz den Oesterreichern am 1. October durch Ueberrumpelung in die Hände, und am 16. December wurde Kolberg, nachdem alle Widerstandsmittel erschöpft waren, von den Russen eingenommen. Wenn schon diese Einbußen allerdings schmerzlich genug waren und Friedrich sich auch auf einen immer geringeren Schauplatz seiner Thaten beschränkt sah, so war es doch unendlich viel weniger, als man nach den ungeheuern Zurüstungen seiner Feinde hätte erwarten sollen. Friedrich stand ihnen noch immer unerschüttert gegenüber und nahm diesmal sein Winterquartier in Breslau. Seine Korrespondenz mit dem Marquis d'Argens, die ein so treues Bild seines Innern giebt, ist in diesem Jahre reicher als jemals an litterarischen Gegenständen. Sobald der König die Gemüthsruhe wiedergefunden hatte, die ihm durch die stürmische Krisis seiner Gedanken eine Zeit lang entzogen worden war, begann er aufs Neue, seine Bücher vorzunehmen und sich dem Genusse seiner Studien zu überlassen. Der Ton in seinen Briefen ist durchaus gleichmäßig, man hört in diesen langen Abhandlungen über die neuesten Erzeugnisse der französischen Literatur, mit denen seine Briefe angefüllt sind, einen ruhigen Pulsschlag und man bemerkt in ihnen weder zu große Anspannung noch Erschlaffung seiner Lebensgeister, wie es in früheren Zeiten wohl der Fall war. Diese ruhige Epoche beginnt schon mit dem Anfange des Jahres 1761. Von da an bespricht der König die neueste Tragödie von Voltaire, die britischen Journale, die die Geschichte Voltaires tadelten, und schreibt im

April d. J. an d'Argens: „Ich beschäftige mich hier damit, mein Gedächtniß zu befrachten, um meinem Esel seine Last abzunehmen und das Bücherpack abzuladen, von dem er der Depositorius zu sein die Ehre hat. Ich bin damit beschäftigt, den de Thou zu beenden; das Buch ist sehr gut geschrieben und ich bin damit sehr zufrieden." Von Schlesien aus schreibt er: Ich habe den Bayle nicht unter meinen Büchern gefunden. Man hat ihn zu Breslau vergessen. Haben Sie doch die Güte, mein lieber Marquis, mir „die Kometen" zu borgen, oder meine Seele stirbt vor Leere. Es ist Ihre Pflicht, die eines Philosophen, mir diese geistige Substanz zu geben, die uns von Vorurtheilen heilt und eine nothwendige Nahrung zum Segen unsrer Vernunft und unseres gesunden Menschenverstandes wird." Am 9. Juli folgt eine lange Abhandlung über die Philosophie Gassendis, der man es ansieht, wie genau ihn der König mitten unter dem Geräusche der russischen und österreichischen Waffen studirt hatte. Ueber seine eignen Productionen giebt er in einem Briefe vom 2. December Rechenschaft: „Hier erhalten Sie", schreibt er, mein lieber Marquis, die Veränderungen, die ich im „Stoiker" gemacht habe. Sie können ihn korrigiren und abschreiben lassen. Ich habe noch einige andre Stücke; aber ich habe sie nicht den Posten anvertrauen wollen; ich habe unter Andrem die Rede des Kaisers Otho an seine Freunde nach der Schlacht von Bedriac und viele andre Stücke, mit denen Sie, wie ich glaube, zufrieden sein werden." Die Verse des Königs riefen denn auch sogleich wieder die Kritik des Marquis hervor. Er fand in dem Stoiker eine Stelle, wo der König einen Hiatus im Verse hatte stehen lassen. Er hatte gesagt: j'ai vu George et Auguste und et konnte trotz seines Endconsonanten nicht vor einem Wort stehen, das mit einem Vocal anfing. Boileau hatte dies Delict selbst in einer Sentenz verboten, die der Marquis dem Könige zur Bestätigung seines Tadels anführt. Ein andermal hatte Friedrich gegen die Grammatik gefehlt. Er hatte geschrieben:

> Quoi! ne voyez-vous point qu'ici bas la fortune
> respecte ni vertu, ni pouvoir, ni naissance,

wo der Marquis durchaus verlangte, daß es heißen müßte ni respecte ni vertu etc.

Uebrigens fand er den König zu dieser Zeit, wo der Staat sich in einer gefährlicheren Lage befand, als es jemals der Fall gewesen war, schon so erhaben über sein Unglück, ja selbst in so gutem Humor, daß er ihm Berliner Stadtgeschichten mittheilen konnte, ohne fürchten zu dürfen, daß sie ihn nicht interessirten. Der Fall war allerdings besonderer Art. Der Castrat Porporini in Berlin war von einem Mädchen verklagt worden, sie verführt zu haben. Er wurde von den Richtern verurtheilt, ihr 100 Thaler zu zahlen und das Kind zu ernähren, als dessen Vate er öffentlich erklärt worden war. „Weit entfernt" berichtet

der Marquis, daß Porporini an ein andres Tribunal appellirt hätte, hat er sogleich die hundert Thaler bezahlt, sich als Vater des Kindes bekannt und sich bei den Richtern bedankt, daß sie die Güte gehabt hätten, den Verlust wieder herzustellen, den ihm die Wiener Chirurgen verursacht haben. Diese Geschichte macht die ganze Stadt lachen. Ich habe Porporini noch nicht gesehen, aber ich habe ihn heute zu mir gebeten. Man sagt, daß er in der Freude seines Herzens ist, in den Augen des ganzen Universums als Vater dazustehn."

Auf diese und andre Dinge antwortete der König in einem Briefe vom 13. December aus Breslau, der noch besonders deshalb merkwürdig ist, weil er die französische, oder richtiger echt voltairische Richtung seines Geschmacks zeigt: „Wenn es sich nur darum handelte," sagt er, mein Gedicht zu korrigiren, so würden die geringen Abänderungen, die Sie verlangen, sehr leicht abgethan sein. Es giebt in diesem Augenblicke eine Menge von Dingen zu thun, die alle meine Aufmerksamkeit erfodern. Es fehlte unserm monströsen Jahrhundert nur noch, Porporini als Vater zu sehn, um den Unsinn in der Politik mit dem in der Physik zu verbinden. Nach Allem dem, was ich erlebt habe, bin ich auf Alles gefaßt und erstaune über nichts mehr. Ich wohne hier unter Trümmern und Schutt in meinem Hause, von dem einige Zimmer wiederhergestellt sind und in welchem in den andern Alles drüber und drunter geht. Die Bücher, die ich aus Berlin erhalten habe, sind mein Trost und mein Vergnügen; ich lebe mit ihnen und beschränke hierauf meine Gesellschaft und meinen Zeitvertreib. Ich habe **les beaux arts réduits à un seul principe** gelesen. Das Buch ist voll von guten Unterweisungen für junge Leute. Dennoch giebt es gewisse Punkte, in denen ich mit Batteux nicht einverstanden sein kann. Ich bin überzeugt, daß Sie nicht Alles billigen werden, was er über den Wohlklang und die Malerei im Wortton sagt. Das **procumbit bos** hat Virgil gemacht, ohne daran zu denken, daß es den Ton oder die Langsamkeit eines Ochsen nachahmte oder die eines Thieres, das niederfällt, Boileaus **traçât à pas tardifs un pénible sillon** hat den Vortheil eigenthümlicher Ausdrucksweise. Das ist es, woran Virgil und jeder gute Dichter denkt, nicht an eine Malerei des Klanges; sonst würde Rousseau durch sein „Brekekekoaks" über Racine siegen. Uebrigens giebt der Professor (Batteux), der in die Griechen verliebt ist, in Allem dem Homer den Vorzug vor Virgil; er tadelt mit Hartnäckigkeit einige allgemein bekannte Fehler Virgils und beschönigt und verschweigt die Fehler der Griechen. Ich verlasse mich mehr auf den Eindruck, den ein Gedicht auf meine Seele macht, als auf alle Raisonnements der Gelehrten. Es ist gewiß, daß Virgil unterhält, während Homer langweilt. Es giebt einige schöne Schilderungen bei Homer; er ist der erste gewesen; das ist sein Vorzug. Aber er spricht nur zweimal zu Herzen, das eine Mal im Abschied des

Hektor und der Andromache, das andre Mal, wenn Priamus den Körper seines Sohnes von Achill zurückverlangt; während der lateinische Dichter von rührender und mannigfacher Grazie von einem Ende bis zum Andern erfüllt ist. Ich urtheile ungefähr ebenso über Corneille und Racine. Große Gesinnungen allein, auch in ihrem stärksten Ausdruck, machen noch keine Tragödie aus, und weiter hat Corneille nichts, statt dessen, daß die Disposition, die Verschlingung der Szenen und eine fortwährende Eleganz das Verdienst Racines begründen. Ich habe gestern die Alceste und den Amasis von la Grange gelesen; es sind zwei entsetzliche Stücke, wo die handelnden Personen sich meistens in Unsinn erschöpfen, indem sie weder Wahrscheinlichkeit noch gehaltene Charaktere haben. Die Verse schwach und schlecht — im Ganzen hat mich diese Lecture sehr von der Idee herabgestimmt, die ich von der Ehre des Autors hatte. Ihr habt eigentlich in Frankreich nur drei tragische Dichter gehabt: Racine, Crebillon und Voltaire. Die übrigen sind nicht zu ertragen. Ich habe hier eine Rede des Otho nach der Schlacht bei Bedriac und eine des Cato in Utica, die ich Ihnen schicken werde, sobald ich es thunlich finde. Ich empfehle Sie inzwischen dem Schutze der Vorsehung, indem ich Ihnen versichere mein lieber Marquis, daß mein vorletzter Gedanke Ihnen gehören wird. Leben Sie wohl."

Nachdem der König wieder zu seinen gewohnten Beschäftigungen zurückgekehrt war, gab er sie nicht auf. Er dichtete noch im Laufe des Winters einige Fabeln. Eine derselben, die wir näher kennen, war, wie die meisten Werke dieser Periode, satyrischen Inhalts und verspottete den Mysticismus, der den König bei der Lecture Bossuets zur Persiflage gereizt hatte. Dann nahm er die Kirchengeschichte von Fleury vor und legte dies bändereiche Werk nicht vor dem Ende des siebenjährigen Krieges aus der Hand. Auch dies gab ihm Stoff zu einer Menge von kaustischen Einfällen, die einen großen Theil der Korrespondenz zwischen ihm und dem Marquis ausmachten.

Inzwischen begann auch der politische Horizont sich aufzuhellen. Was Friedrich durch die ungeheuren Anstrengungen eines sechsjährigen Krieges, durch eine Menge glorreicher Schlachten und eine Reihe glänzender Siege nicht hatte erreichen können, das wurde ihm jetzt nach langem, qualvollen Kampfe von der Hand des Glückes zu Theil. Am 5. Januar 1762 starb die Kaiserin Elisabeth von Rußland und da dem ganzen Kriege gegen ihn von Seiten Rußlands nur die Erbitterung dieser Frau zu Grunde lag, so war nach ihrem Tode keine Veranlassung mehr zu der Fortsetzung desselben vorhanden, ja die Bewunderung, welche ihr Nachfolger Peter III. vor den Thaten des Königs empfand, und das vertraute Verhältniß, welches vor der Thronbesteigung desselben zwischen beiden Monarchen stattfand, ließ nicht ohne Grund einen gänzlichen Umschlag aller politischen Verhältnisse erwarten. So überaus

günstig nun dieser Wechsel für Friedrich auch war, so hatte sich sein Geist doch schon gegen die Launen des Glückes zu sehr gestählt, als daß er durch dies Ereigniß lebhaft erregt worden wäre. Er war auch der Freude zu sehr entwöhnt, und bedurfte erst einige Zeit, um sich wieder hinein zu fühlen. „Es ist wahr" schrieb er im Januar 1762 an d'Argens, „mein lieber Marquis, daß alle glücklichen und betrübenden Ereignisse mit einander wechseln. Wir haben nun so viel Unglück, Greuel und Kummer gehabt, daß es wohl etwas Anderes bedurfte, um uns einige Erleichterung zu verschaffen. Inzwischen müssen wir doch zusehn, bis wie weit wir der Hoffnung Raum geben dürfen. Ich bin in diesem ganzen Kriege so unglücklich gewesen, sowohl durch die Feder wie durch den Degen, daß mir dies bei allen Gelegenheiten ein großes Mißtrauen gegeben hat, so daß ich mich nur noch auf meine Augen und Ohren allein verlasse. Ich könnte ein großes Kapitel über die verschiedenen Arten zusammenschreiben, wie sich die Politiker in ihren Vermuthungen irren, wo es mir an Beispielen gar nicht fehlen würde, und das nur, weil sie sich durch ihre Einbildungskraft fortreißen ließen und ihr Urtheil übereilten. Das ist es, was mich zurückhaltend und vorsichtig macht. Ach! was die Erfahrung für ein schönes Ding ist! Ich, der ich in meiner Jugend so taub war, wie ein junges Pferd, das ohne Zügel auf der Weide herumspringt, ich bin nun so langsam geworden, wie der alte Nestor! ich bin freilich auch eben so ergraut, von Kummer gebeugt, mit Schwächen überhäuft und, mit einem Wort, gut genug, um den Hunden vorgeworfen zu werden."

Dieselbe Stimmung dauerte auch selbst noch dann fort, als der König die Gewißheit des Friedens mit Rußland und Schweden erhalten hatte. „Wir haben" schreibt er im folgenden Monat an den Marquis, „in der That einen Russen hier, denselben, der als Courier durch Berlin gegangen ist. Ich bin sehr zufrieden mit ihm, und wenn nicht geradezu alle Principien des menschlichen Verstandes Absurditäten sind, so müssen wir jetzt mit den Russen und Schweden Frieden machen. Was andre Hoffnungen angeht, so kann ich darüber erst mit Anbruch des nächsten Monats gewisse Nachrichten bekommen. Es kommt uns wohl zu; denn in welcher Bitterkeit und in welchem Schmerz haben wir nicht das Leben verbracht? Wir bedürfen Oel für unsre Wunden; glauben Sie mir, es ist nöthig und gut. Ach! mein lieber Marquis! Wann werde ich aus dieser verwünschten Galeere sein? Ich gestehe Ihnen, daß ein politischer Pilot und ein Romanheld die nichtswürdigsten Gewerbe sind, die man auf dieser Welt treiben kann. Epikur hatte Recht; sein Weiser durfte sich nie in Staatsangelegenheiten mischen. Vielleicht hätten wir besser gethan, wenn wir unsern Platz in der Welt ausgesucht hätten; aber das Schicksal thut Alles; es wirft uns an eine Stelle, und dann muß man sich darin behaupten."

Indessen war der Könıg mit diesen trüben Gedanken doch noch nicht der Freude abgestorben. Sie wichen mit der Zeit dem zunehmenden Glück und noch mehr der Theilnahme, die er bei dem lebhaften Enthusiasmus empfand, in welchen seine Unterthanen bei diesen frohen Ereignissen versetzt wurden. „Die Freude der Berliner," schrieb er am 6. März an d'Argens, „die Sie mir beschreiben, mein lieber Marquis, hat sich meiner Seele mitgetheilt und ich habe einen Vorgeschmack von der Empfindung gekostet, die ich haben werde, wenn der allgemeine Friede geschlossen sein wird. Unsre Nachrichten aus Petersburg sind so gut, wie wir sie nur wünschen können; es wäre sogar möglich, daß der Friede in diesem Augenblicke unterzeichnet würde. Ich habe von einem gewissen Orte noch nicht alle Nachrichten, aber ich weiß, daß die Truppen marschieren und daß man zu Wien große Furcht hat. Ich habe alle Hoffnung, daß ich Fortschritte machen werde. Wenn ich dessen gewisser bin, so werde ich Ihnen die Genugthuung mittheilen, die mir dies gute Ereigniß verschaffen wird. Endlich, mein lieber Marquis, zerstreuen sich die Gewitterwolken und wir dürfen hoffen, einen schönen, ruhigen Tag zu bekommen, der von hellen Sonnenstrahlen erglänzt. Der Muth kehrt zu mir mit der Hoffnung zurück; und ich denke noch, ehe ich sterbe, Sie in Sanssouci wiederzusehn, wo wir in Ruhe und ohne in periculo mortis (in Todesgefahr) zu sein, mit einander philosophiren wollen. Leben Sie wohl, mein Lieber. Gott segne Sie." — Dies war nach der Schlacht bei Mollwitz wieder der erste Lichtblick in dem trüben Leben des großen Königs. Seine Hoffnung täuschte ihn nicht. Der russische Kaiser bot nicht nur die Hand zu einem ehrenvollen Frieden, in welchem dem Könige Alles zurückgegeben wurde, was die Russen im Lauf des Krieges erobert hatten, er gab nicht nur ungesäumt alle Kriegsgefangenen frei und erstattete sogar nicht unbedeutende Verluste, sondern er befahl auch dem General Czernischef, mit 20,000 Mann, die bis dahin gegen Preußen gefochten hatten, dem Heere des Königs gegen die Oesterreicher zu Hülfe zu kommen, und Friedrich, der durch ein epidemisches Fieber, welches in Breslau herrschte, verhindert wurde, sein Glück in seiner ganzen Größe zu fassen, endete einen Brief an den Marquis mit den Worten: Mein Kopf ist so schwach, daß ich nichts mehr sagen kann, als nur das Eine, daß der Kaiser von Rußland ein göttlicher Mensch ist, dem ich Altäre errichten muß."

Ein Unglück, pflegt man zu sagen, kommt nicht allein, aber auch mit dem Glück verhält es sich nicht anders. Es ist eben so leicht, daß unser Geist, nach langer Unterdrückung zu neuem Hoffen geweckt, seine halb aufgegebenen Plane mit neuer Energie verfolgt und dadurch eine Menge Dinge möglich macht, deren Erfüllung uns bis dahin unmöglich schien, wie wir, wenn wir den Muth aufgegeben haben, uns durch Unglück einschüchtern und der Thatkraft berauben lassen, die uns Mittel

in die Hände geben könnte, demselben zu begegnen. Friedrich hatte den ganzen Krieg die Hoffnung genährt, den Oesterreichern eine Diversion durch die Türken machen zu lassen, die die Königin von Ungarn nöthigen sollte, von dem Kriege mit Preußen abzustehn. Alle seine Anstrengungen waren aber bis jetzt vergeblich gewesen. Sei es nun der Tod der Kaiserin oder der verstärkte Eifer, den er auf diesen Punkt wandte, genug! er erhielt auch von dieser Seite die günstigste Zusage, und diese verfehlte um so weniger, ihn in eine frohe Stimmung zu versetzen, da er den Erfolg seiner langen Ausdauer zuschreiben durfte. Unverweilt theilte er daher dem Marquis seine Freude darüber mit. „Ich halte Wort," schreibt er im Mai d. J., „ich theile Ihnen ganz warm die gute Nachricht mit, die ich so eben empfangen habe. Unser Freund, der Chan, ist auf dem Marsche nach Jassy an der Spitze von 10,000 Tartaren; er schickt mir eine Unterstützung von 26,000 Mann; die Türken sind in vollem Marsch auf Adrianopel. Ich bin glücklich genug gewesen, ihre Interessen mit denen der Russen zu vereinigen und zwei Mächte gegen das Haus Oesterreich zu bewaffnen. Die Sache war nicht leicht und man mußte, so gut es ging, verschiedene Interessen aussöhnen, um sie bis zu dem Punkte zu bringen, wo sie jetzt sind. Das ist ein Paroli gleich dem, welches mir Kaunitz gebogen hat und wenn die Vorsehung damit übereinstimmt, so kann ich meinen Feinden alles Uebel vergelten, was sie mir zugefügt haben und zufügen wollten. Staunen Sie nicht über meine Unthätigkeit und sein Sie gewiß, daß ich, sobald meine Maschine im Gange ist, in einem Monat mehr ausrichten werde, als in einem Jahre in den frühern Feldzügen. Dies ist ein großes Ereigniß, was der Nachkommenschaft wenigstens auf ein halbes Jahrhundert Spuren dieses hartnäckigen und grausamen Krieges hinterlassen wird. Freuen Sie Sich, mein Lieber; von jetzt an können Sie nur noch gute Nachrichten von unserm Heere haben; Juli und August werden die Monate unsrer größten Fortschritte sein; alle Schritte, die wir machen, werden uns zum Frieden und zur Glückseligkeit unsers guten Volkes führen. Ich fange an, mir zu schmeicheln, daß ich Balsam für unsre Schmerzen finden werde, oder Oel für unsre Wunden, wie Sie wollen. Leben Sie wohl, mein lieber Marquis, man ist nicht im Stande, oft Neuigkeiten von dieser Wichtigkeit mitzutheilen; ich gebe sie Ihnen mit Vergnügen, überzeugt wie ich es bin, von dem Antheil, den Sie an mir und dem Glück des Landes nehmen, das ich beherrsche. Ich grüße Sie und ich schmeichle mir ganz ernstlich, Sie in Sanssouci wiederzusehn! Leben Sie wohl."

Diese hoffnungsvolle, freudig zuversichtliche Stimmung schlug bald tiefe Wurzeln im Gemüthe des Königs und trieb neue Blüthen, die wir in den Briefen an den Marquis in üppiger Fülle treiben sehn. „Sie haben" schrieb er ihm im nächsten Briefe zur Antwort, „mir für

meine Tafel das beste Ragout von der Welt geliefert. Jeder hat sein Theil gesagt und wir haben gelacht, was nicht gewöhnlich ist in meinem Hause nach den Qualen, die wir erduldet haben. Die Franzosen sind doch ergötzliche Narren; ich liebe Feinde, die Stoff zum Lachen bieten und hasse diese mürrischen Oesterreicher, aufgeblasen von Stolz und Unverschämtheit, die nur dazu gut sind, um einen gähnen zu machen oder Unglückliche zu kränken. Ich habe Ihnen heute keine Neuigkeiten mitzutheilen; ich erwarte meinen Kourier von Stunde zu Stunde. Sie finden vielleicht, daß ich seit einigen Monaten in Einem fort Kouriere erwarte. Das ist wahr. Aber am Ende kommen sie doch und nichts als unsre Ungeduld hat unter diesem Aufschub gelitten. Das ist kein Gegenstand. Man gewinnt vielmehr dabei, indem man seine natürliche Ungeduld einem kleinen Cursus von Geduld unterwirft, der uns in der praktischen Moral und im Studium der Weisheit fördert. Ich versammle gegenwärtig die Armee und lege die letzte Hand an die Vorbereitungen dieses Feldzugs. Gebe der Himmel, daß er glücklich ist und der letzte, den ich zu machen habe!“

„Ich bin sehr froh, daß Sie nach Sanssouci gehn. Meine Einbildungskraft wird Sie dort zu finden wissen. Ich werde Ihnen folgen in mein Haus und die Alleen des Gartens bis zum Park. Ich werde sagen: jetzt spielt der Marquis Violoncell, um diese Stunde beginnt er das griechische neue Testament, jetzt wiederholt er mit Babet den Unterricht in der Zärtlichkeit: in dieser Allee macht er politische Projecte und indem er nach meinen Zimmern zurücksieht, denkt er an mich. Dann werde ich ein kleines Gespräch mit Ihnen in Gedanken beginnen; aber irgend eine Nachricht von Daun wird in die Queere kommen, um diese angenehme Täuschung zu zerstören und dann trägt sie der Wind fort. Meine Lage ist noch nicht über gewisse Wolken hinaus, die von Zeit zu Zeit die Helle einiger Strahlen, die mir leuchten, verdunkeln. Das würde mich sehr beunruhigen, wenn ich nicht durch die Erfahrung gelernt hätte, daß nicht alles Uebel eintrifft, was man fürchtet. Die Verwirrung fängt an, in ganz Europa allgemein zu werden und ich bilde mir ein, daß, wenn alle Köpfe sich bis zum Aeußersten verirrt haben, die Vernunft mit einem Male zurückkehren wird, wie bei Leuten, die vom warmen Fieber ergriffen sind, welche nach einem langen Anfall von Raserei in einen tiefen Schlaf fallen, und ihre Sinne beim Erwachen wiedererhalten. Daß dieser glückliche Augenblick so lange auf sich warten läßt, und daß Europa erst mit Schmerzen (en travail) diesen so ersehnten Frieden gebähren muß! Sei es im Frieden oder im Kriege, glücklich oder unglücklich, abwesend oder gegenwärtig, Sie werden mich stets als denselben finden, das heißt Sie liebend und achtend, wie ich es immer gethan habe. Leben Sie wohl, mein theurer Marquis, guten Abend, ich will schlafen gehn.“

„Ich will Ihrer Freude" schreibt der König am 28. Mai, „nicht Zeit lassen, sich abzukühlen; ich erhitze sie aufs Neue, mein lieber Marquis, indem ich Ihnen die Nachricht von dem Frieden mit Schweden mittheile. Vielleicht hatten sie sie schon; inzwischen entledige ich mich meines Versprechens, alle guten Dinge mitzutheilen, die uns begegnen. Ich glaube, daß heute oder morgen die Tartaren mit einem Corps von 100,000 Mann eine andre Szene in Ungarn beginnen werden. Endlich hören unsre Verfolgungen auf und diese flüchtige Göttin, die ihre Gunst nach ihrer Laune giebt und zurückgiebt, scheint sich mit uns zu versöhnen. Alle diese Dinge lassen mich den Frieden als gewiß am Ende dieses Jahres erblicken, und Sanssouci mit dem lieben Marquis zu Ende dieser Perspective. Eine süße Stille entsteht in meiner Brust und Empfindungen von Hoffnung, deren Gewohnheit ich schon seit zehn Jahren verloren hatte, trösten mich über die vergangnen Qualen. Denken Sie einen Augenblick an die Lage, in der ich mich im nächsten Monat befinden werde, und an die, in der ich im letzten December war. Der Staat lag im Todeskampf, wir erwarteten nur die letzte Salbung, um den Geist aufzugeben; jetzt bin ich von zwei Feinden befreit und meine Armee wird sich zwischen 20,000 Russen in der Mitte sehn, die meine rechte Flanke bilden und 200,000 Türken, die die linke ausmachen (von denen 26,000 Tartaren zu meiner Verfügung stehn). Das macht zwei Kaiser, die ich zu Seitenpfeilern habe, und mit deren Hülfe ich vor der Königin von Ungarn eine Messe halten und ihr das **de profundis** singen will. Doch das ist Scherz! Im Grunde meines Herzens sage ich mit dem Weisen: Eitelkeit über Eitelkeit und Alles ist Eitelkeit! — Politische Thorheit, ehrgeizige Thorheit, eigennützige Thorheit, das sind Dinge, die nicht die Seele von so wenig dauerhaften Wesen beunruhigen sollten, wie wir es sind. Aber die Vorurtheile und Täuschungen beherrschen die Welt und wenn schon wir Alle wissen, daß unser Leben eine kurze Pilgerfahrt ist, so bleibt in unserm Herzen dennoch eine Ecke von Ehrsucht, die gegen den Ruhm empfindlich macht. Ich gestehe Ihnen, mein lieber Marquis, die Empfindungen meines Herzens. Ich könnte Ihnen die Autorität eines Geometers citiren, der da sagt, daß die letzte Leidenschaft, die dem Weisen bleibt, die des Ruhmes ist; aber ich mag nicht citiren, noch mehr! ich bin nicht weise genug, um diesen Spruch auf mich anwenden zu können. Ich gestehe Ihnen daher ganz frei, daß die Nachrichten, die ich erhalten habe und der Glückslauf, in den ich einzutreten im Begriffe bin, mir Freude machen. Ich wundre mich gar nicht, daß unsre guten Berliner sich sehr freuen; sie sind bei diesem Frieden ebenso interessirt, wie ich, der ich ihn unterzeichnet habe, sie werden keinen Tottleben, keinen Czernischef, keinen Lascy und keine Kosacken mehr zu fürchten haben und das ist eine Hauptbedingung zum ruhigen Leben. Wir bedürfen nur noch etwas Salbe für unsre Brand-

wunden und werden den Hafen gegen Wind und Wellen gewinnen. Ich würde kein Ende finden, wenn ich Ihnen alle Betrachtungen mittheilte, die diese Ereignisse mir über die Unbeständigkeit der Zukunft und die krankhaften Visionen der Politiker einflößen. Aber ich habe Sie nur durch gute Nachrichten erfreuen wollen und ich werde Sie nicht durch ein längeres Geschwätz ermüden. Leben Sie denn wohl, mein lieber Marquis; der Himmel segne Sie und erhalte Sie, damit ich Sie gesund, froh, behaglich und zufrieden wiederfinde. Ich grüße Sie."

Unter so glücklichen Auspicien begann der König den Feldzug des Jahres 1763. „Wir müssen," schrieb er dem Marquis bei dieser Gelegenheit, „diese siebente Campagne den sechs früheren hinzufügen, sei es nun, daß die Zahl Sieben, die bei den Peripatetikern und bei den Mönchen für mystisch gilt, erfüllt wird, oder sei es, daß nun von aller Ewigkeit her in dem Buche der Vorsehung geschrieben steht, daß wir den Frieden nur nach sieben Feldzügen haben sollen." — „Es ist der siebente Akt der Tragödie," schreibt er an einer andern Stelle, „das Stück ist zu lang; der Kaiser von Rußland hat darin die Peripetie gemacht. Ich muß an der Katastrophe arbeiten, um sie so wenig schlecht als möglich zu machen." Mit diesem Vorsatze versuchte es der König, den Feldmarschall Daun nach Böhmen zu vertreiben, um demnächst durch die Einnahme von Schweidnitz Schlesien wieder in seine Gewalt zu bekommen. Die Sache war freilich nicht so leicht durchzusetzen. Ein erfahrner General sollte aus allen den günstigen Stellungen, die er den Winter über behauptet hatte, herausgeschlagen werden. Friedrich wartete daher die Ankunft des russischen Corps ab, und war eben im Begriff, einen entscheidenden Schlag gegen die Oesterreicher auszuführen, als plötzlich aus Petersburg die Nachricht eintraf, daß Peter **III.** entthront wäre und mit ihr der Befehl, daß Czernischef die Truppen der Kaiserin Katharina den Eid der Treue schwören lassen und sie ungesäumt nach Polen zurückführen sollte.

So hoffnungsreich der Anfang dieses Jahres für den König gewesen war, so wenig trostreich stellte sich jetzt seine Lage dar. In Petersburg war man allgemein der Meinung, daß Friedrich dem entthronten Regenten, der kurz darauf vergiftet wurde, zu Gewaltthätigkeiten gerathen hätte, welche ihm die Gunst der Geistlichen und namentlich das gute Vernehmen mit seiner Gemahlin geraubt hatten. Es war daher kaum anders zu erwarten, als daß die russischen Truppen ihre frühere Bestimmung wiedererhalten würden und daß Katharina die Schritte Peters **III.** für ungültig erklären würde. Die Unterstützung von Seiten Englands hatte der König verloren, seit Bute an die Stelle Pitts getreten war und die Türken, auf welche Friedrich so lange und so fest gehofft hatte, blieben aus. Er befand sich, wenn wir seine Lage genau ins Auge fassen, in diesem Augenblick vielleicht in einer mißlicheren Stel-

lung, als es jemals bisher der Fall gewesen war. Aber sie war für ihn weniger niederschlagend, denn er war, vermöge der geistigen Kämpfe, die er durchgemacht hatte, bereits einem jeden Unglück gewachsen. Nur in seinen ersten Aeußerungen über das unerwartete Mißgeschick spricht sich einiger Unwille aus. „Unsre Angelegenheiten," schreibt er an d'Argens, „fingen schon an, einen ziemlich honnetten Gang zu nehmen, als ich mich plötzlich durch eins der politischen Ereignisse zurückgeworfen sah, die man weder vorhersehn noch verhindern kann; Sie wissen ja, was ich meine. Der Friede, den ich mit Rußland gemacht habe, soll fortbestehn, aber das Bündniß wird zu Wasser. Die Truppen kehren alle nach Rußland zurück und ich bin wieder auf mich selbst beschränkt. Ich bin der Kreisel Fortunas; sie spottet meiner. Ich glaube wohl, daß in Berlin und anderswo viel Dinge der Queere gehn. Aber was wollen Sie, daß ich davon sagen soll? Das Schicksal, das stärker ist, als ich, leitet Alles, und ich bin genöthigt, ihm zu gehorchen. Ich habe Kummer im Herzen, meine Noth ist so groß, wie sie nur sein kann, aber was thun? Geduld fassen. Wenn ich Ihnen heute einen dummen Brief schreibe, so hat es die Politik zu verantworten; ich bin so müde, daß, wenn ich das Ende dieses unglücklichen Krieges finden könnte, ich auf die Welt, wie ich glaube, Verzicht leisten könnte." Auf den anhänglichen Marquis hatte die Sache einen stärkeren Eindruck gemacht. Er war ernstlich krank geworden, als die Nachricht von der Petersburger Revolution eintraf, und deshalb schreibt ihm der König: „Sie haben über die russische Revolution eine Kolik bekommen. Das macht, weil Sie Alles, was mich angeht, lebhaft ergreift. Inzwischen bezeugen Sie mir, wenn es angeht, Ihre Freundschaft lieber dadurch, daß Sie Sich wohl befinden. Was mich betrifft, so bin ich so geschaffen zu Widerwärtigkeiten und Unglück, und ich werde so gleichgültig gegen alle Ereignisse dieser Welt, daß Dinge, die früher den tiefsten Eindruck auf mich gemacht hätten, jetzt an meinem Geiste ganz leicht abgleiten. Ich kann es Ihnen versichern, mein lieber Marquis, ich habe wirklich einige Fortschritte in der praktischen Philosophie gemacht Ich werde alt, ich nahe mich dem Ende meiner Tage und meine Seele trennt sich ohne eine Empfindung davon zu haben, von der Gestalt der Welt, die vorübergeht, und die ich bald verlassen werde. Die Lage im vorigen Winter, die Revolution in Rußland, die Untreue der Engländer, was für Stücke sind das nicht, um verständig zu werden, wenn man darüber nachdenkt! und wer möchte sich denn auch sein ganzes Leben lang mit dieser möglichst schlechtesten Welt gemein machen? — Ich gebe Ihnen nur einige Ursachen meines Mißvergnügens an, aber ich habe deren so viele in diesem Kriege gehabt, daß die Empfindungskraft meiner Seele erschöpft ist und daß sich eine Art von Knorpel aus Gleichgültigkeit und Unempfindlichkeit gebildet hat, der mich fast zu nichts mehr tauglich macht."

Der König hatte nicht sobald seine Lage ins Auge gefaßt, als er auch zum Handeln entschlossen war. Er ließ den russischen General in sein Zelt kommen, und überredete ihn, den Befehl, den er aus Petersburg bekommen hatte, drei Tage geheim zu halten. Diese Zeit wollte er benutzen, um den Oesterreichern ein entscheidendes Treffen zu liefern, an dem die russische Armee freilich keinen Antheil mehr nehmen durfte. So geschah es. Am 21. Juli erfolgte die Schlacht bei Burkersdorf, durch welche Friedrich den Feldmarschall Daun zwang, sich zurückzuziehn und Schweidnitz seinem Schicksal zu überlassen. Die russische Armee war vor ihrem Lager während dieser Zeit aufmarschiert und sah dem Erfolge der preußischen Waffen zu. Dann nahm sie ihren Rückzug und brach nach Polen auf.

Das Treffen bei Burkersdorf war das letzte, welches der König im siebenjährigen Kriege ausführte. Ihm folgte die Belagerung von Schweidnitz, welche ihn fast den ganzen Herbst hindurch beschäftigte. Die Schuld dieser langen Verzögerung war allerdings hauptsächlich das Verdienst des Commandanten, der die Festung so tüchtig vertheidigte, daß man ihm lange nichts anhaben konnte, zum andern Theile war dies aber auch ein Vorwurf für die preußischen Offiziere, die freilich an Tapferkeit größer waren, wie an Kenntniß der Belagerungskunst. „Sie haben ganz Recht," sagt Friedrich in seinem Briefe vom 14. October an d'Argens, „die Unwissenheit vieler von unsren Offizieren zu beklagen und ihre geringe Uebung in Studien, die ihrem Handwerk nöthig sind. Ich erinnere mich oft der Zeit meines Vaters, wo man das Studium verachtete und wo eine Art von Brandmaal auf den Wissenschaften ruhte; dies entfernte die Jugend von ihnen und ließ es als eine sträfliche Handlung betrachten, wenn man die Grenzen seiner Kenntniß zu erweitern und neue Einsichten zu erwerben strebte. Ich empfinde alle übeln Folgen davon; aber das sind nicht Dinge, die so von mir abhängen, daß ich sie im Augenblick ändern könnte; der Geist der Nation muß einen neuen Aufschwung nehmen. Sie wissen, was ich gethan habe, um die Jugend zum Studium und einer soliden Beschäftigung zu ermuntern. Die Ausschweifungen, der Geschmack an der Frivolität, die Trägheit sind Hindernisse, die ich nicht habe überwinden können."

Nach einer Belagerung von 9 Wochen wurde Schweidnitz, das der General Guasco so tapfer vertheidigte, endlich von den Preußen eingenommen, und auch jetzt würde dies noch nicht geschehen sein, wenn nicht eine Granate das Pulvermagazin in die Luft gesprengt hätte, wodurch 200 Grenadiere ums Leben kamen und ein bedeutender Theil der Festung verwüstet wurde. Die Preußen drohten nun mit einem Sturm und der Kommandant sah sich genöthigt, sich und seine Besatzung zu Kriegsgefangenen zu ergeben.

Auch in Sachsen, wo der Prinz Heinrich kommandirte, nahmen die

Dinge eine günstige Wendung. Nach vielen Vortheilen, die man im Kleinen erfochten hatte, siegte der Prinz mit der Unterstützung der Generale Seidlitz und Kleist am 4. November in der Schlacht bei Freiberg über den Prinzen v. Stollberg. Der Letztere entfloh mit dem schwachen Ueberrest seines Heeres nach Altenburg, Kleist drang in Böhmen ein und Seidlitz zerstreute die ohnehin schwache Reichsarmee nach allen Seiten. Dann vereinigten sich beide, und wurden das Schrecken aller Staaten, die es bis dahin mit Oesterreich gehalten hatten. Bamberg und Nürnberg wurden starken Brandschatzungen unterworfen, viele Fürsten ergriffen die Flucht und andre beeilten sich, mit dem Könige ihren Frieden zu machen, da ihnen ihre Anhänglichkeit an das Kaiserhaus nur Schmach und Verderben gebracht hatte. Auch Ferdinand v. Braunschweig war in diesem Jahre glücklich. Nachdem er am 24. Juni einen Sieg bei Wilhelmsthal über die Franzosen errungen hatte, kam er am 1. November in den Besitz von Kassel.

Alle diese Fortschritte, welche die preußischen Waffen mit Sturmeseile errangen, machten den Wunsch nach Frieden allgemein. Frankreich und England begannen damit und wenige Wochen nach der Schlacht bei Freiberg war zwischen Preußen und Oesterreich vor der Hand ein Waffenstillstand geschlossen worden, welcher zu den günstigsten Vermuthungen Veranlassung gab. Maria Theresia sah sich von Rußland und Frankreich verlassen und die Anstrengungen, welche das Land zu diesem verderblichen Kriege gemacht hatte, brachten ihre Staaten einer völligen Auflösung nahe. Friedrich allein stand zu Ende dieses Krieges nicht nur mit Ruhm bekränzt, sondern sogar noch mit Mitteln da, die hinreichend gewesen wären, noch einen Feldzug zu bestreiten. In seiner Kriegskasse befanden sich noch sieben Millionen. So unerklärlich diese Thatsache auch auf den ersten Blick scheinen mag, so ist sie doch historisch verbürgt. Sie war nicht nur die Folge der künstlichen Finanzoperationen, die der König, durch den Drang der Umstände dazu gezwungen, wiederholt vornahm, sie war wesentlich auch eine Folge der ungemessenen Bewunderung, die er mit Recht im Herzen Aller, auch seiner Feinde, erregte. Niemals gab der König in diesem Kriege mehr für einen Rekruten, als 10 Thaler, und diese noch dazu in sehr leichter Münzsorte und dennoch sah man seine Heere, wenn sie durch die größten Verluste zu Ende des Feldzuges zusammengeschmolzen waren, sich im Laufe des Winters wieder ergänzen und oft im nächsten Frühjahr, um das doppelte vermehrt, ins Feld ziehn. Im letztverflossenen Jahre betrug seine Armee sogar 219,000 Mann und war daher noch stärker, als sie zu Anfange des Krieges gewesen war, wo der König eilf segensreiche Friedensjahre gebraucht hatte, um sie auf diese Höhe zu bringen. Dies unerhörte Phänomen fand nicht nur darin seine Begründung, daß der König allen seinen Gegnern weit an strategischem Genie überlegen war,

und daß man der festen Ueberzeugung wurde, er sei in der That unüberwindlich, sondern eben so sehr in jener wahrhaft erhebenden Gemüthlichkeit, mit welcher der König den gemeinen Mann behandelte und zu sich heranzuziehen wußte. Der Soldat sah aus Allem, daß vor dem Könige ein jeder Unterschied des Ranges und der Geburt aufhörte; er fühlte sich dem größten Manne seiner Zeit nahe und durch sein gemeinschaftliches Ziel angeschlossen, ja er wurde sogar von jenem, trotz seiner erhabnen Stellung, mit einer Art von Bonhommie behandelt, die ihn zu der lebhaftesten Begeisterung hinriß. Diese Eigenthümlichkeit Friedrichs, von der sich tausend Anekdoten aus dem siebenjährigen Kriege herschreiben, war es, die ihm den Ehrennamen des „alten Fritz" verschaffte, ein Name, durch den er weit über alle andere Könige der Erde erhoben worden ist und der auch den späteren Geschlechtern, wenn sie noch einer Nachempfindung jener großen Epoche fähig sind, heilig sein sollte. Dieser Name war es, der, nachdem Preußen seine waffenfähige Mannschaft der Vertheidigung des Vaterlandes geopfert hatte, die Bataillone mit Ausländern anfüllte, welche freiwillig den fremden Fahnen folgten, um unter den Augen eines solchen Mannes mit ihrem eigenen Geburtslande Krieg zu führen. Er war es, der das Heer mit seinem Feldherrn zu einer großen Familie verband, in welcher der gemeine Soldat seinen höchsten Befehlshaber wie seinen Vater betrachtete; mit einem Worte: er war es, der den preußischen Staat rettete und mit unsterblichem Ruhme für alle Zeiten umgab.

Der König befand sich im Winter des Jahres 1763 zu Leipzig, als der sächsische Geheimerath Fritsch ihm ein Schreiben des Kurprinzen von Sachsen überbrachte, worin dieser die erste Anfrage wegen des Friedensabschlusses that. Friedrich wünschte ihn mehr als irgend jemand und das Jagdschloß Hubertsburg wurde zum Orte des Kongresses bestimmt, auf welchem von preußischer Seite der Legationsrath v. Herzberg erschien. Der König schrieb die Bedingungen vor: Wiederherstellung des Zustandes vor dem Kriege war Alles, was er foderte. Dagegen versprach er, bei der bevorstehenden römischen Königswahl dem Erbherzoge Joseph seine Stimme zu geben. Die Bedingungen wurden angenommen und der Friede zu Hubertsburg am 15. Februar 1763 unterzeichnet.

Nun hätte der König in dem gerechtesten Stolze schwelgen können. Ihm war ein Krieg gelungen, der in der Weltgeschichte noch nicht seines Gleichen gefunden hatte. Die Thaten Alexanders, der mit einem Heere ausgesuchter Krieger den verweichlichten Orient überwunden hatte, die vereinzelten Triumphe der Helden des Mittelalters und der alten Welt, was waren sie gegen einen Krieg, in welchem der König von Preußen sieben lange Jahre den drei mächtigsten Reichen Europas die Spitze geboten und ihnen zum Schluß den Frieden vorgeschrieben hatte? Oesterreich und Frankreich waren im höchsten Grade erschöpft, während er mit einem Heere von 219,000 Mann dastand, das noch stets im Zunehmen

war. Alle seine Unglücksfälle dienten unter solchen Umständen nur dazu, seinen Ruhm zu erhöhen. Die Untreue der Engländer, die Trägheit der Türken, der Abfall der Russen, — dies Alles schien nur deshalb vom Schicksale gesandt zu sein, damit der König zum Schlusse als Sieger und zwar als alleiniger Sieger dastand. Welche Menschenbrust würde nicht im Bewußtsein solcher Heldenthaten sich erhoben und in sich befriedigt gefunden haben? — Vielleicht eine jede andere, aber die Friedrichs war es nicht. Der glorreichste Friede, der jemals geschlossen worden ist, entzückte Niemanden weniger, als den Helden, der ihn erkämpfte und der die Bedingungen dabei vorschrieb. Alles, was ihm diese lang ersehnte Botschaft entlockte, waren hie und da einige Scherze, die er denen erwiderte, deren Antheil an seinem Glücke ihn erfreute. Schon am 27. Juni 1762 schrieb er an die Gräfin v. Camas: „Ich freue mich, meine gute Mama, daß Sie so guten Muth haben und ich ermahne Sie sehr, ihn noch zu verdoppeln. Wenn Alles vorbei ist, so muß man auch hoffen, daß dieser verwünschte Krieg nicht das einzige Ding von ewiger Dauer in der Welt sein wird. Seit der Tod eine gewisse Person aus dem hyperboreischen Lande weggenommen, hat sich unsre Lage zu unserm Vortheil geändert und wird viel erträglicher, als sie früher war. Man muß hoffen, daß noch einige gute Ereignisse dazwischen treten, deren man sich bedienen kann, um zu einem guten Frieden zu gelangen. — Sie sprechen von Berlin. Ich wünschte sehr, Sie dort alle beisammen zu wissen. Aber ich wollte, daß, wenn Sie dorthin gingen, dies nicht so wäre, als wenn sich Vögel auf einen Zweig setzen und daß Sie dort mit der geziemenden Würde bleiben könnten. Daher warte ich noch den Augenblick ab, wo ich diese Sicherheit auf gute Gründe gebaut sehe, um Ihnen zu schreiben, daß Sie dahin zurückkehren. Wenn dies Alles gut und mit Ehren ein Ende nimmt, wie werde ich den Himmel segnen, meine gute Mama, daß ich Sie wiedersehn und umarmen kann! Ja, ja! ich sage umarmen. Denn Sie haben keinen andern Liebhaber mehr in der Welt als mich, Sie können mich nicht eifersüchtig machen, und ich habe das Recht, einen Kuß als Preis für meine Standhaftigkeit und die Anhänglichkeit, die ich an Sie habe, zu fodern. Sie können Sich nur darauf vorbereiten. Finette kann dazu sagen, was sie will, sie kann vor Verdruß dabei vertrocknen, denn seitdem ihr Herzog todt ist, hat sie Niemand mehr, der sie küßt (elle n'a point de baiseur). Adieu, meine gute Mama. Verzeihn Sie die Armseligkeiten, die ich Ihnen schreibe; das macht, weil, wenn ich allein bin, ich öfters meine Noth vergesse, weil ich Sie liebe, und von dem Vergnügen, mich mit Ihnen zu unterhalten, Vortheil ziehe."

Nachdem der Friede abgeschlossen war, erhielt dieselbe folgenden Brief: „Ich werde Sie also wiedersehn, meine gute Mama, und ich hoffe, daß es am Ende dieses Monats oder zu Anfange des folgenden geschehen wird, auch hoffe

ich, daß ich Sie so wohl finden werde, als ich Sie verlassen habe. Was mich angeht, so werden Sie mich gealtert finden und fast als Schwätzer, grau wie meine Esel, alle Tage um einen Zahn ärmer, und halb gelähmt durch die Gicht, aber Ihre Nachsicht wird die Schwächen des Alters ertragen und wir werden von der alten Zeit sprechen!“

Doch dies sind, wie wir schon sagten, vereinzelte Aeußerungen einer frohen Laune, wie man sie auch hie und da in den Briefen an d'Argens antrifft und wie wir sie zum Theil schon mitgetheilt haben. Was sie besonders anziehend macht, ist ein gewisser elegischer Grundzug, der sich hinter der angenommenen frohen Miene zu verbergen strebt, und dennoch aus jedem Worte hervorbricht. Und gerade diese halb traurige Empfindung, ein Gefühl der Wehmuth und eine gedankenvolle Stille beherrschten den König in dieser merkwürdigen Epoche seines Lebens. Er hatte viel erreicht, mehr als er jemals hoffen durfte, aber er hatte auch viel in diesem Siege eingebüßt und während seines Triumphes schmerzten die Verluste gerade am stärksten. Er hatte diesem verderblichen Kriege nicht nur das Mark seiner Staaten, die vertrautesten Freunde seines Herzens, die schönsten Jahre seines Lebens zum Opfer gebracht er hatte auch in den unerhörten Anstrengungen und Kämpfen seines Innern die volle Kraft des Mannesalters erschöpft, er hatte in sieben Jahren die Lebenskräfte von vierzehn gebraucht; er war alt geworden. Diese Wahrnehmung, die sich ihm zunächst an seinem Aeußern darthat, spricht er schon im Jahre 1759 aus und er kommt fast bei jeder Gelegenheit darauf zurück. „Was meine Gesundheit angeht,“ schreibt er am 28. Mai 1759 an den Marquis d'Argens, und die Zufriedenheit meines Herzens, so sind das Dinge, an die ich nicht denke und die mir sehr gleichgültig sind. Ich weiß kaum mehr, ob es ein Sanssouci in der Welt giebt, und wo dieser Ort auch sein mag, so gefällt mir der Name nicht mehr. Ich bin alt, mein lieber Marquis, traurig und kummervoll. Ein Schein meiner früheren guten Laune kommt von Zeit zu Zeit wieder, aber das sind Funken, die verschwinden, weil es an einem Feuer fehlt, das sie lebendig erhält; es sind Sonnenstrahlen, die die dunkeln Gewitterwolken durchdringen. Ich spreche wahr; wenn Sie mich sähen, Sie würden die Züge nicht wiedererkennen, die ich sonst hatte. Sie würden einen ergrauten Alten erblicken, der die Hälfte seiner Zähne verloren hat, ohne Frohsinn, ohne Feuer, ohne Einbildungskraft, noch weniger als die Trümmer von Tusculum, von denen die Maler so viele Pläne aus ihrer Phantasie entworfen haben, da ihnen die Ruinen fehlen, die den Grund von Ciceros Wohnung anzeigen. Das, mein Lieber, sind nicht sowohl die Folgen der Jahre als des Kummers; es sind die ersten Früchte der Hinfälligkeit, die der Herbst unsres Lebens unfehlbar mit sich bringt.“ Im folgenden Jahre schreibt er an die Gräfin v. Camas: „Es ist wunderbar, wie das Alter einander begegnet! Seit

vier Jahren habe ich auf das Abendessen verzichtet, da es mit dem Handwerk, das ich zu treiben gezwungen bin, unverträglich ist, und an den Marschtagen besteht mein Mittagsessen in einer Tasse Chocolate. Es ist, ich schwöre Ihnen, ein Hundeleben, und mit Ausnahme von Don Quixote, hat es Niemand geführt als ich. Diese stete Unruhe, alle diese Unordnung, die gar kein Ende nimmt, hat mich so alt gemacht, daß Sie Mühe haben würden, mich wiederzuerkennen. An der rechten Seite des Kopfes sind meine Haare ganz grau geworden, meine Zähne werden schwach und fallen aus, mein Gesicht ist so runzlicht wie die Falten eines Weiberrocks, der Rücken gebeugt, wie der eines Trapisten. Ich sage Ihnen das Alles vorher, damit Sie Sich nicht zu sehr erschrecken, wenn wir uns in Fleisch und Knochen noch einmal wiedersehn sollten." Diese Bemerkungen waren keineswegs die Folge der unglücklichen Umstände, in denen sich der König in jenem Jahre befand. Auch späterhin, als sich seine Aussichten bedeutend geändert hatten, bricht er in dieselben Klagen aus. „Ich tauge," schreibt er am 1. April 1762 an d'Argens, zu nichts mehr als zum Vegetiren, das Oel meiner Lampe ist verbraucht, ehe der Docht zu Ende ging; höchstens wäre ich noch im Stande, einen Karthäusermönch abzugeben. Sehn Sie nur zu, für welche Sauce Sie mich gebrauchen können, wenn der Friede jemals gemacht werden sollte, ob dazu, um für die Marquise Farben zu reiben, oder um Noten für Ihr Violoncell abzuschreiben." — Im August desselben Jahres schreibt er: „Ich bin so müde, Ihnen von der Zukunft zu sprechen, daß ich Ihnen nur Geschehenes mittheilen will; gedulden Sie Sich daher. Ich beschränke meine Aufmerksamkeit jetzt nur auf die Operation, die ich unternehme; es ist genug, das versichere ich Ihnen, um einem jungen Manne Beschäftigung zu geben, aber welch ein Leben für einen armen Greis, abgenutzt und untauglich, wie ich es bin, dessen Gedächtniß abnimmt, und der seine Sinne und die Kraft seines Geistes dahin schwinden sieht! Es giebt für alle Dinge eine Zeit in unserm Leben. Für mein Alter, mein lieber Marquis, Bücher, Unterhaltung, einen guten Lehnstuhl und ein Kamin. Das ist Alles, was mir bleibt und, wenige Augenblicke nachher — das Grab." —

Zu diesen traurigen Empfindungen kam noch das Gefühl der Einsamkeit. „Mein Frohsinn und meine gute Laune," schrieb er am 18. September 1760 an d'Argens, sind mit den theuren und achtbaren Personen, denen mein Herz sich angeschlossen hatte, eingesargt. Das Ende meines Lebens ist schmerzvoll und traurig." In der That war unter den Generalen, die der König in seinem Feldlager bei sich hatte, keiner, der im Stande gewesen wäre, seine Laune rege zu erhalten. Die besten unter ihnen waren Männer von erprobter Rechtschaffenheit des Herzens, von Biederkeit des Charakters, von Muth, Tapferkeit und militairischer Einsicht. Die wissenschaftliche Bildung, den Fonds an Geist, den Friedrich

überall suchte, vermißte er sehr schmerzlich. Männer wie Voltaire, Algarotti, Maupertuis, Jordan und andre, hatten ihn zu Ansprüchen verwöhnt, die im Felde durchaus nicht zu erfüllen waren. Deshalb ließ er den Marquis d'Argens in der Regel in sein Winterquartier kommen, und verbrachte mit ihm die geringe Zeit der Muße, die ihm gegönnt war. Den Feldzug über waren Bücher und Briefe seine einzige Unterhaltung. Wie viel er aber durch den Krieg in dieser Beziehung verloren hatte, wurde ihm erst da in seiner ganzen Stärke fühlbar, als er nach Berlin und Sanssouci zurückkehren sollte, wo außer dem Marquis d'Argens, der Gräfin v. Camas und seiner Schwester Amalie Niemand mehr war, an dem sein Herz hing. Je näher daher der Zeitpunkt des lang ersehnten Friedens kam, desto banger sehn wir ihn diese Besorgniß aussprechen. Schon am 29. April 1762, wo der König den ersten Hoffnungen auf den Frieden Raum gab, und wo er an d'Argens die Worte richtete: „Ich hoffe jetzt mit gutem Grunde, daß das gegenwärtige Jahr das Ende unsrer Mühen herbeiführen wird," fügt er mit trübem Blick in die Zukunft hinzu: „Ach! ich werde in Berlin nur Mauern und Sie antreffen, mein lieber Marquis. Keine Bekannte mehr, Niemanden, und ich — ich habe allein diese unglückliche Generation überlebt." Ebenso schreibt er am 25. Mai d. J.: „Welch ein Unterschied, Sanssouci jetzt wiederzusehn, nachdem ich dort vor dem Kriege gewohnt habe! — Den Glückszustand, in dem wir uns damals befanden, mit unserm jetzigen Elend zu vergleichen, die gute Gesellschaft, die sich dort versammelte, mit der Einöde oder der schlechten Gesellschaft zu vergleichen, die uns bleibt! Das Alles, mein lieber Marquis, betrübt mich, macht mich traurig und gedankenvoll." Diese Empfindungen waren so stark in dem Könige, daß sie selbst nicht durch den Anblick der allgemeinen Freude verscheucht oder auch nur erheitert werden konnten, welche ganz Europa erfüllte, als man von dem Kongreß zu Hubertsburg erfuhr. Die Art, wie der König in einem Briefe, der noch allerhand andre, zum Theil ziemlich unwichtige Dinge enthält, dem Marquis die Gewißheit des Friedens mittheilte, ist in der That ein merkwürdiges Dokument für den Eindruck, den dies lange ersehnte Ereigniß auf ihn machte. „Wir haben," schreibt er demselben am 25. Februar 1763, „Briefe aus Wien erhalten, welche sagen, daß die Präliminarien eine allgemeine Freude verursacht haben und daß die Kaiserin nahe daran gewesen ist, den Ueberbringer zu umarmen. Die Ratificationen werden morgen oder spätestens übermorgen ankommen.

Nach meiner geringen Berechnung, glaube ich Sachsen nicht vor dem 12. März zu verlassen. Ich brauche 14 Tage, um meine Angelegenheiten in Schlesien zu Ende zu bringen und nach einer etwas willkürlichen Vermuthung, glaube ich nicht vor dem 29. des nächsten Monats in Berlin sein zu können. Was an dem Allen gut ist, das ist nicht

mein Ich, lieber Marquis, sondern der Friede; es ist recht, daß die guten Bürger und das Publicum sich seiner erfreuen. Was mich, einen armen Greis angeht, so kehre ich in eine Stadt zurück, wo ich nur noch die Mauern kenne, wo ich Niemanden von meiner Bekanntschaft finde, wo mich eine ungeheure Arbeitslast erwartet, und wo ich binnen Kurzem meine alten Knochen in einem Asyl lassen werde, das weder durch Krieg, noch Elend noch Verbrechen gestört werden wird. Ich bin hier in einem Bauerhause, wo ich mein Leben in der Zurückgezogenheit und unter meinen gewöhnlichen Beschäftigungen verbringe, nur der Marquis fehlt mir, aber den hoffe ich in Berlin zu sehn." Ein wenig heiterer aber keinesweges froh ist sein Brief vom 1. März 1763 aus Dahlen: „So hätten wir denn endlich den Frieden in allem Guten, mein lieber Marquis. Sie werden diesmal Postillone mit guten Wahrzeichen und den ganzen Anhang zu sehn bekommen, der sie begleitet. So ist denn endlich, Gott sei Dank! das Ende meiner militairischen Mühen da. Sie fragen mich, was ich hier thue? Ich höre alle Tage Cicero Reden halten, ich habe schon seit längerer Zeit die Verrinischen beendigt und bin jetzt bei seiner Rede für Murena, außerdem, daß ich den Batteux auslese. Sie sehn, daß ich auf diese Weise keinesweges müßig bin. Ich werde hier oder in Torgau bis zum 13ten bleiben. Meine Reise in Schlesien wird mich 15 bis 17 Tage beschäftigen, so daß ich den 31 dieses Monats oder den 2. April in Berlin sein kann; denn ich will nicht am 1. des folgenden Monats bei Ihnen ankommen, die Witzbolde würden mich auslachen und mich in den April schicken."

Es läßt sich leicht erachten, daß der König in einer solchen Stimmung am wenigsten Neigung dazu hatte, im Triumphzuge in seine Residenz wieder einzuziehn. Diese schöne Zeit, wo er in dem Enthusiasmus des Volkes für seine Thaten schwelgte, wo er unter tausenderlei Freudenbezeugungen, wie nach dem zweiten schlesischen Kriege, in Berlin Feste auf Feste folgen ließ, war für ihn auf immer verschwunden. „Was mich angeht," schrieb er an den Marquis, „so habe ich keine Eile. Denn wenn es irgend ein Mittel giebt, so möchte ich meine alten Knochen in Ruhe zum Grabe tragen, und eine Stille in meine Seele zurückführen, die während dieses Krieges fast ununterbrochen durch gewaltsame und stürmische Bewegungen in Unruhe gesetzt ist." — „Ich hoffe," schreibt er an einer andern Stelle, „meinen Geist etwas zu beruhigen und mich von den Geschäften etwas zu entladen, damit ich an guter Zeit gewinne und in der Stille meiner Leidenschaften über mich selbst nachdenken kann, damit ich mich in das Innere meiner Seele verschließen kann, und mich von einer jeden Repräsentation entferne, die mir, um Ihnen die Wahrheit zu gestehn, von Tag zu Tage unerträglicher wird."

Der Marquis d'Argens mochte unter solchen Umständen wohl einsehn, daß es gerathen wäre, den König auf die Empfangsfeierlichkeiten

vorzubereiten, die ihm bei seinem Einzuge in Berlin bevorständen. Er schrieb ihm daher, daß er selbst in der Uniform der Banquiers und Kaufleute, Blau mit Gold, an der Spitze derselben ihn empfangen würde. Er schilderte ihm zugleich die freudige Aufregung, in der sich die ganze Residenz befände, und die Sehnsucht, mit der man ihn erwartete. Er erhielt indessen keine Antwort, wie er sie erwartete: „Kommen Sie," erwiderte ihm der König, „mir nicht zu Pferde entgegen. Ich bitte Sie. Es könnte Ihnen in dem Gedränge ein Unglück widerfahren und das würde mir unbeschreiblich leid thun. Ich bin dessen ganz sicher, daß meine Rückkunft Ihnen Freude macht, warum also noch Demonstrationen, die Ihnen Noth und Unglück verursachen könnten? Uebrigens kann ich nicht anders, als Abends zwischen sieben und acht Uhr in Berlin ankommen. Was wollen Sie da noch in der freien Luft thun? — Nein, mein lieber Marquis, erwarten Sie mich in meinem Zimmer, ich werde Sie sehn und sprechen können, was ein weiseres Vergnügen und für uns Beide mehr gemacht ist, als diese gewagte Cavalcade, die mich beunruhigt." Wenn der Marquis zwischen den Zeilen des Königs gelesen hätte, so würde er sich gewiß von seinem Willen haben bestimmen lassen. So glaubte er aber nur, daß es bei ihm Mangel an Anhänglichkeit für seinen Herrn verrathen würde, wenn er nicht den Feierlichkeiten in Person beiwohnte, die man in Berlin zum Empfange des Königs machte und erschien daher schon am Morgen des 30. März an der Spitze der Kaufleute und Banquiers, in Blau und Gold, auf einem Pferde, das dem guten Pastor Suarez gehörte, „ein sanftes Thier," wie er selbst dem Könige schrieb, „friedfertig und würdig, einen alten Philosophen zu tragen, der mit ihm nicht die mindeste Gefahr lief."

Der Marquis war, wie unsere Leser leicht vermuthen, nicht der einzige, der an der Spitze eines Corps von Gratulanten dem Könige entgegenkam. Ganz Berlin befand sich, seitdem man die Nachricht vom Tode der Kaiserin Elisabeth erhalten hatte, also seit dem Anfange des Jahres 1761 in der freudigsten Aufregung. „Ihr Name" schreibt d'Argens am 16. Februar 1762 an den König, „geht unter Segensprüchen von Mund zu Munde; und Sie müssen Sich wohlbefinden, denn seit 24 Stunden hat man mehr als 50 Stückfässer Wein in Berlin auf Ihre Gesundheit ausgetrunken. Die russischen Offiziere, die hier durchgehn, haben die größte Freude an den Tag gelegt, daß sie Freunde der Preußen sind; sie sind während drei Tagen in den meisten Häusern auf das Glänzendste regalirt worden, man hat stark auf Ihre Gesundheit und die des russischen Kaisers getrunken, die Gott segnen und fördern möge!" Diese Begeisterung steigerte sich noch, als man sogar vernahm, daß Peter **III.** selbst Willens wäre, sich zur Armee zu begeben und mit dem Könige vereint gegen Oesterreich zu Felde zu ziehn. „Sie fragen mich" schreibt d'Argens in seinem nächsten Briefe an den König, „ob man in

Berlin zufrieden ist? Man lebt dort in der größten Freude. Die reichen Leute geben Feste, die, welche nur ein mäßiges Vermögen haben, bewirthen ihre Familien, überall segnet man Sie und den russischen Kaiser und Sie müssen beide noch hundert Jahre leben, wenn die Wünsche, die man mit dem Glase in der Hand, erhebt, erhört werden. Alle auswärtigen Zeitungen sprechen von der Allianz Preußens und Rußlands wie von einer ausgemachten Sache; so nimmt denn auch ganz Brandenburg Theil an der Freude von Berlin und man ist, nach dem, was alle Zeitungen versichern, in den andern Städten nicht minder zufrieden als in der Residenz." Die Gewißheit dieses erfreulichen Ereignisses erhielten die Berliner durch einen Courier, der Abends um 10 Uhr ankam. In der ganzen Stadt schloß fast Niemand in dieser Nacht ein Auge. Alle Fenster sah man erleuchtet und das Volk wogte in freudiger Bewegung auf den Straßen. Sogleich wurde ein Festtag angesetzt, an welchem das Tedeum gesungen und große Collationen gehalten wurden. Die Exaltirtheit, in der sich ganz Berlin befand, erreichte in dem Kopfe eines der ersten protestantischen Geistlichen eine solche Höhe, daß er an diesem Tage seinen Verstand verlor und von der Kanzel herab ankündigte, daß er am andern Tage in Versen predigen würde. Er hielt wirklich Wort und hielt einen Vortrag, zu dem sich ganz Berlin drängte. „Ich habe," schreibt d'Argens an den König, „die Genugthuung gehabt, der erste zu sein, der die berühmte Allianz mit dem Kaiser von Rußland gefeiert hat. Sobald ich den Brief Ihrer Majestät erhielt, bat ich die Bürgermeister und mehre von den guten Berliner Bürgern zu Mittag, ich borgte von dem Rathhause zwei keine vierpfündige Kanonen, deren sich die Bürger bei ihren Festlichkeiten bedienen, ich ließ sie auf den Weg an das Ende der Colonade von Sanssouci führen und von zwölf bis sieben Uhr, so lange, wie unser Mittagsmahl dauerte, lös'ten wir 80 Schuß, indem wir auf Ihre Gesundheit und die des russischen Kaisers tranken, Ihres guten Alliirten. Gestern veranstalteten die Bürger von Potsdam große Festlichkeiten; ich bin ihnen aber doch noch drei Tage zuvorgekommen."

Allerdings geriethen die Berliner unter solchen Umständen in eine große Bestürzung, als der Kaiser von Rußland plötzlich entthront wurde, und mit Recht zu vermuthen war, daß Katharina Preußen wieder für sich in Beschlag nehmen und das Bündniß mit Oesterreich erneuern würde. Da man indessen in der Korrespondenz Friedrichs mit Peter **III.** keinesweges die Beweise dafür fand, daß jener den Kaiser zu den Schritten vermocht hätte, die ihm seinen Thron kosteten, sondern im Gegentheil daraus ersah, daß er ihn davon abgerathen hatte, so begnügte sich Rußland, fortan neutral zu bleiben und seine Truppen zurückzuziehn. Von diesem Augenblicke an war man nur auf den Ausgang des schlesischen Feldzugs gespannt und glaubte bestimmt, daß der Krieg mit der Er-

oberung von Schweidnitz beendigt sein würde. Die Botschaft von diesem glücklichen Ereigniß erregte daher die lebhafteste Freude und diese wurde noch gesteigert, als man von dem Siege des Prinzen Heinrich bei Freiberg erfuhr, nach welchem die Friedensunterhandlungen ihren Anfang nahmen.

Es ist ein großes Geschenk des Himmels, daß er dem Menschen für seine Leiden nur ein schwaches Gedächtniß gegeben hat und daß ein glücklicher Augenblick im Stande ist, den Kummer und die Entbehrungen langer Jahre vergessen zu machen. So war es auch in Berlin. Was man während dieses verderblichen Krieges auch ausgestanden hatte, die schmerzlichsten Verluste selbst wurden in dieser glücklichen Zeit vergessen, wo man ein Ziel erreicht hatte, welches Wenige zu hoffen sich getrauten. Der 16. Februar 1763 war der erste Tag dieser Art für die Berliner. An ihm kehrte die Königin aus Magdeburg nach der Residenz zurück, und wurde auf das Feierlichste von dort begleitet und sowohl zu Spandau, wie in Berlin eingeholt. Schon jenseits Charlottenburg hatten sich die sämmtlichen Hofpostbeamten mit 48 Postillonen aufgestellt und diese eröffneten den Zug, welchem sich das Schlächtergewerk mit Pauken, Trompeten und einer Standarte, die Repräsentanten der hiesigen Kaufmannschaft, die königlichen Forstbedienten, die Berliner Schützengilde, die neu errichtete Compagnie von französischen Freiwilligen und verschiedne angesehene Bürger aus der Stadt anschlossen, welche sämmtlich die Königin, in einer Karosse, die mit acht Isabellpferden bespannt war, nebst ihrem Gefolge in die Mitte nahmen und bis zum Schlosse geleiteten. Von dem Brandenburger Thore bis zum Ende der Linden war die gesammte Bürgerschaft, die aus 25 Compagnien bestand, mit ihren Fahnen und ihrer Feldmusik aufgestellt. An eben diesem Tage überbrachte der Hofpostmeister Jordan die Nachricht von dem Abschlusse des Hubertsburger Friedens.

Am 19. Februar empfing man in ähnlicher Weise die verwittwete Prinzessin von Preußen und ihre Tochter, und am folgenden Tage kam der Prinz Heinrich aus Preußen an. Zugleich erfuhr man, daß sämmtliche Regimenter bereits auf dem Marsche wären, um sich in ihre Garnisonen zu begeben. Am 25. Februar rückte denn auch das Forcadesche Infanterieregiment in Berlin ein. Dies war freilich der erste Tropfen Wermuth in den Freudenbecher. Von denen, die vor sieben Jahren ausgezogen waren, sah man fast keinen wiederkehren. Zum einen Theil Rekruten aus ganz andern Gegenden der Monarchie, zum andern Ausländer bildeten jetzt die Reihen, in denen man vergebens nach bekannten Gesichtern suchte.

Nunmehr zögerte man aber mit der feierlichen Begehung des freudigen Ereignisses nicht länger. Am 5. März sah man ein Detachement Husaren in neuer Montirung, zwei Pauker, vier Trompeter, einen Offi-

zier mit 16 Husaren, ein Detachement Gens d'Armes, in deren Mitte sich der Friedensherold befand, die Straßen der Stadt durchziehn. Jener saß auf einem Schimmel, welcher durch zwei Bediente des königlichen Marstalls geführt wurde, denen zwei andere zu Fuße folgten, Seine Kleidung war von dunkelblauem Sammet, reich mit Gold gestickt und mit breiten goldenen Tressen und Frangen besetzt. Auf dem silbernen Küraß sah man das Königliche Wappen, den schwarzen Adler mit Gold und Silber gestickt, nebst Scepter und Reichsapfel. Der Mantel bestand aus einer Tiegerhaut mit Ponceaurothem Bande. Er trug ein römisches Casquet mit weißen Strauß- und schwarzen Reiherfedern und einen mit Juwelen durchflochtenen Lorbeerkranz. Die Handschuhe waren mit breiten goldnen Frangen und die weißen Strümpfe mit Ponceau-Band, nach römischer Art, umwunden. In der rechten Hand trug er einen mit blauem Sammet überzogenen Heroldsstab, auf dem man goldene Adler mit Kronen erblickte. Das Pferd war mit einer dunkelblauen sammtnen Decke von der kostbarsten Stickerei und mit goldnen Tressen besetzt; im Uebrigen hatte man seinen ganzen Anzug möglichst nach römischem Geschmack eingerichtet. Ihm folgte ein Detachement Gens d'Armes in ganz neuer Uniform und ein Commando Husaren, die an ihren Mützen Kränze von Lorbeeren und Myrthen trugen. Der feierliche Ausruf geschah vor dem Schlosse, vor den Palästen der hier anwesenden Mitglieder der königlichen Familie und auf den Hauptplätzen der Stadt. Er endete mit einem donnernden: Vivat der König! welches von allen Seiten der Residenz wiederhallte. An demselben Tage erschien der Hof in prächtiger Galla. Am Abende war Cour bei der Königin, Konzert und Souper.

Am folgenden Tage, als am 6. März, wurde das große Dankfest öffentlich begangen. Der Hof wohnte dem Gottesdienste in der Domkirche bei, nach dessen Beendigung der Ambrosianische Lobgesang unter einer dreimaligen Kanonen-Salve angestimmt wurde. Am Abende war wieder große Cour bei Hofe und am folgenden Tage gab der Prinz Heinrich einen großen Maskenball. Der übrige Theil des Monats verging unter Freudenfesten, welche sämmtlich die Spannung für den großen Tag steigerten, an welchem der König, nach sechs langen Jahren einer kummervollen Abwesenheit, als Sieger in seine Residenz wiederkehren sollte. Man wußte, daß er am 30. März auf dem Wege von Krossen über Frankfurt nach Berlin kommen würde, und wenn schon man ihn erst am Abend dieses Tages erwarten durfte, so war doch schon vom frühen Morgen an die Gegend des Frankfurter Thores mit unruhig wogenden Volksmassen erfüllt. Man ordnete hier die Menge der Entgegenkommenden zu einem großen Zuge, der an Pracht und Anzahl der Theilnehmer Alles übertraf, was bis dahin gesehn worden war. An der Spitze desselben stand ein Polizei-Commissarius zu Pferde,

dem sechs Postillone mit eben so vielen Feldpostcouriers, der königl. Feldpostmeister mit 9 Feldpostsecretairs und 72 Postillonen folgte, von denen die ersteren in blauer Kleidung mit goldnen Tressenhüten und orangefarbenen Kokarden, mit seidenen Leibbinden und goldenen Frangen und silbernen Posthörnern geziert waren; die letzteren dagegen waren in ihre Postlivrey gekleidet und hatten orangefarbene Bandschleifen an den Hüten. Ihnen folgte das gesammte übrige Personal der königlichen Postbeamten. Dann kam das Schlächtergewerk, in braunen Kleidern mit silbernen Knöpfen, ihre Pferde mit grünen Chabracken und Bändern geschmückt, die Schützengilde in blauen Röcken, rothen Westen und goldbetreßten Hüten, die Compagnie der französischen Freiwilligen, in blauen Röcken, carmoisinrothen Westen, Hüten mit goldnen Tressen und einem Myrtenstrauße, die französische Dragonercompagnie, in blauen Röcken mit goldnen Achselbändern, Westen von weißem Atlas und Bandeliere von Goldlahn, die sämmtlichen Bedienten des königlichen Marstalls, die Compagnien der Kaufmannschaft in blauen Röcken mit reich bordirten Atlaswesten von gleicher Farbe, endlich ein Corps von jungen Kaufleuten in blauen Röcken mit goldnen Knöpfen, ponceaufarbnen Westen mit breiten goldnen Tressen und weißen Kokarden. Wir erwähnen dabei nicht der Menge von sogenannten Vivatbändern, Fahnen, Inschriften und jeder Art von Emblemen, in denen man sich erschöpft hatte. Sämmtliche von uns angegebene Züge waren bereits Vormittags, nachdem sie die Hauptstraßen der Stadt passirt hatten, aus dem Frankfurter Thor gerückt, um den König einzuholen.

Hier hatte der Magistrat eine Ehrenpforte errichten lassen, auf welcher ein Musikcorps aufgestellt war. Von dem Thore bis an das Schloß hatten sich zu beiden Seiten 25 Bürgercompagnien zu Fuß nebst mehren Zünften aufgestellt, und standen ebenfalls schon am Vormittage mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen bereit. Unter ihnen fielen besonders die französischen Grenadiere und Kadetten durch ihre geschmackvolle Uniform auf.

Alle diese Massen, die noch durch den ungeheuren Zulauf des Volkes verstärkt wurden, harrten in sehnsüchtiger Erwartung den Tag über. Der Mittag war schon verbei, als man noch keine Vorboten von der Ankunft des Königs erhielt. Der Abend nahte heran und erst mit einbrechender Dunkelheit erfuhr man, daß er sich seiner Hauptstadt näherte. Die Nacht brach indessen herein, und drohte dem festlichen Zuge den größern Theil seines Glanzes zu rauben. Die Ungeduld hatte ihren höchsten Grad erreicht, oftmals durch falschen Lärm getäuscht, glaubte man endlich die Ankunft des Königs, der der Stadt schon ganz nahe war, entgegensehn zu dürfen, als sich ein dumpfes Gerücht verbreitete, der König sei bereits im Schlosse. Man wollte ihm anfänglich keinen Glauben schenken, man wußte, daß der König von allen Anstalten un-

terrichtet war, die man zu seinem Empfange getroffen hatte, man konnte nicht glauben, daß er im Stande wäre, die Huldigungen zu verschmähn, die ihm eine wahrhaft patriotische Begeisterung darbrachte, und dennoch war es so. Der König hatte, nachdem er in die Nähe der Stadt gekommen war, die große Straße verlassen, er wollte die Ehrenpforte und die Reihen der Bürger nicht passiren, die seiner warteten, und er fuhr statt dessen beinahe unbemerkt durch das Spandauer Thor, stieg auf dem Schloßhofe aus und nahm sein Souper bei der Königin ein. Erst am andern Tage war es den Deputationen der verschiedenen Innungen und Behörden möglich, ihm ihre Glückwünsche auf dem Schlosse zu überbringen und, um nicht aller Festlichkeiten verlustig zu gehn, so stellte man am 4. April eine große Illumination an, bei welcher Gelegenheit sich der König zum ersten Male wieder dem Berliner Publikum zeigte.

Der Eindruck, welchen das Benehmen des Königs bei dieser Gelegenheit auf die Berliner machte, war sehr niederschlagend. Da sie nicht im Stande waren, in seiner Seele zu lesen und die Gefühle zu verstehn, die sich seiner bemächtigten, als er sich der festlich geschmückten Residenz näherte und ihren Ehrenbezeigungen auswich, so verbargen sie die Unzufriedenheit über ihre verfehlten Anstalten nicht. Am lautesten äußerte sich der Marquis d'Argens, der vermöge seiner Stellung zum Könige in der ihm eigenthümlichen provençalischen Lebhaftigkeit seinem Unmuth vollen Lauf ließ. Der Tag, an welchem man den König erwartet hatte, war überdies sehr kalt und unfreundlich und der Marquis, der sonst im höchsten Grade für seine Gesundheit besorgt war, hatte sich zum ersten Mal nach langer Zeit ohne seine gewöhnliche Bedeckung, zwei Schlafröcke und zwei Nachtmützen, in einer knappen Uniform der schlechten Witterung ausgesetzt. Während daher die andern, die an der Ceremonie Theil nehmen wollten, in kleinen Haufen hie und da von der Unempfindlichkeit des Königs und den trüben Zeiten murmelten, die ihnen bevorständen, declamirte der Marquis mit der größten Heftigkeit und schalt auf den König. „Ich habs ihm ja geschrieben," rief er aus, „daß er es seinem Volke schuldig ist, seine Huldigungen anzunehmen! Es ist unverzeihlich, daß er nicht kommt! Wenn ich ihn nur erst sehe, so will ich ihm schon die Wahrheit sagen!" Nach einigen Tagen indessen, nachdem er den König gesprochen hatte, sagte er: „Es ist ein sonderbarer Mensch! Wenn er anfängt Gründe hervorzubringen, so muß man ihm Recht geben, man mag wollen oder nicht!"

Hatte sich der Marquis auf diese Art über den Eindruck getäuscht, den seine Strafpredigt auf den König machen würde, so wurde auch der übrige Theil des Publikums bald inne, daß der König trotz der großen Veränderung, die der 7jährige Krieg in seinem Innern hervorgebracht hatte, doch weder den Freuden des Lebens und noch viel weniger dem Interesse für seine Unterthanen abgestorben war. Das Letz-

tere wurde vielleicht in noch höherem Grade, als es früher der Fall gewesen war, das belebende Motiv aller seiner Handlungen, und die Liebe zur Kunst und Wissenschaft verdoppelte sich in ihm aufs Neue, sobald er Muße gewann, sie zu pflegen. Friedrich der Große war nun einmal nicht im Stande, den Weg zu gehn, den die gewöhnliche Staatsklugheit von ihm erwartete; er that! nicht nur, wie andre Regenten, das Außerordentliche in Ausnahmsfällen, um für den ruhigen Gang des gewöhnlichen Lebens wieder zum Hergebrachten zurückzukehren: er fand vielmehr in dem scheinbar Unmöglichen und in dem Unerwarteten sein Element, und alle seine Maßregeln, im Frieden, nicht minder als im Kriege, hatten daher für jedermann etwas Ueberraschendes. Sie enthielten meistentheils gerade das Gegentheil dessen, worauf man mit Zuversicht rechnen zu dürfen glaubte. So war es auch nach der Beendigung des 7jährigen Krieges. Alle andern Mächte, die an diesem verderblichen Kampfe Theil genommen hatten, und durch die ungeheuern Anstrengungen verarmt waren, welche sie hatten machen müssen, sannen auf jede Art von Einschränkung, bei Hofe und im Lande, um die geleerten Staatskassen aufs Neue zu füllen und ihren Einkünften einen Zuwachs zu verschaffen. Gerade das Gegentheil davon that Friedrich der Große. Er verschenkte sieben Millionen, den Rest seiner Kriegskasse, an diejenigen Provinzen, die im Kriege am meisten gelitten hatten, ließ sogleich in Berlin und Potsdam eine Menge kostbarer Gebäude aufführen und strebte dahin, seinem Hofe den Glanz wiederzugeben, den er durch die Unterbrechung, die der Krieg verursachte, verloren hatte. Der Carneval entbehrte freilich in dem nächsten Winter noch der Oper, zu welcher man erst aus Italien Sängerinnen verschreiben mußte. Die Theaterrequisite waren mehrentheils verdorben oder verloren gegangen und der Hof mußte sich in diesem Jahre mit den französischen Schauspielen begnügen, welche auf dem Comödiensaale des Schlosses aufgeführt wurden, doch schon im Jahre 1765 hatte Alles eine andere Gestalt. Nachdem Signore Battelotti und Signor Coli erschienen waren, sah man sich im Stande, eine neue Oper einzurichten und machte den Anfang mit Grauns Merope, die am 17. December dieses Jahres aufgeführt wurde. Ihr folgte in diesem Carneval Leucippus von Hasse. Der König selbst ertheilte die ersten Vorschriften mündlich und eigenhändig, er vergab die Rollen und bestimmte den Carneval bis in das geringste Detail. Von dieser Zeit an wurden die Winterlustbarkeiten des Hofes durch nichts mehr unterbrochen. Die Cour bei der regierenden Königin, das französische Schauspiel, die Oper, Maskenbälle und andre Vergnügungen traten wieder in die bestimmte Ordnung und gaben der Residenz ein Ansehn, als ob man niemals vom Kriege zu leiden gehabt hätte. Dazu nahm der Hof durch die Menge vornehmer Fremden, die der Ruhm des Königs hieherzog, noch mehr

an Glanz zu, und beschäftigte die Aufmerksamkeit des Publikums durch glänzende Schlittenfahrten und andre öffentliche Feste ähnlicher Art. Unter den Gesandten, die man bisher noch nicht gesehn hatte, nahm Achmet Effendi, der vom türkischen Hofe mit einem zahlreichen Gefolge abgeschickt, am 16. November 1763 hier ankam, um so mehr das Interesse des Publikums für sich in Anspruch, als er zu einer Zeit ankam, wo das Hofleben noch nicht im Stande war, seinen vollständigen Glanz zu entfalten. Er hielt nämlich an diesem Tage einen prachtvollen Einzug in die Residenz, bei welchem man in Berlin zum ersten Male türkische Feldmusik hörte. Am 16. November gab ihm der König auf dem Schlosse die erste Audienz, bei welcher Gelegenheit er eine Menge von prächtigen Geschenken, Pferden, Waffen und kostbaren Stoffen übergab, die späterhin den Augen der Menge ausgestellt wurden. Der Gesandte bezog das Vernezobresche Palais in der Wilhelmsstraße und ersetzte dem Hofe in diesem Winter zum Theil die noch fehlenden Festlichkeiten. Die türkische Gesandtschaft blieb bis zum 2. Mai 1764 und besah meistens in corpore die Merkwürdigkeiten der Residenz, wobei sie eine große Lernbegierde an den Tag legte. Dazu kam freilich noch das sehr unbefangen ausgesprochne Verlangen, manche Dinge, die ihnen gefielen, eigenthümlich zu besitzen, welche orientalische Aeußerung aber, wie König in seiner Chronik sagt, hier wenig Befall fand. Am 20. April gab der König dem Gesandten auf dem hiesigen Schlosse seine Abschiedsaudienz. Der Auszug war nicht minder feierlich, als es die Ankunft gewesen war. Besonders merkwürdig war dabei der Umstand, daß das Gefolge des Gesandten eine große Anzahl junger Mädchen aus der Stadt heimlich dazu beredet hatte, mit ihnen nach Constantinopel zu gehn. Man hatte sie in verdeckte Rüstwagen versteckt, und sie würden ohne Zweifel entkommen sein, wenn nicht die Angehörigen bei Zeiten Einspruch gethan und sie den Händen ihrer Liebhaber entrissen hätten.

Die Abwechselungen, welche das Hofleben demnächst erhielt, wurden entweder durch Familienfeste oder den Besuch vornehmer Gäste herbeigeführt. Die Fortdauer des königlichen Hauses ruhte, unmittelbar nach dem 7jährigen Kriege, auf vier Häuptern; diese waren der Prinz von Preußen, dessen jüngerer Bruder Friedrich Heinrich Karl, der Prinz Heinrich und der Prinz Ferdinand, Brüder des Königs. Da nun die Ehe des Prinzen Heinrich kinderlos geblieben war und auch der Prinz Ferdinand keine Nachkommenschaft hatte, so eilte der König, die Fortdauer seines Hauses durch die Vermählung des Prinzen von Preußen zu sichern. Diese erfolgte am 14. Juli 1765 mit der Prinzessin Elisabeth von Braunschweig. Die einzige Frucht dieser Ehe war die Prinzessin Elisabeth Wilhelmine Luise, die in der Folge mit dem Herzog von York vermählt wurde. Im Jahre 1767 am 4. October wurde die einzige Tochter des zu Oranienburg verstorbenen Prinzen von Preußen,

die Prinzessin Wilhelmine, mit dem Erbstatthalter der vereinigten Niederlande, Wilhelm, Fürsten von Nassau-Oranien, vermählt. Im Jahre 1768 erfolgte die Scheidung des Prinzen von Preußen von seiner ersten Gemahlin, welche fortan Stettin zum Aufenthaltsorte bekam, wo sie erst vor Kurzem in hohem Alter gestorben ist, und am 14. Juli 1769 vermählte sich der Prinz zum zweiten Male mit der Prinzessin Friederike Luise von Hessen-Darmstadt, welche Verbindung zu Charlottenburg, in Gegenwart des Königs und der Mutter der fürstlichen Braut vollzogen wurde. Die erste Frucht dieser Ehe war Se. Majestät, der jüngst verstorbene allgemein verehrte König, welcher zu Potsdam am 3. Aug. 1770 geboren und mit den Freudenbezeigungen des ganzen Landes bewillkommnet wurde. Ihm folgte den 31. Sept. 1772 die Prinzessin Friederike Christine Amalie Wilhelmine, die aber schon den 14. Juni des folgendes Jahres zu Potsdam starb und den 18. November 1774 die Prinzessin Wilhelmine Friederike Luise, die spätere Königin der Niederlande. Inzwischen war auch die Ehe des Prinzen Ferdinand fruchtbar geworden. Der erste Sproß dieses Zweiges des Königlichen Hauses war der Prinz Friedrich Heinrich Emil, der jedoch nur ein Alter von fünf Jahren erreichte und schon am 9. December 1773 starb. Ihm folgte die Prinzessin Friederike Luise Philippine, geboren den 24. Mai 1770, in der Folge vermählt mit dem Fürsten Anton Radzivil, endlich den 18. November 1772 der Prinz Friedrich Ludwig Christian, der zu Friedrichsfelde geboren und in der Folge bei Salfeld als Anführer der preußischen Vorhut getödtet wurde. Alle diese Vorfälle gaben Veranlassung zu einer Reihe von Festen, die wir indessen nicht genauer beschreiben wollen, da sie einander ziemlich ähnlich waren und nicht mehr den Aufwand von Geist und Geschmack in sich trugen, der ihnen vor dem Kriege eigen gewesen war.

Auch an zahlreichen Besuchen fehlte es seit dem Jahre 1768 nicht. In demselben war es, wo die Gemahlin des Erbstatthalters der Niederlande, wie der Erbherzog von Braunschweig und dessen Gemahlin den Carneval in Berlin verherrlichten. Am 26. September 1770 erschien die verwitwete Kurfürstin von Sachsen in Potsdam zum Besuch, wohin sich das ganze Königliche Haus verfügte und wo man Alles erschöpfte, um einer so kunstsinnigen Fürstin den Aufenthalt angenehm zu machen. Sie kam am 2. October nach Berlin, und verließ Potsdam am 5. d. M. Am 15. October stattete der Prinz Karl von Schweden dem Könige in Potsdam einen Besuch ab, am 25. April 1771 folgte ihm der König von Schweden nebst seinem Bruder, dem Prinzen Friedrich Adolph, welche einem großen Frühjahrs-Maneuvre in der Nähe von Tempelhof beiwohnten, und in Potsdam und Rheinsberg nicht minder als in der Residenz eine prachtvolle Aufnahme fanden; zu Anfang des folgenden Jahres kam die Königin Ulrike von Schweden hier an und verweilte

in Berlin volle 7 Monate; im Juni 1773 erschien der Erbprinz von Hessen-Darmstadt mit der Erbstatthalterin der Niederlande, seiner Nichte, im Juli 1775 die Landgräfin von Hessen-Kassel und die Herzogin von Würtemberg mit zwei Prinzen; doch alle Feste, welche man nur bei Veranlassungen dieser Art veranstaltete, wurden durch den Glanz verdunkelt, mit welchem zu Ende der Epoche, von der wir gegenwärtig Rechenschaft geben, der Großfürst Paul Petrowitz von Rußland nicht nur in Berlin, sondern auch während seines ganzen Aufenthaltes im preußischen Staate aufgenommen wurde.

Die Veranlassung zu dieser Feier lag allerdings hauptsächlich in dem politischen Vortheile, welchen Friedrich von diesem Besuch hoffte. Seit dem Tode der Kaiserin Elisabeth hatte nämlich zwischen dem Petersburger und dem Berliner Hofe eine Annäherung stattgefunden, welche namentlich der letztere auf alle Weise zu vermehren strebte. Die Kaiserin Katharina, welche nach Peter III. den russischen Thron bestieg, zeigte sich mehr und mehr dazu bereit, mit Preußen eine freundschaftliche Verbindung einzugehn, die noch dadurch erhöht wurde, daß sie den Großfürsten Petrowitz mit der Prinzessin Natalie von Hessen-Darmstadt, einer nahen Verwandten des Königs, vermählt hatte. Nach einer kurzen Ehe verstarb diese jedoch in ihrem ersten Wochenbette und alle diplomatischen Bemühungen von Seiten Preußens waren jetzt darauf gerichtet, eine andre Prinzessin an ihre Stelle zu bringen, die ebenfalls zu dem preußischen Königshause in naher Beziehung stände und demselben ihre Beförderung verdankte. Trotz der Gegenoperationen des österreichischen Hofes gelang es, diesen Plan, der für die Verbindung mit Rußland von der höchsten Wichtigkeit schien, durchzusetzen, und Katharina wählte durch die Vermittelung des preußischen Hofes die Prinzessin Sophie Dorothee Auguste Luise von Würtemberg, eine Nichte des Königs, zu ihrer Schwiegertochter. Daß man sich durch diesen Schritt besonders dem preußischen Hofe zu verbinden wünschte, zeigte die ganze Anordnung des Verlobungsfestes. Der Herzog von Würtemberg wurde nämlich mit seiner Familie vom Könige eingeladen, nach Potsdam zu kommen, um daselbst die Verlobung seiner Tochter zu feiern. Er erschien am 3. Juli, an welchem Tage auch der Prinz Ferdinand mit seiner Gemahlin, die Prinzessin Amalie und der Prinz Friedrich von Braunschweig daselbst eintrafen. Am 18. begaben sich sodann alle, mit Einschluß des Königlichen Hofes, nach Berlin. Inzwischen hatte auch der Großfürst Paul Petrowitz eine Einladung von Seiten des Königs und der Prinz Heinrich den Befehl erhalten, denselben auf seinem Wege von der russischen Grenze bis nach Berlin zu begleiten.

Ihre Reise glich einem Triumphzuge. Ueberall hatte man in Städten und Dörfern, um die Anhänglichkeit an die Interessen des Königs zu zeigen, feierliche Anstalten zu dem Empfange dieses Fürstenpaares

gemacht. Der König hatte den General-Lieutenant von Lentulus, den Herrn von Reibnitz und den Grafen von Henckel-Donnersmark bis an die Grenze entgegengeschickt, um den Großfürsten zu empfangen; seine Küche und Kellerei, das goldene Service, und eine große Anzahl königlicher Hofbediente war dazu bestimmt, ihn zu bedienen. Am 13. Juni verließ der Großfürst Petersburg mit zahlreichem Gefolge und traf in Riga mit dem Prinzen Heinrich zusammen, der fortan sein steter Begleiter blieb. Die Reise dauerte wegen der Menge von Feierlichkeiten, die man zu ihrem Empfange angestellt hatte, beinahe einen Monat und am 21. Juli langten sie endlich in der Residenz Berlin an.

Am Morgen dieses Tages versammelte sich das Schlächtergewerk, die Schützengilde und eine große Anzahl hiesiger Kaufleute, um den beiden Prinzen entgegenzureiten. Sie trafen dieselben unweit Malchow und wohnten den Empfangsfeierlichkeiten in Weißensee bei, wo die Prinzen zu Mittag blieben. Gegen 5 Uhr setzte sich dann der ganze Zug in Bewegung, welcher durch eine Menge von blasender Postillons eröffnet wurde, und dem sich außer den genannten Corporationen eine Menge von Staatscarossen anschlossen, in welchen viele hochstehende Beamte und Offiziere an der Prozession Theil nahmen. Bei seiner Annäherung an die Residenz, die unter dem Schalle der Posthörner und klingendem Spiele geschah, wurde er von einer Kanonensalve begrüßt, welche eine gute Stunde anhielt. Dann wurde der Großfürst an der ersten Ehrenpforte von 60 jungen Mädchen empfangen, die sich theils als Grazien, theils als Gärtnerinnen oder Schäferinnen gekleidet hatten, und deren Anführerin, die Tochter des Hofbuchdruckers Deckers, dem Großfürsten ein Gedicht überreichte. An der Königsbrücke befand sich die zweite Ehrenpforte, und vor ihr standen 30 junge Kaufmannstöchter, in dem Anzuge von Gärtnerinnen, welche dem Fürstenpaare Blumen auf den Weg streuten. An der langen Brücke stand die dritte Ehrenpforte und hier bewillkommneten 30 junge Mädchen aus der französischen Colonie, die ebenfalls als Grazien und Schäferinnen gekleidet waren, den Großfürsten. Die Tochter des Königlichen Hofjuweliers Beaudeßon überreichte ihm ein französisches Gedicht, während ihm ihre Begleiterinnen Kränze zuwarfen. Die Spree wimmelte von Schiffen, welche die preußische und russische Flagge zeigten. Unter diesen Feierlichkeiten, dem steten Donner der Kanonen, der Musik auf den drei Ehrenpforten, auf den Thürmen der Georgenkirche und des Berlinischen Rathhauses, auf den Nebengassen der Königsstraße, wo die Bürgerschaft im Gewehr stand, und dem Glockenspiele von der Parochialkirche herab, langten beide Prinzen im Schlosse an, wo sie von dem gesammten Hofe empfangen wurden. Der Tag endigte mit einer zahlreichen Cour, einem Concert und einem großen Souper.

Der Aufenthalt des Großfürsten dauerte etwa 14 Tage. Bei dieser

Gelegenheit wurde nichts gespart, was den Glanz des Berliner Hofes irgend zu erhöhen im Stande war. Diners und Soupers, französisches Theater, Opern, Redouten, Illuminationen, Concerte und andere Festlichkeiten, die man theils in Berlin, theils in Potsdam, Charlottenburg oder Friedrichsfelde anstellte, wechselten mit einander ab. Zugleich versäumte es indessen der Prinz nicht, die hiesige Akademie der Wissenschaften zu besuchen, wo er feierlich bewillkommnet wurde. Auch die Porzellan-Manufactur, die in großem Rufe stand und vom Könige besonders bevorzugt wurde, ward von ihm in speciellen Augenschein genommen. Am 5. Aug. trat er seine Rückreise an und wurde ebenfalls von einem großen Comitat der hiesigen Bürgerschaft begleitet. Er nahm seinen Weg über Oranienburg und Rheinsberg, wo die Prinzen Ferdinand und Heinrich noch das Ihrige thaten, um den hohen Gast auf alle Weise zu ehren.

Dies war indessen ein Aufwand, den der Hof nur bei außerordentlichen Gelegenheiten machte. Für gewöhnlich war das Leben an demselben nach dem 7jährigen Kriege sehr viel stiller und einförmiger geworden, als es vor demselben der Fall gewesen war. Der Tod hatte in der Königlichen Familie große und unersetzbare Verluste herbeigeführt und die Verhältnisse unter den Zurückbleibenden hatten im Laufe der Zeit nicht minder große Veränderungen erfahren. Mit dem Hinscheiden der Königin Mutter, des Prinzen von Preußen und der Markgräfin von Baireuth waren empfindliche Lücken entstanden, die erst da, als man die alte Zeit zu erneuern bestrebt war, recht fühlbar wurden. Die regierende Königin setzte ihr einförmiges Leben in Schönhausen ganz in der Weise fort, wie wir es oben beschrieben haben. Ihre Einkünfte waren überdies so eingeschränkt, daß sie auch, wenn sie Neigung dazu gehabt hätte, keinen sonderlichen Aufwand würde haben machen können. Die Witwe des Prinzen von Preußen befand sich meistens in ihrer Gesellschaft und nahm seit dem Tode ihres Gatten fast gar keinen Antheil mehr an den Vergnügungen des Hofes. Der Prinz Ferdinand wohnte abwechselnd in Ruppin und Friedrichsfelde und erschien nur zum Carneval in Berlin, wo er auch keine glänzende Rolle spielte. Der Markgraf Friedrich residirte in Schwedt, und der Markgraf Heinrich führte in Berlin eine stille und eingezogene Haushaltung, bis er nach dem Tode seines Bruders, wie jener, Schwedt zu seinem Aufenthaltsort wählte und fast gar nicht mehr nach Berlin kam.

Unter diesen Umständen war der Prinz Heinrich, der älteste Bruder des Königs, der einzige, der dem Hofleben einigen Schwung zu geben im Stande war; aber auch in diesem Punkte hatten sich die Verhältnisse so sehr geändert, daß Berlin am wenigsten von seiner Neigung zu den Künsten erfuhr. Dieser ausgezeichnete Mann, dem Preußen mehr als irgend einem andern Prinzen seines Königshauses zu danken hat,

wurde, je höher er auf den Gipfel seines Ruhmes stieg, desto mehr isolirt und er, der früher die Seele der gesellschaftlichen Unterhaltung gewesen war, sah sich genöthigt, sich bei zunehmendem Alter fast ganz allein auf sich selbst zu beschränken. Wir sprachen früher bereits von der merkwürdigen Stellung, in welche sich der Prinz Heinrich zu seinem Bruder, dem Könige, setzte. Es war in der That keine leere Anmaßung von ihm, wenn er den größten Aufgaben gewachsen zu sein glaubte und sich deshalb in die Unterwürfigkeit nicht finden konnte, die er jenem schuldig war. Wenn er Friedrich dem Großen vielleicht an Fähigkeiten nachgestanden haben sollte, so ersetzte sein überaus tüchtiger, rechtschaffener und menschenfreundlicher Charakter diesen Mangel; ja es gab Leute, welche, nachdem sie Beiden nahe gestanden hatten, nicht zweifelten, dem jüngern Bruder fast in jeder Beziehung den Vorzug vor dem ältern zu geben. So lange der Prinz seine Vorzüge noch nicht durch die That erprobt hatte, würde es verwegen gewesen sein, sie in irgend einer Weise gegen den König geltend zu machen; nachdem aber der 7jährige Krieg seinen Ruhm befestigt und durch ganz Europa verbreitet hatte, war er so sehr ein Gegenstand der allgemeinen Bewunderung, die er sich nicht nur als Feldherr, sondern auch als echter Menschenfreund in diesem Kriege erworben hatte, daß die Polen ihm nach dem Tode ihres Königs ihre Krone anboten und ihn von Friedrich **II.** zum Könige begehrten. Friedrich selbst verkannte die großen Eigenschaften seines Bruders durchaus nicht. Er nahm einst, kurz nachdem er den 7jährigen Krieg beendet hatte, die Gelegenheit wahr, in Gegenwart seiner sämmtlichen Generale mit großer Freimüthigkeit die Fehler zu besprechen, welche von ihm und den feindlichen Generalen gemacht worden waren. Dann erhob er sein Glas und sagte: „Jetzt aber, meine Herren, lassen Sie uns auf das Wohl des einzigen Generals anstoßen, der niemals einen Fehler begangen hat.“ Es lebe der Prinz Heinrich!“ Ebenso unterließ Friedrich nichts, was die Achtung vor seinem Bruder in den Augen des Publikums auszusprechen im Stande war. Er feierte selbst noch in jener Zeit, wo sein Leben mit der einförmigsten Oekonomie eingerichtet war, den Geburtstag des Prinzen Heinrich mit Königlicher Pracht. Er beschenkte ihn dann in der Regel mit einer kostbaren Tabacksdose und 12,000 Thalern, indem er auf diese Art die beschränkten Einkünfte seines Bruders vermehrte, ohne sich dadurch Verpflichtungen aufzulegen, die ihn von dem Princip der Sparsamkeit entfernt hätten, das er sich zur Regel gemacht hatte. Eben so schrieb er ihm von Potsdam aus wöchentlich einmal, um über politische Angelegenheiten seinen Rath einzuholen, wenn schon er ihn freilich nicht immer befolgte. Der Prinz zeigte dagegen dem Publikum die Verehrung für seinen großen Bruder dadurch, daß er an dem Geburtstage desselben einen Maskenball gab, zu welchem unter Anderm im J. 1767 an 1000 Einlaßkarten ausgetheilt wurden.

Leider blieb es aber auch bei jenem äußern Zeichen der Feundschaft zwischen diesen beiden ausgezeichneten Männern, die man wohl in dem Sturme, den der preußische Staat durchzukämpfen hatte, die Dioskuren desselben nennen konnte. Wenigstens würde ohne ihre fast übermenschliche Hülfe das Staatsschiff schwerlich aus dem Orkan sicher in den Hafen gebracht sein. Das Merkwürdigste dabei ist, daß Beide selten in ihren Ansichten über den Gang der Ereignisse einig waren. Der König war vermöge seines leidenschaftlichen Temperaments fortwährend zum Angriff geneigt, er pflegte Alles gegen Alles zu wagen und foderte am liebsten das Glück gegen sich heraus. Der Prinz Heinrich war dagegen mehr ruhiger Natur, überlegter und mehr seinen Vorsichtsmaßregeln als dem Glücke vertrauend. So kam es freilich öfters, daß Friedrich, wenn er dem Rathe seines Bruders nicht gefolgt war, schwere Verluste erlitt, während der Prinz mehr daran dachte, das Verlorne zu gewinnen, als Neues zu erobern. Ein ähnlicher Gegensatz trennte sie in der Art ihrer Unterhaltung von einander. Der König liebte den Reiz der Neuheit und das Pikante aufs Aeußerste. Für ihn hatte ein Gedanke, der auf den ersten Augenblick frappirte, unendlichen Reiz und weil er sich deshalb nicht gern auf lange Untersuchungen einließ, sondern stets neue Gedanken hören wollte, die ihn ergötzten, ohne die Mühe der Forschung zu erheischen, so war es seinen Gesellschaftern dadurch sehr schwer gemacht, ihm auf die Länge zu genügen. Der Prinz Heinrich gab dagegen wenig auf das Gewand, in welchem die Gedanken erschienen, er fühlte sich sogleich aufgefodert, ihre Tiefe zu untersuchen. Er hatte, wie Thiebault so bezeichnend sagt, einen **esprit raisonneur.**

Aus diesen Umständen würde es allein erklärlich sein, daß zwischen beiden Brüdern kein fortdauernd freundschaftliches Verhältniß aufkommen konnte. Leider wurde aber das Uebergewicht von Seiten des Königs dem Prinzen, der jenen zu übersehn glaubte, bei manchen Gelegenheiten so empfindlich, daß er Jahre verbrachte, ohne mit Friedrich ein Wort zu sprechen, ja man darf sagen, daß ihn nur der Dienst, den er dem Staate schuldig zu sein glaubte, dahin vermochte, dem Könige nahe zu treten; wenigstens gab es selten eine andre Veranlassung dazu. Dagegen war eine leicht hingeworfene Aeußerung des Königs, wenn sie nur von ferne an Geringschätzigkeit streifte, im Stande, den Prinzen aufs Tiefste zu kränken. So waren beide einst zwei Jahre lang mit einander zerfallen, weil Friedrich im Gesprächston zum Prinzen Heinrich gesagt hatte: „O! mein Lieber, Du verstehst das nicht!" Augenblicklich wandte ihm der Prinz den Rücken mit den Worten: „Ich bin in dem Alter, um das zu verstehn, was ich sage." Man versuchte es, den Prinzen nachgiebiger zu stimmen, indem man ihm vorstellte, daß diese Aeußerung, die man oft von dem Könige hörte, nur eine nichts-

sagende Gewohnheit wäre; er versetzte aber mit Lebhaftigkeit: „Ich will nicht, daß er gegen mich dergleichen unangebrachte Gewohnheiten hat! Er mag sich bessern." Inzwischen muß man doch dem Könige die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er, als der höher Stehende, immer zuerst die Hand zur Versöhnung reichte.

Nicht weniger betrübend hatten sich die häuslichen Verhältnisse des Prinzen gestaltet. Er war, wie wir oben sagten, der eifrigste Verehrer seiner Gemahlin. Sie wurde durch ihn die Krone aller Feste und genoß einer unumschränkten Hochachtung in dem Kreise, der sie umgab. Dies dauerte aber nur bis zum Jahre 1765. Kurze Zeit nach Beendigung des 7jährigen Krieges, als die Hoffeste kaum erst ihren früheren Gang genommen hatten, trennte sich der Prinz plötzlich von seiner Gemahlin. Sie erschien nicht mehr in Rheinsberg und bewohnte in seinem Palais in Berlin einen besondern Flügel, so daß ihr Logis von dem seinigen völlig abgesondert war. Der Prinz sprach fortan kein Wort mehr mit der Prinzessin und alle Welt sah, daß ein tiefer, unheilbarer Bruch ihr eheliches Verhältniß gänzlich zerstört hatte, doch erfuhr Niemand die Veranlassung desselben. Beide Theile beobachteten darüber zeitlebens ein tiefes Stillschweigen. Man hörte keine Klage, keinen Vorwurf von irgend einer Seite; nur eine jede Einmischung wurde vom Prinzen mit großer Indignation zurückgewiesen, wenn schon er Niemanden deshalb ungünstig ansah, der nach wie vor der Prinzessin, die man allgemein für völlig schuldlos hielt, seine Ehrerbietung bewies. Diese verlebte nun den größten Theil des Jahres in Berlin, und schloß sich für den Sommer der Königin und der Prinzessin von Preußen an, mit denen sie in Schönhausen zusammen kam.

So wurde denn der Hof in Berlin, welcher in den ersten 15 Jahren der Regierung Friedrichs II. der Sammelplatz einer vergnügungslustigen und geistreichen Königsfamilie gewesen war, jetzt der öde Zufluchtsort für zwei verlassene Frauen und eine Witwe, und die Hoffeste, welche früher die willkommne Gelegenheit dazu geboten hatten, daß alle geselligen Talente sich in ihnen hervorthaten, bekamen ein steifes und halb trauriges Ansehn, indem die Repräsentation den Betheiligten selbst bei zunehmenden Jahren eine lästige Pflicht wurde.

Was die Lebensweise Friedrichs des Großen selbst angeht, so war sie ebenfalls von der, die er in früheren Jahren führte, in vielen Punkten verschieden. Er stand in den Wintermonaten zwischen 5 und 6 Uhr auf und in der Nacht war weder jemand bei ihm, noch brannte Licht in seinem Schlafzimmer; im Vorzimmer wachten dagegen zwei gemeine Lakaien. Auf die Minute, wie er es befohlen hatte, wurde er geweckt, und kurze Zeit vorher wurde in seinem Schlafzimmer ein Kaminfeuer angemacht. Er stand nach Beschaffenheit der Umstände gleich auf, oder schlief noch einige Zeit, oft eine Stunde länger. Strümpfe, Beinkleider

und Stiefeln zog er im Bett an, das übrige vor dem Kaminfeuer stehend. Dies brannte nämlich das ganze Jahr hindurch alle Morgen, weil der König so stark transpirirte, daß sowohl sein Nacht- wie sein Bettzeug stets am Feuer getrocknet werden mußte. Sobald er sich angezogen hatte, setzte er sich, öffnete das Paket eingelaufener Briefe und las davon, während ihm der Haarzopf gemacht wurde, diejenigen, die ihn am meisten interessirten; die übrigen schickte er an den Kabinetsrath, um Auszüge daraus zu machen. Nachdem er Alles durchgelesen hatte, legte er es auf einen kleinen Tisch neben sich, stand auf, wusch sich, setzte sich die Haartour und den Hut auf, den er nur bei Tische und wenn er mit Personen von Bedeutung sprach, ablegte und ging ins vorderste Zimmer, um dem daselbst befindlichen Adjutanten den Rapport abzunehmen und ihm militairische Befehle zu ertheilen. Gleich darauf trank er einige Gläser Wasser, die letzten Jahre seines Lebens mit ein wenig destillirtem Fenchelwasser vermischt, und hierauf zwei oder drei kleine Tassen Kaffee, zuweilen mit, zuweilen ohne Milch. In früheren Jahren hatte er den Kaffee sehr stark und in großer Quantität getrunken, späterhin nahm er ihn nur schwach zu sich, aber stets mit Senf vermischt. In den letzten Jahren seines Lebens aß er auch zu verschiedenen Zeiten des Tages kleine trockene Täfelchen Chocolate. Nach dem Kaffee ergriff er die Flöte und phantasirte, von einem Zimmer ins andere gehend, zwei Stunden lang. Gegen 9 oder 10 Uhr erschien der vom Kabinetsrath angefertigte Auszug. Diesen las er durch und ertheilte den Räthen, die er nach einander vor sich kommen ließ, Antworten auf die eingelaufenen Briefe und Depeschen. Er beobachtete dabei so wenig Geheimniß, daß die Thüre nicht selten offen stand. Dann machte er seine Toilette, d. h. er zog sich sein Nachthabit aus, bestrich sich die Haare mit etwas Pomade, ließ sich Puder aufschütten, wusch sich mit einer Serviette das Gesicht und die Hände und zog die Uniform an, was Alles, wenn er sich nicht rasiren ließ, in 5 Minuten gethan war. In den Stunden von 10 bis 12 Uhr gab er dem Commandanten die Parole, beantwortete einige Familienbriefe, sprach auch wohl mit Einem oder dem Andern, den er bestellt hatte, las mit lauter Stimme und übte sich, wenn es die Zeit erlaubte, in einigen Concertstimmen. Punkt 12 Uhr ging es zur Tafel. Sie war freilich nicht mehr das, was sie in früheren Zeiten gewesen war, aber doch noch immer der Lichtpunkt für das Gemüth des Königs. Er sah meistentheils nur 7 bis 10 Personen bei sich, und es wurden 8 gut zubereitete Schüsseln aufgetragen, und kein anderes Dessert mehr, als Früchte, die die Jahreszeit mit sich brachte. „Wer sich nicht an 8 Schüsseln satt essen kann," pflegte der König in dieser ökonomischen Epoche seines Lebens zu sagen, „kann es auch nicht an 80." Es wurde übrigens von schönem Porzellan gespeist und ein jeder Gast hatte die Freiheit, Mosel und Pontak zu trinken, soviel als

er wollte; Champagner und Ungarwein wurden dagegen nur auf besondern Befehl des Königs aufgesetzt. Friedrich selbst trank Bergerac mit Wasser gemischt; Champagner und Ungar waren indessen nicht ganz ausgeschlossen. Der einzige Wein, den er nicht mochte, war der Rheinwein. „Wer einen Vorschmack davon haben will," pflegte er zu sagen, „wie dem zu Muthe ist, der gehangen wird, der muß Rheinwein trinken." Er glaubte nämlich, daß er das Podagra, welches ihn regelmäßig alle Jahre heimsuchte, von seinem Vater geerbt habe, der es seinerseits durch den Rheinwein bekommen hätte. Seine Vorliebe für pikante Speisen nahm mit dem Alter mehr zu als ab und er hatte darüber manchen Streit mit seinen Aerzten, die er insgesammt für Pfuscher und Charletans erklärte, wenn schon er sie fast bei jeder Kolik und Indigestion, die ihn häufig nach Tische befiel, rufen ließ und sich mit ihnen herumstritt. Uebrigens erwachte bei Tische alle seine Lebhaftigkeit und Laune. Die Tafel dauerte oft 4 bis 5 Stunden. Eben so lange trank er, und sein Herz saß ihm dabei auf der Zunge. Gleich nach Tische spielte er wieder eine halbe Stunde die Flöte, unterschrieb Kabinetsbefehle, regulirte den Küchenzettel für den andern Mittag und trank Kaffee. Wenn diese Geschäfte schon mit der vierten Stunde geendigt waren, so zog er sich in sein Studierzimmer zurück und widmete die Zeit bis um 6 Uhr seinen literarischen Erzeugnissen. Unter ihnen haben wir aus dieser Epoche besonders seine Geschichte des 7jährigen Krieges anzuführen, ein Werk, welches in seiner Art einzig dasteht. Vor dem Concert, welches um 6 Uhr anging, präludirte er eine Viertelstunde, spielte darauf drei Flötenconcerte, hörte auch zuweilen eins von Quantz und hiermit hatte die Musik mehrentheils ein Ende. Zu diesen Concerten wurden nur die dazu nöthigen Musiker und äußerst selten einer oder der andere Musikkenner zugelassen. Sie waren höchst einfach. Die Flöte wurde von zwei Violinen, einer Bratsche, einem Violoncell, einem Fagot und dem Fortepiano begleitet. Nach dem Concert kam der Marquis d'Argens und nach dessen Tode der Obrist Quintus Icilius, dem der König selbst vorlas und wenn ein Paragraph zu Ende war, so disputirte er darüber mit seinem Zuhörer. Statt dessen gab der König auch in den Wintermonaten an manchem Abend einigen Personen ein kleines Souper. Er selbst saß in einer kleinen Entfernung am Tisch, ohne etwas zu genießen. Gegen 9 oder spätestens um 10 Uhr hatte dies schon sein Ende, denn der König hatte seit dem 7jährigen Kriege dem Abendessen für seine Person gänzlich entsagt, und wenn schon dies ohne Zweifel seiner Gesundheit sehr zuträglich war, so büßte er doch dadurch den Theil des Tages ein, der für ihn in früheren Jahren der angenehmste und genußreichste gewesen war. Als eine Curiosität dürfen wir noch bemerken, daß der König in den ersten drei oder vier Jahren nach dem Frieden von Hubertsburg eine kleine Tischgesellschaft von Damen bei sich sah.

Außer der Prinzessin Amalie nahmen vier Damen des alten Hofes, die Gräfin von Camas, Frau von Kanneberg, die Gräfin von Konnecke und Frau von Morien an dieser unerhörten Auszeichnung Theil. Er wählte dazu den Sylvesterabend, als denjenigen Tag im Jahre, an dem die Frauenherrschaft anfangen müßte. Jede dieser Damen fand daher unter ihrer Serviette eine Krone und einen Scepter von Zucker, um damit die Süße ihres Regiments anzudeuten und der König pflegte an dieser table de confidence sehr aufgeräumt zu sein. Mit Ausnahme dieser Tage entließ der König seine Abendgesellschaft gegen 9 oder 10 Uhr, stellte sich dann vor den Kamin, zog sich bis auf die Beinkleider und Stiefeln selbst aus, legte sich sein Nachtzeug an und entließ seinen Kammerbedienten mit dem Befehle, ihn am andern Morgen zeitig zu wecken.

Diese Ordnung, die der König für die Wintermonate festgesetzt hatte, blieb im Wesentlichen auch für den Sommer unverändert. Nur die körperlichen Uebungen waren in dieser Zeit häufiger und er ging früher zu Bette, um sich allmälig an das frühe Aufstehen bei den Revuen zu gewöhnen. Dies ging so weit, daß er zur Berliner Revue öfters schon am Morgen um 2½ Uhr aufstand und um 4 Uhr zu Pferde saß. An solchen Tagen opferte er sein Flötenspiel auf und expedirte seine Briefe, wenn er von der Revue zurückkam. Sobald diese Zeit vorüber war, legte er seiner Nachtruhe wieder allmälig etwas zu, bis sie das Maß von 7 bis 8 Stunden erreichte.

Nicht minder feststehend war die Eintheilung, die der König mit den verschiednen Jahreszeiten machte. Zu Anfang April verließ er gewöhnlich Potsdam und bezog Sanssouci; zu Ende dieses Monats ging er nach Charlottenburg und hielt über die Berliner Garnison Specialrevue. Bei dieser Gelegenheit pflegte er nach der Stadt zu kommen, um die Prinzessin Amalie zu besuchen und seine Bauten in Augenschein zu nehmen. Am 17. und 18. Mai war Revue in Potsdam, am 19. in Spandau, wo die Prinzen Heinrich und Ferdinand ihre Regimenter vorführten, am 20. ritt er in der Frühe nach Berlin, machte hier seine Kabinetsgeschäfte ab, ging in den großen Saal auf dem Schlosse, ertheilte den daselbst versammelten Staabsoffizieren die Parole und Dispositionen und verfügte sich mit seinen Gästen zur Tafel. Dann folgte die Revue zu Berlin, und am 26. die zu Magdeburg, von denen eine jede drei Tage dauerte. Am 1. Juni kam der König dann in Küstrin an, musterte die dort im Lager stehenden Dragoner-Regimenter und ging am 2. Juni nach Stargard ab, wo am 3. und 4., wie in Preußen am 8., 9. und 10. Revue war. Am 12. oder spätestens 13. Juni traf der König gewöhnlich wieder in Sanssouci ein.

Nachdem die preußische Reise beendet war, kamen sämmtliche Minister des General-Directoriums nach Sanssouci und der Etat wurde

erneuert. Dann trank der König den Egerbrunnen und hielt sich 10 bis 14 Tage im neuen Palais auf, wo ihn seine Geschwister zu besuchen pflegten. Er hatte dies prächtige Schloß gleich nach Beendigung des 7jährigen Krieges bauen lassen und bewohnte es zu Anfang mehrmals im Sommer. Später gefiel ihm der Aufenthalt daselbst nicht mehr und er hielt sich aufs Höchste 12 Tage im Jahre darin auf, wenn er Besuch von seinen Schwestern hatte. Dann kehrte er sogleich nach Sanssouci zurück, ein Ort, an dem sein ganzes Herz hing. Am 14. oder 15. August trat der König seine schlesische Reise an, von der er erst zu Anfang Septembers nach Sanssouci zurückkam. Einige Tage nach seiner Rückkunft ging er nach Berlin, speiste des Mittags bei seiner Schwester, der Prinzessin Amalie, besah darauf die Bauten, kam nach der Tafel aufs Schloß, wo er mit seinen Ministern und dem Tresorier sprach und ritt gegen Abend nach dem nahe bei Berlin gelegenen Gesundbrunnen. Am Morgen darauf besah er das hier versammelte Artillerie-Corps, manövrirte mit der Wachtparade und kehrte gegen Mittag nach Sanssouci zurück, wo am 21., 22. und 23. September das große Manöver stattfand, zu welchem Offiziere von der ganzen Armee als Zuschauer eingeladen waren. Damit endigten für das Jahr alle militairischen Uebungen. Der König stand nun später auf, ging später zu Bett und verließ mit Ende Novembers Sanssouci, um in Berlin dem Carneval beizuwohnen.

Im Uebrigen zeigte sich in den letzten 23 Jahren seiner Regierung bei Friedrich eine ebenso große Neigung zur Sparsamkeit, wie er sie früher zum Aufwande gehabt hatte. Dies war die natürliche Folge seiner veränderten Individualität, sowohl in körperlicher wie in geistiger Beziehung und wir können nicht die Ansicht derer theilen, welche meinen, der große König habe dadurch wirklich seinem Lande einen bedeutenden Vortheil verschaffen wollen. Jener wäre ohne Zweifel größer gewesen, wenn der König viel verausgabt hätte, da das Geld dadurch in Circulation gesetzt worden wäre, während man es auf diese Weise in den Schatz legte. Der König lebte dabei freilich in einer Enthaltsamkeit, die fast der Bequemlichkeiten, geschweige denn des Luxus entbehrte. So besaß er weder Pantoffeln, noch Schlafrock oder Nachtmütze. Seine Röcke wurden oft ausgebessert und Alles, was seine Person zunächst anging, hatte das Gepräge der größten Oekonomie. Er kleidete freilich seine Domestiken dafür desto reicher, doch war ihre Stellung weder glänzend noch überhaupt beneidenswerth. Die ersten unter ihnen bekamen außer Tisch und freier Wohnung monatlich 8 bis 10 Thaler, die übrigen nur 8, 7, selbst 4 Thaler. Dabei behandelte er sie im Ganzen mit großer Strenge und war niemals so unnachsichtig, als wenn er an ihnen Umgang mit dem andern Geschlechte bemerkte. Dann schalt und schlug er sie, schickte sie in Arrest, gab ihnen den Abschied oder steckte

sie unter das Militair. Nur dann, wenn er krank war, milderte sich sein Benehmen gegen sie, und es wurde als ein untrügliches Zeichen seiner Besserung betrachtet, wenn er wieder anfing, hart mit ihnen umzugehn. Auch gegen das Ende seines Lebens behandelte er sie etwas glimpflicher und machte nach ausgestandnen Krankheiten oder zu Weihnachten denen, die um seine Person waren, kleine Geschenke. Noch mehr erhielten die, welche sich ihm so zu sagen unentbehrlich gemacht hatten und am meisten die, welche er begünstigte. Im Uebrigen war ihre Zahl bedeutend geschmolzen und von der reichgekleideten Dienerschaft, die in früherer Zeit den Monarchen umgab, sah man fast Niemanden mehr. Den Küchenetat hatte der König jährlich auf 12,000 Thaler festgesetzt und war bis an sein Lebensende nicht dahin zu vermögen, eine Aenderung darin zu treffen. Davon mußten täglich 8 Schüsseln für seine Tafel, eben so viel für die Marschallstafel, Mittags und Abends 3 Schüsseln für 10 bis 12 Domestiken und kalte Küche für 3 bis 4 Hunde geliefert werden. Da die Lebensmittel seit Errichtung des Etats im Preise gestiegen waren, so wollten die Ausgaben nicht mehr zureichen. Der König lärmte darüber, schimpfte auf seine Köche, bezahlte aber am Ende ihre Schulden. Eben so freigebig, wie sich Friedrich der Große in Angelegenheiten bewies, die das allgemeine Beste betrafen, so sparsam war er in solchen Fällen, wo irgend ein partikuläres Interesse obwaltete. Auf Reisen und Spazierritten ließ er gewöhnlich einem armen Manne oder einem Invaliden 8 Groschen reichen, schriftliche Betteleien oder erbetene Pensionen wurden aufs Höchste mit 20 Thalern, aufs Geringste mit 16 Groschen beantwortet. Ein Nachtquartier auf der Reise wurde mit 100 Thalern, ein Mittag oder Frühstück mit 50 bezahlt. War dagegen der Wirth in den Dörfern, wo der König Revue hielt, ein Edelmann, so bekam' er außerdem wohl noch eine goldene Tabacksdose oder einen Ring von 3 bis 400 Thalern. Diese Züge werden hinreichen, um unsern Lesern eine Andeutung von dem ökonomischen Verfahren zu geben, welches sich der König in seinem Alter zur Pflicht machte.

Friedrich hatte seit seiner Thronbesteigung mit der größten Eifersucht darauf gehalten, daß sowohl er, wie die vertrauteren Freunde, die ihn umgaben, ein echtes Junggesellenleben führten. Seine Abneigung gegen die Ehe war eine Sonderbarkeit, die ihn auch in späteren Jahren nicht verließ. Im Gegentheil: sie äußerte sich bei der Härte des Gemüths, die ihm mit der Zeit eigenthümlich wurde, mit doppelter Schärfe und so sah er sich denn auch allen den Inconvenienzen ausgesetzt, die das Leben eines alten Junggesellen zu begleiten pflegen. Sein Herz, welches den Mangel an Wesen, die ihm ihr Dasein verdankten, nicht verwinden konnte, hing sich statt dessen an einige Liebhabereien, wie sie eine solche Vereinsamung hervorzubringen pflegt. Die erste Stelle unter

denselben nahmen seine Hunde ein, gegen die er eine wahrhafte Zärtlichkeit an den Tag legte.

„Sie leben," sagte er einst zu seinem Freunde Fouquet, der sich mit ihm in gleicher Lage befand, „zu einsam. Sie müssen täglich Gesellschaft um sich haben. Ihre Fenster müssen mit Blumentöpfen besetzt sein und Sie müssen kleine Hündchen haben, die um Sie herumspringen." So war es nämlich in Sanssouci. Drei oder vier Hunde waren beständig um die Person des Königs, von denen der eine der Favorit und die andern die Gesellschafter desselben waren. Jener lag beständig an der Seite des Königs auf einem besondern Stuhl, mit Kissen bedeckt, und schlief des Nachts im Bette seines Herrn. Die andern mußten Abends das Zimmer verlassen und kamen am andern Morgen, sobald der König geweckt wurde, wieder. Auf den Fußpromenaden und bei Tische folgten sie dem Könige beständig, der besonders für die Pflege seines Favorithundes sehr besorgt war. Er hatte diese Thiere sogar im Felde um sich, wo einer von ihnen einmal in die Gefangenschaft der Oesterreicher gerieth, die ihn aber dem Könige mit einem verbindlichen Schreiben zurückstellten. Ein anderer starb, während Friedrich abwesend war, in Sanssouci. Da er den Hund sehr geliebt hatte, so befahl er, daß sein Körper in einem Sarge so lange im Bibliothekzimmer aufgestellt werden sollte, bis er zurückkäme. Dann ließ er den Sarg öffnen, beklagte das Thier mit den Zeichen des aufrichtigsten Bedauerns und ließ es begraben. Diese Scene wiederholte sich fast stets auf dieselbe Weise bei dem Verluste eines dieser Lieblinge. Sämmtliche Hunde wurden in Sanssouci auf einer gewissen Stelle in Särgen begraben und erhielten Leichensteine mit der Aufschrift ihres Namens. Um diesen Artikel nicht ausgehn zu lassen, hatte der König auf dem Potsdamschen Schlosse und dem Jägerhof noch eine Pepiniere von 40 bis 50 Windspielen, die von zwei Jägern verpflegt wurden, von denen der eine zugleich ihr Arzt war. Der Favorithund und dessen Gesellschafter hatten zu ihrer Verpflegung einen Kammerlakaien, der sie füttern und mit ihnen spazieren gehen mußte. Er behandelte sie so ehrfurchtsvoll, daß er sich in der Chaise, in welcher er mit ihnen dem Könige nach Berlin und auf Reisen folgte, stets auf den Rücksitz setzte und sie nicht anders als mit „Sie" angeredet haben soll. Sie bekamen zu ihrem Unterhalt verschiedene Arten von Braten, Kuchen, Buttersemmeln, Milch und Wasser, soviel sie nur haben wollten. Wer das Unglück hatte, einen von den Hunden zu treten, die den Gästen bei ihrem Eintritt ins Zimmer des Königs entgegen zu springen pflegten, kam selten ungescholten davon.

Eine andere Leidenschaft des Königs, die für sein Junggesellenleben nicht minder charakteristisch ist, war seine große Vorneigung für den Spaniol. Er hatte fortwährend einige tausend Pfund vorräthig und

machte davon eine so starke Consumtion, daß man an dem Ort, an dem er eine Zeit lang gesessen hatte, deutliche Spuren zu finden pflegte. Dieser Umstand, verbunden mit seiner Leidenschaft für die Hunde, war es, der seiner Tafel ihre ehemalige Eleganz raubte. Die Stelle, wo der König saß, umgab eine dichte Decke von Schnupftaback, die sich auf dem Fußboden und dem Tische ausbreitete. Neben ihm befand sich sein Favorithund, dem er gewöhnlich auf dem Tische selbst einige Leckerbissen vorzulegen pflegte, die er ohne weitere Umstände mit den Fingern von seinem Teller nahm, und die andern Hunde trieben dabei auch auf den Stühlen und gelegentlich auf dem Tische selbst ihr Wesen.

Mit der Vorneigung für den Taback verband sich auch auf sehr natürliche Weise die für Tabacksdosen. Der König trug stets ihrer zwei, die besonders reich waren, in den Taschen und 5 oder 6 standen auf den Tischen zu seinem täglichen Gebrauche umher. Ueber 100 Stück wurden dagegen noch in Kasten aufbewahrt, um ihm bei dieser einförmigen Beschäftigung einige Abwechselung zu gewähren. Die geringste Dose war nicht unter 2000, die reichste nicht über 10,000 Thaler werth. Nach seinem Tode fanden sich 130 Stück vor. Eine große Menge hat der König aber bei Lebzeiten als Zeichen seiner Gunst verschenkt. Man könnte hierzu noch die Vorneigung des Königs für ausländische Gartenfrüchte anführen, deren er eine Menge nach Sanssouci kommen ließ, doch gehört diese schon mehr einer frühern Epoche seines Lebens an, wo er mit der Verschönerung von Sanssouci beschäftigt war.

Dies Alles beweist zur Genüge, wie groß die Veränderung war, die sich mit dem Könige in den 7 Jahren des Krieges zugetragen hatte. Wenn er früher in der Kühnheit jugendlichen Selbstgefühls sich allein zu genügen das Zutrauen hatte, so fühlte er jetzt im Alter die Oede einer solchen Einsamkeit, aber er war zu stolz, um sie sich zu gestehn. Er schrieb die Dürre seines Innern, in welchem die Kanäle zum Theil vertrocknet waren, aus denen sich warme und belebende Kraft in seine Seele ergossen hatte, theils der Zunahme seiner Jahre zu, theils den ausgestandenen Leiden, die sein Gefühl abgestumpft hatten. Sein Geist war in dieser Hinsicht mit dem Körper einen gleichen Schritt gegangen. Wie sich aus diesem die Fülle und Anmuth früherer Formen verloren hatte, wie in dem Gesicht selbst zum Nachtheil des Ganzen diejenigen Züge hervorgetreten waren, die ihm von jeher charakteristisch gewesen waren, ohne darum dem Betrachtenden sogleich ins Auge zu springen, so kehrte er auch in seiner Handlungsweise mit Schroffheit diejenigen Seiten hervor, die früher in der Verschmelzung mit den weicheren Aeußerungen seines Gemüthes ein mehr harmonisches Ganze bildeten. Sein Zweck blieb dabei freilich unverrückt derselbe. Das Wohl seiner Unterthanen, für die er sich aufopferte, war das einzige Ziel seines Strebens. Mit rastlosem Eifer arbeitete er daran, die Wunden zu

heilen, die der verderbliche Krieg dem Lande geschlagen hatte und den Wohlstand aufs Neue zurückzuführen. Welche Mittel ihm nur sein Scharfsinn an die Hand geben konnte, welche Wege ihn auch sein unermüdeter Fleiß in der Kenntnißnahme des geringfügigsten Details führen mochte, Friedrich wollte nie etwas Anderes, als seinen Staat den möglichst hohen Grad von Glückseligkeit erreichen lassen, dessen er fähig war. Nur die Art, in der er zu diesem Ziele zu gelangen strebte, war vermöge der Veränderung seines Innern jetzt eine andere. Er glaubte sich durch die große Ueberlegenheit, die er seinem Zeitalter gegenüber fühlte, dazu berechtigt, ohne Berücksichtigung persönlicher und partikulärer Interessen, durchzugreifen und hierdurch erhielten seine Maßregeln oft etwas Despotisches, zumal da es ihm nicht immer beliebte, die geheimen Gründe, die er für manche unerklärliche That unleugbar gehabt haben muß, offen darzulegen. Der Nachtheil, der im Einzelnen dadurch entstanden ist, mußte freilich verschmerzt werden, aber gerade deshalb, weil diese Fälle nur von seinen allgemeinen Principien als abgelöst erschienen und mit jenen gewissermaßen im Widerspruch standen, so hörten sie dadurch auf, für das Ganze von schädlichen Folgen zu sein. Friedrichs größtes Verdienst bestand eben darin, daß er die Bande des blinden Gehorsams, in welche sein Vater das Volk gekettet hatte, zerbrach und seine Unterthanen aus dieser dumpfen Abhängigkeit befreite. Er führte sie durch sein Beispiel und zahllose Aufmunterungen dem Lichte der Wahrheit, des Selbstdenkens und Selbstthuns entgegen und nachdem er diesen Trieb einmal rege gemacht hatte, durfte er selbst um die Folgen seiner Irrthümer nicht mehr besorgt sein, da er sich einer Nation gegenüber befand, welche bei aller Bewunderung für ihren Helden, doch auch der strengste Kritiker für seine Mängel war und daher nicht zögerte, sich in Fällen, wo die königliche Ungnade den Unrechten getroffen hatte, des Märtyrers der guten Sache anzunehmen und ihm auf diese Weise Ersatz für seinen Verlust zu verschaffen.

Anders verhielt sich die Sache freilich mit denen, die zur täglichen Umgebung des Königs gehörten. Sie fühlten das gewaltige Uebergewicht, welches der größte Mann seines Jahrhunderts durch seine persönliche Nähe unwillkürlich ausübte und hatten nichts, als ihre Anhänglichkeit, die sie ihm gegenüberstellen konnten, denn wo hätte es ein Verdienst gegeben, welchem dem seinigen verglichen werden konnte? — Friedrichs Gesellschafter hatten überdies von jeher einen prekären Stand gehabt. Er liebte es sehr, sich in ihrer Nähe seiner königlichen Würde gänzlich zu begeben. Er wollte nur Mensch sein, er wollte seine Freunde lieben und von ihnen wieder geliebt sein. Aber dennoch war Niemand reizbarer und empfindlicher, als er, wenn andre zu vergessen schienen, daß er König war und in gutmüthiger Vertraulichkeit zu weit gingen. Er wollte die höchste Offenheit, und dennoch durfte man es nicht wa-

gen, seinen Capricen, deren er eine Menge hatte, mit Ueberzeugung entgegenzutreten; er wollte uneigennützige, ja aufopfernde Freundschaft, aber er vergaß, daß die Gleichheit des Standes oder mindestens vollständige Unabhängigkeit von äußern Verhältnissen die nothwendige Voraussetzung derselben ist, und seine Freunde sollten voll der reinsten Hingebung sein, während er sich seine Würde dabei reservirte. Die Folge davon war, daß diejenigen, die sich auf diese Weise gänzlich von ihm abhängig machten, zwar seine Neigung erhielten, aber seine Hochachtung einbüßten. Er schonte sie nicht, wenn sein satyrischer Dämon über ihn kam, und sie hatten manche schmerzliche Demüthigung auszustehn, wenn schon sie das Wohlwollen des Königs keinen Augenblick entbehrten. Andre, welche sich ihre Geltung ihm gegenüber zu erhalten suchten und nach eigener Sinnesart zu sprechen und zu handeln wagten, geriethen darüber mit ihm in offenen Zwiespalt und so kam es denn, daß die meisten nicht im Stande waren, in einem solchen Verhältniß ausdauern zu können.

Da es nicht unsre Absicht ist, eine Liste aller der Männer anzufertigen, welche Friedrichs Umgang in dieser Zeit genossen, so sprechen wir nur von zweien, die er vorzugsweise mit seinem Vertrauen beehrte und die in auffallender Weise die so eben ausgesprochene Ansicht bestätigen. Der eine von ihnen ist der Marquis d'Argens. Er machte die betrübende Erfahrung, daß der König ein ungleich liebenswerther Correspondent als ein guter Gesellschafter war. Der Marquis hatte für den König eine unbegrenzte Verehrung. Seine Worte waren ihm heilig, seine Thaten ein Gegenstand der höchsten Bewunderung und seine Briefe ein geweihtes Mysterium, in welches Niemand einen Blick thun durfte. Bei seiner grenzenlosen Gutmüthigkeit hatte er sogar seinen Meinungen und Gedanken diejenige Richtung gegeben, die mit der des Königs übereinzustimmen schien. Er wollte sein Anhänger und Verehrer bis in die Tiefen seines Herzens sein. Es ist rührend, in seinem Briefwechsel wahrzunehmen, wie der Marquis nur hie und da von einer Caprice, die der König zum allgemeinen Grundsatz erhob, zu seinen Gunsten eine geringe Ausnahme macht, ohne daß er es wagte, seinem Herrn und Meister im Großen zu widersprechen. Ein solcher Punkt waren z. B. die Frauen. Der Marquis hatte sich nicht über sie zu beschweren. Er war mehrmals verheirathet und immer glücklich gewesen. Seine Herzensgüte war auch gewiß vom Hause aus weit entfernt, das weibliche Geschlecht zu verdammen oder zu verabscheuen. Dennoch stimmte er aus Patriotismus in die Verachtung des Königs ein, und nahm nur seine gute Babet von der allgemeinen Regel aus. „Ich glaube," schrieb er z. B. bei le Catts Vermählung an den König, „daß es im Ganzen nichts so Schlechtes gibt, als die Frauen, aber wenn man so glücklich ist, eine gute zu haben, so ist das ein großer

Segen für einen einfachen Privatmann, selbst wenn es ein Philosoph ist. Was wäre aus mir geworden, wenn ich nicht Unterstützung bei der meinigen in den letzten drei Jahren gefunden hätte? Ich wäre längst schon begraben!" — Der König machte daher auch zu Gunsten der Marquise die Ausnahme, daß er ihr erlaubte, mit ihrem Manne in Sanssouci zu wohnen. Sie war die einzige Frau, der diese Gnade zu Theil wurde. Ob er nun aber dem Marquis dafür dankte, daß er sich gegen bessere Ueberzeugung zu seinen Gunsten bekehrt hatte, ist eine andere Frage, die sich schwerlich bejahen läßt. Friedrich hatte zu viel eiserne Consequenz selbst in seinen Capricen, als daß er die gutmüthigen Zugeständnisse eines ihm vom Grunde ergebenen Herzens nicht als Geistesschwäche hätte bemitleiden sollen. Er schätzte daher das Herz seines Freundes nach wie vor, während er die Biegsamkeit seines Charakters gar nicht nach seinem Geschmack fand. Der Marquis war überdies unselbstständig genug, um mit sich spielen zu lassen und hatte daher viel von der Spottsucht des Königs zu dulden, der nicht müde wurde, seine Schwächen zu persifliren. Was seine Lage aber vollends unerträglich machte, war ein starker Ansatz zur Hypochondrie, der bei ihm auf eine Besorgniß erregende Weise zunahm. Der störrische Dämon der Krankheit rang lange mit der Anhänglichkeit an den König. Er pflegte zu sagen, das Hofleben sei ganz wie die Sünde: „Zu Anfange schmeichelte es den Sinnen, aber am Ende machte es sehr unruhig," und er trug Jahre lang den Entschluß mit sich herum, den König um seine Entlassung zu bitten. Dieser Wunsch wurde noch durch seinen öfteren Aufenthalt in Frankreich gesteigert. Bei seinem Bruder, dem Tribunals-Präsidenten in Aix, fand er eine so herzliche Aufnahme und so gemüthlichen Aufenthalt, wie er ihn sich nur wünschen konnte. Sein Vaterland, das er im jugendlichen Ungestüm verlassen hatte, schien ihm jetzt ein Eldorado, in dem er seine letzten Tage gern beschlossen hätte, und er bat daher den König mehrmals um die Erlaubniß, auf ein paar Jahre daselbst verweilen zu dürfen. Friedrich wollte nichts davon wissen, weil er glaubte, der Marquis würde nicht wieder zurückkommen. Er stand schon in diesem Wahn, als d'Argens im J. 1765 in der Provençe war, und verfaßte daher fälschlich unter dem Namen des Papstes einen Hirtenbrief, in welchem der Marquis als Gotteslästerer und Atheist bezeichnet wurde, und den er an mehre Bekannte desselben verschickte. Er erreichte dadurch wohl, daß d'Argens das Land bald verließ, hatte aber freilich nicht bedacht, daß die Provençalen viel zu bigott und unkritisch waren, um die Unechtheit des Documentes zu erkennen und daß er jenen dadurch den größten Gefahren aussetzte. Der Marquis sagte ihm dies bei seiner Rückkehr und versicherte ihm dabei ganz ernstlich, sein Benehmen ginge über den Spaß (**que cela passait la** raillerie). Der König wollte sich nun nicht aufs Neue der

Gefahr aussetzen, den Marquis vielleicht auf immer zu verlieren, und verweigerte ihm daher den Urlaub zur Reise. Dies brachte d'Argens zur Verzweiflung. Er packte sämmtliche Briefe des Königs zusammen, übersandte sie ihm und bat, seiner Kränklichkeit wegen, ehrerbietigst um seinen Abschied. Den König rührte dieser Schritt außerordentlich. Er schrieb ihm einen eigenhändigen Brief, in dem er ihm Urlaub zu einer Reise ertheilte, aber ihm den Abschied unter den herzlichsten Versicherungen seiner Freundschaft versagte. Auch seine Briefe schickte er ihm als Zeichen seines unbegrenzten Vertrauens zurück. Der Marquis reiste nun im Jahre 1769 nach Frankreich, wo er etwa ein Jahr lang zu Eguilles, eine kleine Meile von Aix lebte. Den Winter zu Ende 1770 wollte er bei seiner Schwester, der Baronesse **de la Garde**, auf einem Gute nahe bei Toulon, zubringen. Hier bekam er ein Fieber und starb am 12. Jan. 1771, wie man glaubt, aus Ungeschicklichkeit seines Arztes.

Der Marquis war ein Mann von ansehnlicher Größe und wohlgewachsen. Er hatte eine offene Physiognomie, welche Jovialität, Gutmüthigkeit und große Lebhaftigkeit ankündigte. Er gab in seinem Hause zu Potsdam vorzugsweise gerne den Künstlern Zutritt und empfahl sie dem Könige, so gut er konnte. Auch waren die meisten Stunden des Tages in seinem Hause, nebst der Lectüre, der Malerei und Musik gewidmet. Seine Gemahlin übte beide Künste auf ausgezeichnete Weise; seine Tochter gleichfalls. Er wurde in seiner Familie wie ein Patriarch verehrt und wie ein Vater geliebt. Auch unter der Umgebung des Königs befand sich Niemand, dem er jemals geschadet hätte, aber mancher, dem er nützlich gewesen war. Der König schickte der Witwe nach seinem Tode eine ansehnliche Summe, um ihm in seinem Vaterlande ein Denkmal von Bildhauerarbeit setzen zu lassen. Die Geistlichkeit von Toulon versagte ihr dazu den Platz, weil der Marquis durch sein Buch **la philosophie du bon sens** ihren Verfolgungsgeist erregt hatte. Endlich nahm die Minoritenkirche zu Aix das Kenotaph auf, aber die Mönche veränderten die Grabschrift: **Erroris inimicus, veritatis amator** (der Feind des Irrthums, Freund der Wahrheit), welche Friedrich seinem Freunde bestimmt hatte.

Ein Charakter entgegengesetzter Art war der Obrist Quintus Icilius. Karl Theophilus Guichard, denn dies war sein eigentlicher Name, war im J. 1725 in Magdeburg geboren. Er hatte sich anfangs der Theologie gewidmet, legte sich aber nachher auf das Studium der alten Sprachen und ging darauf aus, eine Professur in denselben auf der Universität Utrecht zu bekommen. Da ihm dieser Plan nicht glückte, so ergriff er vor Verdruß darüber die Waffen, trat in holländische Dienste und machte den Feldzug vom Jahre 1747 mit. In Folge dessen kam er, nachdem der Friede zu Aachen im nächsten Jahre geschlossen war, in Franecker in Garnison. Auf dieser Universität fing er wieder an, ernsthaft zu stu-

diren, und da er mit der Kenntniß der alten Schriftsteller über das Kriegswesen praktische Erfahrungen verband, so sah er sich im Stande, die irrigen Ansichten der Fachgelehrten in diesem Punkte wesentlich zu verbessern. Er schrieb nun ein Werk über die Kriegskunst der Alten, schickte dasselbe an den König und bat ihn dabei, ihm eine Stelle in seinen Diensten zu gestatten. Er erhielt sie, kam zu Anfange des Jahres 1758 in Breslau an und machte den Feldzug dieses Jahres als Hauptmann im Gefolge des Königs mit. Friedrich, der erfreut war, unter seinen Militairs einen Mann von wissenschaftlicher Bildung zu haben, unterhielt sich oft mit ihm über Gegenstände der alten Kriegsgeschichte. Dies geschah besonders im Hauptquartier zu Landshut, in dem der König den größten Theil des Monats Mai 1759 stand. Indem sie einst über die Thaten der zehnten Legion sprachen, die in der Schlacht bei Pharsalus besonders schöne Manövers ausführte, erwähnte der König eines Centurio derselben mit Namen Quintus Cäcilius. Guichard bemerkte, er habe nicht Cäcilius, sondern Icilius geheißen. Der König, der sich nicht gerne corrigiren ließ, widersprach. Endlich wurde das Buch geholt und es fand sich, daß Guichard Recht hatte. „Nun gut," erwiderte der König, „so soll Er auch zeitlebens Quintus Icilius heißen!" Guichard glaubte, der König scherzte, und erstaunte daher eben so sehr, wie seine Freunde, als der König wenige Tage darauf bei der Parole den Hauptmann Quintus Icilius zum Major beförderte. Er wurde in Folge dessen niemals anders als mit diesem Namen benannt, und stieg im J. 1765 zum Obrist-Lieutenant, 1772 zum Obristen.

Nach dem Frieden gehörte Quintus Icilius mit zu der täglichen Gesellschaft des Königs. Er hatte eine Art von beißendem nicht allemal feinen Witz, mit dem er schnell herausfuhr und sich wenig Freunde machte. Er war dabei freimüthig und dreist, oft mehr als es die Vorsicht erlaubte, doch zeigte die Folge, daß er dadurch mehr sich selbst, als Andern schadete. Am meisten verdachte man ihm im Publikum, daß er seine Stellung, wie es schien, dazu benutzte, seinen Eigennutz zu befriedigen, und dies war der Punkt, über den ihn der König öfters zu persifliren pflegte. Da er die Antwort indessen nicht schuldig blieb und sich jenem mit Festigkeit gegenüberstellte, so blieben sie bis zum Jahre 1770 Freunde. Zu dieser Zeit kam Quintus auf den Gedanken, sich mit einem Fräulein von Schlabberndorf vermählen zu wollen. Diese Dame war allgemein geachtet und Niemand hatte gegen die Partie etwas einzuwenden. Gleichwohl versagte ihm Friedrich dazu seine Einwilligung, anfangs scherzend, nachher aber in ernsthaftem, gebietendem Tone. Quintus war nicht der Mann, um in Dingen dieser Art nachzugeben. Er schrieb an den König und bat ihn um die Erlaubniß, sich verheirathen zu dürfen oder eventuell um seinen Abschied. Der König erwiderte ihm, wenn er diese Thorheit unterlassen wollte, so wollte er

ihm alle andern Thorheiten, die er begangen haben könnte, vergeben. Quintus antwortete unmittelbar, er bäte nochmals um die Erlaubniß zur Heirath, weil nach seiner Meinung jeder Mensch ein unbezweifeltes Recht habe, nach seiner Einsicht für sein Hauswesen zu sorgen. Der König nahm dies übel. Als Quintus bei ihm zu Mittag war, neckte er ihn wieder mit seinem Eigennutz, ohne der Heirath zu erwähnen. Er fragte ihn unter Anderm, wie viel er mitgenommen hätte, als er im Kriege das Schloß des Grafen von Brühl plünderte. Quintus wurde endlich ungeduldig und erwiderte: „Ew. Majestät müssen das eben so gut wissen, als ich, denn ich habe nichts ohne Ihren Befehl gethan. Ich habe Ihnen von Allem Rechenschaft abgelegt und wir haben getheilt." Darauf stand er von Tische auf, verließ das neue Palais, wo diese Unterredung statt hatte, fuhr nach Potsdam und erneuerte an diesem Tage seine Bitte um die Erlaubniß zu heirathen oder um seinen Abschied. Der König gab ihm die Erlaubniß und Quintus lebte nun mit seiner in jedem Betracht vortrefflichen und würdigen Gattin in stiller Zurückgezogenheit. In Sanssouci erschien er nicht mehr und beschäftigte sich hauptsächlich mit seinen Studien. Das Refroidissement zwischen dem Könige und ihm dauerte Jahr und Tag, Friedrich sprach nicht von ihm und Quintus ertrug seine Ungnade äußerlich wenigstens mit vielem Gleichmuthe. Nach Verlauf dieser Zeit fand sich indessen eine Gelegenheit, die der König dazu benutzte, ihn nach Sanssouci kommen zu lassen, wo er ihn sehr gnädig empfing, ohne des Vorganges mit einem Worte zu erwähnen. Er zeigte auch weiter keine Empfindlichkeit gegen ihn, wenn schon die alte Vertraulichkeit nicht wieder eintreten konnte. Bei dem Tode von Quintus Icilius, der im J. 1775 erfolgte, gab der König der Witwe eine Pension und kaufte ihr die sehr werthvolle Bibliothek ihres Mannes ab, die der großen königlichen Bibliothek einverleibt ist.

Quintus Icilius liebte, wenn schon von Franzosen abstammend, doch seine Landsleute gar nicht. Er schätzte die Deutschen sowohl ihres Charakters, wie ihrer Gelehrsamkeit wegen weit höher. Er vertrat auch bei dem Könige die deutsche Literatur und machte ihn, wo es nur irgend möglich war, mit den Verdiensten der deutschen Gelehrten bekannt. Er fand freilich dafür bei demselben wenig Anklang, denn wie geringe die Kenntniß Friedrichs in diesem Punkte war, geht aus seiner Abhandlung über die deutsche Literatur zur Genüge hervor.

Außer diesen beiden ließe sich noch eine Anzahl von andern Männern anführen, welche längere oder kürzere Zeit den Umgang Friedrichs II. genossen haben. Sie bestätigen sämmtlich die Bemerkung, daß diejenigen am meisten Ursache zur Zufriedenheit hatten, die dem Hofleben am fernsten blieben oder in Sanssouci nur als Gäste erschienen. Am meisten fällt dies bei d'Alembert auf, der, nachdem er im Jahre 1763 bei

Friedrich auf kurze Zeit zum Besuche gewesen war, sich durch keine Anerbietungen bewegen ließ, seine unabhängige, wenn schon ziemlich uneinträgliche Stellung in Paris aufzugeben und in Berlin der Nachfolger von Maupertuis zu werden. Er trat statt dessen fortan mit dem Könige in einen ununterbrochenen Briefwechsel, der mit zu dem Würdigsten gehört, was Beide der Nachwelt an Schriften hinterlassen haben. Man muß freilich auch eingestehn, daß der Grund, weshalb sich manche Leute, von denen der König Genuß und Unterhaltung erwartete, in Sanssouci nicht gefielen, nicht immer in der Persönlichkeit des Königs lag. Das Gerücht hatte von ihm so widersprechende Dinge verbreitet, daß sich die meisten in der größten Verlegenheit befanden, wenn sie ihm gegenübertraten. So viel war ihnen Allen klar, daß der König zu den originellsten Charakteren gehörte, die in der Welt jemals existirten, und um sich ihm ebenfalls von dieser Seite kund zu geben, machten diejenigen, die sich ihm zu nähern strebten, oft die kühnsten und unnatürlichsten Versuche, welche denn den König begreiflicher Weise sehr degoutirten. Andre, die davon gehört hatten, daß er die Freimüthigkeit über Alles liebte, trieben es bis zur Unverschämtheit. Noch Andre, welche sich zu Schmeichlern zu erniedrigen fürchteten, waren deshalb kalt und zurückgezogen. Den wenigsten glückte es, das Interesse des Königs zu erregen und dauernd zu fesseln, dies kann vielleicht nur von Mylord Marechal gesagt werden, der, nachdem er im 7jährigen Kriege verschiedene Geschäfte ausgeführt hatte, im Sommer 1763 nach Berlin kam, um vom Könige Abschied zu nehmen, weil er seine letzten Tage in Schottland zu verbringen wünschte. Friedrich entbehrte ihn ungern und bat ihn, wiederzukommen, wenn es ihm dort nicht mehr gefallen sollte. Dieser Fall trat sehr bald ein. Mylord Marechal fand von den Jugendfreunden, die er in Schottland suchte, keinen mehr, die Jakobiten, die ihn umringten, verstimmten ihn vollends und er kehrte schon im folgenden Jahre froh nach Sanssouci zurück. Der König kaufte ihm ein Grundstück in der Nähe des Brandenburger Thores, dessen Rückseite an den Eingang von Sanssouci grenzte, und ließ daselbst ein Wohnhaus bauen, welches Mylord Marechal mit den Worten zierte: „Fridericus II. nobis haec otia fecit.“ (Friedrich II. hat uns diese Ruhestätte bereitet.) Er konnte nun, nach eignem Belieben, bei dem Könige speisen, so oft er wollte, ohne an den strengen Kammerherrendienst gebunden zu sein. Es war sogar ein eigenes Zimmer für ihn bereit, wo er in der Wohnung des Königs nach Tische schlafen konnte. Er stand bei der großen Aufmerksamkeit, die jener selbst für seine unbedeutendsten Bedürfnisse hatte und bei der unabhängigen Lage, in der er sich ihm gegenüber befand, mit Friedrich in einem fortdauernd guten Vernehmen und erlebte in dieser beneidenswerthen Situation ein Alter von 86 Jahren. Er starb am 25. Mai 1778.

Um dieselbe Zeit war es, wo Friedrich in seinem 66. Jahre noch einmal den Kriegsschauplatz betrat. Das Haus Oesterreich hatte, trotz der Demüthigungen, die es im 7jährigen Kriege erfuhr, doch seine ehrgeizigen Plane nach Vergrößerung nicht aufgegeben. Der Kaiser Joseph II., jung, muthvoll und rasch in allen seinen Unternehmungen, glaubte den gegenwärtigen Zustand der Dinge, wo die meisten europäischen Mächte mit dringenden Sorgen beschäftigt waren, dazu benutzen zu können, um sich die Erbfolge in Baiern zu sichern. Er sah ein, daß ihm in ganz Deutschland kein Fürst gewachsen war, und meinte Friedrich den Großen durch Vorschläge, die seinem Eigennutze schmeicheln könnten, über seine Stellung täuschen zu können. Wie sehr hatte er sich darin geirrt! Der König, der zu wohl einsah, daß seine politische Lage es ihm zur Pflicht machte, dem Hause Oesterreich in Allem, was das deutsche Reich anging, die Wage zu halten, zögerte nicht, als seine Unterhandlungen zu keinem genügenden Resultate führten, noch einmal die Waffen zu ergreifen und die Unabhängigkeit der deutschen Reichsfürsten zu verfechten. Trotz der großen Zurüstungen, die man von beiden Seiten machte, lieferte dieser Krieg keine entscheidenden Resultate, und er konnte es nicht thun, weil Friedrich selbst das Feuer seiner früheren Jahre verloren hatte und der Kaiser im Kriege zu unerfahren war, um dem ersten Feldherrn Europas eine Schwäche abzugewinnen. Nachdem die Heere eine Zeit lang im Felde herumgezogen waren, bezog der König sein Winterquartier in Breslau, und die Dazwischenkunft Rußlands machte einem Kriege ein Ende, der sehr viel mehr Geld als Blut gekostet hatte. Der Friede wurde zu Teschen am 13. Mai 1779 unterzeichnet und am 22. d. M. verkündete ein Herold den Abschluß desselben in der Residenz. Fünf Tage später langte der König selbst aus Schlesien wieder in Berlin an, wo er indessen nur sehr kurze Zeit verweilte, um in Sanssouci noch die schöne Jahreszeit zu genießen.

Von jetzt an wurde seine Lebensweise immer öder und trauriger. Seine Familie war zum Theil ausgestorben oder verließ ihn in der letzten Epoche seines Lebens, und der heranwachsende Theil derselben blieb ihm fern. Die Prinzessin von Preußen starb zu Anfange des Jahres 1780, die Königin Ulrike von Schweden am 16. Juli 1782, die Markgräfin Luise von Anspach und Baireuth am 4. Februar 1784. Die einzigen, die in seiner Nähe blieben, waren ihm beinahe entfremdet. Seine Gemahlin, die ihn überlebte, sah er von Jahr zu Jahr immer seltener, und wenn es geschah, so war es meistens, ohne ein Wort mit ihr zu sprechen. Einmal fand er die Königin, die an der Gicht litt, bei der Cour in einiger Entfernung von der Gesellschaft. Er näherte sich ihr theilnehmend, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, und dieser Vorfall schien Allen so außerordentlich, daß man ihn in ganz Berlin

erzählte und daraus auf eine Sinnesänderung im Herzen des Königs schloß. Die Folge zeigte indessen, daß man sich getäuscht hatte. Der Tag ihrer funfzigjährigen Vermählung ging im Jahre 1783 vorüber, ohne daß jemand daran zu erinnern wagte. Am Neujahrstage 1785 nahm Friedrich nebst dem anwesenden Königlichen Hause und einer zahlreichen hochadligen Gesellschaft das Diner bei seiner Gemahlin ein und seitdem sah er sie nie wieder. Der Prinz Heinrich trat ihm in seinen letzten Lebensjahren eher ferner, als näher und auch der Prinz Ferdinand hielt sich in seiner Zurückgezogenheit. Der Prinz von Preußen, sein dereinstiger Nachfolger auf dem Throne, hatte sich während seiner ersten Vermählung mit der Prinzessin Elisabeth von Braunschweig während kurzer Zeit der besondern Theilnahme des Königs zu erfreuen gehabt. Dieser hatte im Kreise der jüngeren Generation nach dem Ende des 7jährigen Krieges noch frohe Stunden in heiterer Geselligkeit verbracht. Theatralische Vorstellungen, Tanz, gesellige Spiele waren wieder in Sanssouci einheimisch geworden. Mit der Entfernung dieser Prinzessin vom Hofe, die im Jahre 1768 erfolgte, endete das Alles, und die zweite Ehe des Prinzen, welche er am 14. Juli 1769 mit der Prinzessin Friederike Luise von Hessen-Darmstadt einging, hatte wenig mehr als die Bestätigung des Königs. Das junge Paar wurde selbst zu feierlichen Gelegenheiten selten vom Könige eingeladen, und die eigentlichen Familienfeste, wie Taufen und Trauungen, absolvirte Friedrich seinerseits mit einer Schnelligkeit, die deutlich erkennen ließ, daß es ihm nur darauf ankam, dem Ceremoniell genug gethan zu haben. Das einzige Mitglied seiner Familie, welches sich seiner ununterbrochenen und stets gleichmäßigen Anhänglichkeit rühmen durfte, war die Prinzessin Amalie. Dies Geschwisterpaar, so selten in jeder Beziehung, lebte trotz seiner örtlichen Trennung in einer geistesinnigen Gemeinschaft, die durch die Einsamkeit, in welcher Beide ihr Alter verbrachten, nur noch gesteigert wurde. Wer ihre Charaktere betrachtete, den hohen Grad von Freisinnigkeit, der Beiden eigen war, ihre Neigung zu Sarkasmen, die bei der Prinzessin Amalie ebenfalls im höheren Alter auf eine ihrem Geschlecht ungewöhnliche Art zunahm, die Feinheit und Schärfe ihres Geistes, die Losgebundenheit ihres Herzens und die gewaltige Kraft ihres Willens, die ebenfalls der Prinzessin auf eine seltne Art beiwohnte, der konnte sich nicht wundern, daß diese Zwillingsnaturen sich bis in die geringfügigsten Abweichungen und Sonderbarkeiten einer scharf ausgeprägten Originalität verstanden, liebten und vereinigten. Die Prinzessin Amalie lebte nur für und durch den König. Sie war nicht im Stande, ihr Dasein lange Zeit nach dem Tode desselben zu ertragen und endigte es wenige Monate nachher.

Aus seiner unmittelbaren Nähe hatte der König Niemanden mehr zu verlieren, an dem sein Herz so sehr gehangen hatte, wie an dem

Marquis d'Argens und Mylord Marechal, selbst seine Verbindung mit der Ferne hörte auf, seit Voltaire im Jahre 1778 und d'Alembert 1783 gestorben waren. Die Gesellschafter, die ihn in den letzten Jahren seines Lebens umgaben, waren der Marquis Lucchesini, der General Graf Görtz, der Graf Schwerin, der Graf Pinto und der Minister von Herzberg, doch erwies er den meisten von ihnen durch diese Auszeichnung mehr eine Anerkennung ihrer Verdienste, als Freundschaft.

Was die Beschäftigungen des Königs in den letzten Jahren seines Lebens angeht, so entstand auch hierin seit dem baierschen Erbfolgekriege eine große und sehr bedauernswerthe Lücke. Friedrich hörte nämlich, da er in demselben seine letzten Vorderzähne einbüßte, auf, die Flöte zu blasen. Hierdurch verlor er nicht nur für manche Stunden des Tages eine Beschäftigung, die seinem Geiste neue Schwungkraft gab, sondern er nahm auch keinen Theil mehr an der Musik. Seine eignen Concerte hörten auf und selbst seine Carnevalsreise nach Berlin wurde ihm zur Last. Concerte von Andern hörte er fast gar nicht mehr und auch die Oper versäumte er öfters, um sich inzwischen mit den Berliner Gelehrten zu unterhalten, die er zu sich kommen ließ. Zu eignen literarischen Productionen verlor er in seinem hohen Alter am Ende auch die Fähigkeit und so blieb denn die Sorge für den Staat das Einzige, was ihn bis auf den letzten Augenblick seines Lebens beschäftigte. Als er bereits beinahe alle eigne Thätigkeit im Lesen und Schreiben eingebüßt hatte, nahm er sich einen Lecteur an und ließ sich von ihm eine oder zwei Stunden am Tage etwas vorlesen. Am Nachmittage mußten einige Gesellschafter zu ihm kommen, mit denen er sich unterhielt, doch begegnete es ihm schon sehr häufig, daß er unter ihren Gesprächen, wie bei dem Vorlesen einschlief. In der übrigen Zeit des Tages, wenn er die Regierungsgeschäfte abgethan hatte, besah er seine Tabacksdosen, seine Chrysopassteine, seine Banknoten, Portefeuilles und revidirte die Repartitionen, die er mit seinen Dispositionsgeldern gemacht hatte. Außerdem vertrieb er sich die Zeit damit, daß er mit seinen Hunden spielte und sich mit einer seiner Scheeren, von denen er einen sehr großen Vorrath hatte, den Bart und die Nägel abschnitt.

Bei der großen Abnahme seiner Kräfte, die dem Könige nicht entgehn konnte, durfte er nun freilich keine bedeutende Verlängerung seiner Tage mehr hoffen. Er sagte selbst sehr oft, der Mensch müßte keine unbilligen Prätensionen hegen und ewig zu leben wünschen. Eine Thurmuhr bestände aus Stahl und Eisen und dauerte nie über zwanzig Jahre. Er war demgemäß auch auf sein baldiges Ende gefaßt. „Ich bin eine alte abgelebte Maschine,“ pflegte er oft zu sagen, „der Teufel wird mich bald holen.“ Dennoch glaubte er nicht, daß er seinem Tode so nahe wäre, da er noch durch seine außerordentliche Constitution und eine eiserne Willenskraft Dinge möglich machte, die selbst

jüngere Leute in Erstaunen setzten. Denn sein Grundsatz war, in seinem Latein ausgedrückt: Stante pede morire (aufrecht stehend sterben.) Dies geschah namentlich noch bei der Revue, welche er im Jahre 1785 abhielt. Seine Gesundheit war schon zu Anfange dieses Jahres sehr wandelbar geworden und hatte zu ernsten Besorgnissen Veranlassung gegeben. Trotz dem machte er die gewöhnlichen Reisen nach Berlin, Magdeburg, Küstrin, Stargard, Preußen und Schlesien. In der Gegend von Breslau hatte der König die ganze schlesische Armee in ein Lager zusammengezogen. Viele Offiziere aus fremden Diensten, unter andern der Herzog von York, hatten sich die Erlaubniß erbeten, der Revue beiwohnen zu dürfen, der König schonte sich nicht und hielt, am vorletzten Revuetage in einem kalten, heftigen Regen 6 Stunden lang zu Pferde aus, ohne selbst einen Pelz anzuziehn. Er kleidete sich zwar nach geendeter Revue trocken an, aber die Kälte und Feuchtigkeit hatten schon so sehr auf ihn gewirkt, daß er am Nachmittage ein ziemlich starkes Fieber bekam. Seine robuste Natur und sein glückliches Temperament retteten ihn aber auch aus dieser Gefahr. Er legte sich zeitig zu Bette, verfiel in einen festen Schlaf und starken Schweiß und fand sich am andern Morgen sehr erleichtert. Er setzte sich zu Pferde und hielt nicht nur die Revue ab, sondern verfolgte auch seine Reise über Brieg nach Neiße. Als er nach Sanssouci zurückkam, befand er sich vollkommen wohl. Drei Tage vor dem Potsdamschen Manöver, am 18. September, klagte er über Schmerzen in den Füßen, die ihn am Abende dieses Tages wieder befielen, wenn schon er den ganzen Tag über und namentlich bei Tafel sehr aufgeräumt gewesen war. Abends um 10 Uhr bekam er aber einen heftigen Anfall von Stickfluß, dem man indessen auf das Wirksamste begegnete. Gegen Mitternacht konnte sich der König wieder zu Bette legen, und verfiel nun in einen festen, ruhigen Schlaf. Am Morgen bekam er das Podagra und konnte deshalb zu seinem großen Leidwesen dem Manöver nicht in Person mehr beiwohnen. Trotz dem ließ er sich doch an jedem der drei Manövertage ins Speisezimmer führen und ertheilte den anwesenden Chefs und Commandeurs die Parole und ihre Dispositionen. Vom Podagra genaß der König zwar nach einigen Wochen und bezog in Folge dessen das Schloß zu Potsdam, aber er kränkelte doch stets fort, hatte immer innere Beängstigungen und konnte manche Nacht nicht im Bette aushalten. Hierzu gesellte sich unwillkürlicher, häufiger Schlaf am Tage und Schlaflosigkeit in der Nacht und nach und nach äußerten sich die Vorboten der Wassersucht, bald in der Brust, bald im Unterleibe, bald in den äußersten Theilen. Dieser Zustand währte, im Ganzen genommen, eilf Monate. In der letzten Zeit seines Lebens konnte es der König nicht mehr im Bette aushalten. Er ließ sich von einem Stuhl auf den andern bringen. Am 15. August 1786 gegen Abend ver-

lor er fast alle Besinnung und am 17. August Morgens um 2 Uhr 20 Minuten schloß er seine Augen auf immer.

Diese Nachricht verbreitete in der ganzen civilisirten Welt eine Bestürzung, die grenzenlos war. Man hatte sich an die 46jährige Herrschaft eines Königs, der das Schicksal Europas in seinen Händen trug, so sehr gewöhnt, daß Niemand daran gedacht hatte, wie es möglich wäre, ohne ihn zu existiren. Selbst diejenigen, welche ihm nahe gestanden hatten, und seinem Ende seit lange entgegensehn konnten, waren von der Gewißheit eines so ungeheuren Verlustes erschüttert und betäubt. Den Unterthanen des großen Königs verursachte sein Tod keine andre Empfindung, als wenn an dem Tage, an welchem sie nicht mehr zu ihm aufblicken konnten, die Sonne ausgeblieben wäre und das europäische Staatensystem glich einem Gewölbe, aus dem man den mittelsten Stein herausgenommen hatte, so daß es zusammenzustürzen drohte. Der Neid und die Bosheit, die zahlreichen Widersacher des großen Königs verstummten in diesem ernsten Augenblicke und wie man auch immer über ihn urtheilen mochte, es gab Niemanden, der nicht zugestand: Es war ein König im höchsten Sinne des Wortes, ein Herrscher, den die Natur dazu geschaffen hatte und ein Mann, wie ihn die Welt noch nicht gesehn.

Dies war Friedrich der Große. Unsre Leser werden, wenn sie einen Blick auf das werfen, was wir über den großen König gesagt haben, zwei Bedenken nicht unterdrücken können, denen wir an dieser Stelle begegnen wollen, ehe wir ihre Aufmerksamkeit für andre Dinge in Anspruch nehmen. Man wird uns nämlich sagen, daß das Bild des Königs, wie es hier entworfen ist, von dem, welches durch viele andre als vollkommen authentisch verbreitet wurde, sehr verschieden wäre, daß es viele wichtige Momente im Leben Friedrichs in ganz anderem Lichte darstellte, als es bisher geschehn ist, und dann wird man uns vielleicht mit einiger Verwunderung fragen, warum wir bei diesem Gegenstande, der mit der Geschichte Berlins oft nur in einem entfernteren Zusammenhage zu stehn scheint, so sehr ins Einzelne eingegangen sind. Was den ersten Punkt angeht, so dürfen wir unsern Lesern die Versicherung ertheilen, daß es unser eifrigstes Bemühen gewesen ist, keine Art von Leidenschaftlichkeit, weder für noch gegen unsern Gegenstand Raum zu geben, und daß wir bei der Charakterschilderung des Königs, so weit es möglich ist, nach urkundlicher Treue gestrebt haben. Die, welche mit der Literatur dieser Zeit näher bekannt sind, werden uns dies Zeugniß nicht versagen, der andre Theil unsrer Leser indessen, dem Muße oder Gelegenheit dazu fehlen sollte, unsre Darstellung mit den Quellen zu vergleichen, wird freilich, wie überall, so auch hier nur nach jenem weissagenden Gefühl urtheilen können, welches uns unwillkührlich von einem Portrait überzeugt, daß es getroffen ist, selbst wenn wir das

Original desselben nicht kennen. Sollte sich eine Stimme ähnlicher Art wenn auch nur leise, in dem Gemüth irgend eines unsrer Leser erheben, so können wir dies nur dem Umstande zuschreiben, daß wir überall in unsrer Darstellung, so weit es irgend möglich war, den König in ungezwungnen Aeußerungen, in den Briefen an seine vertrauten Freunde selbst sprechen ließen, ohne das Lob seiner Panegyristen noch den Tadel der Schähchsüchtigen einzuflechten, und daß, wenn wir genöthigt wurden, fremde Zeugnisse beizubringen, diese nur von unpartheiischen und genau unterrichteten Männern entlehnt sind. Was den zweiten Punkt angeht, so würden wir vielleicht schon durch die Wahl des Gegenstandes, den wir so genau verfolgten, Verzeihung erhalten, daß wir uns von ihm hinreißen ließen, denn wer könnte ein Ende finden, wo alle Seiten des Gemüths eine so wunderbare Anregung erhalten, wie bei der Betrachtung des großen Königs? — doch unsre Absicht wird uns auch vielleicht sogar rechtfertigen. Denn da es nicht allein unser Zweck ist, eine äußere Geschichte Berlins zu schreiben, sondern auch den geistigen Verkehr und das innere Leben der Residenz zu schildern, so konnten wir in der Darstellung Friedrichs des Großen kaum ausführlich genug sein. Wenn man von irgend einem Könige sagen kann, er habe seine Zeit nicht nur beherrscht, sondern sogar erst hervorgerufen und im eigentlichsten Sinne des Wortes gemacht, so hat man das Recht, dies von ihm zu behaupten. Wer wäre im Stande, die Periode der Aufklärung, welche jetzt für Preußen beginnt, zu begreifen, wenn man nicht den Mann kennt, der an der Spitze derselben stand und diese Zeit ganz allein zu vertreten im Stande ist? Denn hier fand keine Opposition mehr statt. Die Bewunderung, welche Friedrich auch seinen ärgsten Gegnern einflößte, zwang sie, in seine Sinnesweise einzugehn, die Größe seines Charakters verschaffte sogar seinen Sonderbarkeiten Verehrung und Nachahmung, und wer nicht im Grunde des Herzens dem Könige ergeben war, durfte sich höchstens als geduldet, wenn nicht als verachtet ansehn, diese Wirkung, welche Friedrich II bis in die weiteste Ferne ausübte, verbreitete dort nur eine belebende Wärme, während die Funken seines Geistes in Berlin von elektrischen Schlägen begleitet waren. Hier war es, wo sich von dem ersten Augenblicke seiner Regierung bis zum letzten Athemzuge das allgemeine Interesse nur um ihn drehte. Ihm zu gefallen, ihm nachzuahmen, ihn zu beurtheilen, ihn zu bewundern oder auf ihn zu schmählen, war das stete Geschäft der vielköpfigen Menge, unter der es Niemand gab, der nicht die geringfügigste Aeußerung des Königs mit Begierde aufgefangen, verbreitet und sich glücklich geschätzt hätte, der erste zu sein, der sie verbreiten konnte. Deshalb war es so nöthig, erst den Charakter des Königs mit möglichster Unbefangenheit und Treue voranzustellen, ehe von irgend etwas Anderm die Rede sein kann.

Wir beginnen in der Darstellung der Veränderungen, welche Berlin in den ersten 16 Jahren durch die Regierung Friedrichs II erhielt, zunächst von der äußern Gestalt der Stadt, von ihrer Baugeschichte. Sie ist ungemein reich, da fast kein Jahr in den Friedenszeiten verging, in welchem in dieser Hinsicht nicht Bedeutendes geschehn wäre. Am größten war der Wechsel, der mit dem eleganteren Stadttheil, der Dorotheenstadt, vorging. Hier sah man in den Jahren 1741 und 1742 das Opernhaus unter den Händen Knobelsdorfs entstehn, welches den Geist der neuen Epoche auf würdige Weise bezeichnet. Auf dem Giebel des Gebäudes, welches 261 Fuß lang und 103 breit ist stehn die Bildsäulen des Apollo, der Melpomene, und Thalia von Nahl, am Giebelfelde ist ein Opfer des Apollo von demselben im Hautrelief vorgestellt und das Ganze schmückt die Inschrift: **Fridericus rex Apollini et Musis.** Innerhalb der Säulenlaube sind oben an der Mauer vier Basreliefs, die die Geschichte des Apollo zum Gegenstande haben und unter denselben stehn in Blenden die vier Statuen des Sophocles, Aristophanes, Menander und Euripides. Der Eingang, der der Bibliothek gegenüber liegt, ist mit sechs gereiften korinthischen Wandpfeilern geziert, auf denen man die Statuen der sechs Musen sieht. Die gegenüberstehende Seite ist auf ähnliche Weise ausgestattet, auf der Rückseite stehn die Bildsäulen der drei Grazien und am Giebelfelde, halb erhoben, Orpheus der mit seiner Leier Thiere und Steine bewegt. Zwischen den Pfeilern sind vier Basreliefs, die die Geschichte des Orpheus vorstellen. Da sich der König für die Vollendung des Werkes selbst auf das Lebhafteste interessirte, so war dasselbe in Jahresfrist so weit vorgeschritten, das schon im December 1742 die Aufführung der ersten Oper: Kleopatra von Graun darin statt finden konnte. Die Säulenlaube an der Front wurde indessen erst im folgenden Jahre beendigt. Dem Opernhause gegenüber begann man im Jahre 1754 das Palais des Prinzen Heinrich aufzuführen. Der Baumeister war Bouman, der Vater. Die Arbeit wurde indessen lange durch den Krieg unterbrochen und das Gebäude erst im Jahre 1764 beendigt. Der Umstand, daß im J. 1743 der ganze Vordertheil des königlichen Stalles, der sich neben dem Palais des Prinzen Heinrich befand, abbrannte, wurde Anlaß dazu, daß der König im Jahre 1745 Bouman, dem Vater, den Befehl gab, denselben geräumiger und schöner wieder aufzubauen, worauf das obere Geschoß zwischen der Akademie der Wissenschaften und der Akademie der Künste getheilt wurde. Unter den mittelsten Vorsprung dieses Gebäudes wurden zwölf Cyclopen angebracht, die auf Termen ruhten. Auf das Dach kam ein Brustgeländer, auf dessen Postamenten Gruppen ruhten, welche die Wissenschaften und Künste vorstellten. Das Hintergebäude hatte in der Mitte die der Akademie der Wissenschaften gehörige Sternwarte, welche im J. 1700 von Grünberg gebaut war. Ueber dem Stalle befand

sich in einem Pavillon der Hörsaal für die Vorlesungen des medicinisch chirurgischen Kollegiums mit einer Anzahl Sectionsstuben; im Erdgeschosse des Seitengebäudes nach dem Pallast des Prinzen Heinrich zu war die Vignesche Manufaktur von Hautelissetapeten. Die übrigen Seiten dienten theils zu Ställen für die königl. Maulthiere, theils zu Pferdeställen für das Regiment Gensd'armes, welches seine Hauptwache an der Seite nach der Stallstraße zu hatte. Auch das Domhospital und der rothe Hof, zwei reformirte Armenhäuser, welche in den Jahren 1750 und 1752 erbaut wurden, wie eine Menge von Häusern, welche zwischen dem Bauhofe (hinter dem Pallast des Prinzen Heinrich) und dem Spandauerthore angelegt wurden, gaben der Dorotheenstadt ein schöneres Ansehn. Rechnet man endlich dazu, daß der König unter den Linden nicht weniger als 44 Häuser abtragen und meistens vier Geschoß hoch wieder aufführen ließ, so sieht man bald, wie wenig dieser Stadttheil seiner ehemaligen Beschaffenheit ähnlich geblieben war.

Auf der Friedrichsstadt begann man im J. 1747 mit dem Bau der katholischen Kirche zu St. Hedwig. Der Gedanke dazu entstand in dem Kopfe eines aus St. Hedwig dem Kloster entlaufenen italienischen Karmelitermönches, Namens Eugenius Mecenati, der sich mit Rom wieder versöhnen wollte und dafür den Plan faßte, in Berlin eine prächtige katholische Kirche zu erbauen, wozu er in allen Ländern Europas Beisteuern sammeln wollte. Die Katholiken, deren bis dahin nur wenige in Berlin gewesen waren, hatten anfangs nur ein Betzimmer im Hause des Kaiserlichen Gesandten. Zu Ende seiner Regierung verstattete ihnen Friedrich Wilhelm I ein in der Krausenstraße gelegenes Magazin zu einer Kapelle einzurichten, und entschädigte den bisherigen Eigenthümer dafür. Unter der Regierung Friedrich II vermehrte sich ihre Anzahl sehr stark, und der König, dem es darum zu thun war, seine Hauptstadt mit Prachbauten zu zieren, machte daher im Jahre 1745 von Potsdam aus bekannt, daß er unentgeltlich einen anständigen und erforderlichen Platz zu einer Kirche hergeben und milde Beiträge überall in seinem Königreiche gestatten wollte, da er versichert wäre, daß sämmtliche Monarchen, Fürsten und Regenten, welche der katholischen Religion zugethan wären, dies Werk unter ihren Schutz nehmen und durch Einsammlungen in ihren Landen befördern würden. Er selbst machte den Anfang damit, daß er der Kirche einen Theil der Baumaterialien schenkte. Er zeigte sein Interesse für die Sache indessen noch auf andre Art. Er entwarf selbst den Grundriß zu diesem eben so schönen als großartigen Gebäude und nahm das Muster dazu von der römischen Rotonda. Nachdem man den Bauplatz, auf welchem sich noch Ueberbleibsel von den Festungswerken der Stadt befanden, gereinigt hatte, legte der General Haacke, Gouverneur der Residenz, im Juli des Jahres 1747 unter feierlichem Gepränge den Grundstein zur Kirche und

kaum war diese Nachricht nach Rom gekommen, als der Papst Benedikt **XIV** ein Consistorium von Cardinälen zusammenrief, dem Könige die größten Lobsprüche ertheilte und die Fürsten, Prälaten und Generale von geistlichen Orden zur Beisteuer aufmunterte. Es fehlte nun nicht an Beiträgen. Der Papst selbst gab 3000 Scudi, der Cardinal Quirini 8086 Thaler, der Dominikaner-Orden 5000 Thaler, die Collecte, die man in Rom allein zusammenbrachte, betrug 57,580 Thaler, und die Gesammtsumme, die in den Jahren 1747 bis 1754 zusammenkam, nicht weniger als 100,321 Thaler. Mit diesen Mitteln wurde der Bau eifrigst fortgesetzt. Aber schon im Jahre 1755 mußte er eingestellt werden. Die Directoren hatten in diesen acht Jahren schon 119,722 Thaler ausgegeben und gleichwohl war erst die äußere Mauer fertig, vom Dache war nur ungefähr der fünfte Theil mit Blei gedeckt und alles Innere fehlte. Der größte Wohlthäter der Kirche, der Cardinal Quirini, der dieselbe unter Anderm mit einer Gruppe von carrarischem Marmor beschenkt hatte, welche Christus darstellte, wie ihn Magdalena für einen Gärtner ansieht, starb und da im folgenden Jahre der Krieg anfing, so mußte die Arbeit auf lange Zeit liegen bleiben. — An der Ecke der Kochstraße und Friedrichsstraße stiftete der Prediger bei der Dreifaltigkeitskirche, Johann Julius Hecker im Jahre 1747 eine sogenannte Realschule, in welcher junge Leute zur Handlung, zu Künsten, Gewerben und zur Oekonomie vorbereitet werden sollten. Dies gab die Veranlassung dazu, daß auf dem Hofe des Schulhauses noch ein eignes Haus für die Pensionairs erbaut wurde. — In der Jägerstraße stiftete das französische Consistorium im Jahre 1747 eine Freischule, die école de charité, um darin die Kinder armer Colonisten beisammen zu haben, für deren Unterhalt man bis dahin dadurch gesorgt hatte, daß man sie bei gewissen Leuten in Kost gegeben hatte. Der Prediger d'Anieres machte den ersten Entwurf zu dieser Stiftung, welche so reichlichen Zuwachs erhielt, daß man im J. 1752 schon 52 Kinder unterhielt. Endlich müssen wir noch anführen, daß im Jahre 1749 daß Pflaster vor dem Palaste des Johanniterordens erneuert und der Platz vor demselben mit einer doppelten Reihe von Lindenbäumen umgeben wurde. Derselbe wurde fortan der Paradeplatz der Markgräflich Karl- und Kalksteinschen Regimenter und erhielt den Namen des Wilhelmsplatzes.

Auf Altköln wurde am 16. Juli 1747 der letzte Gottesdienst in der alten Domkirche gehalten, die auf dem Schloßplatze bei der breiten Straße stand. Der König hatte beschlossen, sie zu verlegen. Er ließ daher das Gebäude in den folgenden Jahren abbrechen und führte statt dessen den Dom im Lustgarten auf. Das Gebäude wurde 230 Fuß lang und 134 Fuß breit. Ueber dem Hauptportale wurde eine Attika und an jeder Ecke derselben eine Gruppe von Figuren über Lebensgröße von Karl Glume dem Aelteren angebracht. Die eine mit den Gesetz-

tafeln und der Bundeslade nebst den Figuren des Moses, Jesaias und Daniels deuteten das alte Testament an. Diese Figuren zeigten auf eine andre Gruppe, welche durch die vier Evangelisten und die sieben Siegel der Offenbarung, das neue Testament vorstellte. Die Kirche erhielt bei ihrer ersten Erbauung einen Thurm, dessen Kuppel von einer korinthischen Bogenstellung getragen wurde. An die Kanzel wurden zwei Bildsäulen, der Glaube und die Andacht, gestellt. Der Bau der Kirche war im Januar 1750 bereits so weit gediehen, daß die Särge der Königlichen, Kurfürstlichen und Markgräflichen Leichen aus dem alten Domgewölbe in das neue gebracht werden konnten. Nur die Grabmäler des Kurfürsten Friedrich Wilhelm und des Königs Friedrich waren zu groß, um dieser Sammlung beigefügt werden zu können. Diese wurden daher in der Kirche selbst beigesetzt. Die Prinzessin Amalie und der König nahmen besonders lebhaften Antheil an dieser Angelegenheit. Friedrich begab sich, von mehren Personen begleitet, nach dem Dom, ließ sich den Sarg des großen Kurfürsten öffnen und sagte mit unverkennbarer Rührung: „Der hat viel gethan." Die feierliche Einweihung der Schloß- und Domkirche geschah am 15. Sonntage nach Trinitatis. Im Jahre 1744 wurde das Gertraudenhospital nebst der dabei befindlichen kleinen Kirche neu aufgebaut und im vorhergehenden Jahre hatte man bereits in dem Pommeranzenhause, das zum alten Lustgarten gehörte, einen neuen Packhof angelegt, wozu der König, auf das Ansuchen der hiesigen Kaufmannschaft durch die Cabinetsordre vom 27. Februar seine Erlaubniß gab.

Auf dem Friedrichswerder entstand hinter dem Zeughause eine Reihe neuer Häuser, welche der König im April 1753 zum ersten Male besah, in der Stralauer Vorstadt wurde 1754 an der Stralauer Brücke das Lazareth für das von Meyeringsche Regiment abgebrochen und an dieser Stelle eine neue Zuckersiederei angelegt, die größte von den in Berlin befindlichen, in welcher sich das Haupt-Comtoir sämmtlicher Zuckersiedereien befand, in der Königsvorstadt auf der Contrescarpe wurde in den Jahren 1756 bis 1758 ein Arbeitshaus erbaut, ein großes, freistehendes, viereckiges Gebäude, drei Geschoß hoch mit einem Hof in der Mitte, in der Köpnicker Vorstadt, wo die Gemeinde bis dahin nur eine Kirche von Fachwerk gehabt hatte, welche durch eine große Ueberschwemmung sehr beschädigt worden war, wurde in den Jahren 1751 bis 1753 auf Kosten der Stadtkämmerei, doch so daß der König die Materialien dazu schenkte, die Sebastianskirche ganz neu von Steinen erbaut. Im Jahre 1755 schenkte der Herr von Palmar der Kirche die Schlaguhr und Glocke. Vor dem Köpenicker Thore wurden im Jahre 1753 zwei Casernen für verheirathete Soldaten angelegt. Mehr als diese Stadttheile gewann indessen die Spandauer Vorstadt, wo man ganz neue Straßen und Plätze entstehn sah. Um der Königin Mutter

und dem Hofe einen näheren Zugang nach Monbijou zu verschaffen, wurde die neue Friedrichsbrücke und in der Nachbarschaft ihres Landsitzes die neue Friedrichs-, Commandanten- und Präsidentenstraße angelegt, welche letzteren von dem Commandanten der Stadt, dem Herrn von Haacke, und dem Stadtpräsidenten Kircheisen ihre Namen erhielten. Der erstere, der sich bei dieser Anlage besonders thätig erwies, errichtete auch den Markt, der noch heute seinen Namen führt. Um der ganzen Gegend ein heiteres Ansehn zu geben, wurde der Rand des Spreegrabens mit Linden und Pappeln besetzt. Außerhalb der Ringmauern Berlins wurde im Jahre 1752 zwischen dem Rosenthaler und Hamburger Thore das Hochgericht abgebrochen und in die Nachbarschaft des Weddings verlegt; dies geschah mit feierlichen Aufzügen der Gewerke, die dabei zu thun hatten. Der Raum, den man hierdurch gewann, wurde zur Errichtung einer Vorstadt verwandt, welche die Benennung des neuen Voigtlandes erhielt, weil die Mehrzahl derer, die sich hier niederließen, aus dem Voigtlande herstammten. Vier lange Reihen von Häusern nebst dazwischen liegenden Gärten ließ nämlich der König für Handwerker erbauen, welche bis dahin nur im Sommer nach Berlin auf Arbeit gekommen und mit dem einbrechenden Winter mit ihrem Verdienst in ihre Heimath zurückgekehrt waren. Vor dem Oranienburgerthore aber wurde unmittelbar nach Beendigung des zweiten schlesischen Krieges das Invalidenhaus erbaut, welches, trotz seiner geräumigen Ausdehnung, der beiden Kirchen und mehrer Wirthschaftsgebäude, doch schon im Jahre 1747 fertig wurde. Das Haus erhielt die schöne Inschrift: **laeso et invicto militi** (dem verwundeten und unbesiegbaren Soldaten), die vom Marquis d'Argens herrührt. Rechnet man nun zu diesem Allen, daß bereits 1741 bei dem Bau des Opernhauses auf dieser Seite der Wall abgetragen, der Festungsgraben gerade gezogen und mit einer neuen Schälung von Werkstücken versehen war, daß im Jahre 1746 das Königsthor und im J. 1750 das Spandauerthor abgebrochen und sämmtliche Wälle auf der berlinischen Seite abgetragen wurden, auf welcher Stelle nachher die Häuser der neuen Friedrichsstraße gebaut wurden und dasselbe dem Theile des Walles, der hinter dem Gießhause stand, wiederfuhr, so sieht man leicht, daß Berlin in den ersten 16 Jahren unter der Regierung Friedrichs des Großen so bedeutende Veränderungen erhielt, wie es beinahe unter der ganzen Regierung seines Vaters mit aller Strenge nicht möglich zu machen gewesen war.

Besonders angelegen ließ sich der König auch die Verschönerung des Thiergartens sein. Da er kein Freund der Jagd war, so wurde demselben nunmehr die Bestimmung eines Parks gegeben, die es noch bis heute behalten hat. Friedrich begann daher damit, daß er den Plankenzaun, der den Thiergarten als eine eingehegte Wildbahn umgeben hatte,

niederreißen ließ. Gleichzeitig ließ er auf einem waldigen und sumpfigen Lande jenseits des Schaafgrabens die Fasanerie anlegen und eine Brücke aus dem Thiergarten dahin bauen. Der ganze Thiergarten wurde nun, behufs der neu zu machenden Anlage, vermessen und es ergaben sich 280 Morgen. Knobelsdorf, dem die Sorge für dies Geschäft hauptsächlich übertragen war, begann die Verschönerung des Innern damit, daß er am Charlottenburger Wege den großen Stern neu und sehr geschmackvoll anlegte, indem er ihn nach französischer Art mit beschnittenen Hecken umgab und zu jeder Seite der auslaufenden Alleen Statuen setzte, mythologische Darstellungen im Geschmacke jener Zeit, die jetzt verschwunden sind. Zwischen den Statuen, deren im Ganzen 16 waren, befanden sich Pyramiden, aus Buchen geschnitten und von dieser Anordnung nannte das Volk jenen Platz: die Puppen. Von demselben liefen die großen Alleen aus, die noch jetzt bestehn, drei gegen Bellevue zu, eine nach der Fasanerie, eine breitere nach dem Hofjäger und eine dritte, die jetzige große Sternallee, nach der Thiergartenstraße. Zwischen der Allee, die vom Stern ab nach der Thiergartenstraße führt, legte Knobelsdorf ein Labyrinth an, von dem man indessen schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts fast keine Spur mehr fand. Zwischen derselben Allee und der jetzigen Hofjägerallee lag die Sternboscage und jenseits derselben nach der Fasanerie zu der Prinzenbusch, auf welchem bei der Vermählung des Prinzen Heinrich im Jahre 1752 ein Hoffest gegeben wurde. Zwischen den Labyrinthen und der Thiergartenstraße von der Fasanerie bis zur Jungfernallee schlängelte sich ein Fußweg, der Poetensteig genannt, welcher über einen Bach und eine Wiese ging, auf der man in einiger Entfernung eine auf Holz gemalte Vorstellung des Neptun sah. Am Poetensteige aber lagen da, wo an der Thiergartenstraße noch offenes Feld war, zwei Salons, der Platanensalon und der Apollosalon, auf welchem letzteren eine Statue dieses Gottes stand. Andere Anlagen wurden zwischen der Jungfernallee und Maulbeerallee gemacht, die vom Exercierplatze nach Kämpfers Etablissement führt und diese bestanden aus verschiedenen Alleen, die sich an dem Florasalon vereinigten. Unmittelbar vor dem Brandenburger Thore standen am Eingange des Thiergartens zwei kolossale Statuen, links Hercules Musageta mit der Leier und rechts der pythische Apoll mit dem Bogen. Sie waren ursprünglich für den Haupteingang des Charlottenburger Schlosses bestimmt und hatten zum Zweck, den Charakter Friedrichs des Großen, eines eben so großen Helden als Schöngeistes, dadurch darzustellen, daß man die Attribute der Gottheiten vertauschte und dem Hercules die Leier, dem Apollo den Bogen in die Hand gab. Der König fand indessen, als er aus dem zweiten schlesischen Kriege zurückkam, daß sich beide nicht anders, als ein paar Schildwachen ausnähmen und ließ sie daher an das Brandenburger Thor stellen. Von

dem Hercules aus begann die sogenannte Kurfürstenallee, in deren Nähe im Jahre 1743 eine Anpflanzung von Akazien gemacht wurde, ein Baum, der damals noch sehr selten war. Hinter der Jungfernallee und dem Exercierplatze nahmen die zum Kurfürstenplatze oder Zirkel führenden Alleen, neun an der Zahl, ihren Anfang. Der Kurfürstenplatz selbst wurde mit drei Baumreihen, Ballustraden und Bänken umgeben, innerhalb blieb ein Raum für die Wagen und in die Mitte desselben wurde die noch daselbst befindliche Statue der Diana hingesetzt. Der Zirkel wurde nunmehr der Sammelplatz der schönen Welt, so daß am Sommernachmittage, namentlich Sonntags gegen 6 Uhr einige tausende Spazierende zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen hier zusammenzukommen pflegten. Oefters ließen die Gouverneurs von Berlin, der General von Ramin und Möllendorf, auf diesem Platze die Musikcorps ihrer Regimenter spielen, und dann verschmähten es selbst Mitglieder der königlichen Familie und Personen vom ersten Range nicht, sich unter die bunte Menge zu mischen. In schön vergoldeten Phaetons und Kutschen, die von allen Seiten mit Glasfenstern versehen waren, oder in sogenannten Wurstwagen, an deren Schlägen Pagen und Heiducken standen, fuhren die Prinzessinnen die Hauptallee entlang und die Offiziere der Gensd'armes und der Ziethenschen Husaren wetteiferten in Pracht der Uniformen und Gewandtheit der mit reichen Schabracken decorirten Pferde. Dies Alles gab Veranlassung, daß man im J. 1745 zwei französische Refugiés, Dortu und Thomassin, erlaubte, an der Spreeseite dieses Platzes einige Leinwandzelte hinzusetzen, um allerhand Erfrischungen zu verkaufen. Das heutige Bellevue war zu jener Zeit eine dem Gärtner Müller gehörige Besitzung, die der Freiherr von Knobelsdorf kaufte und daselbst eine Meierei anlegte. Rechter Hand vom Leipziger Thore erhielt der Ober-Consistorialrath Hecker, als er die Realschule auf der Friedrichsstadt gründete, im J. 1748 einen Platz, auf welchem er eine große Allee und das noch vorhandene Bassin anlegte. Der Garten wurde in Quartiere eingetheilt und diese zum großen Theile mit Maulbeerbäumen bepflanzt, da es die Absicht des Gründers war, die Oekonomen und Dorfschullehrer, die er in seinem Institute ausbildete, hier im Seidenbau zu unterrichten. Dies ist die Entstehung des noch bis vor kurzem bestandenen Schulgartens.

Der 7jährige Krieg unterbrach auf lange Zeit die Reihe der Erweiterungen und Verschönerungen, welche Berlin und seine Umgegend in den ersten 16 Jahren der Regierung Friedrichs des Großen erhalten hatte, und wenn schon mit der Ruhe auch die Baulust des Königs wieder zurückkehrte, so machte doch das ökonomische Princip, welches ihm durch die Umstände aufgenöthigt wurde, eine wesentliche Veränderung in dem, was man nach dem Hubertsburger Frieden vornahm. Der König baute seit diesem Zeitpunkt in Berlin mehr für das Be-

dürfniß, als für den Luxus und nothwendige Folge davon war, daß die Bauten in den nächsten Jahren nicht nur weniger kostbar, sondern verhältnißmäßig auch weniger zahlreich vorgenommen wurden. Ja selbst da, wo die Nothwendigkeit es zu erheischen schien, äußerte der König öfters eine Abneigung gegen Veränderungen, bei denen er den Kostenaufwand scheute. So fragte das Ministerium am 8. December 1766 beim Könige an, ob er nicht geruhn wollte, die Kosten, welche die Reparatur der langen Brücke erfoderte, und die 1982 Thlr. 17 Gr. 3 Pf. betrugen, auf den Hofstaatsrentmeister Buchholz anzuweisen, da die Extraordinarienkasse ganz erschöpft sei. Zugleich stellte man ihm den mangelhaften Zustand der Brücke vor, welcher gegründete Furcht vor Schaden einflößte, indem sogar der Balkon, auf dem die Bildsäule des großen Kurfürsten stände, wankend geworden sei und herabzustürzen drohte. Die Antwort des Königs war die, welche er in jener Zeit oft zu geben pflegte: „Dazu hat Buchholz kein Geld." Inzwischen wurde die Passage über die Brücke so bedenklich, daß man schleunigst zu einer Reparatur schritt. Das Ministerium berichtete daher am 9. Juni abermals, daß, da ein Theil der erwähnten Brücke Einsturz gedroht habe, so hätte man zur Reparatur den Vorschuß aus den kurrenten Gefällen genommen. Da nun die kurmärkische Kammer die Erstattung derselben nachsuchte, um die Kassen abschließen zu können, so bäte man, der König möchte die Erbstandsgelder, welche von den Mühlen zu Neustadt einkommen sollten und die sich auf 4361 Thaler beliefen, zum Ersatze der Kosten bestimmen und davon die obige Summe zu den Baugeldern anweisen. Der König erwiderte, er hätte die Brücke selbst passirt und nur bemerkt, daß das Geländer schadhaft wäre; sie wäre ja von Stein und massiv gebaut. Hierauf detaillirte man ihm aufs Neue den Zustand der Brücke und der dazu nöthigen Hauptreparatur, welche, um größeren Schaden zu verhüten, mit der äußersten Sparsamkeit veranschlagt und ausgeführt wäre. Der König schrieb an den Rand der Vorstellung, die Reparatur müßte mit 2000 Thaler bestritten werden.

Ein solches Beispiel von Oekonomie darf indessen zu einer Zeit nicht befremden, wo der König allein dahin strebte, dem allgemeinen Wohlstande wieder aufzuhelfen und ihm daher eine jede vereinzelte Ausgabe unwillkommen war. Auch beweist die Baugeschichte Berlins von dem Hubertsburger Frieden bis zum Regierungsabschlusse Friedrichs des Großen hinlänglich, daß der König nicht aufhörte, der Residenz auf alle Weise wohlzuthun. Er legte freilich keine neuen Straßen und Märkte mehr an, er baute, mit Ausnahme der Gensd'armenthürme, keine Prachtgebäude mehr, aber desto größer war die Anzahl von Privathäusern und öffentlichen Gebäuden, welche Friedrich fast jährlich in allen Theilen der Stadt aufführte und verschenkte. Von den Bauten, die noch aus der Zeit vor dem Kriege unvollendet da standen, ist be-

sonders das Palais des Prinzen Heinrich und die katholische Kirche zu nennen. Das erstere wurde im J. 1764 vollendet und im Januar des Jahres 1766 vom dem Prinzen bezogen. Im J. 1767 fing man auch aufs Neue an Collecten für den Ausbau der katholischen Kirche zu sammeln, und da dieselben nicht nur von Katholiken, sondern auch von vielen Protestanten ergiebig ausgefallen waren, nahm man das Werk wieder auf. Der Bau, der im Ganzen über 130,000 Thaler kostete, dauerte noch 6 Jahre lang und die Kirche wurde am 1. Nov. 1773 mit großer Feierlichkeit eingeweiht. Der Fürst Krasicky, Bischof von Ermeland, übernahm diese heilige Handlung, und der königliche sardinische Hofmaler Gagliari, den der König aus Turin verschrieben hatte, um mehre Verzierungen für die Opernbühne zu besorgen, stiftete sich bei dieser Gelegenheit ein Gedächtniß, indem er nicht allein die Kuppel umsonst malte, sondern auch die Kirche mit einem Altarblatt beschenkte. Die königliche Capelle wirkte bei der Einweihung mit und Berlin feierte einen Festtag seltner Art. Der Prinz von Preußen, der Prinz Friedrich August von Braunschweig und der Prinz von Hessen-Darmstadt, die gesammte Generalität, das Cabinetsministerium, der Adel und ein Theil der in Potsdam befindlichen Offiziere waren in der Kirche anwesend und Zeugen der mystischen Ceremonien, mit welchen dies Gebäude seiner heiligen Bestimmung gewidmet wurde. Der größere Theil des Publikums erhielt nur die Erlaubniß, die Messe mit anhören zu dürfen, nach deren Beendigung der Kammermusikus Benda ein großes Violin-Concert spielte. Unter den bedeutenderen, öffentlichen Gebäuden, welche Berlin in dieser Zeit ganz neu erhielt, nennen wir zunächst die königl. Bibliothek auf dem Platze des Opernhauses. Sie wurde in den Jahren 1775 bis 1779 nach Ungers Zeichnung von Boumann dem Sohne gebaut und erlitt freilich sowohl wegen ihrer sonderbaren Form, als wegen der von Friedrich selbst decretirten Inschrift: „Nutrimentum spiritus" manchen Tadel. Inzwischen war doch der Gewinn, den das Publikum durch diese Verbesserung erhielt, zu bedeutend, als daß man nicht gerne über die barocke Außenseite weggesehn hätte. Die königliche Bibliothek war bis dahin in einem Seitengebäude des Schlosses aufgestellt gewesen, wo es an jeder Bequemlichkeit, an Raum und Ordnung fehlte. Jetzt wurde eine neue Einrichtung getroffen. Zwei Bibliothekare und eben so viel Bibliothekdiener erhielten die Bestimmung, die Forderungen des Publikums zu befriedigen; und ein, in der Amtswohnung der Bibliothekare angelegtes geräumiges Lesezimmer wurde täglich Vor- und Nachmittags dem gelehrten Publikum geöffnet. Außer dem Saale, der die Bücher enthielt, hatte die Bibliothek noch zwei Zimmer, in deren einem Kupferstiche und dem andern Manuscripte aufbewahrt wurden. Das Erdgeschoß diente in jener Zeit zu Montirungskammern. Nächstdem haben wir die Ritterakademie zu nennen, welche

in den Jahren 1765 bis 1769 von Boumann dem Vater in der Burgstraße gebaut wurde. Das hinter derselben liegende Haus in der heil. Geiststraße wurde zur Wohnung der Professoren bestimmt. Ferner die Georgenkirche in der Königsstadt. Da dieser Stadttheil durch starken Anbau sehr zunahm, so wurde die Kirche für die Gemeinde zu klein und man dachte im J. 1779 an eine Vergrößerung derselben. Der König schenkte dazu 9587 Thaler und freies Bauholz, doch es zeigte sich, daß ein ganz neuer Bau nöthig sei. Dieser wurde durch königl. Unterstützung, eine Collecte, verschiedne Wohlthaten und eignes Geld der Kirche in anderthalb Jahren unter Direction des Kriegsraths und Ober-Baudirectors Naumann vollendet, und am 29. Oct. 1780 wurde die neue Kirche eingeweiht. Sie hat dadurch sehr an Höhe, Breite, Länge und innerer Schönheit gewonnen. Nur der Thurm ist geblieben und blos abgeputzt worden. Endlich nennen wir das französische Schauspielhaus auf dem Gensd'armenmarkt, welches der König im J. 1774 auf seine Kosten durch Boumann, dem Vater bauen ließ. Das Portal wurde dazu von Unger gezeichnet. Außer diesen sind noch zu erwähnen: die Manchester-Manufactur und die Lakirfabrik bei Monbijou vom Jahre 1764, das Wohnhaus und die Werkstatt für den königlichen Bildhauer an der Königsbrücke vom J. 1780, die Jägerbrücke nebst den darauf befindlichen Häusern vom J. 1782, ein großes Manufactur-Gebäude für das Lagerhaus, eine Färberei für Floretseide in der Leipzigerstraße, das Predigerhaus zur Georgenkirche vom J. 1783 und das Prediger-Witwenhaus der Nikolai- und Marienkirche auf dem neuen Markte.

Dies sind die bedeutendsten öffentlichen Gebäude, welche in der in Rede stehenden Epoche in Berlin ganz neu entstanden. Andre erhielten eine starke Erweiterung, wie die Porzellanfabrik, welche der König im J. 1763 übernahm und im J. 1783 mit zwei Flügeln versah, die von Unger gebaut sind und in denen sich große Säle für die Vorräthe von Porzellan befanden. Auch in der Charité ließ er im J. 1785 einen Flügel, an der Seite nach dem Invalidenhause zu, erbauen, was der Anfang zu der großen Erweiterung dieses Gebäudes geworden ist. Bei weitem größer ist indessen, wie wir schon sagten, die Zahl der Privathäuser. Der König ließ allein in dem kurzen Zeitraum vom J. 1769 bis 1777 in verschiednen Straßen der Stadt 149 Bürgerhäuser auf seine Kosten abbrechen und viel schöner wieder aufbauen, und schenkte diese Häuser den Eigenthümern. In eben dem Maße vermehrten sich die Anstalten für das Militair. Im Jahre 1763 wurde die Kaserne für das erste Regiment Artillerie gebaut, im Jahre 1765 wurde der Anfang mit dem Ausbau der Kaserne für das zweite Artillerie-Regiment unweit des Oranienburger Thores gemacht. Im J. 1767 folgte der Aufbau von 6 Kasernen: für das Bülowsche Regiment in der Köpenicker Vorstadt, für das Prinz Friedrichsche Regiment auf der Dorotheenstadt,

für das Koschenbarsche, das Steinkellersche, das Rengelsche und Raminsche Regiment. Dazu kamen noch im J. 1769 zwei Exercierhäuser und ein Stall für eine Schwadron Husaren, im J. 1773 zwei große Montirungsmagazine, eins am Weidendamm und eins unweit des Schlesischen Thores, die Kaserne für das dritte Regiment Artillerie, Ställe für fünf Schwadronen Gensd'armes und ein Stall für eine Schwadron Husaren, im J. 1776 ein neues Cadettenhaus in der neuen Friedrichsstraße, im J. 1782 wurde die Wache für das Regiment Gensd'armes auf der Neustadt eingerichtet, im J. 1783 folgte die Anbauung der Ställe für das Ebensche Regiment Husaren, im J. 1784 eine Kaserne für das Regiment Bornstädt auf 600 Mann und im J. 1785 wurde ein neuer Flügel zur Kaserne am Schlesischen Thore für das Regiment Pfuhl angebaut. Man bekommt einen ungefähren Begriff von dem, was der König für Berlins Erweiterung und Verbesserung that, wenn man einen Blick auf die großen Summen wirft, die er zu diesem Zwecke aussetzte. Sie vermehrten sich seit dem Friedensschlusse zu Teschen von Jahr zu Jahr. Während sie im J. 1780 schon 97,800 Thaler betrugen, waren sie im J. 1785 auf 236,000 Thaler gestiegen und der König verwandte in den letzten 6 Jahren seines Lebens nicht weniger als 1,140,300 Thaler auf die Bauten in Berlin. Außerdem unterstützte er sehr oft die Aufführung von Gebäuden, die Privatpersonen gehörten, durch Bewilligung von Baumaterialien. So wurden zu jener Zeit allen Bauenden ohne Ausnahme, die zur Mauerung des Grundes und zum Kalk nöthigen Kalksteine aus den königlichen Brüchen in Rüdersdorf umsonst verabfolgt. Nur das Brecherlohn und die Anfuhrkosten wurden bezahlt. Wer daher die Erlaubniß zum Bauen erhalten hatte, reichte nur dem königlichen Bauamte den Anschlag ein und nachdem das Bergwerks-Departement denselben revidirt hatte, ertheilte dasselbe die Assignation auf die Kalksteine.

Wenn wir nun noch von den Verschönerungen Nachricht geben sollen, welche Berlin in dieser Epoche erhielt, so läßt sich freilich außer einigen Dingen dieser Art, welche eben so sehr auf Nutzen abzweckten, wie die Vertauschung der hölzernen Brücke am Opernhause mit einer massiven, die mit Figuren von Mayer, aus Stein gehauen verziert wurde, welche Laternen trugen, die Ausstattung der Gertrautenbrücke und Königsbrücke mit schönen Säulengängen, und die Anlage der neuen steinernen Spandauerbrücke, nur der Bau der Gensd'armesthürme und die Aufstellung der Statuen auf dem Wilhelmsplatze anführen. Der erstere begann im J. 1780 unter der Leitung des Baumeisters Gontard. Die Eile, mit der der König den Bau betrieb, den er in so hohem Alter begann und noch gern vollendet sehn wollte, hatte die üble Folge, daß in der Nacht des 28. Juli 1781 der eine von den Thürmen, der auf die sogenannte neue Kirche gesetzt war, herabstürzte. Gontard, der Anfangs zur Verant-

wortung gezogen wurde, ward bald wieder in Freiheit gesetzt, sobald man die Ursache des Einsturzes genauer ermittelt hatte. Auch war der König nicht länger ungehalten, als er erfuhr, daß Niemand zu Schaden gekommen sei. Man räumte den Schutt weg und der mit gleicher Emsigkeit und vermehrter Vorsicht wieder angefangne Bau wurde im J. 1785 vollendet. Beide Thürme kosteten zusammen 350,000 Thaler. Der Hauptplan ist von zwei Marienkirchen auf dem Platze del Popolo in Rom genommen, nur daß die hiesigen Thürme noch mit einem runden Säulengange, oder dem Dom vermehrt wurden. Wenn nun diese beiden Bauwerke die lebhafte Bewunderung des Publikums erregten, so war dies freilich mit den Statuen auf dem Wilhelmsplatze nicht in gleichem Maße der Fall. Der König, welcher seinen ausgezeichnetsten Generalen ein Gedächtniß in der Residenz stiften wollte, begann damit, daß er im J. 1771 die Bildsäule Schwerins aufstellen ließ, der die Fahne in der Hand hält, mit welcher er sich in der Schlacht bei Prag in den Tod stürzte. Die Bildsäule ist von L. B. Adam angefangen und von Sigisbert Michel beendigt. Sie erregte schon bei ihrer ersten Aufstellung Widerspruch durch die Vermischung der antiken Bekleidung mit der modernen. Ein Held im römischen Costüm, und gleichwohl mit dem schwarzen Adlerorden auf der Brust und Zopf und Haarbeutel, die ihm nachfliegen, mußte in der emphatischen Stellung, die ihm der Künstler gegeben hatte, doppelt anstößig sein. Im J. 1777 folgte die Bildsäule von Winterfeld, welche von den Gebrüdern Ränz angefertigt ist. Er trägt den Commandostab in seiner Rechten und greift mit der Linken an den Griff des Degens. Wenn schon das Standbild durch den ruhigen Moment, in dem der Künstler seinen Gegenstand ausgeführt hatte, mehr dazu geeignet war, die Schwäche der Erfindung zu verbergen, so hatte man doch auch hier noch immer dieselbe unversöhnliche Dissonanz im Costüm. Im J. 1778 erschien die des Generals von Seydlitz von weißem carrarischen Marmor. Die letzte war endlich die Statue des General-Feldmarschalls von Keith, welche am 5. Mai 1786 aufgestellt wurde. Die beiden letzteren Statuen, beide von Tassard, bekunden, wenn schon sie nicht gerade unübertroffen sind, doch einen unverkennbaren Fortschritt in der Kunst. Der Bildhauer hatte es nämlich zum ersten Male gewagt, das römische Costüm, welches bis dahin herrschend gewesen war, mit der Regimentsuniform zu vertauschen, welche die Helden bei Lebzeiten getragen hatten, und war dadurch der Wahrheit um ein gutes Stück näher gekommen. In solchem Falle durften denn auch Zopf und Haarbeutel mit Recht ihren Platz behaupten.

Auch im Thiergarten waren, zum Theil noch während des 7jährigen Krieges, einige Veränderungen vorgegangen. Unweit des Floraplatzes wurde im J. 1757 das sogenannte große Bassin, damals das Venusbassin genannt, ausgegraben. Unmittelbar nach dem Kriege erhielten

auch die Zelte eine andere Gestalt. Im J. 1767 bekam nämlich der Restaurateur Mourier die Genehmigung, eine Hütte neben seinem Zelte zu errichten und gab derselben eine goldne Gans zum Schilde mit der Inschrift: **Monnoie (mon oie) fait tout.** Die Hütten blieben nun auch im Winter stehn, doch hatten die Einwohner noch nicht das Recht, diese Jahreszeit über darin zu wohnen, wie ihnen denn auch durchaus kein Anspruch auf den Grund und Boden zustand. Die Anwesenheit des Großfürsten von Rußland, im Juli 1776, gab ebenfalls Veranlassung zu einer neuen Anlage. Der Prinz Ferdinand veranstaltete nämlich ein großes Hoffest im Thiergarten, wozu man zwischen dem Zirkel und Bellevue an der Spree einen neuen schönen Platz anlegte, der mit lebenden Hecken und Nischen umgeben wurde, und der den Namen des Großfürstenplatzes erhielt. Auf demselben waren 5 prächtige Gezelte aufgeschlagen, und mit Delicatessen reichlich versehn. Das Hauptzelt in der Mitte war aus Carmoisin-Damast mit Gold durchwirkt. Die Pfähle waren vom schönsten Ebenholz und mit Elfenbein getäfelt. Auf der Spitze derselben befand sich eine Blumenkrone mit den Worten: „Vive Catharine!" die ebenfalls von den schönsten Blumen geflochten waren. Zwischen den übrigen Zelten sah man große mit Blumen umflochtne Pyramiden, welche mit fortlaufenden Guirlanden von den schönsten Blumen so versehn waren, daß sie die Zelte damit zugleich bekränzten. Dahinter befand sich noch eine Menge von andern Zelten, die für die Bedienung bestimmt waren und ein kleines Lager bildeten. Sieben Corps Hautboisten und zwei Corps Janitscharen beeiferten sich ohne Unterlaß, die hohen Herrschaften zu vergnügen, und der Thiergarten war von einer unglaublichen Menge von Zuschauern angefüllt. Das Fest nahm indessen ein sehr überraschendes Ende. Es hatte bei anscheinend gutem Wetter begonnen. Plötzlich zog sich ein Regen zusammen, die elegante Welt konnte in den Zelten kein Unterkommen finden und flüchtete so eilig nach der Stadt, daß der ganze Weg dahin mit verloren gegangnen Bändern, seidnen Schuhen, Coiffuren und Schuhschnallen bedeckt war.

In der heutigen Bellevue hatte Knobelsdorf, wie wir erzählten, eine Meierei angelegt. Nach seinem Tode kam es in mehre Hände und endlich in die des Ministers von Horst, der die Gebäude verbesserte und dahinter einen Obstgarten und zur Seite einen Blumen- und Küchengarten anlegte, in dessen Mitte sich ein großes Bassin befand. Von ihm erhielt es der Hofrath Bentram und im J. 1785 kaufte es der Prinz Ferdinand, der dieser Besitzung den Namen Bellevue beilegte, den schönen Pallast mit zwei Flügeln erbaute und in den Jahren 1786 bis 1790 den Garten mit großen Kosten so einrichtete, wie er im Wesentlichen noch heute ist. Dies hatte denn auch die Folge, daß die große Potsdammer Allee, welche bis dahin an dem Charlottenburger

Wege endete, durch den Thiergarten geführt wurde, worauf sie den Namen der Bellevueallee erhielt. Moabit wurde dadurch vergrößert, daß der König zwei Westphalen mit einem jährlichen Gehalt in der Absicht dort etablirte, daß sie lebendige Hecken nach westphälischer Art um ihre Gehöfte anlegen und den Brandenburgern zur Ersparung der kostspieligen Zäune ebenfalls in dieser Hinsicht Unterricht ertheilen sollten. Dies Etablissement wurde ein beliebter Vergnügungsort der Berliner, zu dem sie von den Zelten aus in einer Gondel fuhren, um daselbst westphälischen Pumpernickel zu essen und sich zu schaukeln. Auch der Hofjäger, der bis dahin nur ein Privathaus im Thiergarten gehabt hatte, legte, in der Meierei, welche neben der Fasanerie befindlich ist, im J. 1779 eine Gastwirthschaft an, zu deren Annehmlichkeit besonders ein hölzerner Altan gerechnet wurde, der in einen alten Baum hineingebaut war. Seinem Etablissement gegenüber machte ein Herr von Massow in den letzten Jahren Friedrichs des Großen die erste Anlage zu einer artigen Einsiedelei mit Spaziergängen. Von dem Hofjäger-Etablissement ab bis zur Jungfernallee an der Thiergartenstraße war gegen den Landwehrgraben noch offenes Feld. Erst an der Jungfernallee begannen die ursprünglich meistens von refugirten Franzosen angelegten Privatgärten und wohlgebaute Häuser, die damals schon zu Brunnenkuren vermiethet wurden. An der Stelle des heutigen Kämpferschen Etablissements befand sich der Richardsche Garten, welcher schon zu jener Zeit ein Hauptvergnügungsort der Berliner war. In der jetzigen Bellevuestraße standen schon zu Anfang der Regierung Friedrichs des Großen Häuser und Gärten, doch nach dem Potsdammer Thor zu sah man überall noch offnes Feld. Der Schulgarten nahm sich in der Zeit nach dem 7jährigen Kriege sehr auf. Der Consistorialrath Hecker schaffte eine Menge exotischer Gewächse an und bestimmte einen Theil seines Territoriums zu einem botanischen Garten für seine Realschüler, so daß nach seinem Tode laut eines im J. 1770 aufgenommenen Verzeichnisses außer mehren Treibhäusern und Mistbeeten eine kleine Orangerie, Ananas, Cypressen, Lorbeeren, Myrthen, Granaten, Aloe, Pisang, selbst Agaven, Palmen und Kaffeebäume vorhanden waren. Der Theil des Thiergartens, welcher zwischen dem Brandenburger Thore und der Thiergartenstraße zunächst liegt, wurde am spätesten eingerichtet. Hier befanden sich einige Salons von Weißbuchen und Birken und die Hauptanlagen wurden erst gegen Ende der Regierung Friedrichs **II.** durch den jüngeren Sello gemacht, der in Holland die Gartenkunst erlernt hatte und namentlich den Plan, welchen der sogenannte Busch am Haag hat, auf die damalige Anordnung des Thiergartens übertrug. Im J. 1784 führte er hier eine Tannenallee vom Brandenburger Thore aus gerade in den Thiergarten, die erst vor einigen Jahren abgehauen ist.*)

*) Siehe: der Thiergarten bei Berlin, seine Entstehung u. Schicksale. Berlin, 1840.

Unsre Leser werden sich nach dem Gesagten eine ungefähre Vorstellung von der Ausdehnung und Gestalt Berlins zu Ende der Regierung Friedrichs des Großen machen können. Berlin hatte im Ganzen einen Umfang von 4546 rheinl. Ruthen oder etwa 2¼ Meile, der Flächeninhalt betrug 931,035 Quadratruthen. Die Stadt hatte 15 Thore, 268 Straßen und Plätze, 36 Brücken, unter denen 7 steinerne waren, 33 Kirchen und 6644 Häuser. In den letzten acht Jahren hatte sich die Zahl derselben allein mit 421 vermehrt. Am meisten angebaut waren unter den Stadttheilen die Spandauervorstadt, welche 1027, Berlin, welches 1121 und die Friedrichsstadt, welche 1669 Häuser zählte. Dann kam Altköln mit 543, die Kölnische Vorstadt mit 542, die Stralauervorstadt mit 451, die Königsvorstadt mit 438, die Neustadt mit 378, der Friedrichswerder mit 302 und Neuköln mit 173 Häusern. Was die Zahl der Einwohner angeht, so war sie in verschiednen Epochen der Regierung Friedrichs des Großen sehr verschieden, da der Krieg nicht nur fast die ganze Garnison fortzog, sondern auch die Anzahl der Zurückbleibenden verminderte. Bei seinem Regierungsantritt fand der König in der Residenz etwa 98,000 Einwohner. In diesem und den folgenden Jahren nahmen dieselben theils in Folge einer Epidemie, an welcher im J. 1740 noch 4749 Personen starben, theils durch die beiden schlesischen Kriege etwas ab, doch kann man für das J. 1746 wieder etwa die Zahl von 97,000 als wahrscheinlich annehmen. In den Friedensjahren 1747 bis 1755 vermehrten sich die Einwohner Berlins etwa um 20,000, denn für das erste wird 106,803, für das letztere 126,661 als wahrscheinliche Anzahl von glaubhaften Autoren angegeben. In dieser Zeit gab es wenige Jahre, in denen nicht die Einwohnerzahl um 3000 zunahm. Der 7jährige Krieg, welcher nicht nur die Abwesenheit der Garnison und des Hofes, sondern auch zwei feindliche Ueberfälle, Theuerung und epidemische Krankheiten im Gefolge hatte, verringerte die Bevölkerung wieder, doch kann man nicht annehmen, daß von den 99,177 Einwohnern vom Civilstande, welche Berlin im J. 1756 zählte, jemals stärkere Abweichungen, als die Abnahme von etwa 7000 Einwohnern statt gefunden hätte. Dies war nur im J. 1758 der Fall, wo sich hier 92,356 befanden. In den nächsten Jahren nahm ihre Zahl wieder so stark zu, daß im J. 1762 schon wieder 98,090 vorhanden waren. Im ersten Friedensjahre waren 99,699 Personen vom Civilstande und 19,520 vom Militair, also im Ganzen 119,219 Seelen in Berlin. Von da ab bis zum J. 1777 stieg die Anzahl derselben bis auf 140,719 und im J. 1785, zu Ende der Regierung des großen Königs, hatte Berlin 146,647 Einwohner, so daß die Residenz hauptsächlich seinem unermüdlichen Bestreben die Vermehrung von mehr als 68,000 Einwohnern zu verdanken hat. Die Garnison bestand zu Ende der Regierung Friedrichs II. aus einer Schwadron Garde du

Corps, fünf Schwadronen des Leibregiments Husaren, dem Regiment Gensd'armes von 5 Schwadronen, 7 Regimentern Infanterie, und 4 Artillerie-Regimentern nebst ihrer Augmentation von 3 Compagnien.

Die Stadtverwaltung, von welcher wir jetzt Nachricht zu geben haben, wurde durch Friedrich II. in der Organisation ihrer höchsten Behörde bedeutend umgestaltet. Der Magistrat erhielt nämlich am 21. Februar 1747 ein Reglement, in welchem festgesetzt wurde, daß er hinfort aus 20 Personen bestehen sollte, aus einem Präsidenten, der seit 1726 vom Könige unmittelbar ernannt worden war, 4 wirklichen Bürgermeistern, von denen der König einen zum Präsidenten ernennen wollte, 2 Syndici, einem Oekonomie-Director, einem Kämmerer und Rendanten und 12 Rathmännern, aus deren Anzahl regelmäßig einer zum Kämmerer und Rendanten erwählt wurde. Dazu kam noch eine Anzahl von Referendarien, ein Stadt-Secretair, ein Registrator, mehre Canzellisten, Kopisten und sonstige Unterbeamten. Dies Collegium wurde nun zur Besorgung seiner verschiedenen Aufgaben in 4 Departements getheilt, das Justiz-Departement, zu welchem 2 Bürgermeister, die beiden Syndici und 3 Rathmänner gehörten, das Oekonomie-Departement, bestehend aus einem Bürgermeister, einem Syndicus, dem Oekonomie-Director und 3 Rathmännern, das Kämmerei-Departement, welchem ein Bürgermeister und ein Syndicus, der Oekonomie-Director, der Kämmerer als Rendant und 3 Rathmänner vorstanden, und das Polizei-Departement, welches seine besondere Instruction hatte, wenn schon es mit dem Magistrate auf das Engste verbunden war. Der Stadt-Präsident war nämlich zugleich auch Polizei-Director. Ihm standen der im Rathe sitzende französische Rathmann und 2 andre Rathmänner zur Seite. Als Untergeordnete befanden sich bei diesem Collegium ein Polizei-Inspector und 2 Polizeimeister, nebst verschiedenen Marktmeistern und Polizeidienern. Diese Einrichtung bestand seit dem J. 1742. Friedrich Wilhelm I. hatte die Besorgung des Polizeiwesens dem Gouvernement und dem Magistrat im J. 1730 gemeinschaftlich aufgetragen. Friedrich II. machte durch einen unmittelbaren Befehl vom 16. Jan. 1742 den jedesmaligen Stadt-Präsidenten zugleich zum Polizei-Director, und übertrug dies Amt dem damaligen Kriegsrath und Bürgermeister Kircheisen, den er genau kannte und oft sprach. Er stand in allgemeiner Achtung und verwaltete sein Amt mit vielem Ruhme bis zu seinem Tode, der den 28. December 1770 erfolgte. Sein Nachfolger war der ehemalige Regiments-Quartiermeister Philippi, welchem der König im J. 1782 eine ausführliche Instruction ertheilte. Vermöge derselben hing er nur vom Könige und vom General-Directorium ab. Er hatte die alleinige Anordnung und Erkenntniß in allen Polizeisachen und sämmtliche Einwohner standen ohne Unterschied in diesem Punkte unter seiner Macht. In dringenden Fällen konnte er sogleich Arrest verfügen, wobei alle Wachen

auf sein oder auch nur der Polizei-Commissarien mündliches Verlangen die nöthige Mannschaft geben mußten. Kamen Polizeifälle vor, in denen Soldaten und Bürger betheiligt waren, so wurden diese durch ein gemischtes Gericht abgemacht; wenn dagegen ein Soldat oder ein Bürger allein Kläger waren, so wurde die Klage, laut einem königl. Befehl vom 3. Oct. 1740, beim Forum des Beklagten angebracht. Der Polizei-Director berichtete an den König unmittelbar jährlich vom Zustande der Residenz, von der Anzahl der Einwohner, von der Ab- und Zunahme der Manufacturen und Fabriken, wie von allen Sachen, die das Wohl der Stadt angingen. Durch ihn erhielt Berlin eine verbesserte Polizei-Verfassung. Die Städte und Vorstädte wurden im Jahre 1742 in 18 Quartiere eingetheilt, denen ebensoviel Quartier-Commissarien vorgesetzt wurden, und diesen mußte jeder Einwohner von jener Zeit an, die Fremden, die er bei sich aufnahm, noch am Abend ihrer Ankunft, bei 2 Thlr. Strafe, namentlich anzeigen. Ueber die Miethkutschen oder Fiaker, welche seit dem J. 1742 verordnet und vor dem Schlosse zur Bequemlichkeit des Publikums aufgestellt waren, war ein besondrer Commissair gesetzt. Im J. 1782 wurde auch auf Kosten eines Privatmannes eine Anzahl Sänften oder Portechaisen an verschiedenen Orten der Stadt aufgestellt. Ohne uns indessen weiter in das Detail der polizeilichen Einrichtungen einlassen zu wollen, die aus der Zunahme der Stadt von selbst folgten und deren Aufzählung daher unsre Leser ermüden würde, wollen wir nur noch einige Punkte hervorheben, die etwas Eigenthümliches haben. So wurden zu jener Zeit von der Polizei 12 Lohnlakaien angenommen, vereidigt und genöthigt, eine Caution zu stellen, ehe man ihnen die Freiheit zugestand, den Fremden aufwarten zu dürfen. Um die öffentliche Sicherheit zu befördern, erließ der Präsident Kircheisen im J. 1765 das Gesetz, daß alle Hunde, die auf der Straße herrenlos umherliefen, ohne Weiteres todtgeschossen werden sollten. Die Veranlassung zu diesem harten Edict hatte der Umstand gegeben, daß der König auf einem Spazierritte bei Potsdam von Hunden angefallen war, welche sein Pferd scheu gemacht hatten. Deshalb befahl er im ersten Eifer, alle in Potsdam frei umherlaufende Hunde zu erschießen und der Präsident glaubte seinem Beispiel folgen zu müssen. Zwei Jahre später, am 20. Februar 1767, erfolgte ein anderes Gesetz, das noch weit sonderbarer war. Man glaubte nämlich bemerkt zu haben, daß das Tollwerden bei den Hunden von einer Sehne unter der Zunge veranlaßt würde, und deshalb mußte allen Hunden bei 50 Thalern Strafe von gewissen, durch die Polizei dazu bestellten Wurmschneidern, der Tollwurm geschnitten werden. Trotz dem, daß man sich bald von der Nutzlosigkeit dieser Verordnung überzeugte, so blieb sie doch die ganze Zeit der Regierung Friedrichs II. hindurch in Kraft. Endlich wollen wir noch einen Zug anführen, der die große Sorge des Kö-

nigs für seine Residenz charakterisirt. Friedrich II. gab nämlich jährlich 6500 Thlr. dafür aus, um durch 36 zweispännige Karren die Straßenreinigung in Berlin besorgen zu lassen. Die Hauseigenthümer hatten es dabei bis zum Jahre 1784 so bequem, daß man ihnen nicht einmal anmuthete, den Kehricht vor ihren Thüren zusammenfegen zu lassen. Diese Einrichtung wurde erst in dem genannten Jahre gemacht.

Was die sonstigen Stadtkollegien in Berlin angeht, so gingen auch hier einige Veränderungen vor. Friedrich Wilhelm I. hatte bereits im J. 1728 eine Umänderung mit dem Stadtgerichte vorgenommen, indem er dasselbe aus einem Präsidenten und drei Assessoren zusammensetzte. Der Magistrat hatte dabei die erste Stimme. Er schickte einige Deputirte und mußte auch die Instruction für das neue Gericht entwerfen. Im J. 1780 nahm Friedrich II eine neue Reform mit diesem Kollegium vor, welches fortan aus einem Direktor bestand, der vom Könige ernannt wurde, aus fünf Civilrichtern, drei Kriminalrichtern und fünf Assessoren, nebst mehren Unterbeamten, welche sämmtlich vom Magistrate gewählt und dem Könige zur Bestätigung vorgeschlagen wurden. Außerdem befand sich bei diesem Gericht schon eine sehr beträchtliche Anzahl von Referendarien und Auscultatoren. Es entstanden zur Zeit Friedrich II. noch zwei Gerichte in der Residenz, das Baugericht und das Gericht für die königl. Porzellanfabrik. Das erstere wurde im J. 1742 errichtet und stand unter dem zweiten Departement des Generaldirektoriums. Es war aus einem Direktor und verschiedenen Bauräthen zusammengesetzt und entschied alle Streitigkeiten in Bausachen. Die Porzellanfabrik, welche der König unter seine specielle Obhut nahm, bekam von ihm ein eignes Gericht, welches aus einem Director und Justitiar bestand und dem alle zu diesem Institut gehörigen Arbeiter mit ihren Frauen unterworfen waren.

Im J. 1785 lief die Octroi der bisherigen Brennholzhandlungs-Compagnie ab und von diesem Jahre an trat die königl. Hauptbrennholz-Administration in ihr Amt, welche die Verpflichtung hatte, Berlin und Potsdam mit Brennholz zu versorgen. Die Administration bestand aus einigen Geheimen Finanzräthen des Generaldirektoriums vom Forstdepartement nebst einigen andern Räthen und Assessoren und den Unterbeamten. Wer Holz kaufen wollte, bezahlte dies im Comtoir der Administration und erhielt einen Anweisezettel auf den Holzmarkt, der ihm am bequemsten lag. Außer der Administration durfte Niemand in Berlin und Potsdam mit Brennholz handeln, und diese war verbunden, jährlich 6663 Haufen Kienenkloben, den Haufen zu 10 Thlr. 12 Gr. und 1500 Haufen Kienenknüppel, den Haufen zu 9½ Thlr. zu geben, welche unter die Garnison, die Fabrikanten und die Armen vertheilt wurden. Ebenso bestand in Berlin ein Proviantamt, welches die drei

zur Stadt gehörenden Magazine, das Getreidemagazin, das Fouragemagazin und die Proviantbäckerei zu versorgen hatte.

Doch der König wollte nicht nur seine Residenz vor Mangel schützen, er wollte auch ihren Wohlstand heben und dies glaubte er nur durch die Beförderung des Handels und der Manufakturen bewirken zu können. So viele ungünstige Umstände sich ihm auch bei diesem Unternehmen in den Weg stellten, die theils in der Natur der Sache lagen, theils durch die Ungunst des Glückes herbeigeführt wurden, Friedrich **II.** hat dennoch die lange Zeit seiner Regierung hindurch auf das Unermüdlichste dahin gestrebt, Berlin zu einer großen Fabrikstadt zu machen. Er bestieg den Thron am 31. Mai 1740 und schon am 28. Juni d. J. errichtete er ein besonderes Departement von Manufactur- und Kommerziensachen, welches er mit dem General-Directorium verband, wo es fortan das fünfte Departement wurde. Ihm setzte er den Staatsminister von Marschall als Chef vor, dem zwei Räthe zur Unterstützung beigegeben wurden. Die Instruction, welche Marschall zu diesem Zwecke erhielt, ist freilich noch etwas unbestimmt. Es wurde ihm in derselben nicht nur zur Pflicht gemacht, die gegenwärtigen Manufacturen zu verbessern und neue einzurichten, sondern auch „so viel Fremde von allerhand Conditionen, Charakter und Gattung in das Land zu ziehn, als sich nur immer thun lassen wollte.“ Besonders merkwürdig ist die Art, wie man gegen die letzteren verfahren sollte. Es wurde dem Minister anbefohlen, daß er, wenn reiche Leute oder Rentiers nach Preußen ziehn wollten, ihre Capitalien zu 4 Procent unterbringen sollte. „Er soll ferner,“ wie es dort wörtlich heißt, „nebst seinen Räthen darauf bedacht sein, den Fremden, die sich im Lande etabliren, oder auch nur eine Zeit lang darin aufhalten wollten, gewisse Commoditäten zu verschaffen, und ihnen ihren Sejour angenehm zu machen und zwar sowohl für sich, wie für ihre Kinder. Weshalb ihnen die Freiheit der Religion gelassen und dahin gesorgt werden muß, damit sie wohlfeil leben und andre benöthigte Commoditäten finden können. Leuten von großer Qualité und die zugleich dergestalt sind, daß sie jährlich eine Revenue von 20,000 Thalern haben, wollen Se. Königl. Majestät, wenn sie sich in ihren Landen etabliren und darin ihre Revenuen verzehren wollen, gern mit annehmlichen Caracteurs an die Hand gehn, auch ihnen überdem wohl eine Pension von 1000 Thaler jährlich geben.“ Gleichzeitig mit dieser Instruction erschien ein Edict am 27. Juli 1740, durch welches allen auswärtigen geschickten Handwerkern und Fabrikanten, die sich in Berlin niederlassen wollten, außer den gewöhnlichen Wohlthaten, die ihnen zu Gute zu kommen pflegten, noch eine zweijährige Accise- und Servisfreiheit versprochen wurde. Dasselbe sollte in Bezug auf die Rentiers gelten, die hier ihr Geld verzehren wollten. Mehr als dies Alles bewirkte indessen die am 3. Jan. 1746 gegebne

Erklärung, daß Berlin kantonfrei sein sollte. Die Furcht, zum Soldatendienste gezwungen zu werden, war die größte Fessel für den hiesigen Handel und Wandel gewesen. Sobald sie verschwunden war, begann mit der Rückkehr des Friedens ein buntes Leben, welches durch den gesteigerten Verkehr bis zum 7jährigen Kriege in steter Zunahme blieb.

Der König verwandte seinerseits während dieser Zeit bedeutende Summen auf die Erleichterung der Wassercommunication. Der Finowkanal, welcher die Oder mit der Havel vereinigt, war während des 30jährigen Krieges gänzlich in Verfall gerathen, und seitdem nichts zu seiner Verbesserung geschehn. Friedrich II. ließ daher einen neuen Kanal in den Jahren 1743 bis 1751 zu Stande bringen. In den Jahren 1767 bis 1780 wurde noch eine Schleuse und zwei neue Gräben zur Speisung des Kanals gebaut, der nunmehr 15 Schleusen, 2 Schleusen in den Communicationsgraben, 4 bis 6 Ruthen Breite und beinahe 4⅝ Meilen Länge hatte. Ebenso wurde der Plauensche Kanal in dieser Zeit gebaut, der die Fahrt von Magdeburg nach Berlin um die Hälfte verkürzt. Er kam in den Jahren von 1743 bis 1745 zu Stande und wurde etwa 4 Meilen lang und 22 bis 26 Fuß breit. Der neue Oderkanal, der dem genannten freilich weder an Größe noch an Wichtigkeit für den Verkehr gleichkommt, wurde ebenfalls im J. 1753 angelegt. Gleichzeitig mit diesen Unternehmungen beförderte der König den hiesigen Handel durch mehre Verbote, die er gegen die Einbringung fremder Producte ergehn ließ und gab zur Aufnahme von Fabriken ansehnliche Summen her. Trotz dem Allen war indessen in den Jahren 1757—65 noch immer keine große und allgemeine Verbesserung der Sache bemerkbar. Einestheils lag dies in der Besorgniß vor dem herannahenden Kriege, welche Friedrich in den letzten Jahren dieser Epoche davon abhielt, Geld aus dem Schatze herzugeben, anderntheils wurde das Ganze von oben herab nicht planmäßig genug betrieben und man erwartete das Beste vom Zufall. So kam es denn, daß sich wohl einige bedeutende Handelshäuser aufthaten, doch die Menge gewann wenig dabei. Außer dem berühmten Hause Splittgerber und Daun sind noch der Kaufmann Gotskowsky und der Banquier Schütze zu nennen, die zu jener Zeit den meisten Ruf hatten. Von ihnen wurden daher auch die bedeutendsten Anlagen gemacht. Gotskowsky begann damit, daß er eine Sammtfabrik in Berlin anlegte und wurde dadurch unterstützt, daß der König, welcher fand, daß von ihm und dem Juden Hirsch in Potsdam hinlänglicher Vorrath von diesem Fabrikat beschafft wurde, im J. 1749 das Verbot erließ, dergleichen aus der Fremde einzubringen. Im J. 1750 erlaubte der König dem Kaufmann und Banquier David Splittgerber in Neuköln eine Zuckersiederei und Raffinerie anzulegen und ertheilte ihm am 12. Mai 1751 das Privilegium, die Kur- und Neumark nebst Pommern mit gesottenen und raffinirten Zuckern versor-

gen zu dürfen. Um dies Unternehmen zu heben, wurde der ausländische Zucker mit zwölf Procent Impost belegt, und Splittgerber gewann dabei so bedeutend, daß er vor dem Stralauer Thore auf der Stelle, wo das ehemalige sogenannte Salzmagazin gestanden hatte, eine zweite Zuckersiederei anzulegen im Stande war, zu der ihm der König den Platz schenkte. Im J. 1754 folgte die dritte an der Contrescarpe. Im J. 1753 legte der Banquier Schütze eine zweite Seiden-Manufactur auf der Contrescarpe an, zu der der König die Kosten hergab, und da man bis dahin immer den Mangel an Maulbeerbäumen als die einzige Ursache angegeben hatte, warum der Seidenbau nicht besser von Statten ginge, so beschloß der König, im J. 1757 selbst eine Plantage davon bei Oranienburg anlegen zu lassen, deren Kosten sich auf 5291 Thaler beliefen. Auch eine Seidenspinnerei wollte er daselbst einrichten, doch verhinderte der inzwischen ausgebrochene Krieg dies Unternehmen.

Dies waren die vorzüglichsten Anlagen dieser Art, die man in den Jahren 1745 bis 1756 machte. Besondere Unterstützung genossen außerdem hauptsächlich die Wollen-, Baumwollen- und Seiden-Manufacturen, woher sich denn ihre Zahl auch ansehnlich vermehrte. Wenn man nur diejenigen rechnet, die auch späterhin bis zu Ende der Regierung Friedrich **II.** einen Namen hatten, so findet man, daß in den Jahren 1740 bis 1756 doch in Berlin allein 5 Wollen-, 4 Baumwollen- und 8 Seiden-Manufacturen entstanden, zu denen noch eine Leinen- und eine Tapeten-Manufactur, eine Bleifabrik, eine Schriftgießerei und eine Stahlfabrik hinzukamen. Der König vollendete sein Werk in dieser Beziehung, indem er im Mai des Jahres 1767 eine eigne Commission für Manufacturen und Fabriken niedersetzte, welche einen jeden Manufacturier und Fabrikanten angehören und nach Kräften zu unterstützen bestimmt war.

Der 7jährige Krieg unterbrach nun allerdings durch seine lange Dauer die Ausführung mancher Projecte, welche der König zum Wohle seiner Unterthanen gemacht hatte, doch kann man nicht sagen, daß der Handel und die Manufacturen in Berlin darunter übermäßig gelitten hätten. Die große Menge Geld, welche durch die Lieferungen für die Armee in Umlauf gesetzt wurde, verschaffte den Lieferanten und Handwerkern sehr vielen Verdienst. In den ersten Jahren des Krieges sah man daher auch noch einige neue Wollen-, Baumwollen- und Seidenfabriken entstehn, weil sich der schnell erworbne Reichthum sogleich in dem Luxus wieder Bahn brach, den die Berliner Kaufleute mit ihrem Gelde trieben. In den späteren Jahren, nachdem die Stadt einen Theil ihrer Contribution an die Russen gezahlt hatte, sah man sich freilich um so mehr zu Einschränkungen genöthigt, als der Werth des Geldes immer schlechter wurde und die Staatsbeamten nur in Papieren bezahlt wurden. Dennoch hat gerade diese Epoche die größte Fabrik in Berlin hervor-

gebracht und daß in einer unglaublich kurzen Zeit. Man hatte bis dahin nämlich schon öfters den Versuch gemacht, echtes Porzellan zu verfertigen, doch war dies bis jetzt noch nicht gelungen. Der Kaufmann Wegely begann damit zuerst ins Große zu gehn. Er erbaute nämlich neben der Königsbrücke ein großes Haus und ließ darin viel Porzellan machen, was ziemlich gut ausfiel, wenn schon es dem Meißner Porzellan auf keine Weise gleichkam und den Werth desselben in den Augen des Publikums nur steigerte. Indessen gaben ihm die Zeitumstände eine Gelegenheit, seine Fabrik bedeutend zu verbessern. Während des Krieges waren in Sachsen mehre Porzellanarbeiter, die Verbrechen halber auf dem Königsstein gesessen hatten, von dort entkommen und nach Böhmen entflohen. Der König von Polen verlangte nun ihre Auslieferung und Wegely benutzte diesen Umstand, ließ sich mit ihnen in Unterhandlungen ein und zog sie in seine Fabrik nach Berlin. Der König befand sich um jene Zeit in Sachsen. Die Contributionen, die zum Unterhalte seines Heeres nöthig waren, konnten nicht in der Eile aufgetrieben werden, wie er es bedurfte und sah sich daher genöthigt, den vorhandenen Bestand der Meißner Porzellanfabrik an Zahlungsstatt anzunehmen. Er wandte sich nun an Wegely und verlangte, daß dieser das Ganze erstehn sollte, wozu er allerdings um so eher hätte die Hand bieten sollen, als der König ihm zu seiner Einrichtung behülflich gewesen war, und er an dem Verkauf wahrscheinlich keinen bedeutenden Schaden gehabt hätte. Trotz dem machte er Schwierigkeiten, und da der König zu viel Eile nöthig hatte, um sich auf lange Unterhandlungen einzulassen, so schlug er den Vorrath in Pausch und Bogen an den Baron Schimmelmann los, der die Gelegenheit wahrnahm, ihn im Einzelnen verkaufte und dabei einen ansehnlichen Gewinn zog. Friedrich war inzwischen sehr erzürnt, so wenig Patriotismus bei einem Manne gefunden zu haben, der ihm zum Theil sein Glück verdankte, und da er überdies erfuhr, daß Wegely das Publikum mit hohen Preisen drückte, so befahl er, daß die ganze Fabrik eingehn sollte. Die Geräthschaften wurden vernichtet, der Vorrath von Waaren an die Meistbietenden öffentlich verkauft und die Arbeiter gingen auseinander.

Um dieselbe Zeit im J. 1760 kam der Kaufmann Gotskowsky in Aufträgen der Berliner Bürgerschaft nach Leipzig zum Könige, der einige Proben von sächsischem Porzellan in seinem Zimmer stehn hatte. Friedrich äußerte gelegentlich, daß er es gern sehn würde, wenn er eine solche Fabrik in seinen Landen hätte und daß er entschlossen wäre, nach dem Friedensschluß Alles zu thun, um ein solches Unternehmen zu unterstützen. Gotskowsky war ein begeisterter Patriot. Ein Wort aus des Königs Munde war für ihn ein Befehl, zu dessen Ausführung er die äußersten Kräfte anstrengte. Voll von dem Gedanken zu einer solchen Fabrik, kehrte er nach Berlin zurück und das Glück wollte, daß er

hier einen Mann fand, der ihm das Geheimniß, echtes Porzellan zu machen, mittheilen konnte. Ein Sachse, Namens Reichert, der zuvor Töpfer gewesen war, hatte nämlich die Auflösung der Wegelyschen Fabrik benutzt, um den Arbeitern, die seine Landsleute waren, ihre Geheimnisse von der Zubereitung des Porzellans abzukaufen, hatte dann ein kleines Capital darauf verwandt, Versuche anzustellen und war so glücklich gewesen, das sächsische Porzellan herzustellen. Er stand eben im Begriff, nach Gotha zu gehn, wohin ihn der Herzog mit einer Pension von 1000 und einem Witwengehalt seiner Frau von 500 Thalern berufen hatte, als Gotskowsky ganz zufällig von ihm erfuhr und ihn dazu bewog, hier zu bleiben. Er versprach ihm, die Gelder herbeizuschaffen, die zu einer Fabrik nöthig wären, ihm alle seine bisherigen Kosten zu ersetzen, seine Vorräthe und Geräthschaften abzukaufen, ihm für seine Person jährlich 1000 Thaler nebst freier Wohnung und Holz zu geben, und ihm überdies für sein Arcanum eine Summe von 10,000 Thalern auszuzahlen, welche so lange an einem dritten Ort niedergelegt werden sollte, bis Gotskowsky die vollständige Ueberzeugung erlangt hätte, daß er im Besitze der Kunst wäre. Auf diese Bedingungen wurde der Contract abgeschlossen, Gotskowsky machte die Einrichtung zu seiner Fabrik in dem Dorvilleschen Hause in der Leipziger Straße, welches er ankaufte, und im J. 1762 befand sich dieselbe schon in so blühendem Zustande, daß 150 Menschen darin arbeiteten, unter denen sich 80 junge Leute von guten Eltern befanden, die theils zur Bildhauer-, theils zur Malerarbeit angenommen waren. Gotskowsky hatte vorher den berühmten Miniaturmaler Klause, der mit einer ansehnlichen Pension nach Dresden gegangen war, zurückberufen, und mit einer Pension von 2000 Thlr. engagirt, um die jungen Leute zu unterrichten. Nachdem der Friede wieder hergestellt war, beschloß Friedrich II., selbst die Fabrik zu übernehmen. Er gab Gotskowsky 225,000 Thaler, die bisherigen Mitglieder der Anstalt wurden beibehalten und Reichert bekam 7000 Thaler nebst einer besondern Entschädigung für sein Arcanum. Da ihm seine Hoffnung fehl schlug, Director zu werden und er überhaupt nicht weiter bei der Fabrik beschäftigt wurde, so bekümmerte er sich darüber so sehr, daß er bald nachher starb.

Der König wandte nun alle Mittel an, um die Porzellanfabrik in möglichst baldigen und großen Flor zu bringen. Er ließ nicht nur selbst sehr viel verfertigen, um damit hohen Personen Geschenke zu machen, sondern er schrieb sogar vor, daß die Juden in allen königlichen Provinzen, wenn sie Concessionen zur Ansetzung ihrer Kinder, zur Verheirathung, zum Handel oder Ankauf von Häusern erhielten, eine Quantität Berliner Porzellan mit der Verpflichtung übernehmen mußten, dasselbe außerhalb Landes abzusetzen, wofür sie die Bescheinigung beizubringen hatten. Die Absicht des Königs ging auf diese Weise bald in Er-

füllung und die Fabrik wurde so bedeutend, daß sie an 500 Arbeiter beschäftigte. Der Director mußte am Schlusse eines jeden Monats seinen Bericht vom Fortgange und Betriebe des Werkes nebst dem summarischen Kassenextract an den König einreichen, worauf er jedesmal auf den nächsten Tag beschieden wurde, und der König kam niemals nach Berlin, ohne sein Werk in speciellen Augenschein zu nehmen und häufige Bestellungen zu machen, über deren Gelingen er sein besonderes Wohlgefallen zu erkennen gab. Außer dem Hauptwaarenlager wurden zu Warschau, Danzig, Hamburg, Königsberg, Breslau, Stettin und Magdeburg Niederlagen und Factoreien angelegt und der Ruhm der Berliner Porzellanmanufactur übertraf zu jener Zeit den aller andern Fabriken dieser Art bei Weitem.

So glänzende Fortschritte machte man freilich in den andern Zweigen des gewerblichen Lebens nicht mehr. Der König war nach dem Hubertsburger Frieden auf das Aeußerste bemüht, seinen Schatz wieder zu füllen, und dies konnte nicht anders geschehn, als daß man dem allgemeinen Verkehr starke Fesseln anlegte. Das Nächste, was er vornahm, war eine Münzreduction, die freilich durch die große Unordnung, welche der Krieg hervorgebracht hatte, dringend nöthig geworden war, aber zur unmittelbaren Folge hatte, daß eine Menge von bedeutenden Handelshäusern fallirte und viele Kaufleute, die ihre Zuflucht zum Betruge nahmen, auf die Festung geschickt wurden. Dann folgte die Einrichtung der Regie, die das ganze Publikum in die lebhafteste Aufregung versetzte. Der König verlangte nämlich anfangs von seinen Ministern, daß sie ihm Vorschläge zur Erhöhung seiner Landeseinkünfte machen sollten. Diese kannten den traurigen Zustand seiner Unterthanen zu genau, als daß sie sich getraut hätten, ihnen neue Auflagen zuzumuthen. Friedrich glaubte indessen, es fehlte ihnen an Muth zu Neuerungen, und da er sah, mit welcher Leichtigkeit der König von Frankreich seine Einkünfte vermehrte, so wandte er sich an Helvetius, der damals als Schriftsteller und Finanzmann gleich sehr berühmt war. Dieser erschien im J. 1764 zu Potsdam, und hier wurde ein Plan zur Erhöhung der Landeseinkünfte verabredet, der sich über Preußen gleich einem Ungewitter zusammenzog. Die Verhandlungen mit französischen Finanzmännern wurden fortgesetzt, und im Juli 1766 erschien de Launay an der Spitze von einigen hundert seiner Landsleute, die zum Theil im ärmlichsten Aufzuge einhergingen, um sämmtliche Zölle und Accisebureaus in den preußischen Staaten in Beschlag zu nehmen. Die General-Accise-Administration, oder sogenannte französische Regie, wurde nunmehr vom General-Directorium und allen Landescollegien unabhängig gemacht, und de Launay erhielt ein jährliches Gehalt von 15,000 Thalern. Die Kosten, welche zur Unterhaltung des ganzen Instituts ausgesetzt wurden, betrugen jährlich 750,000 Thaler. Wie groß die Mehreinnahme war,

welche der König durch das französische Abgabensystem erhielt, ist nicht gut zu bestimmen. Nach de Launay's Angabe hat er in den letzten 21 Jahren seiner Regierung 42,718,000 Thaler reinen Ueberschuß bekommen, und wenn man hierzu die Regiekosten rechnet, so würden die preußischen Unterthanen in diesen Jahren 57 Millionen mehr haben bezahlen müssen, als früher. Die mäßigste Berechnung ergibt, daß der König seine Einkünfte jährlich wenigstens um anderthalb Millionen vermehrte. Wenn schon nun allerdings zugegeben werden muß, daß die neuen Abgaben nicht von den Bedürfnissen des gewöhnlichen Lebens, wie Brot, Fleisch &c., sondern nur von Luxusartikeln erhoben wurden, so läßt sich doch leicht erachten, welche Sensation im ganzen Publikum durch dies neue System hervorgebracht wurde, zumal da die Organe, welche der König dazu gebrauchte, die Abgaben festzusetzen und einzutreiben, so wenig im Stande waren, diese Neuerung erträglicher zu machen. Leute, welche beinahe als Bettler aus Frankreich ausgewandert waren, bereicherten sich in kurzer Zeit an der letzten Habe des gedrückten Volkes und sogen dem entkräfteten Lande sein Mark aus. Dazu kam denn noch, daß manche Nahrungszweige unter dieser Einrichtung vorzugsweise zu leiden hatten, wie die berühmten Bierbrauereien, denen viele Städte in der Mark ihren Wohlstand hauptsächlich zu danken hatten, ein Opfer dieser Institution wurden. Endlich haben wir noch einen dritten Umstand zu erwähnen, welcher dem Aufkommen des Handels sehr im Wege stand: dies waren die Monopole, vermöge welcher der König den ausschließlichen Verkauf mit einigen Handelsartikeln in Beschlag nahm und dadurch dem allgemeinen Verkehr einige sehr wichtige Gegenstände entzog. Dahin gehörte namentlich der Kaffee und der Taback. Im J. 1768 entschloß sich der König, den Debit des Kaffees, der schon sehr bedeutend geworden war, selbst zu übernehmen und antwortete den Materialisten, welche ihn fragten, womit sie nun handeln sollten? „mit Kälbern und Schweinen." Die Unzufriedenheit war groß und man wußte nicht, was zu thun war. Das Erste war, daß man sich Surrogate zu verschaffen suchte. Es wurden Cichorien- und Haferwurzeln getrocknet und nach Art des Kaffees gebrannt, doch wollte das neue Getränk Niemanden munden. Man fing an, Roggen zu brennen und das Berliner Polizei-Directorium theilte ein Gutachten des Ober-Collegium-Medicum öffentlich mit, in welchem der Genuß dieses Getränkes dem Publikum sehr anempfohlen wurde, weil es kein Zittern in den Gliedern, noch Wallung des Blutes, noch Beschwerde des Athemholens verursachte, aber diese Gründe waren wohl stark genug, daß man Kindern und Ammen davon gab; das übrige Publikum wollte nicht aufhören, Kaffee zu trinken. Man machte noch einige andre Versuche, z. B. mit Kleebkrautsaamen, da sie aber alle gleich wenig Beifall fanden, so fingen die Kaufleute, die früher mit Kaffee gehandelt

hatten, jetzt an, damit zu contrebandiren, und die Unzufriedenheit stieg aufs Höchste, als die Regie im J. 1772 die ohnehin hohe Abgabe, — man bezahlte für das Pfund 4 Groschen — noch mit 2 Groschen vermehrte. Nun nahm nicht nur der Handel mit Contrebande, sondern auch die Verfälschung dieses Artikels dermaßen überhand, daß es zu Bewegungen kam, die das ganze Publikum in Aufregung versetzten. Die Defraudation mit Kaffee veranlaßte nämlich den König, am 19. April 1777 zu erklären, daß künftig die Transportirung des Kaffees allein durch Accise-Offizianten geschehn sollte, und daß kein Kaufmann ohne einen Erlaubnißschein Kaffee in seinem Hause haben sollte. Für Berlin erschien am 17. Juni eine besondere königliche Erklärung, vermöge welcher die zur Einschränkung des Schleichhandels in der Residenz bisher angesetzte Brigade von vier Offizianten zu Pferde abgeschafft und dagegen drei Brigaden zu Fuß, jede aus vier Mann bestehend, errichtet wurden, die den Befehl erhielten, Schießgewehre bei sich zu führen und sich desselben in vorkommenden Fällen zu bedienen. Dadurch kam es zu förmlichen Bataillen an der Grenze und selbst in den Straßen Berlins wurde ein Accise-Brigadier von einem verzweifelten Contrabandirer erschossen. Welchen Einfluß dies Verfahren auf die Sittlichkeit seiner Unterthanen hatte, konnte dem Könige nicht entgehn. Er gesteht selbst im Eingange des Kaffee-Edicts vom J. 1778, es sei ihm bekannt geworden, daß eine Menge von Leuten, die nichts zu verlieren hätten und nicht im Stande wären, die ihnen wegen Konterbandirens zuerkannte Geldbuße zu bezahlen, den bürgerlichen Strafen Trotz böten und durch ihre gefängliche Einziehung dem Staate Kosten verursachten, ohne daß sie dadurch im Geringsten gebessert würden. Trotz dem blieb die Sache vor der Hand noch in diesem Zustande. Im J. 1783 erlaubte man den Standespersonen, ihren Kaffee selbst zu brennen, wogegen alle übrigen ihn so nehmen mußten, wie er von der Regie in Packeten und Büchsen verkauft wurde. Zugleich wurde aber auch das Loth von einem Groschen auf acht Pfennige heruntergesetzt. Endlich wurde im folgenden Jahre eine ganz neue Einrichtung mit diesem Handelsartikel getroffen. Am 20. Mai 1784 erließ der König die Bekanntmachung, daß er die Abgabe vom Kaffee erniedrigen und die Verkaufspreise des gebrannten Kaffees herabsetzen wollte. Deshalb sollte von jetzt ab die Seehandlung die ausschließliche Lieferung für die Administration übernehmen, und den Einkauf aus der ersten Hand besorgen. Hierdurch war nun den Klagen des Publikums allerdings gesteuert; daß indessen diejenigen, welche sich bereits auf den Schleichhandel gelegt hatten, nicht wieder ehrliche Leute wurden, ist nicht zu bewundern, zumal da es außer dem Kaffee noch eine Menge andrer Producte gab, die verboten oder sehr hoch besteuert waren.

Ganz ähnlich verhielt sich die Sache mit dem Taback. Ein franzö-

sischer Kaufmann, Namens Roubaud, erbot sich, die Fabrikation und den Verkauf des Tabacks in Pacht zu nehmen, und es wurde deshalb mit ihm am 4. Mai 1765 ein Contract auf 15 Jahre abgeschlossen, vermöge dessen er sich anheischig machte, die Sorten, welche von den Soldaten und Landleuten gewöhnlich gekauft wurden, zu dem unmäßig hohen Preise von 5 Gr. für das Pfund in der Garnison und 9 Gr. für die Landleute zu verkaufen und jährlich eine Pachtsumme von 1,100,000 Thlr. zu erlegen. Das Project kam indessen nicht zur Ausführung und Roubaud resignirte gegen eine Entschädigung von 20,000 Thaler zu Gunsten einer Gesellschaft von Kaufleuten, meistens Berliner, auf die Pacht. Diese brachten das Unternehmen, welches sie im Wesentlichen auf dieselben Bedingungen eingegangen waren, nun zwar einige Schritte weiter, doch fand es, wegen vieler Hindernisse, unter denen die Abneigung des Publikums das größte war, keinen günstigen Fortgang. Am 17. Juli 1765 erschien das königl. Edict wegen der General-Verpachtung des Rauch- und Schnupftabacks in königlichen Landen, und zugleich lud die General-Pachtungs-Compagnie das Publikum ein, ihr Unternehmen durch den Ankauf von Actien zu unterstützen, die sie mit 10 Procent zu verzinsen versprach. Trotz dem fanden dieselben nur geringen Absatz. Die ganze Handelswelt war zu sehr gegen die Entziehung dieses einträglichen Artikels aufgebracht, als daß man den Vortheil der Gesellschaft im Mindesten hätte befördern sollen. Dazu kam nun freilich auch noch, daß man bald einsah, wie geringe Sicherheit für die gezeichneten Capitalien vorhanden war. Uneinigkeit unter den Directoren, deren Zahl sich allein auf zehn belief, und der Mitinteressenten, Verschwendung im Einzelnen und Unordnung im Großen führten bald das Ende der Gesellschaft herbei. Die königlichen Commissarien, der Baron von Knyphausen und der Baron von Horst, die jeder ein Gehalt von 3000 Thalern für ihre Mühwaltung empfingen, sahn sich unter solchen Umständen veranlaßt, den König um ihre Dimission zu bitten, und reichten dieselbe der Gesellschaft mit dem Bemerken ein, „sie hätten sehnlichst gewünscht, daß ihre, zum Besten der Compagnie vielfältig angewandten Vorstellungen und Bemühungen von einiger Ersprießlichkeit hätten sein können; da aber ihr Wunsch hierin nicht erfüllt worden wäre, und man sie nur als Zeugen der eingeschlichenen Mißbräuche behandeln wollte, ja da sie es nicht einmal dahin hätten bringen können, um einen ordentlichen Kassenetat zu sehn, um über die Zuverlässigkeit des Einsatzes und der Angabe urtheilen zu können, so bliebe ihnen nichts übrig, als der Gesellschaft hierüber nochmals ihr Leidwesen zu bezeigen und der Compagnie im Uebrigen alles Wohlergehn zu wünschen." Dieser fromme Wunsch ging, wie sich vorhersehn ließ, nicht in Erfüllung. Nachdem die Tabackspächter noch den verzweifelten Versuch gemacht hatten, ihr Directorium umzugestalten,

mußte der König ins Mittel treten, um größeren Schaden zu verhüten. Er nahm daher, nachdem sich die Gesellschaft für unfähig erklärt hatte, das Pachtquantum zu zahlen, dies ganze Unternehmen in Administration und ließ es fortan durch seine eignen Regisseure verwalten. Er ließ indessen den Interessenten nicht nur ihre Capitalien und die ihnen versprochnen 10 Procent Zinsen wie die Dividende, die sie dereinst zu hoffen hatten, sondern auch die Fabrikanten blieben unter der königl. Regie in ihrem Amte. Der König übernahm dabei den Verlust, welchen die Gesellschaft während der 8 Monate ihres Bestehens gehabt, und der nicht weniger als 1,127,700 Thaler betrug. Dennoch brachte er es durch seine unermüdete Thätigkeit, durch unausgesetzte Aufmerksamkeit auf alle, auch die geringfügigsten Interessen, die man hierbei wahrzunehmen hatte, dahin, daß er in der Folge jährlich im Durchschnitt etwa eine Million reinen Ueberschuß von diesem Institut hatte.

Welche Sensation indessen diese Schritte von Seiten des Königs bei dem Publikum hervorbringen mußten, ist leicht zu erachten. Man war aus den ersten 15 Regierungsjahren eine so große Milde, einen so überwiegenden Hang zum Wohlthun und zur Freigebigkeit von oben herab gewohnt geworden, daß es schien, als hätte Friedrich II. seine ganze Natur umgeändert. Hatte man ihn früher gepriesen, so wurde jetzt auf ihn geschmäht. Man beschuldigte ihn des Geizes und einer unbegrenzten Habsucht, denn jedermann glaubte davon überzeugt sein zu dürfen, daß man von den Millionen, welche die Regie einbrachte, niemals wieder etwas in die Hände bekommen würde; der königliche Schatz, zu dessen Bereicherung das Ganze bestimmt zu sein schien, verschlang jährlich ungeheure Summen, deren Nutzen man nicht erkannte, und selbst die Gemäßigtsten betrachteten die Folgen des 7jährigen Krieges als ein schlimmeres Uebel wie den Krieg selbst. Diese Stimmung dauerte im Allgemeinen bis zum Jahre 1770. Der König handelte mit Festigkeit nach den einmal angenommenen Principien und ließ die Leute reden, so viel ihnen beliebte. Als er genug gesammelt hatte, schien es ihm Zeit zu sein, die zusammengebrachten Schätze wieder durch bestimmte Abzugskanäle an diejenigen Theile seines Landes gehn zu lassen, die ihrer Befruchtung am meisten bedurften. Er ließ am 1. Juni 1770 seine Minister nach Potsdam kommen und machte ihnen bekannt, welche Summen er zur Aufhülfe der verschiedenen Provinzen bestimmt hätte, und diese waren sehr ansehnlich. Er setzte z. B. allein 300,000 Thaler zur Unterstützung des pommerschen Adels aus und bestimmte den Rest zu Bauten und Urbarmachungen fast in allen Theilen des Landes. Mit diesen Geschenken, — denn anders nahm man es nicht auf, — fuhr er jährlich fort und der Minister von Herzberg öffnete in seinen Vorlesungen, die er auf der Akademie der Wissenschaften hielt, dem kurzsichtigen Publikum über die Regierungsmaximen Friedrichs des

Großen die Augen, indem er öffentliche Berichte der königlichen Wohlthaten vorlas. Jetzt betrachtete man die Sache freilich von einer andern Seite und beruhigte sich bei dem Gedanken, daß man zu Gunsten des allgemeinen Besten gelitten hatte.

Die Manufacturen und Fabriken in Berlin hatten freilich noch immer am meisten von der Freigebigkeit des Königs zu rühmen. Viele erhielten ansehnliche Geldvorschüsse ohne Zinsen, andre bekamen bedeutende Summen geschenkt, noch anderen wurden auf königliche Kosten ihre Manufacturhäuser gebaut und die Zeitungen enthielten alljährlich Nachrichten von den vielen Prämien, welche auf die fleißigste und beste Arbeit in verschiednen Zweigen der Industrie ausgesetzt wurden. Am meisten wurde für die Seiden-, Wollen- und Leinenmanufacturen gethan. Es wurde damals in Preußen jährlich eine ansehnliche Menge Seide gewonnen. Der König ließ nämlich aus fremden Landen Planteurs zum Maulbeerbau und der Seidenzucht erfahrne Leute verschreiben, welche ansehnliche Pensionen erhielten. Diesen wurde eine Anzahl junger Bursche aus den Waisenhäusern gegeben, welche unter ihrer Anführung die Pflanzung der Maulbeerbäume und die Wartung der Seidenwürmer lernten. Auch wurden jährlich noch sowohl Seidenwurmeier als auch Maulbeersaamen an diejenigen umsonst ausgetheilt, die Seidenwürmer erziehn oder Maulbeerpflanzungen anlegen wollten. Ferner sorgte auch der König, daß die Manufacturisten mit allen Sortiments ausländischer Seide versehn wurden. Er errichtete zu diesem Behuf eine Seidenmagazinkasse mit einem Fonds von 80,000 Thalern. Aus diesem wurden alle Sorten fremder Seide gekauft und die inländischen Seiden von denen, die sie selbst bauten, aber sich mit der Abhaspelung und Zubereitung derselben nicht abgeben konnten, nach ihrem wahren Werthe und nach Verhältniß der auswärtigen Seiden eingekauft. Aus dieser Niederlage konnten die Manufacturiers Seide auf Credit bekommen, ohne daß sie dadurch gezwungen wurden, ihre Seide hier immer zu nehmen. Außerdem existirte noch ein königl. Vergütung-Comtoir oder **bureau des poids des soiries**, aus dessen Fonds den Manufacturisten von Seidenwaaren eine Vergütung von 4 Procent des innern Werthes der verarbeiteten Seide gegeben wurde. Dem Bureau desselben wurden daher sämmtliche seidnen Waaren zugestellt; dort wurden sie gewogen, von dem Schaumeister untersucht, mit den nöthigen Stempeln versehn und nach Verlauf des Monats erhielt jeder nach Quantität des Gewichts die für das Jahr festgesetzte Vergütung ausgezahlt. Die Vergütungssumme, welche der König auf diese Weise den Seidenmanufacturisten schenkte, betrug jährlich etwa 20,000 Thaler.

Durch diese Veranstaltungen des Königs wurden die berlinischen Manufacturen in Stand gesetzt, alle Arten von seidnen Zeugen von allen Mustern und Farben zu verfertigen, und während Friedrich II.

bei dem Antritt seiner Regierung nur eine einzige Seidenmanufactur in Berlin vorfand, welche von dem Refugirten Bourguignon angelegt worden war, so befanden sich zu Ende des Jahres 1782 in Berlin 56 Manufacturisten in Sammet und ganz seidnen Zeugen, durch welche gewiß 7000 Menschen ernährt wurden. Auch die Seiden-Strumpfmanufacturen, welche in Berlin um 1694 zuerst in Aufnahme gekommen waren, wurden durch die Unterstützung des Königs ansehnlich vermehrt. Es gab zu Ende der Regierung Friedrichs II. in Berlin 32 Manufacturen dieser Art. Die Seidenband-Fabriken kamen besonders erst nach dem 7jährigen Kriege in Aufnahme. Im J. 1782 zählte man ihrer 14. Die erste italienische Blumenmanufactur wurde im J. 1770 von de Rieny errichtet; die zweite Manufactur dieser Art wurde von Treskow unter der Stechbahn angelegt. Die erste Blondenmanufactur bestand seit 1749. Ihr folgte eine zweite im J. 1754 und eine dritte 1776. Eine seidne und reiche Stickereimanufactur existirte seit 1774.

Zur Aufnahme der Wollenmanufacturen hatte der König Friedrich Wilhelm I. das Lagerhaus angelegt, in welchem feine und grobe Tücher und andre wollene Zeuge verfertigt wurden. Im J. 1764 wurde dasselbe dem Kommenzienrath Schmidts und Söhnen, die aus Aachen nach Berlin kamen, gegen eine ansehnliche Recognition überlassen und später erhielt es der Geheime Kommerzienrath Schmidts und dessen Schwager erblich. Die Arbeiten dieser Manufactur theilten sich in drei Zweige, in die spanische Tuchweberei, die ordinaire Tuchweberei und die Verfertigung der leichten wollenen Zeuge. Dabei existirte noch eine sehr ansehnliche Färberei. Um das Wasser in die Färberei zu leiten, wurde im J. 1777 ein Druckwerk an der Spree angelegt. Im J. 1783 ließ der König ein großes Weberhaus hinter dem Lagerhause bauen, in welchem in 48 Stuben auf 84 spanischen Stühlen gearbeitet wurde. Im Jahre 1785 wurden 339 Weber für das Lagerhaus beschäftigt. Die Anzahl der Kämmer, Nopper, Spinner 2c. betrug wohl einige tausend Personen. Außerdem existirten in Berlin noch zwei bedeutende Wollmanufacturen, 14 kleinere und 105 zünftige und unzünftige Webermeister. Man kann annehmen, daß im J. 1782 überhaupt in der ganz- und halbwollenen Tuch- und Zeugmanufactur 336 Manufacturisten vorhanden waren. Wenn man außer den Webern, deren Anzahl sich auf 3270 beläuft, diejenigen Personen berechnet, die in den berliner Manufacturen arbeiteten, so wird man sie im Ganzen auf 13,000 anschlagen können. Alle baumwollenen Zeuge waren, wie wir bereits erwähnten, streng verboten. Unter Friedrich II. legte Paul Demissi die erste baumwollene Spinnerei an, und man fing an, ostindische Kattune zu drucken. Das Letztere wurde indessen, als einige sächsische und böhmische Colonisten anfingen, Kattune zu weben, untersagt. Auch dieser Zweig des bürgerlichen Erwerbes trieb bald in die Höhe und im J. 1782 zählte

man 38 einzelne Manufacturisten dieser Art. Außerdem befanden sich zwei Kattundruckereien in Berlin, von denen die erste im Jahre 1756, die zweite 1773 angelegt war. Auch die bedeutenderen Manufacturen ließen indessen drucken und durch diese Beschäftigung wurden im Jahre 1782 544 Menschen erhalten. Manchester und Utrechter baumwollene Sammete wurden seit 1769 in Berlin gemacht, in der königl. Manchester-Manufactur und einer andern, die von der Seehandlung im J. 1775 errichtet wurde, Gingang und Crittian und alle andern Arten von halbbaumwollenen, leinenen und wollenen Zeugen wurden in großer Menge angefertigt. Eine Parchentfabrik existirte seit 1748, und zur Anlegung einer Manufactur von Musselin und baumwollenen Nesseltuch erhielten die Gebrüder Borchard im J. 1778 ein ausschließendes Privilegium.

Was endlich die Leinenmanufacturen angeht, so befanden sich im J. 1782 überhaupt 86 Manufacturiers hier. Eine brabanter Kanten-Manufactur existirte seit 1770, eine zweite wurde 1772 angelegt, zwei Manufacturen von feinem Zwirn im J. 1782. Wir gehen, um unsere Leser nicht durch die Aufzählung zu ermüden, nicht weiter ins Einzelne dieses Gegenstandes ein und bemerken nur noch, daß, nach den Angaben, die sich in den Acten des General-Directoriums vorfanden, zu Ende des Jahres 1782 in den genannten drei vornehmsten Manufacturen und Fabriken Berlins 5574 Stühle im Gange waren, welche 5965 Arbeiter beschäftigten und 296,752 Stücke zu dem Werthe von 2,102,733 Thaler lieferten. Außerdem setzten allerhand andre Manufacturen und Fabriken, wie die Lederfabriken, die Gold- und Silbermanufactur, die Strohhutmanufacturen, die Zitz- und Kattundruckereien, die Zuckersiedereien u. s. w. noch 2603 Arbeiter in Nahrung, und lieferten für 1,819,009 Thaler Waaren, so daß im Ganzen 8567 Arbeiter Beschäftigung fanden und für 5,593,339 Thaler Waaren verfertigt wurden. Dabei sind nun freilich die Schnupf- und Rauchtabacksfabriken, welche die Regie zu verwalten hatte und die Porzellanfabrik, die unmittelbar unter dem Könige stand, nicht mitgerechnet. Ebenso ist auf eine Anzahl kleinerer in Berlin befindlicher Manufacturen und Fabriken nicht Rücksicht genommen, welche nicht in die Tabellen des General-Directoriums aufgenommen waren. Wenn man diese alle hinzurechnet, und den jährlichen Umtrieb derselben nur auf eine Million schätzt, so würde der Betrag der berlinischen Industrie durch Manufacturen und Fabriken im Jahre 1782 etwa auf 6,600,000 Thaler und im J. 1784 etwa auf 7,500,000 Thaler anzunehmen sein.

Was die Gewerke, Aemter und Innungen angeht, so zählte man deren, die eine geschlossene Zunft bildeten, unter der Regierung Friedrichs II. im Ganzen 68. Außer ihnen existirte noch eine große Menge von unzünftigen Gewerken und sonstigen bürgerlichen Gewerben. Rechnet man nun sämmtliche Personen, welche bei der Kaufmannschaft, den

Künsten, Manufacturen, Fabriken, Handwerker und sonstigen Gewerben, die zu Ende 1784 in Berlin waren, zusammen, so befanden sich unter denselben 21,539 Herren und Meister, 7744 Diener, Gesellen, Frauen und Kinder, 6293 Jungen und Arbeiter. Sie bildeten bei Weitem den stärksten Theil der Bevölkerung, denn man zählte in diesem Jahre nur 3433 Personen, die in königlichen und andern Aemtern standen, 1507, die von ihren eigenen Mitteln lebten, 7003 Arme und 98 Gefangne. Man kann sich hieraus ungefähr einen Begriff von der socialen Beschaffenheit des damaligen Zustandes der Residenz machen. Berlin hatte im Großen durchaus das Ansehn einer Fabrikstadt. Diejenigen, welche nur von bürgerlichem Gewerbe lebten, bildeten, mit ihren Weibern und Kindern, den Kern des Civilstandes und mußten daher dem damaligen Leben hauptsächlich seine Farbe geben. Der Beamtenstand, der heute so sehr angeschwollen ist, war dagegen verhältnißmäßig äußerst gering. Man zählte von den höheren Beamten nur 17 Präsidenten, 28 Directoren, 107 Geheimeräthe, 122 Kriegsräthe, 372 Räthe, 34 Justiz-Commissarien und 23 Fiskäle. Der Stand der Geistlichen und Gelehrten war durch 2 Pröpste, 66 Prediger und 258 Präceptoren und Schulcollegen vertreten. Beim Kammergericht arbeiteten 65 Referendarien, die Zahl sämmtlicher Subalternen betrug 729. Doctoren der Medicin gab es nur 39. Gleichwohl existirten damals noch manche Klassen von königlichen Beamten, die späterhin eingegangen sind. Dahin gehören die Fiskäle, die Tabacks-Officianten, deren Zahl nicht weniger als 55 betrug, die Ziesemeister und Ziesebedienten, im Ganzen 15, und die Accisebedienten, deren Zahl nicht weniger als 199 in sich schloß, mancher Anderer nicht zu gedenken, welche damals noch einen gesonderten Stand ausmachten und die heute unter umfassendern Klassen mitbegriffen sind. Die Zahl sämmtlicher Personen vom Civilstande überstieg dabei die des Militairs um das Dreifache, denn im J. 1784 betrug das letztere, einschließlich sämmtlicher dazu gehöriger Weiber und Kinder 33,386 Seelen, die der ersteren 111,635, so daß sich die Gesammtzahl der Einwohner auf 145,021 belief.

Wir haben die Einwohnerschaft Berlins nach ihren Ständen betrachtet, sie läßt sich indessen auch noch nach ihrer Abstammung betrachten und es ist interessant, die Schicksale der verschiednen fremden Colonien, der böhmischen und der französischen, wie die der Juden unter der Regierung des großen Königs zu verfolgen. Die wenigsten Veränderungen erlitt während dieser Zeit die böhmische Colonie. Sie war von Anfang an nur in kirchlicher Hinsicht von den andern Bewohnern Berlins geschieden, sie hatte weder ihre eigne Gerichtsbarkeit noch sonstige Institute dieser Art, sie bildete nur eine eigne Gemeinde. Das nothwendige Ergebniß einer solchen Stellung war, daß sich diese Colonie eher verminderte, als vermehrte. Während ihre Gesammtzahl im J. 1778 noch

1097 Köpfe betrug, war sie nach Verlauf von 6 Jahren auf 971 geschmolzen, und dies geschah ohne Zweifel, weil sich viele Nachkommen von den ursprünglichen Böhmen zu den Deutschen hielten. Dieselbe Erscheinung findet zwar auch bei der französischen Colonie statt, sie verlor in einem Zeitraum von 6 Jahren über 100 Mitglieder, während man im J. 1778 noch 5295 Mitglieder derselben zählte, waren im J. 1784 nur 5168 vorhanden, aber die eigenthümliche Verfassung in kirchlicher, rechtlicher und gesellschaftlicher Hinsicht bot dennoch gegen die Vermischung mit den Deutschen einen zu starken Anhalt, als daß die Franzosen so bald ihre Absonderung hätten aufgeben sollen. Die Bevorzugung, die sie vom Könige erhielt, kam hinzu, um der Colonie noch ein größeres Selbstgefühl zu geben. Friedrich mochte eine Akademie der Wissenschaften gründen, er mochte Gesellschafter für seinen täglichen Umgang suchen, er mochte Manufacturen einrichten, Schauspiele veranstalten oder Steuern erheben, überall bemerkte man seine Vorliebe für die Franzosen, deren sanguinisches Temperament der Kühnheit seines Geistes entgegenkam, während die Deutschen ihm mit allerhand Bedenken und ihrer angebornen Langsamkeit in den Weg traten. Unter solchen Umständen war es denn mehr als eine bloße Formalie, wenn der König beim Antritt seiner Regierung der französischen Colonie alle ihre Vorrechte und Privilegien bestätigte und sie seines unwandelbaren Schutzes versicherte. Es gab kein Privilegium, weder für die gesammte Colonie, noch für einzelne Mitglieder derselben, was nicht mit einer Art von Religiösität aufrecht erhalten worden wäre, und es wurden wenige Anstalten zu gemeinnützigen Zwecken gemacht, die der König nicht besonders unterstützt hätte. Im J. 1747 gründete die Colonie, wie wir bereits erwähnten, die école de charité, welche den Kindern unbemittelter Eltern bessern Unterricht verschaffen sollte. Die Anfänge dieses Instituts waren sehr schwach, man konnte nur zwölf Kinder unterbringen. Im J. 1752 zog es die Aufmerksamkeit des Königs auf sich; er bestätigte es durch ausgestellte Patente, bewilligte ihm die Rechte einer frommen Corporation, Accisefreiheit und eine Quantität Holz. Nunmehr wuchs das Unternehmen schnell empor und durch Unterstützung vom Consistorium und von Privatleuten gelang es, zu Ende der Regierung des Königs, 200 Kindern in demselben eine bessere Erziehung zu geben. Das französische Gymnasium, welches bereits seit 1689 existirte, und sich seit dem J. 1704 auf dem Friedrichswerder befand, erhielt, da es sich bedeutend vergrößert hatte, ebenfalls von Seiten des Königs eine ansehnliche Unterstützung. Er schenkte ihm die Einkünfte der Adreßhäuser zu Berlin und Halle, und vermehrte die Besoldungen der Lehrer. Dadurch sah man sich im Stande, den Lehrplan zu vergrößern und die Schüler bis zur Universität vorzubereiten. Für diejenigen, die Theologie studiren wollten, gründete die Colonie im J. 1770

ein Seminarium und, ermuthigt durch den guten Erfolg, welchen diese Anstalt hatte, die es nicht an guten Predigern fehlen ließ, richtete man im J. 1778 eine Anstalt zur Ausbildung von Schullehrern und Cantoren ein, welche vom Könige einen jährlichen Zuschuß von 300 Thalern bekam. Im J. 1776 unternahmen es einige mitleidige Personen aus der Mitte der Colonisten, unter die Armen unentgeltlich Holz zu vertheilen. Der König, dem davon pflichtmäßige Anzeige gemacht wurde, hatte dies nicht so bald in Erfahrung gebracht, als er im J. 1782 einem französischen Prediger 6000 Thaler zuschickte, um sie auf Zinsen zu geben und die Interessen davon zu dem genannten Zweck zu verwenden. Kurze Zeit darauf vergrößerte er den Fonds noch mit 3000 Thalern und gab 500 zur sofortigen Vertheilung. Auch durch eine bedeutende Anzahl von Bauten erwies der König der Colonie seine Gunst. Das Waisenhaus wurde mit einem neuen Stockwerk versehn und geschmackvoll verziert. Da die Verschönerung des Friedrichsstädtischen Platzes die Abbrechung der Bäckerei nöthig machte, ließ der König auf dem Grunde, der der Kirche gehörte, eine andre, viel größere, aufrichten. Der Platz, welcher zum Thurmbau daselbst genommen war, hatte der Colonie bis dahin zum Kirchhofe gedient, und da sie nunmehr einen andern Platz dazu kaufen mußte, so ließ der König ihn auf seine Kosten mit einer Mauer umgeben. Das Schulhaus der école de charité genügte im J. 1770 nicht mehr für die Kinder, die darin aufgenommen werden sollten, der König schenkte daher dem Directorium die Materialien, um das Gebäude zu erweitern, und ließ auf seine eigne Kosten ein neues Gebäude für die Mädchen der Anstalt aufführen. Dazu kamen nun noch die Unterstützungen, welche der König einzelnen Mitgliedern der Colonie angedeihn ließ. Unter so günstigen Umständen feierte die hiesige französische reformirte Gemeinde am 10. Juni 1772 den denkwürdigen Tag des hundertjährigen Jubiläums ihrer Aufnahme in die brandenburgischen Staaten. Der Prediger Erman hielt in der Kirche auf dem Werder eine Jubelpredigt, welcher die Königin von Schweden und die regierende Königin beiwohnten. Am 29. Oct. 1785 folgte sowohl in der Residenz, wie in den Provinzen, das allgemeine Jubiläum für die Aufnahme der französischen Colonie in die Staaten des großen Kurfürsten. Bei beiden Gelegenheiten wurden Denkmünzen geprägt und Schriften ausgegeben, die die Dankbarkeit der Flüchtlinge gegen das regierende Haus aufs Lebhafteste aussprachen.

Sehr verschieden hiervon waren freilich die Schicksale der Juden, doch muß man der Regierung Friedrichs II. zum Ruhme nachsagen, daß sich das Loos derselben unter ihr zum Bessern wandte. Zu Anfang zeigte sich der König freilich gegen die Vermehrung der Juden sehr abgeneigt. Er bewilligte ihnen ungern ihre Schutzbriefe und ergriff die Gelegenheit, um einen oder den andern davon einziehn zu können. So

erschien im J. 1747 eine Verordnung, in welcher befohlen wurde, daß jeder Jude, der gestohlnes Gut an sich gekauft und unterschlagen hätte, seines Schutzrechtes verlustig gehn und mit seiner Familie das Land räumen sollte, ohne daß dadurch ihre Stelle mit einer andern wieder besetzt werden dürfte. Ferner wurde die Judenschaft eines jeden Ortes für jeden Diebstahl, wofern ihn der Thäter nicht ersetzen konnte, solidarisch verpflichtet. Trotz dem vermehrte sich indessen die Zahl der Juden von Tag zu Tage und die sogenannten Unvergleiteten gaben besonders zu einer Menge von Klagen Anlaß. Dies bewog den König, am 17. April 1750 ein General-Privilegium herauszugeben, in welchem umständlich angegeben war, wie viele Schutzbriefe man austheilen sollte, welche Beschäftigungen den Juden erlaubt wären, welche Abgaben sie zu leisten hätten u. s. w. So wurde festgesetzt, daß jeder jüdische Hausvater nur die Freiheit haben sollte, eins seiner Kinder im Lande zu etabliren und zu verheirathen, wenigstens wurde ihm nur unter gewissen Bedingungen gestattet, ein zweites anzusetzen. Ebenso wurde der hiesigen Judenschaft durch dies Privilegium verboten, mehr als 40 Häuser in Berlin eigenthümlich zu besitzen. Es wurde ihnen gestattet, offne Läden zu haben, Wechselgeschäfte zu machen und einige von ihnen waren vereidete Bancomäkler. Dagegen wurde ihnen untersagt, mit Wolle, rohen Häuten, gefärbtem Leder, rohem Taback, Holz, Wein und Hökerwaaren zu handeln; sie durften keine Brauhäuser halten, noch zünftige Handwerke treiben. Um ihrer Vermehrung noch mehr Einhalt zu thun, erließ der König am 31. Oct. 1750 noch eine Circular-Verordnung an die Kammern, in welcher er befahl, daß ein Jude, der die Witwe seines Glaubensgenossen geheirathet hätte, nach dem Tode derselben zu keiner zweiten Ehe schreiten dürfte, wenn er nicht deshalb eine königliche Concession erhalten hätte oder im Besitz eines eignen Privilegiums wäre.

Die Judenschaft war über diese Verordnung nicht wenig eingeschüchtert. Alles, was sie dagegen thun konnte, war, daß sie den König bat, dieselbe nicht durch den Druck bekannt machen zu lassen, und hierin erreichte sie zwar ihren Zweck, doch einige Jahre später erschien das General-Privilegium vom Jahre 1750 in der Edicten-Sammlung von Mylius. Die That selbst zeigte inzwischen auch, daß man mit den früheren Gesetzen gegen die Vermehrung der Juden nicht so streng gewesen war, als es den Anschein gehabt hatte. Nach dem Privilegium vom J. 1730 sollten in Berlin nur 152 Judenfamilien ansässig sein. Gleichwohl befanden sich hieselbst 203, denn der König Friedrich Wilhelm I. hatte zwei Familien mit neuen Privilegien versehn und Friedrich II. mehren Familien die Erlaubniß ertheilt, alle ihre Kinder anzusetzen, wodurch allein 24 neue Familien entstanden waren. Außerdem befanden sich noch 63 Judenfamilien in Berlin, die außerordentliche genannt wurden, weil ihnen nach dem Privilegium von 1730 nur lebens-

länglicher Aufenthalt gestattet war. Sie bestanden aus den Witwen und Kindern derjenigen Familien, aus denen bereits ein Kind angesetzt war, aus denen, die Witwen geheirathet hatten, oder endlich aus solchen, die ein Privilegium auf Lebenszeit erhalten hatten. Indessen gewann die Sache jetzt doch in den nächsten Jahren eine andre Wendung. Der König erklärte mehrmals, daß man den Juden nur dann neue Privilegien geben sollte, wenn sie sich dazu verständen, Fabriken und Manufacturen anzulegen, und hierzu waren sie ihrerseits nicht zu bewegen. Am 28. August 1752 befahl er, daß die Schutzjuden in seinen Staaten fortan nicht mehr nach Familien, sondern nach Köpfen gezählt werden sollten, und daß man, wenn sie eine gewisse Anzahl überstiegen, die geringsten und schlechtesten von ihnen, des Schutzprivilegiums ungeachtet, über die Grenze schaffen sollte. Der Credit dieser unglücklichen Nation sank dabei immer mehr durch die Menge von Streitigkeiten, die sich unter ihren Mitgliedern erhoben. Die Judenältesten wurden im J. 1751 verklagt, ihrer Corporation ungerechte Auflagen gemacht zu haben, ihre Mehlkammer wurde deshalb von der Polizei geschlossen und die Aeltesten dazu angehalten, dem Gesuch ihrer Glaubensgenossen nachzugeben. Dergleichen Zänkereien hörten fast gar nicht auf und steigerten die allgemeine Verachtung, in der sich die Juden ohnehin befanden.

Dies dauerte bis zum 7jährigen Kriege, wo die Dinge eine ganz andre Gestalt annahmen. Schon im J. 1754 schloß der König mit dem Schutzjuden und Hofjuwelier Veitel Ephraim einen Münz-Contrakt, in welchem er ihm die Ausprägung der in seinen Landen gangbaren Geldsorten übertrug. Nach Verlauf von zwei Jahren wurde Ephraim, da einige Irrungen dabei vorgefallen waren, aus dem Contrakt gesetzt und der König bot die Münz-Entreprise seinen angesehnsten Kaufleuten und Handelshäusern an. Diese sahn vorher, daß man, bei den hohen Foderungen, die er machte, bedeutenden Verlusten ausgesetzt sein könnte und lehnten das Geschäft, da sie es auf keine unsolide Art treiben wollten, ab. Dies nöthigte den König, sich in die Hände der jüdischen Entrepreneurs zu geben und die Folge zeigte, wie sehr die Letztern dabei ihren Vortheil fanden. Der Schutzjude Gumperz, in Verbindung mit Moses Isaak und Daniel Itzig erwarben sich bei dieser Spekulation bald ein ansehnliches Vermögen und waren nur noch auf den Vortheil neidisch, der ihrem Glaubensgenossen Ephraim daraus entstand, daß der König ihm, auf Vermittelung des Generals Retzow, das neueingerichtete Münzwesen im Kurfürstenthum Sachsen übertrug, wo jener die berüchtigten $\frac{1}{3}$ Stücke prägte, die man ihres schlechten Gehaltes wegen Ephraimiten nannte. Sie verklagten ihn daher wegen Betruges, er wurde auf die Pleißenburg gefangen gesetzt, doch mit einer Strafe von 30.000 Thalern wieder freigegeben. Er brachte es sogar durch die

Begünstigung seines Gönners, des geheimen Cabinetsraths Eichel, dahin, daß ihm die Oberhand über das ganze Münzwesen gegeben wurde und seine Widersacher, Gumperz und Consorten, sich zurückziehn mußten. Von diesem Augenblicke an nahm das Schicksal der Juden eine ganz andre Wendung. Die Aufgabe Ephraims war, für seine Münze das nöthige Metall herbeizuschaffen, und für diesen Zweck zeigte sich die ganze Judenschaft thätig. Alles gerieth bei ihnen in Bewegung. Ihre Emissäre durchstrichen das Land nach allen Seiten und wechselten das alte, schwerhaltige Geld gegen die glänzenden neuen Sorten ein, die man jetzt prägte; der Landmann, der Bürger in der kleinen Stadt, der Handwerker wurden durch die Menge dieser leichten Waare, die sie gegen ihre früheren Stücke erhielten, getäuscht und der Münze fehlte es nie an Metall; ja man hat Beispiele, daß die Juden, mit Gefahr ihres Lebens sich auf das feindliche Gebiet begaben, um ihren Tauschhandel zu treiben. Ueberall wußten sie durch die ihnen angeborne Verschlagenheit den neuen Münzsorten Eingang zu verschaffen und es ist gewiß, daß kein christlicher Kaufmann im Stande gewesen wäre, zu leisten, was Ephraim an seiner Stelle that. Die englischen Subsidien wurden dem Könige in Goldbarren geliefert. Ephraim machte aus einer Million, durch Versetzung mit geringeren Metallen, zwei bis drei und seine Glaubensgenossen setzten diese neue Goldmünze in Cours.

Da es dem Könige durch diese Mittel allein möglich wurde, seine zahlreiche Armee 7 Jahre hindurch auf den Beinen zu unterhalten, so zeigte er sich von jetzt an auch gegen die Judenschaft gnädiger. Er ertheilte dem berliner Schutzjuden Abraham Marcus nebst seinen Erben die Freiheit eines christlichen Banquiers bei rechtlichen Angelegenheiten vor und außer Gericht, und gab ihm die Erlaubniß zum Ankauf eines Hauses und zum Etablissement seiner Kinder. Dieselbe Freiheit erhielt Veitel Ephraim und sein Compagnon Daniel Itzig im J. 1761. Hierdurch fanden sich die Juden aufgefodert, fortan eine andre Rolle zu spielen. Die Münz-Entrepreneurs und ihre Gehülfen fühlten jetzt die Wichtigkeit ihrer Stellung, sie kauften große Häuser in der Residenz, legten schöne Gärten an, gaben ihren Kindern eine mehr in die Augen fallende Erziehung und unterließen nicht, mit dem erworbnen Gewinn öffentlich zu prahlen. Leider gab es auch für sie noch immer genug zu lukriren. Der König sah sich trotz der Münz-Entreprise genöthigt, in den letzten Jahren des 7jährigen Krieges seine Beamten mit Papiergeld zu bezahlen. Da es ihnen aber um baare Münze zu thun war, so waren sie gezwungen, ihre Kassenanweisungen, oft mit großem Verluste, zu verkaufen, um den dringendsten Bedürfnissen abzuhelfen. Baares Geld fand man aber zu jener Zeit fast nur in den Händen der Juden, und diese ließen es nicht ohne großen Wucher fahren. Nachdem der Friede geschlossen war, wechselten diese ihre Anweisungen zu dem vollen

Preise ein und gewannen dabei ansehnliche Summen. So wurde der 7jährige Krieg, der für alle andere Zweige des öffentlichen und Privatlebens von so verderblichen Folgen gewesen war, für diese Nation ein mächtiger Hebel ihres Emporkommens. Wo Alle verloren, wußten sie zu gewinnen.

Die Unzufriedenheit darüber war in Berlin allgemein. Von allen Seiten warf man ihnen Unredlichkeiten vor, und der König suchte sie wenigstens dazu zu vermögen, ihre Capitalien wieder zum Besten des Landes anzulegen. Er verlangte, daß sie Fabriken und Manufacturen einrichten sollten und sie mußten gehorchen. Die Ephraimsche Familie übernahm die Gold- und Silbermanufactur und die Kantenknöppelei zu Berlin und Potsdam und D. Itzig kaufte für 70,000 Thaler altes Geld die Blechfabrik zu Sorge und versprach, bei Berlin eine Oelmühle anzulegen, die ihm 30,000 Thaler kosten sollte. Der König war damit vor der Hand zufrieden und erlaubte ihnen durch eine Ordre vom 11. Nov. 1763 noch ein zweites Kind unter gewissen Bedingungen anzusetzen; verschiedne reiche Familien erhielten indessen Hauptprivilegien für die Ansetzung aller ihrer Kinder. Zugleich vermehrte der König in jener Ordre die Anzahl der von der Judenschaft käuflichen Häuser mit dreißig und gab einigen Familien in Hinsicht des Ankaufs von liegenden Gründen die Rechte der Christen. Statt der Stollgebühren mußten sie indessen eine gewisse Summe an den Propst der Nikolaikirche und jährlich 165 Thaler an das graue Kloster zahlen. Im J. 1775 ernannte der König die bisherigen Aeltesten der Judenschaft, Daniel Itzig und Jakob Moses, zu immerwährenden Oberältesten der Judenschaften in allen seinen Landen.

So viele Schritte, welche direkt oder indirekt zu Gunsten der Judenschaft geschehn waren, hatten die unausbleibliche Folge, daß derselben ein neuer Aufschwung gegeben wurde. Die Bahn, auf welcher sie nicht nur Duldung, sondern sogar Unterstützung von Seiten der Regierung zu finden hatten, war ihnen vorgezeichnet. Durch die Anlegung von Manufacturen und Fabriken wurde es ihnen möglich gemacht, sich Privilegien in reichem Maße zu verschaffen, und so sehr dies ihrer Natur widerstrebte, die sich von jeher zum Tauschhandel neigte, so fanden sie sich doch bald in ihre neue Stellung. Sie lebten größtentheils von der Handlung. Die reichsten Häuser legten namentlich Seidenfabriken an, hatten Antheil an den hiesigen Handlungs-Compagnien und führten ansehnliche Wechselbanken. Die übrigen trieben einen Ausschnitthandel mit allerhand Waaren; auch gab es unter ihnen einige Maler, Stempelschneider und Pettschierstecher. Von der ehemaligen Beschränkung ihrer Anzahl war jetzt, wo es dem Könige darauf ankam, seine Länder durch neue Generationen zu füllen, keine Rede mehr. Der König setzte im J. 1764 fest, daß für ein neues Schutzprivilegium in Ber-

lin zur Chargenkasse 1000 Thaler gezahlt werden sollten, und zu Ende seiner Regierung befanden sich hieselbst bereits 400 bis 500 Judenfamilien. Um ihnen indessen einen Theil des früheren Gewinnstes auf gleiche Art abzunehmen, wie sie ihn erworben hatten, befahl der König anfänglich den Münz-Entrepreneurs, Ephraim und Itzig, die Silberlieferung für die Münze zu übernehmen, welche letztere er dem General [illegible]enzien übergeben hatte, und diese Verpflichtung wurde demnächst auf die gesammte Judenschaft ausgedehnt, die jetzt, nachdem sich die Zeiten zu ihrem Nachtheil geändert hatten, einigen Schaden dabei litt. Uebrigens hielt der König strenge auf Ordnung. Er gab es nicht zu, daß irgend ein Jude ein anderes Geschäft trieb, als, was ihm ausdrücklich im General-Privilegium erlaubt war. Er verordnete, daß, wenn ein fallit gewordner Jude verstürbe, dessen Angehörige zur Bezahlung seiner Schulden oder zur Stellung einer Caution angehalten werden sollten, daß keine Juden zum Unterrichte in der christlichen Religion eher angenommen würden, bis nicht von ihrem unsträflichen Wandel sichere Nachrichten eingereicht worden wären; die Edicte gegen die Betteljuden wurden geschärft und das Hausiren der unvergleiteten aufs Neue verboten. Trotz dem aber, daß die Juden im Ganzen unter der Regierung des großen Königs sich bedeutend vermehrten, bemerkt man doch, daß ihre Anzahl in Berlin in den letzten Jahren derselben fast immer im Abnehmen begriffen war. Im J. 1778 zählte man in Berlin 3670 Köpfe, im folgenden Jahre nur 3419 und im J. 1784 waren sie bis auf 3372 geschmolzen. Um daher auf unsre obige Eintheilung zurückzukommen, so befanden sich in Berlin im J. 1784 im Ganzen 145,021 Einwohner, von denen 135,510 Einheimische, 9511 Fremde waren. Die Gesammtzahl der Letzteren hatte indessen in den letzten Jahren fast in demselben Verhältniß abgenommen, als die der Einwohner zugenommen hatte. Während die letzteren sich in Verlauf von 6 Jahren etwa um 5000 vermehrt hatten, so war die Zahl der Böhmen, Franzosen und Juden um 551 geschmolzen. Im J. 1778 betrug sie noch im Ganzen 10,062 Seelen, im J. 1784 dagegen nur 9511. Diese auffallende Erscheinung wird sich näher erklären lassen, wenn wir von der Sittengeschichte jener Zeit handeln.

Was den Nahrungszustand Berlins unter der Regierung Friedrichs II. angeht, so war derselbe von Zeit zu Zeit sehr verschieden. Wir erzählten bereits, daß im J. 1740 eine förmliche Hungersnoth ausgebrochen war, der der König dadurch abhalf, daß er unmittelbar nach seiner Thronbesteigung die Magazine öffnen ließ und das Getreide zu einem mäßigen Preise verkaufte. Der Anfang des folgenden Jahres war indessen um nichts besser. Der Bau der Friedrichsstadt hatte eine Menge Handwerker nach Berlin gezogen, welche sich unmittelbar nach dem Ausbruch des ersten schlesischen Krieges ohne Nahrung sahen.

Diese hülflose Schaar wurde noch durch eine Menge von Invaliden vermehrt, die man bei dem Beginn des Krieges ausrangirt hatte, und durch die Weiber und Kinder von den Regimentern, die ins Feld gezogen waren. Zu Anfange des Maimonats erschienen vollends noch 250 Personen aus der Gegend von Landau und dem Zweibrückischen, welche Theurung und Religionszwang vertrieben hatten, um in Berlin ein Unterkommen zu finden. Das Beispiel der Salzburger hatte sie dazu vermocht, die lange Reise von Frankfurt a. M. aus zu Fuße zurückzulegen, aber dieser Zuwachs mußte bei Weitem weniger erwünscht scheinen, da die Anzöglinge sich in der größten Dürftigkeit befanden. Durch das Zusammentreffen so vieler unglücklicher Umstände wurde die äußerste Noth herbeigeführt. Nach amtlichen Documenten befanden sich namentlich auf der Friedrichsstadt viele hundert Menschen, welche, nachdem sie ihre Kleider und sonstigen Habseligkeiten verkauft hatten, von bloßem Wasser ihr Leben fristeten und meistens eines jämmerlichen Todes starben. Die Verzweiflung bei dem Gedanken, dem Hungertode zu erliegen, zwang sie Dinge zu thun, bei denen man schaudert und die meistens die Ursache von tödtlichen Krankheiten wurden. Der König befahl daher, daß das Potsdammer Waisenhaus sogleich die Soldatenkinder aufnehmen sollte, die sich hier in großer Menge befanden, und die Behörden thaten das Mögliche, um dem Uebel zu steuern. Der Wohlstand der Residenz nahm sich denn auch nach und nach wieder auf und erstieg namentlich in den funfziger Jahren eine so günstige Höhe, wie er sie späterhin unter der Regierung Friedrichs II. vielleicht nie wieder gehabt hat. Die Anwesenheit eines glänzenden Hofes trug nichts Geringes dazu bei, die Nahrung der Gewerbe zu vermehren und im Bürgerstande herrschte noch nicht jener verderbliche Hang zum Luxus und zur Ostentation. Man liebte noch von Alters her das Seinige zusammenzuhalten, ohne damit zu prahlen. Der 7jährige Krieg zerstörte freilich dies glückliche Verhältniß zwischen den Einwohnern und hatte Mangel und Noth der mannigfachsten Art in seinem Gefolge. Am höchsten stieg die Theurung im J. 1761. Der Landbau lag aus Mangel an Händen fast ganz darnieder, die Armee hatte schon so viele Menschen gekostet, daß man sich gezwungen sah, die jungen Kantonisten von 14 bis 15 Jahren einzuziehn. Der Feind hatte überall in der Gegend um Berlin die schrecklichsten Verwüstungen angerichtet, die Getreidelieferungen für die Armee nahmen den größten Theil der Landesproducte vorweg, die Stadt war durch den Theil der Contribution, den sie den Russen hatte zahlen müssen, von baarem Geld fast entblößt und nicht im Stande, den Rest, den sie noch schuldig war, abzutragen. Unter solchen Umständen nahm sich der König, trotz der großen Bedrängniß, in welcher er sich selbst befand, seiner Residenz auf eine wahrhaft großmüthige Weise an. Er übernahm es, zwei Millionen, den größern

Theil der Contribution, für Berlin aus seiner Kasse zu bezahlen und setzte im Februar des Jahres 1761 ansehnliche Summen dazu fest, um den hülflosen Einwohnern seiner Stadt Brot zu reichen. Berlin hatte damals etwa 100,000 Einwohner, und man hat berechnet, daß der König nicht weniger als 30,000 davon auf seine Kosten ernährte. Trotz dem, daß der Friede im J. 1763 geschlossen wurde, waren die Nachwehen des Krieges doch so stark, daß man in diesem Jahre wieder einer Hungersnoth nahe war. Es fehlte an Brot und Lebensmitteln. Am frühen Morgen sah man vor den Bäckerläden große Schaaren versammelt, die einander den Besitz des schlechten und oft nur halb ausgebacknen Brotes streitig machten. Auch alle andere Nahrungsmittel standen in so hohem Preise, daß sie von den ohnehin zum Theil verarmten Berlinern nicht aufgewogen werden konnten. Der König kam zwar diesem Elende zu Hülfe und öffnete seine Magazine, aus denen man das Mehl zu einem mäßigen Preise verkaufte, da es aber lange gelegen hatte, so war es dumpfig geworden, und die Bäcker, welche die Gelegenheit wahrnahmen, um von der öffentlichen Noth Nutzen zu ziehn, verschlechterten zu ihrem Vortheil ihre Waare. Doch diese Folge des Krieges war nur eine vorübergehende. Bleibend wurde leider das Mißverhältniß, welches sich zwischen den einzelnen Klassen der Gesellschaft herausgestellt hatte. Die vornehmeren Stände, die Gebildeteren und die Reichen hatten fast Alles verloren, der gemeine Mann war durch den Mangel an Beschäftigung dem größten Elende preisgegeben, nur die Kaufleute, Fabrikanten und die Juden hatten auf ganz unverhältnißmäßige Weise gewonnen, und so sah man neben der tiefsten Armuth oft den höchsten Luxus. Inzwischen wurde der Wohlstand der Residenz von diesem Zeitpunkt an doch nicht mehr auf so heftige Weise erschüttert, und war bis zum Ende der Regierung des großen Königs in beständigem Zunehmen. Die weisen Vorkehrungen, welche derselbe traf, traten niemals in ein helleres Licht, als im Anfange der siebenziger Jahre, wo in ganz Deutschland allgemeine Noth herrschte und gleichwohl in Preußen nicht nur so viel Lebensmittel vorhanden waren, daß man dadurch einer Theurung vorbeugen konnte, sondern auch noch so viel Ueberschuß, daß dem Auslande damit ausgeholfen werden konnte.

Je mehr sich der Wohlstand Berlins auf diese Weise hob, desto mehr war man beschäftigt, durch milde Stiftungen auch die ärmeren Mitbewohner der Residenz vor Mangel zu schützen. Der Wohlthätigkeitssinn der Berliner, der von alten Zeiten her berühmt war, schwieg auch in dieser Periode nicht, und der König selbst ging seinen Unterthanen mit einem wahrhaft bewundernswerthen Beispiele voran. Da wir früher von den Armenanstalten Berlins nur in einzelnen Notizen nach der Zeit ihrer Entstehung gesprochen haben, so nehmen wir diese Gelegenheit wahr, um dem Leser eine gedrungene Uebersicht des Armen-

wesens, wie es zur Zeit des großen Königs beschaffen war, mitzutheilen. An der Spitze desselben stand das Armen-Directorium, dessen Präsidium im J. 1739 dem geistlichen Departement aufgetragen war. Es wurde daher von dem jedesmaligen Chef desselben und dem Ober-Consistorial-Präsidenten geführt und das Collegium bestand aus einem Director, dem Stadt-Präsidenten (in der Eigenschaft als Polizei-Director), dem ersten königl. Leibarzt, als Aufseher der Hofapotheke, den beiden Pröbsten zu Nikolai und Petri, einem reformirten Hofprediger, einem Prediger an der Parochialkirche und einigen Räthen und Assessoren, welche sämmtlich unmittelbar vom Könige ernannt wurden. Sie verwalteten ihr Amt unentgeltlich und hatten ihr Collegium zu diesem Zwecke in 7 Departements getheilt, das der Justiz, der Finanzen, der Charité, des Waisenhauses, des Irrenhauses, der Armenkasse und des Arbeitshauses. Die öffentlichen Armenhäuser und Armenanstalten, welche unter ihrer Aufsicht standen, existirten zum Theil schon lange vor der Zeit Friedrichs des Großen und wir geben daher nur ihren damaligen Zustand an, um auf die Vermehrung ihrer Einkünfte oder ihrer sonstigen Zunahme unter der in Rede stehenden Epoche aufmerksam zu machen.

1) Das Dorotheen-Hospital, welches vor dem Königsthore bereits im J. 1674 erbaut und bei der Errichtung des Irrenhauses im J. 1727 in ein Hospital für 12 arme Witwen, halb reformirter, halb lutherischer Confession verwandelt war, wurde dahin erweitert, daß 15 in demselben erhalten werden konnten, welche Wohnung, Licht und Feuerung bekamen. 2) Das große Friedrichs-Hospital oder Waisenhaus, vom Kurfürsten Friedrich III. im J. 1697 gegründet und von Friedrich Wilhelm I. im J. 1716 durch den Anbau eines Flügels, einer Kirche und bedeutende Schenkungen vermehrt, hatte durch jenen die alleinige Bestimmung eines Waisenhauses bekommen. Außerdem hatte er die Lindausche Stiftung, welche vom Kurfürsten Friedrich III. im J. 1696 für die durch die Schweizer-Colonie ins Land gekommenen Reformirten angelegt war, aus jener Stadt im J. 1726 nach Berlin in das Friedrichs-Hospital verlegt, wodurch das Haus einen Zuwachs von 12 Knaben und 12 Mädchen erhielt, die bei ihrem Austritt aus demselben eine Mitgift von 20 Thalern bekamen. Unter der Regierung Friedrichs II. wurden nach dem Plane des Präsidenten v. d. Hagen in der innern Einrichtung des Hauses beträchtliche Verbesserungen gemacht und zu Ende des J. 1784 wurden im Ganzen 341 Menschen durch dasselbe unterstützt. Die in dem Hause befindlichen Personen erhielten nebst ihrem Unterhalt Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen und im Christenthume. Eine bedeutende Anzahl derer, die sich außer dem Hause befanden, bekamen Kostgeld. Außer den Schulstunden bekamen sie Unterricht im Wollspinnen und Strümpfestricken und die Mädchen wurden zu Dienstboten ausgebildet. Das Lehrerpersonale bestand aus 6 Can-

didaten, einem Cantor und einem Organisten. 3) Das Koppensche Armenhaus, welches im J. 1708 gestiftet war, diente 22 alten Frauen zur Wohnung, welche auch Feuerung und täglich 1 Gr. zum Unterhalt empfingen. Es wurde von Friedrich II. gewissermaßen mit der Charité verbunden, und die Ausgaben dafür mußte das Armen-Directorium bestreiten. 4) Das Charitéhaus bestand aus vier Abtheilungen, einem allgemeinen Krankenhause, einem Hospital, wo Elende und Abgelebte Verpflegung erhielten, aus einer Entbindungsanstalt, und dem sogenannten Pavillon für ansteckende Kranke. Die Charité verdankte ihre Bestimmung und Größe, wie wir oben anführten, dem Könige Friedrich Wilhelm I., der sie auf den Vorschlag des ersten Inspectors dieses Hauses, E. G. Habermaaß, zu einer Uebungsschule für praktische Aerzte und Wundärzte einrichtete. Sie blieb vom J. 1727 bis 1785 unverändert. Da ließ sein Nachfolger am 3. August den Grundstein zu einem neuen Gebäude legen, von welchem er nur noch die Vollendung eines Flügels erlebte. Im Charité-Hospital wurden jährlich an 3000 Menschen, theils als Kranke, die nach ihrer Genesung wieder hinausgingen, theils als Hospitaliten für die ganze Zeit ihres Lebens unterhalten. Die Kur der Kranken wurde unter der Aufsicht eines Arztes, von 2 Pensionären und 6 Feldscheerern besorgt, welche letztere stets im Hause anwesend sein mußten. 5) Das Irrenhaus, welches im J. 1726 dazu bestimmt worden war, die Geisteskranken, welche früher im Dorotheen-Hospital und später im großen Friedrichs-Hospital untergebracht waren, aufzunehmen, erhielt durch Friedrich II. eine ansehnliche Verbesserung. Im J. 1747 wurde zur Erweiterung ein hinten daran stoßendes Haus in der Schützenstraße gekauft und im J. 1766 wurde es durch innere Veränderungen bequemer gemacht. Von den Einwohnern der Residenz wurden ganz Arme unentgeltlich, die übrigen und Auswärtige gegen billige Verpflegungskosten aufgenommen. Die Anzahl der in diesem Hause befindlichen Kranken belief sich seit dem J. 1764 jährlich im Durchschnitt etwa auf 150 Personen. 6) Die Armenkasse. Sie war im J. 1695 gestiftet. Ihre Einkünfte bestanden aus einem ansehnlichen, festen Beitrage, den der König aus seinen Kassen hergab, aus einigen Schenkungen und Vermächtnissen und aus verschiedenen Collecten. Friedrich Wilhelm I. machte ihr 1738 ein Geschenk von 100,000 Thaler Capital, und sie erhielt theils von seinem Nachfolger, theils von Privatpersonen so ansehnliche Unterstützung, daß im J. 1785 an 6430 Menschen daraus verpflegt werden konnten.

Zu diesen Anstalten, welche in der Zeit Friedrichs II. nur Verbesserungen erhielten, wurden während dieser Epoche noch zwei andre gegründet, die ebenfalls unter dem Armen-Directorium standen. Zunächst das Arbeitshaus, welches im J. 1742 gestiftet wurde, um der überhand nehmenden Straßenbettelei zu steuern. Friedrich Wilhelm hatte kurz

vor seinem Tode zu einem Findlingshause 100,000 Thaler nebst 7220 Thaler Baukosten und 3500 Thaler zur Anlegung der Spinnstuben ausgesetzt, welche sein Nachfolger zur Errichtung eines öffentlichen Armenhauses — denn dies war seine ursprüngliche Bestimmung — hergab. In diesem Hause sollte verarmten Bürgern Nahrung verschafft und muthwillige Bettler sollten darin zur Arbeit angehalten werden. Zu diesem Behufe wurde auf den thätigen Betrieb des Geheimerath Jordan, der sich besonders für diese Anstalt interessirte, anfänglich ein Haus, das dem Schlächtergewerk gehörte, im Rondel am Halleschen Thore gemiethet, wohin man sogleich etwa hundert muthwillige Bettler brachte und zur Arbeit anhielt. Im J. 1756 wurde der Bau des großen Arbeitshauses auf der Contrescarpe von 31,500 Thalern ersparten Geldes begonnen, zu denen der König die Baumaterialien an Holz und Kalksteinen schenkte. In demselben wurden beständig 500 und mehr Arme verpflegt und das Haus wurde so geräumig eingerichtet, daß darin über 1000 Personen Platz bekamen. Bis zum J. 1774 wurde es einer besondern Commission untergeben, die vom General-Directorium abhing. In diesem Jahre wurde es gleich den übrigen Armenhäusern unter die Aufsicht des Armen-Directoriums gesetzt und seine bisherige Einrichtung abgeändert. Alle darin aufzunehmende Personen wurden nämlich in zwei Hauptklassen getheilt. Zu der ersten gehörten alle alte und hülflose Personen, die nicht im Stande waren, sich Unterhalt zu verschaffen. Diese meldeten sich bei der Armenkasse mit einem Scheine von ihrem Prediger und bekamen Wolle zu spinnen, von der ihnen der Ueberschuß ihres Verdienstes vom Hause bezahlt wurde. Zu der zweiten gehörten Arme von gutem Herkommen, die nicht betteln wollten, sogenannte **pauvres honteux**, die ebenfalls mit Arbeit versehn und besser beköstigt wurden. Diese beiden Klassen bildeten zusammen das ursprünglich projectirte Armenhaus. Außerdem wurde damit ein Arbeitshaus verbunden, welches ebenfalls zwei verschiedene Abtheilungen hatte. Die erste bildeten alle Personen ohne Unterschied des Alters und Standes, die durch die Armenwächter wegen Bettelei aufgegriffen waren. Diese wurden zunächst drei Monat, zum zweiten Mal ein Jahr u. s. w., nach Beschaffenheit der Umstände auch auf Lebenszeit darin festgehalten, wenn sie nicht nachweisen konnten, wovon sie sich ernähren wollten. Die zweite Klasse bestand aus ungetreuem liederlichen Gesinde und Lehrburschen, welche dort nach vorhergegangenem richterlichen Erkenntniß festgehalten wurden, ebenso aus Weibspersonen, die aus dem Pavillon der Charité entlassen waren, und die man davor schützen wollte, die Folgen der Kur zu vereiteln. Diese bekamen sämmtlich ebenfalls ein gewisses Maß Wolle zu spinnen, welches sie bei Strafe liefern mußten, wurden nothdürftig beköstigt und hatten im dritten Geschosse ihre eigne Wohnung. Kinder, welche man beim Betteln aufgegriffen hatte, oder

die Bettlern angehörten, wurden besonders verpflegt, unterrichtet und zum Wollespinnen angehalten. Die Aufsicht im Hause über die Arbeit wurde einem Commissarius übergeben, dem ein Controleur zur Seite stand. Außerdem befanden sich in demselben ein lutherischer Prediger, ein Werkmeister, ein Hausvater, eine Hausmutter, ein Capitain d'Armes u. s. w. Im Jahre 1785 wurden in diesem Hause 1250 Personen unterhalten, von denen 641 dem Armen-, 609 dem Arbeitshause angehörten.

Die zweite Anstalt, die wir zu erwähnen haben, war die Unterstützung mit Holz. Es wurde nämlich durch einen Verein von Privatpersonen jährlich einigen tausend Armen das Brennholz zu einem geringen Preise überlassen. Das Armen-Directorium fertigte die Assignationen dazu aus und schickte sie an die Prediger, welche sie an die Dürftigen ihrer Gemeinde vertheilten. Außerdem wurden aber auch noch über 1000 Haufen ganz unentgeltlich ausgegeben, die ebenfalls durch die Prediger zu ¼ Haufen vertheilt wurden. Zu diesem Zwecke schenkte der König im J. 1784 an das Armen-Directorium 300 Thlr. zur sofortigen Vertheilung und 6000 zur Anlegung eines Capitals.

Alle diese Anstalten standen unter der Leitung des Armen-Directoriums, welches jährlich über einen Fonds von etwa 80,000 Thalern zu verfügen hatte, der theils aus milden Stiftungen von Regenten und Privatpersonen, theils aus gewissen Strafgeldern gewonnen wurde, wozu dann noch die Collekten kamen, zu denen das ganze Publikum seinen Beitrag gab. Auf diese Weise war es möglich geworden, daß in sämmtlichen genannten Armenanstalten zu Anfang des Jahres 1785 11,297 Personen verpflegt werden konnten.

Wir haben indessen noch eine bedeutende Anzahl milder Stiftungen zu nennen, welche vom Armen-Directorium unabhängig waren und zum einen Theil vom Könige selbst, zum andern unter seiner Mitwirkung oder endlich von Privatpersonen gegründet wurden. Dahin gehört vor Allem das königliche Invalidenhaus, welches zur Aufnahme von 3 Compagnien Invaliden eingerichtet wurde. Diese bekamen Uniform und Löhnung gleich den andern Soldaten, freie Wohnung im Hause und ein Stück Gartenland. Die Invalidenkasse, welche zur Erhaltung dieser Anstalt angeordnet war, zog ihre Einkünfte zum Theil aus gewissen Aemtern und erhielt namentlich das confiscirte Vermögen aller Deserteure und ausgetretener enrollirter Landeskinder. Alle Soldaten, die nicht mehr dienten, aber noch nicht in das Invalidenhaus aufgenommen werden konnten, weil die Anzahl darin festgesetzt war, bekamen bis dahin monatlich einen Thaler.

Von der zweiten Art war die Witwen-Verpflegungs-Anstalt, welche unter landesherrlicher Autorität am 1. April 1776 ihren Anfang nahm, und in der jede Ehefrau sich auf den Todesfall ihres Ehemanns gegen

einen gewissen Beitrag bis an ihr Ende eine Witwen-Pension selbst versichern, oder von ihrem Manne oder einem Dritten versichern lassen konnte. Dasselbe konnte auch nach dem Publikandum von 1783 auf seinen Todesfall ein Vater seiner Tochter, ein Oheim seiner Nichte, ein Bruder seiner Schwester, ein Vormund seinem Mündel und ein Bräutigam seiner Braut thun. Die königl. Hauptbank und die kurmärkische Landschaft übernahmen die solidarische Garantie dieses Instituts.

Von Privatpersonen endlich wurden zu dieser Zeit gestiftet: 1) Die Schindlersche Legatenkasse, durch welche die Geheimeräthin Schindler in ihrem Testamente unter andern Vermächtnissen ein Capital von 16,000 Thalern zu Stipendien für 8 lutherische auf der Universität Studirende auf zwei Jahre, jedem jährlich 100 Thaler aussetzte jedoch so, daß die im Schindlerschen Waisenhause dabei den Vorzug hatten. Ferner vermachte sie 6000 Thaler für 6 arme Schüler auf Schulen und Gymnasien, jeden jährlich 50 Thlr. auf zwei Jahre, 10,000 Thlr. zu einem Freitisch für 12 arme Schüler vom grauen Kloster, 3000 zur Einrichtung einer Armenschule für 24 arme Kinder, 3000 Thlr. zur Erziehung 6 armer Töchter, von denen jede bis zu ihrer Majorennität oder Verheirathung jährlich 25 Thaler bekam, und 8000 Thaler zur Besoldung zweier Prediger bei dem Hofgerichte in der Hausvoigtei. 2) Die Armenkasse für die lutherischen Armen der Friedrichswerderschen und Dorotheenstädtischen Kirchen, zu welcher die Witwe des Stadtrichters Rost im J. 1761 ein Capital von 800 Thaler in altem Golde vermachte. Dies wurde durch spätere Vermächtnisse mit einem Fonds von 1000 Thalern vermehrt. 3) Das Domhospital auf der Neustadt, welches durch Collecten im J. 1753 gestiftet und durch Vermächtnisse, die später hinzukamen, vermehrt, für 40 Arme freie Wohnung, Heizung und ein Gewisses an Gelde hergab. 4) Der rothe Hof, daneben gelegen, der 1750 aus der Dom-Almosenkasse erkauft und dazu bestimmt wurde, dürftigen Personen von gutem Stande mit freier Wohnung zu Hülfe zu kommen. Im J. 1777 wurde hier ein neues Gebäude aufgeführt, um auch denen, die einen Theil ihres geringen Vermögens auf Leibrenten geben wollten, durch eine sichere und wohlfeile Wohnung Erleichterung zu verschaffen. 5) Das Hospital der Parochialkirche, worin 30 Arme freie Wohnung erhielten vom J. 1769. 6) Die Andreäsche Legatenkasse, aus welcher einige Predigerwitwen und Waisen guter Familien jährliche Pensionen und an hundert Hausarme milde Beisteuern erhielten. 7) Die Lüderitzische Legatenkasse, aus der die Besoldung eines dritten Predigers der Parochialkirche, einige Pensionen und Almosen an reformirte Arme gegeben wurde. 8) Die Witwenkasse für die Predigerwitwen der Getrautenkirche, zu welcher der Prediger Woltersdorf 1753 ein Capital von 1000 Thaler vermachte, wozu die Klingebeutelgelder und die Einnahme der Kirchenbecken von drei Sonntagen kam.

Mit den Freischulen wurde gegen das Ende der Regierung Friedrichs II. eine bedeutende Veränderung vorgenommen. Ihr Ursprung fällt in das Jahr 1699. In diesem Jahre wurde der erste Armenprediger, Rau, für Berlin bestellt und dieser erwarb sich das Verdienst, durch die Unterstützung der Feldmarschallin von Spaen, die ein Capital von 4000 Thalern dazu aussetzte, eine Art von Freischulen anzulegen, deren Anzahl in verschiednen Gegenden der Stadt bis auf zwölf gebracht wurde. Vom J. 1700 an gerieth ihre Anzahl ins Abnehmen, so daß im J. 1715 nur drei vorhanden waren; während der Regierung Friedrich Wilhelms I. stieg sie wieder bis auf sieben. Zur Zeit Friedrichs II., wo der Ober-Auditeur von Criegern im J. 1748 und ein unbekannter Wohlthäter, der dem Armen-Directorium im J. 1773 zu diesem Zweck 5000 Thlr. übersandte, nebst Andern ansehnliche Summen für die Freischulen aussetzten, vermehrte sich ihre Zahl bis auf sechzehn. Der lutherische Prediger des großen Friedrichs-Hospitals hatte die Aufsicht über dieselben. So blieb die Sache bis zum J. 1780, wo man es für dienlicher hielt, die Freischulen, welche nicht durch besondere Stiftungen gegründet waren, aufzuheben und den Kindern armer Eltern ihren Unterricht unentgeltlich in den ihrer Wohnung zunächst liegenden Nebenschulen ertheilen zu lassen und für dieselben zu bezahlen. Das Armen-Directorium errichtete daher aus den vorhandenen Fonds die Haupt-Freischul-Kasse und gab dazu einen jährlichen Zuschuß von beinahe 1300 Thalern. Aus demselben erhielten monatlich die Pröbste von Berlin und Köln, ingleichen der Inspector am Friedrichswerder, eine festgesetzte Summe, von der ein jeder der ihm untergebnen Nebenschulhalter für die von ihm unterrichteten armen Kinder bezahlte und jährlich dem Armen-Directorium Rechnung davon ablegte. So wurden jährlich mehre tausend Kinder unentgeltlich unterrichtet. Nach dieser Einrichtung blieben nur noch vier lutherische, von denen eine durch ein Vermächtniß des Hofraths Walther im J. 1776, eine andre durch ein Vermächtniß der Witwe Lehmann von 2000 Thalern gegründet war, und zwölf reformirte Freischulen, in welchen zusammen etwa 300 Kinder frei unterrichtet wurden. Für die Soldatenkinder war noch besonders gesorgt. Die Garnisonschule, welche durch Friedrich I. gegründet, und nach der Zerstörung, die sie bei dem Auffspringen des Pulverthurms im J. 1720 erlitten hatte, von Friedrich Wilhelm in die Wohnung des Obersten von Glasenapp verlegt war, erhielt durch den Gouverneur der Residenz, Herrn von Möllendorf, eine bedeutende Verbesserung. Auf das alte Schulhaus in der neuen Friedrichsstraße wurde im J. 1784 noch ein Geschoß gesetzt, so daß man drei Zimmer statt eines gewann, ein Rector wurde ihr zugetheilt, während bis dahin der Cantor, ein Organist und der Küster der Garnisonkirche den Unterricht ertheilt hatten, und eine Garnison-Kirchen- und Schul-Commission wurde errichtet, die aus

zwei Stabsoffizieren und zwei Predigern zusammengesetzt war. Am meisten gewann die Schule, welche im J. 1785 förmlich eingeweiht wurde, durch die Verbesserung der Lehrmethode, weshalb der Rector erst einige Zeit vor Antritt seines Amtes nach Rekahn gesandt wurde, um die Einrichtung der dortigen vortrefflichen Schule kennen zu lernen. Die Soldatenkinder beiderlei Geschlechts wurden nicht nur zum großen Theil unentgeltlich in den Elementarkenntnissen unterrichtet, sondern sie bekamen auch die nöthigen Bücher, Papier, Dinte u. s. w. umsonst. Das Lehrer-Collegium, welches aus dem Rector, Cantor, Organisten und Küster der Garnisonkirche bestand, wurde in der Folge noch durch einen Candidaten der Theologie vergrößert. Außerdem befand sich bei jedem Regimente eine Schule, in der theils der Küster, theils ein besonderer Lehrer die Soldatenkinder frei unterrichtete. Das Infanterie-Regiment von Pfuhl hatte zwei Schulen, von denen die eine, im Jahre 1785 gegründete, für dessen Lehrer die Compagnie-Chefs eine jährliche Besoldung von 120 Thalern ausmachten, eine besonders gute Einrichtung bekam.

Was die milden Stiftungen von Seiten der Colonisten angeht, so verhielt es sich damit auf folgende Weise: die französische Gemeinde war in fünf Kirchspiele getheilt, von denen jedes wieder seine Quartiere hatte, welchem sogenannte Diacres vorstanden, die hauptsächlich mit der Administration der Armenanstalten und der Sorge für die Armen zu thun hatten. Besonders wurden unter diesen die sogenannten pauvres honteux bedacht, für welche nicht nur die caisse de reliquats gegründet wurde, sondern auch verschiedne Vermächtnisse gemacht worden waren, welche zeigen, wie sehr die Franzosen auf einen standesmäßigen Unterhalt von Leuten aus guter Familie bedacht waren. So vertheilte man z. B. seit 1708 jährlich die Einkünfte eines Vermächtnisses von 1000 Thalern des Staatsministers von Dankelmann, Madame de la Salle vermachte ein Capital von 10,000 Thalern für arme Standespersonen, dessen Zinsen jährlich vertheilt wurden und wovon die schwächste Summe 20 Thaler betrug, Madame de Combles vermachte im J. 1775 ebenfalls 1000 Thaler, deren Zinsen jährlich an 10 arme Personen weiblichen Geschlechts ausgetheilt werden sollten, und die Witwe des Predigers Achard vermachte ihre beiden Häuser an der Ecke der Französischen- und Markgrafenstraße an die pauvres honteux, so daß das Miethsgeld seit dem 1. Oct. 1784 durch die von der Stifterin dazu ernannten Personen vertheilt wurde. Auch für den Unterricht wurde durch die französischen Armenanstalten auf musterhafte Weise gesorgt, theils durch die oben genannte école de charité, theils durch fünf Freischulen, in welchen 140 Kinder in verschiednen Quartieren der Stadt untergebracht waren. Man gewinnt einen Begriff davon, wie viel in der französischen Colonie zu wohlthätigen Zwecken geschah, wenn man

erfährt, daß die gesammte jährliche Ausgabe an Arme vom Consistorium, von den Stiftungen und von dem an die pauvres honteux und die Hausarmen vertheilten Gelder bei einer Gemeinde von 5168 Mitgliedern über 40,000 Thaler betrug.

Die böhmische reformirte Gemeinde hatte einen Schulhalter, der vom Könige jährlich 48 Thaler und 3 Haufen Holz bekam, und deshalb hatten alle böhmischen Kinder dieser Confession freien Unterricht. Die böhmische lutherische Gemeinde, deren Prediger eine gleiche Besoldung erhielt, traf dagegen mit demselben das Abkommen, daß vermögende Leute für ihre Kinder etwas bezahlten, wogegen arme den Unterricht unentgeltlich bekamen. Die Gemeinde hatte übrigens keine öffentliche Fonds, womit sie ihre Armen unterhielt. Sie wurden durch freiwillige Beiträge aus dem Gotteskasten unterstützt. Die römisch-katholische Gemeinde hatte einen solchen Fonds, der aus mehren Vermächtnissen entstanden war, und der Küster hielt eine Schule, in welcher ganz arme Kinder frei unterrichtet wurden. Im J. 1778 wurde zu diesem Zweck neben der katholischen Kirche ein neues Schulhaus angelegt.

Mehr als alle diese so eben genannten Anstalten nahmen sich indessen die jüdischen milden Stiftungen auf. Mit der großen Vermehrung, die diese Nation unter Friedrich II. erhielt, stieg bei ihnen auch der gute Wille, einander zu unterstützen, und ihre Einrichtungen haben meistens durch ihre Eigenthümlichkeit noch ein besonderes Interesse. Bei ihnen gab es 1) eine allgemeine Armenanstalt, die in Almosen bestand, welche zum Theil von der Gemeinde jährlich an verarmte Mitbürger und Witwen ausgetheilt, zum Theil den fremden Armen an den Thoren gereicht wurde. Am Rosenthaler Thore befand sich ein der Gemeinde gehöriges Haus, wo die Fremden auf allgemeine Kosten an hohen Festtagen gespeist wurden. 2) Das Lazareth, welches zum Theil von der Gemeinde, zum Theil durch Privatgesellschaften unterhalten ward. 3) Eine männliche Gesellschaft zur Krankenpflege, die aus hundert und mehr Mitgliedern bestand. Die Gesellschaft, in welche aufgenommen zu werden, als eine Ehre galt, hatte ihren eignen Arzt und Wundarzt, 8 männliche und 12 weibliche Krankenwärter; Kleidungsstücke, Betten und Erfrischungen waren stets vorräthig. Der Vorsteher der Gesellschaft hatte die Pflicht, jeden Kranken der Gemeinde, der sich bei ihm gemeldet hatte, täglich zweimal zu besuchen, und wenn die Krankheit gefährlich wurde, so mußten ihn zwei Mitglieder der Gesellschaft, die durchs Loos gezogen wurden, Tag und Nacht zu zwei Stunden besuchen und zu seiner Genesung oder zur Regulirung seiner Angelegenheiten mitwirken. Die Mitglieder der Gesellschaft befleißigten sich, weil bei ihnen Wohlthätigkeit unter die Religionsübungen gehört, einer strengen Sittlichkeit. Es durfte Niemand, der unter sie aufgenommen werden sollte, des Betruges oder Meineides schuldig befunden sein. Sie

enthielten sich des Kartenspieles und andrer Spiele und übten überhaupt eine ascetische Strenge gegen sich aus. 4) Die weibliche Gesellschaft für Krankenpflege, die eine ähnliche Einrichtung hatte. 5) Die Stiftung zum Unterhalt der Dürftigen, aus 18 Hausvätern verschiedner Familien, die ihre Armen mit Brot und Holz unterstützten, doch so, daß denselben bestimmte Zeichen gegeben wurden, wofür sie bei bestimmten Bäckern für jedes Zeichen ein Zweigroschenbrot und bei den Holzverwaltern das darauf bemerkte Holz erhielten, wobei ihnen auch Fuhr- und Hauerlohn gereicht wurde. Auf diese Weise wurden wöchentlich an 400 Brotzeichen ausgegeben und die Haushaltung bekam jährlich einen halben bis zu einem ganzen Haufen Holz. Die Gesellschaft gewann ihren Fonds hauptsächlich aus einem ausgebreiteten Handel, den sie mit Osterzucker trieb. 6) Eine Gesellschaft, die für den Unterricht in der Religion sorgte. 7) Eine andre, die den Armen Wäsche und Kleidungsstücke gab. 8) Eine Gesellschaft, die den Armen Gutes that, ohne daß jemand etwas davon erfuhr. 9) Eine Gesellschaft, die sich mit dem Begraben und Reinigen der Todten beschäftigte. 10) eine Gesellschaft zur Ausstattung armer Mädchen. Dieselbe verlieh nämlich Geschirr zu Hochzeiten und andern Festen und stattete von dem Ertrage jährlich drei arme Mädchen aus, von denen jede 200 bis 300 Thaler erhielt. 11) Die Heirathsgesellschaft, aus 200 Hausvätern bestehend. Wenn einer derselben seine Tochter verheirathete, so bekam er von jedem Mitgliede einen Thaler. Es durften indessen jährlich nur 8 verheirathet werden und jeder Hausvater durfte nur eine Tochter einkaufen, die das zehnte Jahr nicht überschritten hatte. 12) eine Gesellschaft zur Unterstützung armer Studirender. 13) Eine Freischule, welche 80 Zöglinge umschloß, von denen beinahe die Hälfte unentgeltlich unterrichtet wurde. Diese Schule hatte zwei Directoren und mehre Lehrer, die zum Theil Juden, zum Theil Christen waren. Außer dem Elementarunterricht wurde Buchhalten, die hebräische, deutsche, französische Sprache und mathematische Geographie gelehrt. Der Fonds der Anstalt war trotz dem unbedeutend und hing beinahe gänzlich davon ab, was bemittelte Eltern an Schulgeld für ihre Kinder bezahlen wollten. Die Directoren legten indessen auf Rechnung und zum Nutzen der Freischule eine Buchdruckerei und Buchhandlung an, welche der König im J. 1783 bestätigte. 14) Die Freischule bei der Manufactur von brabanter Spitzen des Schutzjuden Benjamin Veitel Ephraim. In dieser Schule wurden die bei der genannten Manufactur arbeitenden Kinder, Juden sowohl als Christen, im Lesen und Schreiben unterrichtet.

Wenn man das mannigfache Gute betrachtet, das aus diesen Anstalten hervorging, so kann man zugleich nicht umhin, zu bemerken, daß der Wohlthätigkeitssinn der Berliner zu dieser Zeit eine neue Richtung nahm, die ihm zur wahrhaften Ehre gereicht. Man war nicht mehr

allein darauf bedacht, den Armen Unterhalt und Arbeit zu verschaffen, sondern eben so sehr ging man darauf aus, ihn zu bilden und zu belehren. Der Schulunterricht, der besonders zur Zeit Friedrich Wilhelms I. auf das Entsetzlichste vernachlässigt war, nahm durch die allgemeine Theilnahme, die sich in einer großen Menge von milden Stiftungen und Stipendien aussprach, einen neuen Aufschwung, und wenn schon der König, so sehr er die Verbesserung der Sache wünschte, doch für die berliner Schulen nichts Bedeutendes that, so gelang es doch den vereinten Anstrengungen der Behörden und einer Anzahl von wohldenkenden Privatleuten, das ganze Schulwesen zu reformiren und die Grundlage zu einer Entwickelung zu legen, welche seit jener Zeit in beständigem Fortschreiten geblieben ist. Wir haben bis dahin, vielleicht zur Verwunderung unserer Leser, von dem Schulunterrichte in Berlin nur einige wenige Notizen gegeben und das Entstehen der bedeutendsten Anstalten dieser Art angekündigt, denn unser Zweck war, eine übersichtliche Darstellung dieses Gegenstandes zu entwerfen, der, in einzelne Nachrichten zersplittert, fast ganz an Interesse verliert, und dies schien uns der geeignete Ort, um etwas Ausführliches darüber zu berichten. Denn unter der Regierung Friedrichs des Großen wurden die Schulen erst das, was sie ihrer Bestimmung nach sein sollten, allgemeine Bildungsanstalten für jedermann, unabhängig von jeder sektenartigen Einwirkung, und frei von jedem Despotismus der Kirche oder irgend einer andern Macht, die sich der reinwissenschaftlichen Ausbildung des menschlichen Geistes entgegensetzt. Es fanden sich zu dieser Zeit Männer wie Büsching und Gedicke, deren Namen noch heute mit dankbarer Anerkenntniß genannt wird und ihr größtes Verdienst bestand in der Virtuosität, die sie im Schulfache errungen hatten.

In der Geschichte des berliner Schulwesens beginnen wir billigerweise mit dem Gymnasium zum grauen Kloster, da dies nicht nur das früheste in der Stadt Berlin, sondern auch in der gesammten Mark war. Es wurde, wie wir oben (Thl. I. S. 90) erwähnten, unmittelbar nach der Reformation von dem Kurfürsten Johann Georg gestiftet. Als nämlich im J. 1571 der letzte Mönch des Klosters gestorben war, erfüllte der Kurfürst die Bitte einer Commission, welche das Schulwesen im J. 1573 wiederholt untersucht und höchst mangelhaft befunden hatte, und erließ im folgenden Jahre ein eigenhändiges Rescript an seinen Amtmann auf dem Mühlenhofe und den Bürgermeister der Stadt, daß sie als Bauherren und Provisores in dem Theile des grauen Klosters, den er zur Schule geschenkt hätte, Klassen für die Schüler und Wohnungen für die Lehrer bauen und zurichten, eine Schulordnung entwerfen und sich nach tüchtigen Schulmännern umsehn sollten. Er hoffte, fügte er hinzu, daß sie und jedermann zur Förderung dieses christlichen, höchst nöthigen Werkes willig sein und daß insonderheit die Prediger

die Leute von den Kanzeln fleißig ermahnen würden, milde Beiträge zu der neuen Schule zu thun. Wenn schon der Kurfürst selbst diese Anstalt sehr begünstigte und ihr baldiges Gedeihen wünschte, so fehlte es im Anfange doch beinahe an Allem, was dazu nöthig war. Der dritte Theil des grauen Klostergebäudes stand allerdings leer und konnte in Besitz genommen werden, auch nannte ihn die Vorrede zur Schulordnung, welche darauf ausgearbeitet wurde, einen „lustigen, bequemen, gesunden und stillen Ort," aber vorausgesetzt, daß er diese Eigenschaften hatte, von denen ihm Büsching nur die letzte zugesteht, so war doch gerade dieser Theil des Klosters am meisten verfallen, zum Theil ohne Dach und bedurfte einer sehr gründlichen Reparatur. Was die Schüler angeht, so hatte man die Absicht, die beiden Stadtschulen zu St. Nikolai und St. Marien, welche in ihrer damaligen Gestalt durchaus nicht den Bedürfnissen der Zeit entsprachen, zu diesem neuen Gymnasium zu vereinigen, und dies fand bei den Lehrern der beiden genannten Anstalten vielen Widerspruch. Sie waren, in Folge einer Schulvisitation schon zweimal vereinigt und wieder getrennt worden, aber die Lehrer verhielten sich nach wie vor so unordentlich, daß der Magistrat am Ende die erledigten Stellen unbesetzt ließ. Zur Unterhaltung des Gymnasiums endlich waren keine festen Einkünfte vorhanden. Der Kurfürst hatte zuviel mit der Abzahlung der Landesschulden zu thun und konnte nichts entbehren. Er hatte daher seine Stiftung dem allgemeinen Wohlwollen empfohlen und hier zeigte sich im Ganzen nicht die gewünschte Stimmung, denn der Magistrat gab ungeachtet seines Versprechens, keine Baumaterialien her und die Prediger empfahlen nicht nur die Schule nicht, sondern versuchten ihre Entstehung sogar zu hindern. Trotz dem kam aber die feierliche Eröffnung der Schule zu Stande. Der kurfürstl. Geheime und Lehnssekretär Steinbrecher, der erste und deshalb vielleicht der größte Wohlthäter der Schule, ließ auf seine eignen Kosten fünf Klassen anlegen, und mit den nöthigen Bedürfnissen ausstatten, die in den beiden Kirchspielschulen vorhandnen Knaben wurden ins Kloster verpflanzt, viele andre Schüler aus der Stadt traten hinzu und am 25. Juli 1574 (wonach wir die Angabe Thl. I. S. 90 zu verbessern bitten) wurde der erste feierliche Schulactus mit einer Predigt und drei lateinischen Reden zur Eröffnung der Anstalt gehalten. In Folge dessen wurde von Steinbrecher eine Schulordnung in deutscher Sprache angefertigt, welche im J. 1579 die Bestätigung des Kurfürsten erhielt. In derselben heißt es unter Anderm: „Da diese Schule keine geringe Schule, sondern ein solches vornehmes Gymnasium sei, an welchem dem ganzen Lande gelegen, so sollten verständige, fleißige und getreue Männer zu Vorstehern und Provisoren ernannt werden, welche Alles besorgten und jährlich dem Magistrat Rechnung ablegten. Die Rectores und Magistri sollten ausgesuchte

Männer sein und nicht ohne Vorbewußt des Kanzlers Distelmeier, den der Kurfürst zum obersten Befehlshaber dieser Schule verordnet habe, bestellt werden. Die abgegangenen Lehrer solle man namentlich von der Universität Frankfurt aus zu ersetzen suchen. Das Personale derselben wird auf dreizehn angegeben: ein Doctor und Professor der Theologie, der zugleich Prediger an der Klosterkirche und beständiger Aufseher des Gymnasiums sein sollte, ein Rector, ein Conrector, ein Magister und Professor **institutionum juris**, ein Magister der schönen Künste, ein Ober- und Unter-Cantor, vier Baccalaurei, ein guter deutscher Schreiber und ein Infimus. Der Probst zu Berlin sollte wöchentlich eine theologische Vorlesung und monatlich eine Predigt im Kloster halten und alle großen Schüler in Berlin sollten diese Vorlesung mit anhören, für welche Bemühung ihm die Provisores jährlich 10 Thlr. zu einem fetten Ochsen geben sollten. Der ganze Haufe der Schüler sollte in sieben Klassen getheilt werden. In die erste Klasse gehörten diejenigen, welche anfingen, Studiosi der Künste, der Philosophie, der Sprachen und der Gottesgelahrtheit zu sein; auch sollte sie diejenigen zu Aemtern brauchbar machen, die keine Universität besuchen könnten. Was die Disciplin angeht, so wurde festgesetzt, daß die Lehrer nicht über zwei Tage bei ihren Verwandten zur Hochzeit gehn sollten. Die Schüler sollten sich des Tanzbodens enthalten, des Sommers sich nicht in kaltem Wasser baden, des Winters nicht aufs Eis gehn, sich des Fischens und Vogelfangens enthalten, keine Degen und Dolche, wohl aber einen bestimmten Anzug tragen. (Vergl. Thl. I. S. 90.) Der Kurfürst bestätigte nicht nur diese Schulordnung, sondern empfahl die Anstalt auch insonderheit der Geistlichkeit aufs Neue, damit sie, wie es heißt, die Leute von der Kanzel dazu ermahnten, und der Schule christlich und honorifice gedächten; endlich verbot er auch noch zu ihren Gunsten sämmtliche Winkelschulen.

Inzwischen hatte das Gymnasium bereits fünf Jahre bestanden und in denselben Freude und Leid zur Genüge erfahren. Die Lehrer konnten zu Anfang nicht im Schulgebäude wohnen und selbst Rector und Conrector bezogen erst im J. 1578 ihre Wohnungen. Religionsstreitigkeiten zwischen Lutheranern und Kalvinisten walteten bei der Besetzung der ersten Lehrerstellen ob und der erste Rector, Michael Kilian, wurde nach zweijähriger Anstellung auf Specialbefehl des Kurfürsten fortgeschafft, da man ihm zur Last legte, daß er kein guter Lutheraner sei; ein andrer Rector war schwer sogleich zu finden. Die Pest richtete im J. 1576 zu Berlin so große Verwüstungen an, daß alle Schüler bis auf 8 oder 10 entflohen und ein guter Theil der Lehrer ebenfalls fortging. Dazu kam nun noch die stete Opposition der beiden Diaconen der Nicolai- und Marienkirche, welche sogar darauf antrugen, das Gymnasium aufzulösen und die Stadtschulen wieder herzustellen, bei

denen sie sich besser gestanden hatten, der Neid des Probstes Colerus und des Bürgermeisters Eisleben, die Steinbrechern dazu nicht bewegen konnten, ihre Einkünfte auf Kosten der Schulkasse zu erhöhen und welche Privatinteressen sich sonst noch dem allgemeinen Besten entgegenstellen mochten. Dagegen fand auch dies seine kräftige Vertretung und entging dadurch dem Untergange, der von ihm so vielen Seiten drohte. Der Kurfürst hörte nicht auf, sich sogar für die speciellsten Bedürfnisse des Gymnasiums zu interessiren, er sorgte für die Wiederbesetzung der Rectorstelle und gewährte der Lehranstalt seinen besondern Schutz. Der Magistrat schenkte ihr 4000 Thlr., die bei der kurmärkischen Landschaft zinsbar untergebracht wurden. Am größten blieb aber stets das Verdienst Steinbrechers, der, als er im J. 1586 die Schulrechnung ablegte, erwieß, daß er außer ungemein großer Mühe und Versäumung seiner eignen Geschäfte, dem Gymnasium an 1000 Gulden geschenkt und die Einkünfte desselben jährlich auf 2000 Gulden verbessert habe, ob er gleich auf 900 Gulden an die Schulgebäude gewandt. Die Lehrer hatten anfänglich keine freie Wohnung und so schlechten Gehalt, daß Steinbrecher schreibt, „die armen Gesellen hätten von ihren Besoldungen kaum das trockne Brodt haben können."

Trotz dieser Verbesserungen blieb die finanzielle Lage der Anstalt in einem sehr traurigen Stande. Die Haupteinkünfte waren die Einnahmen, welche aus dem Antheil von den kirchlichen Gebühren an Leichen, Hochzeiten, Kirchgängen der Sechswöchnerinnen und einigen Legaten zuflossen. Am meisten mochte vielleicht noch das Recordiren einbringen. Es war nämlich aus früherer Zeit Sitte, daß die Schullehrer mit ihren Schulen jährlich viermal an den Thüren sangen, um die Wohlthätigkeit gegen sie „in Erinnerung zu bringen." Im Uebrigen waren die Lehrer noch nicht so gestellt, daß sie sich im Stande gesehen hätten, für ihren eignen Tisch zu sorgen. Der Rector erhielt 110 Fl., 1 Wispel Korn, 10 Fl. zu Holz, der Conrector 90 Fl., 1 Wispel Korn, 5 Fl. zu Holz und in diesem Verhältniß nahm es ab, der Infimus bekam 28 Fl., 8 Scheffel Korn und mußte dabei frieren. Den Mittagstisch erhielten die meisten Lehrer bei verschiednen Bürgern, so daß sie die Reihe herum essen mußten, eine Maßregel, die voraussetzt, daß sie unverheirathet waren. Man begreift nicht, wie sich wissenschaftlich gebildete Leute zu dieser Stellung haben hergeben können, welche bei einem Gymnasium, das selbst im J. 1579 schon über 600 Schüler hatte, die griechischen und römischen Klassiker lasen, Logik, Rhetorik, Mathematik, die Principien der Philosophie, Einleitung in das Studium der Rechte und der Theologie docirten. Die natürliche Folge davon war freilich auch, daß in dem ersten Jahrhundert, welches das Gymnasium durchlebte, nicht weniger als zwanzig Rectoren an demselben angestellt waren. Nur drei von ihnen starben in ihrem Amte, die übrigen hatten ihre Stelle nur in Ermangelung

einer bessern angenommen und blieben daher nicht lange. Sie wurden Professoren an andern Gymnasien und auf Universitäten, Prediger, Inspectoren, Pröbste, Generalsuperintendenten, Consistorialräthe, sogar Bischöfe. Aehnlich ging es denn auch mit den Conrectoren, Subrectoren u. s. w.

Gleichwohl war der Einfluß dieser Männer auf die Bildung ihrer Zeit gewiß von der höchsten Bedeutung. Je geringer die Anzahl der Lehrgegenstände war, desto mehr durfte man erwarten, daß die Schüler in den Geist der Sache eindrangen. Die Rectoren richteten freilich den Lehrplan meistens nach ihrem Belieben ein und so setzte der Rector Hilden, der von 1581—86 am Kloster war, unter Andern für Prima 13 Stunden im Griechischen an, — Montags und Dienstags den ganzen Vormittag, der von 6 bis 9 Uhr dauerte, (der Nachmittag währte von 12 bis 3 Uhr) und die andern Lectionen einzeln, er laß mit seinen Schülern 2 Stunden griechische Formenlehre nach Theodorus Gaza, 2 St. Syntax nach Posselius, 2 St. Homer, 2 St. Isocrates, 2 St. aus Herodot, Plato, Xenophon, Thucydides, verbunden mit Exercitien in Prosa und Versen, 2 St. das griechische Neue Testament und eine Stunde, in welcher der ins Griechische übersetzte und auswendig gelernte Katechismus Luthers hergesagt wurde, — indessen im Ganzen blieben doch die alten Sprachen mit einander im Gleichgewicht. Außerdem wurde Dialektik, Rechnen und Gesang gelehrt, das letztere in der Ausdehnung, daß jede Klasse fast täglich ihre Singestunde hatte und die Schüler sogar in der Komposition unterrichtet wurden. Freilich fehlt hierbei Deutsch, Hebräisch (was indessen im J. 1590 hinzutrat), Geometrie, Geschichte, Geographie, neuere Sprachen und am meisten die sogenannten Realkenntnisse, aber die Erfahrung hat gezeigt, daß auf jenem Wege eine kernhaft tüchtige Formalbildung gewonnen worden ist, und mehr haben unsre Vorfahren gewiß nicht beabsichtigt. Dazu denke man sich, daß man von einem damaligen Primaner des schwarzen Klosters, trotz dem, daß er 13 Stunden im Griechischen und 10 im Lateinischen hatte, nicht einmal verlangte, er solle einen Tragiker lesen oder vollends einen Chor daraus philologisch erklären, daß man ihm weder den Horaz noch den Tacitus vorlegte, sondern ihm erlaubte, sich in der Kenntniß des Homer und Isocrates, des Cicero, Livius und Virgil festzusetzen, und sich von den griechischen Rednern und Philosophen nur eine aphoristische Kenntniß zu verschaffen, und man wird zugestehn, daß es den damaligen Schülern leicht gemacht wurde, den Kreis ihres Wissens zu beherrschen und sich sogar großen Genuß dadurch zu verschaffen.

In dieser Weise erhielt sich die Anstalt trotz den Wechselfällen des Glückes stets in gutem Ansehn. Die meiste Unterstützung wurde ihr unter dem dritten Rektorat zu Theil, wo sie in Zeit von vier Jahren

bedeutende Legate erhielt, die die Summe von 1600 Thalern überstiegen. Dagegen sah sie sich auch während des dreißigjährigen Krieges mehr als einmal ihrem Untergange nah. Im Jahre 1637 wurde das Gymnasium der Pest wegen geschlossen und das Rectorat blieb ein ganzes Jahr lang unbesetzt. Nachdem der Friede zurückgekehrt war, nahm sich indessen die Lehranstalt wieder auf und den Bemühungen des Directors Heinzelmann, der von 1651 bis 1658 sein Amt verwaltete, gelang es, die Zahl der Schüler bis auf 400 zu steigern, die, wie alle vorhergehenden, in vier Klassen getheilt wurden, da die Eintheilung in sieben überhaupt niemals zur Ausführung gekommen zu sein scheint. Am 22. November 1674 als an dem vermeintlichen Stiftungstage (denn die Meinungen der Gelehrten waren in diesem Punkte verschieden) beging das Gymnasium unter seinem damaligen Rector Weber sein erstes Jubiläum. An diesem Tage wurde eine Prozession veranstaltet, in welcher sich die Lehrer und Schüler nach der Nicolaikirche begaben, wo der Konsistorialrath Müller eine Schulpredigt hielt. Am folgenden hielt der Rector im Gymnasium eine feierliche Rede, am dritten fand im Schulgebäude Nachmittags unter Vocal- und Instrumentalmusik ein großer Actus statt, auf welchem mehrere Schüler sprachen und am 26. Novbr. wurde auf dem großen Saale des berlinischen Rathhauses von den Schülern ein Schauspiel aufgeführt, das die gerettete Unschuld des Bellerophon zum Gegenstande hatte.

Dies Fest war nicht ohne Bedeutung für die Geschichte der Anstalt. Man hatte nicht nur das erste Jahrhundert mit denkbarem Hinblick auf die Vorsehung beschlossen, sondern alle Anzeichen sprachen auch dafür, daß eine neue Epoche begonnen hatte, von der man ein noch günstigeres Schicksal hoffen durfte. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm der Große war, wie wir bereits erwähnten, ein eifriger Beschützer der Wissenschaften und es ließ sich erwarten, daß ihm das Schulwesen ein lebhaftes Interesse einflößen würde. Er sorgte in der That auch für das Kloster dadurch, daß er im J. 1682 aus der neu eingeführten Accise den gesammten Lehrern des berlinischen Gymnasiums 500 Thaler Tischgeld bewilligte und sie dadurch von jener peinlichen Einrichtung befreite, die die Befriedigung ihrer Eßlust von dem guten Willen ihrer Patronen abhängig machte. Der Magistrat sah sich im J. 1695 durch den desolaten Zustand des Gebäudes veranlaßt, das Dach ausbessern, die Klassen weißen, Katheder, Wände und Bänke, die von Würmern zerfressen waren, repariren zu lassen und außerdem gingen noch 500 Thlr. zu Legaten ein, von denen 400 zur Besoldung der Lehrer bestimmt waren. Dies Alles machte dem würdigen Rector der Anstalt, der seinen Schulunterricht auf derselben genossen hatte, und 45 Jahre lang, 30 davon als Rector, in derselben lehrte, herzliche Freude. Er hatte während der Reparatur des Gebäudes mit seinen Schülern in die Kloster-

kirche ziehn müssen und feierte daher die Rückkehr in das erneuerte Schulhaus mit einem großen Actus, indem er das Andenken dieses Tages durch Reden, Programme und eine Inschrift auf die Nachwelt zu bringen bemüht war. Der Rector Weber wirkte überhaupt für die Anstalt sehr viel Gutes. Er veränderte den Stundenplan, in den er die Naturlehre und deutsche Sprache aufnahm, auch die Schulgesetze überarbeitete er von Neuem und drang in Allem auf Einheit, Zusammenklang und Zusammenwirken von Seiten der Lehrer und auf Fleiß und gute Zucht unter den Schülern. Er gab dem Ganzen einen kräftigen Impuls, den man noch lange Zeit auf segensreiche Weise nachempfand. Die Lehrer waren trotz der Verbesserung ihres Gehaltes doch noch immer schlecht besoldet. Es befanden sich damals ihrer neun bei der Anstalt und sie bekamen außer den 500 Thalern Tischgeld nur 494 Thaler baar, 4 Wispel und 20 Scheffel Roggen. Es war kaum genug, um sich kümmerlich am Leben zu erhalten; wie wäre es möglich gewesen, für die Hinterbliebenen noch nach dem Tode zu sorgen? — Sie traten daher im J. 1703 zusammen und stifteten von dem geringen Ueberschuß, den sie erschwingen konnten, eine Wittwen- und Waisenkasse, zu welcher sogar die drei unverheiratheten redlich mit beitrugen. Der Konsistorialrath v. Flemming schenkte ihnen dazu hundert Thaler, die Hofräthin Lietzmann vermachte den Wittwen im J. 1741 ein Haus in der Spandauer Straße und durch mehre Legate wuchs die Kasse so stark an, daß sie sich im J. 1775 auf 7000 Thlr. belief. Zu dieser Zeit bekam jede Wittwe aus der Kasse 80 Thaler Pension und 50 Thlr. zum Begräbniß ihres Mannes.

Trotz ihrer ungünstigen Stellung in finanzieller Hinsicht konnten die Lehrer doch zur Zeit Friedrichs I. nicht umhin, den König zu bitten, daß er ihnen einen Rang in der bürgerlichen Gesellschaft ertheilen möchte, denn sie waren bis dahin ohne jede bestimmte Geltung in der bürgerlichen Gesellschaft geblieben. Er wieß daher den Rectoren ihre Stelle neben den Diaconen, den Conrectoren die ihrige neben den Predigern der Vorstädte und den Subrectoren die ihrige neben den Dorfpredigern an, Beweises genug, wie wenig der Stand der Schulleute noch zu jener Zeit geachtet wurde. Was freilich den Schulunterricht selbst angeht, so hatte sich eine bedeutende Veränderung damit zugetragen. Der Kreis der Lehrgegenstände hatte sich erweitert. Man lehrte zur Zeit Friedrichs I. außer dem Lateinischen, Griechischen, Hebräischen, der Rhetorik und dem Religionsunterrichte auch Geographie und Geschichte, Physik, Arithmetik und Geometrie, ja hiermit noch nicht zufrieden, stellte man sogar Disputationen über theologische Lehrsätze an, analythisch exegetische Vorlesungen über Bücher des neuen Testaments wurden gehalten, Logik, Ethik, Politik und Metaphysik waren aus den Hörsälen der Universität in die Schulklassen übergegangen und man begreift

kaum, was den Schülern, wenn sie Theologen oder Philologen werden wollten, auf der Universität noch zu lernen übrig blieb. Das Latein herrschte dabei entschieden vor. Es nahm 9 Stunden weg, in denen man in Prima den Cicero, den Horaz und den Cäsar las, lateinische Aufsätze anfertigte und Sprachübungen veranstaltete. Das Griechische war bedeutend in den Hintergrund getreten. Die Klassiker waren ganz verschwunden und von 5 Stunden wurden zwei der Grammatik, zwei dem Neuen Testament und eine dem Theophrast oder Diaconus Agapetus (ein Schriftsteller aus dem sechsten Jahrhundert n. Chr. G.) gewidmet. Das Hebräische hatte zwei Stunden, die Dogmatik mit Disputirübungen über theologische Theses desgleichen, Logik eine Stunde, Rhetorik 2 St., Philosophische Geschichte 1 St., Mathematik und Astronomie 2 St., alte Geschichte und Geographie desgleichen. Um die Philosophie ganz in den Kreis der Schulwissenschaften herabzuziehn, wurden sogar in Secunda Vorbereitungen zur Logik und Rhetorik ertheilt. Uebrigens war die Anzahl der Schüler, welche jetzt in sechs Klassen getheilt waren, bedeutend geschmolzen. Im J. 1708 befanden sich im Ganzen nur 126 Schüler und 24 Choristen im Gymnasium, und die Anstalt war bei der geringen Unterstützung, die sie von Seiten des Publikums fand, so arm, daß sie bei einer im benachbarten Lagerhause entstandnen Feuerbrunst, durch welche die Hälfte des Gymnasiums mit zerstört wurde, nicht im Stande war, den Schaden aus eignen Kräften zu ersetzen. Man mußte daher zu einer Hauskollecte seine Zuflucht nehmen, und bei dieser Gelegenheit stiftete der Geheime Rath Tieffenbach im J. 1712 die Gymnasiumsbibliothek, indem er im dritten Stockwerk des neuaufgeführten Gebäudes einen geräumigen Büchersaal auf seine Kosten einrichten ließ, und eine Anzahl von Büchern schenkte. Noch müssen wir eines Umstandes gedenken, der den Schulleuten jener Zeit bei ihrer so sehr beschränkten Stellung doppelt zur Ehre gereicht. Es vereinigten sich nämlich die Rectoren und Konrectoren der vier Gymnasien in Berlin, um Schulbücher für die Kurmark nach einem gemeinschaftlichen Plane abzufassen, worüber ihnen Friedrich I. Privilegien gab mit der Bemerkung, daß ein Theil des Gewinnes, der aus dem Verkauf erwüchse, den Lehrer-Wittwenkassen zufließen sollte. So erschienen denn nicht nur eine Menge von Chrestomathien, Florilegien und Lesebüchern sondern auch die in ihrer Art vortrefflichen Märkischen Grammatiken der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache. Leider ist dies Unternehmen nicht länger als bis zum letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts ausgeführt worden.

Der Rector Bodenburg, unter dessen Mitwirkung diese Veränderungen vorgingen, blieb noch unter der Regierung Friedrich Wilhelms I. bis zum J. 1726 im Amt. Ihm folgte Johann Leonhard Frisch von 1726 — 43, der Verfasser der märkischen großen griechischen Grammatik.

Er erweiterte den Unterricht der Mathematik, der Naturwissenschaften und der deutschen Sprache und regte durch Beispiel und Unterricht den Sinn für neuere Sprachen an. Nebenher war er, durch vielfache Schicksale zur Selbsthülfe aufgefordert, ein praktischer Mann geworden. Er ist der Erfinder des Berliner Blau und hat hier die erste Pflanzung von Maulbeerbäumen vor dem Spandauerthore angelegt, von welchen er in manchem Jahre an 100 Pfund Seide gewonnen haben soll. Auch hatte er die Freude, während seines Rectorats im Ganzen 2500 Thlr. an Stiftungen zu bekommen. Ihm folgte in den Jahren 1743—59 Joachim Christoph Bodenburg, dessen Rectorat ebenso durch eine bedeutende Menge von Stiftungen ausgezeichnet ist. Außer der Wohnung, welche die Witwe Lietzmann, wie wir erwähnten, im J. 1741 schenkte, gingen von verschiedenen Seiten an 25000 Th. ein, von denen 13000 zu der großen Streitschen Stiftung gehörten, die erst unter dem folgenden Rectorat vervollständigt wurde. In den Jahren 1759—65 folgte nämlich der Rector Wippel, welcher das Hauptkapital der Streitschen Stiftung, 50000 Thlr. in Empfang nahm, wodurch das Gymnasium einen Fonds erhielt, wie kein anderes in Berlin. Was den Lehrplan angeht, so findet man, daß allerdings jene streng theologischen Gegenstände daraus verschwunden sind, aber dennoch behaupteten sich neben den vier Sprachen, Latein, Griechisch, Deutsch, Hebräisch, der Geschichte, Geographie, Mathematik, dem Rechnen, Schreiben und Singen noch Dinge wie Sittenlehre, Alterthumskunde, Dichtkunst, Rhetorik und Encyclopädie, deren Nutzen für die Schulbildung nicht recht zu begreifen ist. Man denke sich dabei, daß man bei manchen Dingen ins Einzelne ging, daß bei den Alterthümern die Mythologie, bei den Stylübungen die Epistolographie, bei der Geschichte die Heraldik, Numismatik, Chronologie und Genealogie und eine uns als Wissenschaft völlig unbekannt gewordene Terminologie gelehrt wurde, um einzusehn, wie sehr der Schulunterricht einer Reform bedurfte. Dazu befand sich die Methode in einer eben solchen Verwirrung. Die Anzahl der Schulbücher war so sehr angewachsen, daß die christliche Lehre, oder, wie man sich ausdrückte, die Theologie aus sechs verschiedenen Büchern gelernt wurde. Da man einem jeden Schüler nach seiner Fähigkeit helfen wollte, so lernte er die verschiedenen Lehrgegenstände in verschiedenen Klassen, je nachdem er viel oder wenig davon wußte, und da kein gleicher Stundenplan für das ganze Gymnasium existirte, so versäumte er in der Regel in einem Objekt, während er in einem andern zulernte.

In diesem Zustande befand sich das Gymnasium als nach dem Tode des Rectors Wippel am 17. Mai 1765 aus dem Königl. Staatsrath ein Rescript erging, des Inhalts, man sollte den Zustand der hiesigen Gymnasien untersuchen, die Ursachen des Verfalles derselben und die Mittel, ihnen aufzuhelfen, aufs Fleißigste erforschen und pflichtmäßigen

Bericht abstatten. Die Commission, welcher diese Aufgabe zur Pflicht gemacht war, gab ihr Gutachten dahin ab, daß es nützlich sein würde, das kölnische Gymnasium mit dem Berlinischen zu vereinigen, aus den Einkünften der Stadtkämmerei noch einen jährlichen Zuschuß von 800 Thalern zu geben, anstatt des bisherigen Privatgeldes ein mäßiges Schulgeld einzuführen, die Recordationen abzustellen und eine bessere Einrichtung der Klassen zu machen. Vor allen Dingen müßte man sich aber nach einem tüchtigen Director umthun. Der König, an den man diese Vorschläge einschickte, bestätigte Alles Andre, nur die Recordationen wollte er nicht eingehn lassen, vermuthlich, weil er die Sänger für seine Oper zu verlieren fürchtete, wenn vielleicht der Chor weniger geübt würde. Zum Rector des berlinisch-kölnischen Gymnasiums, wie es nach der Vereinigung beider Anstalten, genannt wurde, berief man nunmehr den **Dr.** Anton Friedrich Büsching, der sich damals in Altona aufhielt und durch die Einrichtung der Petrischule in Petersburg den Ruf eines ausgezeichneten Schulmanns erworben hatte. Er wurde zugleich zum Consistorialrath ernannt und kam am 25. Okt. 1766 in Berlin an. Der Zustand, in welchem sich die beiden Lehranstalten befanden, denen er eine gemeinschaftliche Einrichtung geben sollte, war namentlich durch den langjährigen Krieg aufs Aeußerste heruntergekommen. „Der Gehalt der Lehrer", erzählt Büsching selbst in seiner Lebensbeschreibung, „verschaffte ihnen, wenn sie auch unverheirathet waren, geschweige denn, wenn sie Familie hatten, die wahre Nothdurft nicht und daß es ihnen an derselben fehlte, sah man an ihrer Kleidung, ihrem Hausgeräth und ihrem Büchervorrath. Ihre Wohnungen waren so schlecht, daß sie in einer mittelmäßigen Provinzialstadt nicht schlechter gefunden werden konnten. Das kölnische Gymnasium hatte zu den Klassen einige gute Zimmer, aber das berlinische hatte nicht eine einzige gute Klasse. Als der Kriegsrath und erste Bürgermeister Riediger mir dieselben zeigte, sagte er, sie wären gut zu Weinkellern, was sehr gut getroffen war. Sie waren alle kellermäßig dunkel, unangenehm und ungesund, weil sie einige Ellen tiefer als die Straße und Höfe in der Erde lagen. Zwei dieser elenden Klassen waren nur durch Bretter, einige Ellen hoch, von einander abgesondert, so daß man in keiner laut reden durfte, um einander nicht zu stören. Man glaubte, daß die Zugänge zu den Klassen und diese selbst seit Jahrhunderten nicht geweißt wären. Katheder und Bänke waren in dem elendesten Zustande. In der Schreibeklasse waren nicht einmal ein paar Tische, sondern die Schüler mußten ihre Schreibebücher auf die niedrigsten Bänke legen und bei denselben zum Schreiben niederknieen. Weil die Klassen gewöhnlich um halb 8 Uhr angefangen wurden, so hatten sie im Winter Licht nöthig. Wenn dies aber auch nothdürftig vorhanden war, so fehlte es an Leuchtern, die die Hände der Schüler vertreten mußten. Zu Reparaturen der Klassen und Woh-

nungen war kein Geld vorhanden. Daß kleine Stücke vermoderten, verfaulten, zerbrachen, wurde nicht geachtet; wenn aber große Reparaturen vorgenommen werden mußten, geschahen sie mit geliehenem Gelde. Sechsmal hatte im 18ten Jahrhundert die Stadtkämmerei die Bauschulden bezahlt und 1174 Thlr. dazu hergegeben und doch hatte das Gymnasium noch 754 Thlr. Bauschulden, nämlich 300 Thlr. Kapital und 454 Thlr. Zinsen, denn diese konnten nicht abgetragen werden und übertrafen also das Kapital an Größe. Oeffentliche Prüfungen der Schüler waren seit vielen Jahren nicht angestellt worden, weil keine Magistratspersonen noch sonst jemand von einigem Ansehn bei denselben erschien."

Die erste Veränderung von Bedeutung, welche Büsching nunmehr mit den beiden Gymnasien vornahm, war die, daß er die drei obersten Klassen derselben mit einander verband. Die vorhandenen Kölnischen Schüler in Secunda und Tertia (Prima war schon seit einigen Jahren eingegangen) und ein Lehrer wurde nach Berlin verpflanzt. Diese Vereinigung geschah am 29. Mai 1767 und seitdem unterschied man das vereinigte Berlinisch-Kölnische Gymnasium von der Berliner und Kölner Stadtschule, deren jede ihre drei Klassen abgesondert behielt. Der Lektionsplan erhielt eben so wie die Lehrmethode starke Abänderungen. Vor Büschings Zeit hatte jeder Lehrer gewissermassen seine eigne Klasse gehabt, in welcher er mehre Gegenstände auf einmal betrieb. Jetzt erhielt derselbe in mehren aufeinander folgenden Klassen dasselbe Object, so daß er sich die Schüler von Klasse zu Klasse selbst zuzog. Die theilweise Versetzung der Schüler hörte unter seinem Rectorat gänzlich auf. Die Lehrgegenstände waren Latein, das durch alle sechs Klassen gelehrt wurde, Griechisch, was von Quarta anfing, Hebräisch, nur für das Gymnasium, Deutsch von Secunda bis Sexta, (in Prima gab es dafür keine besondern Stunden), Französisch von Prima bis Quinta, Mathematik bis Quarta, wofür in Quinta und Sexta das Rechnen eintrat, Geschichte bis Quarta, Geographie, die in Prima an die Lesung von Zeitungsartikeln angeknüpft wurde, bis Quinta, Physik nur in den beiden ersten Klassen und statt dessen in den andern Naturlehre und Naturgeschichte. In Prima waren 3 St. zur Geschichte der schönen Künste und Wissenschaften angesetzt, in den beiden untersten Klassen fanden Schreibstunden statt und diejenigen, die weder Griechisch noch Hebräisch lernten, wurden in der Naturgeschichte und im Zeichnen unterrichtet. Religion wurde in allen Klassen gelehrt und eine Zeit lang gab es wöchentlich eine Stunde, an welcher alle Schüler Theil nehmen mußten und in der Büsching auf ihre Sitten und ihr Herz zu wirken suchte. Die Stunden wurden Vormittags von 8 bis 11, Nachmittags von 2 bis 4 festgesetzt und die Choristen hatten außerdem zwei Stunden Gesang. Die Privatstunden wurden gänzlich aufgehoben und in öffentliche

verwandelt. Die ersteren waren bis dahin allein bezahlt worden, wogegen die letzteren frei gewesen waren. Von jetzt ab wurde für alle ein mäßiges Schulgeld entrichtet. Auch die Ferien wurden auf bestimmte Zeiten festgesetzt.

Man ersieht aus diesem Allen, daß Büsching der Begründer des Schulwesens wurde, wie es sich bei einigen Modificationen im Einzelnen, doch im Ganzen nun beinahe ein Jahrhundert lang in unsern Schulen erhalten hat. Er fand in der Realisirung seines Planes keine leichte Aufgabe und es bedurfte eben so sehr der Mitwirkung der Behörden als der Unterstützung von Seiten des Publikums, um sie zu lösen. Unter den Lehrern, die Büsching vorfand, befand sich nur ein einziger, der für das neue Gymnasium zu gebrauchen war, die andern kehrten sich nicht an seine Anordnungen und waren meistentheils zu alt, um sich in die neue Methode zu finden. Die Schülerzahl war so sehr geschmolzen, daß das Gymnasium mit 20 jungen Leuten, die Berliner Stadtschule mit 43 und die Kölnische mit 5 Knaben angefangen wurde, die Schulgeld entrichteten. Die Gebäude befanden sich in einem so verwahrlosten Zustande, daß Büsching selbst nicht im Stande war, seine Amtswohnung zu beziehn. Alle diese Schwierigkeiten überwand indessen seine rastlose Thätigkeit. Er dirigirte nicht nur, sondern unterrichtete in allen Klassen selbst, er besuchte das Gymnasium und die Schule im grauen Kloster in jeder Stunde und ging täglich zweimal nach der Kölnischen Stadtschule; er untersuchte Aeußeres und Inneres mit der größten Sorgfalt. Mit der Zeit starben denn auch die älteren Lehrer oder wurden mit Pensionen in Ruhestand versetzt und die Anzahl der Schüler nahm so stark zu, daß schon in den letzten sieben Monaten des Jahres 1767 für alle 3 Anstalten 653 Thlr. Schulgeld einkamen. Bedeutende Vermächtnisse kamen hinzu und am 22. Novbr. 1774 beging das Gymnasium sein zweihundertjähriges Stiftungsfest in einer Weise, welche deutlich zeigte, einen wie großen Aufschwung das gesammte Schulwesen durch diese neuen Einrichtungen genommen hatte. An diesem Tage versammelte sich ein großes Publikum aus allen Ständen, welches auch die Prinzessin Amalie und der Prinz Friedrich von Braunschweig mit seiner Gemahlin durch ihre Gegenwart verherrlichten, in der Klosterkirche, wo der Oberkonsistorialrath Spalding eine Predigt hielt und der Direktor Büsching die Jubelrede hielt, nach deren Beendigung das gloria in exelsis Deo von Graun aufgeführt wurde. Darauf wurden sämmtliche Schüler mit Kuchen und Wein beschenkt und es fand eine Mittagstafel von mehr als 40 Personen statt, an welcher die beiden Pröbste von Berlin und Köln, die Gymnasiarchen, das gesammte Lehrerpersonale, die Rendanten und die Mitglieder der Streitschen Stiftungsdirection nebst ihren Frauen Theil nahmen. An demselben Tage übersandte der Minister v. Herzberg der Anstalt hundert

Thaler in Gold. Am zweiten Tage war feierlicher Actus. Der Professor Heindorf hielt eine kurze Rede, auf welche noch eilf Reden in lateinischer, deutscher und französischer Sprache folgten, die von Schülern gesprochen wurden. Den Beschluß machte der Direktor Büsching mit wenigen Worten. Im Hörsaal befanden sich die Bildnisse des Kurfürsten Johann Georg, des Königs Friedrich II. und das von Sigismund Streit, welche von den Rednern in Abwesenheit dieser Personen angesprochen wurden. Darauf wurden sämmtliche Gymnasiasten, etwa 200 an der Zahl, mit einem Mittagsmahl bewirthet, und am Abend hielt eine Anzahl von Gymnasiasten aus allen drei Klassen einen Fackelzug mit Musik, bei welchem sie drei Lehrern Gedichte überreichten und dem Gouverneur, dem Kommandanten, den ersten Mitgliedern des Magistrats, den Pröbsten und dem Joachimsthalischen Gymnasium ein Vivat brachten. Der König zeigte seine Theilnahme an der Aufnahme des grauen Klosters dadurch, daß er den Lehrern des eigentlichen Gymnasiums, auf Büschings Antrag, den Titel von Professoren gratis beilegte.

Das Joachimsthalische Gymnasium war, wie wir oben bereits erwähnten (vergl. Thl. I. S. 92 und 153) von dem Kurfürsten Joachim Friedrich im J. 1607 gegründet und von dem großen Kurfürsten nach Berlin verlegt worden. Während des dreißigjährigen Krieges hatten die Schweden das Gymnasium völlig zerstört, so daß man an eine förmliche Wiederherstellung gehn mußte und auch diese konnte nicht in ihrem ganzen Umfange ins Werk gesetzt werden, weil die Mittel des Kurfürsten zu beschränkt waren, um größere Plane unterstützen zu können. Es wurde daher im J. 1650 nur ein Lehrer angestellt, welcher die wenigen Schüler der Anstalt in einem Privathause unterrichtete. Die erste thätige Unterstützung wurde dem Gymnasium von Seiten der Witwe des Kurfürsten Georg Wilhelm zu Theil, welche sich von ihrer Pension jährlich 100 Thaler abbrach und diesem edlen Zwecke widmete. Auch der Kurfürst gab demselben wiederholt und feierlich die Versicherung, daß er, „wenn der Schulzustand ein wenig werde gefaßt sein, welches aber in den ersten vier Jahren schwerlich werde geschehn können", ihm nicht nur seine früheren Einkünfte wolle zukommen lassen, sondern daß er dieselben noch zur Unterhaltung von Schülern und Lehrern beider Konfessionen ansehnlich vergrößern wollte. Vor der Hand schritt man, um die junge Stiftung ansehnlicher zu machen, zu einer Vereinigung des Gymnasiums mit der reformirten Kölnischen Schule, wodurch denn das ganze Institut drei Klassen erhielt, von denen die erste im J. 1659 schon 32 Schüler zählte. Bei dieser Zunahme, welche auch eine Vermehrung des Lehrerpersonales erfoderte, fehlte es bald an Raum und der großmüthige Kurfürst sah sich veranlaßt, einige Zimmer im Vordertheile seines Schlosses dazu herzugeben, daß man in ihnen Schule hielt. Im J. 1667 kaufte man ein eignes Haus an der linken Ecke

der langen Brücke, welches im J. 1690 von Grund aus neu gebaut wurde. Da sich das Gymnasium indessen seit dem J. 1760 im Genuß der Einkünfte von den Aemtern Blankenburg, Joachimsthal, Neuendorf und Seehausen in der Uckermark und des Amtes Dambeck in der alten Mark befand, so wurde es möglich, unter der Regierung Friedrichs I. aus eignen Mitteln den Grund zu dem großen Schulgebäude zu legen, in welchem es sich noch gegenwärtig befindet. Zur Direction des Gymnasiums verordnete der Kurfürst Friedrich Wilhelm ein eignes Schuldirectorium, welches aus einigen angesehenen reformirten Männern bestand, die nachmals den Titel von Schulräthen erhielten. Im J. 1707 beging das Gymnasium sein hundertjähriges Jubiläum mit allen dem Glanze, der sich von der Zeit Friedrichs I. und von der Blüthe, in welcher die Anstalt stand, erwarten ließ. Andre Umstände kamen hinzu, diesen Tag noch denkwürdiger zu machen. Der König hatte kurz vorher sein 50stes Jahr zurückgelegt und der damalige Rector, Gerson Vechner, welcher über 50 Jahre im Dienste der Anstalt gewesen war, legte sein Amt nieder und übergab es seinem Nachfolger Dr. Paul Volkmann. Es fehlte daher nicht an Reden von Seiten der Lehrer und Schüler, der Hofprediger Jablonski hielt in der Domkirche eine Jubelpredigt, bei der auch die andern Gymnasien Berlins gegenwärtig waren und die gesammte Schuljugend der Stadt, die sich mit ihren Lehrern im Joachimsthalischen Gymnasium eingefunden hatte, zog mit blauen Mänteln bekleidet, in einer feierlichen Prozession von dort nach der Kirche, während der König dem Zuge von den Fenstern des Schlosses aus zusah. Bei dieser Gelegenheit wurde eine förmliche Confirmation der Stiftung des Gymnasiums ausgefertigt, in welcher der König Friedrich I. dem Gymnasio Joachimico, welches er von nun an als sein „eignes Werk und als eine königliches Gymnasium considerirt und genannt wissen wollte", alle seine Rechte und Privilegien bestätigte und ihm seinen besondern Schutz zusagte. Zugleich wurde aber darin auch auf die Aufrechthaltung der erneuerten und verbesserten Statuten verwiesen, welche der Kurfürst Johann Sigismund im J. 1616 dem Gymnasium als ein neuer Fundator dieser Schule ertheilt hatte. Diese wurden hiernächst mit besondrer königlicher Unterschrift unter gleichem Datum mit dem Confirmationsbriefe ausgefertigt und gewähren uns einen Blick in das Innere der Anstalt. „Der Rector" heißt es in derselben, „soll ein guter Grammaticus, Dialecticus, Rhetoricus und in allen freien Künsten, bevorab in der lateinischen und griechischen Sprache wohlgeübt, ingleichen der hebräischen und der Theologie mächtig sein, weil er diese dociren sollte. Die Professoren und Collegen, nicht weniger die Directores und der Curator sollten zu allen Zeiten des Kurfürsten Johann Sigismunds Glaubensbekenntniß haben und also der reformirten Kirche zugethan sein. Das Lehrerpersonale sollte aus einem Rector, Conrector,

Subrector, mit den Titel von Professoren, einem Subconrector und Cantor, einem Mathematicus, Präceptor der vierten Klasse und einem Schreibmeister bestehn. Bei der großen Frequenz der oberen Klassen sollten einige Adjuncten angestellt werden, deren Amt darin bestände, die compositiones styli mit zu korrigiren und die Stelle der Professoren in Krankheitsfällen zu vertreten; auch sollten sie in den Stunden von 10 — 11 und 4 — 5 Repititorien halten, und im Speisesaale einen Theil der Inspection übernehmen." Den Professoren wurde durch diese Verordnung freigegeben, Privatstunden zu geben, was ihnen früher verboten war; dagegen mußten beide ein Abgangszeugniß mit dem Rector gemeinschaftlich unterschrieben haben, wenn es gültig sein sollte. Ferner wurde es den Honoratioren der Stadt, ebenso wie den Fremden ganz frei gestellt, die öffentlichen Lehrstunden zu besuchen, weshalb allezeit einige Stühle für sie in den Klassen bereit standen. Was die Schüler angeht, so sollte Niemand in die ersten drei Klassen aufgenommen werden, der nicht 12 oder 13 Jahre alt wäre; sobald er dagegen ins Gymnasium träte, sollte er sich des Degentragens enthalten. Das Lateinsprechen untereinander wurde ihnen sehr empfohlen und ein Tag angesetzt, an dem die Reformirten sowohl wie die Katholischen mit ihrem Lehrer zum Abendmahl gehn sollten. Von dieser Zeit an fanden auch jährlich zwei öffentliche Examina statt, und wenn schon später das eine davon einging, so behielt man doch stets zwei actus oratorii bei. Im J. 1719 wurde die Bibliothek des Gymnasiums angelegt. Der Kurfürst Joachim Friedrich hatte zwar schon die Anschaffung einer solchen verordnet und bestimmt, daß zur Erweiterung derselben auf jedem Leipziger Markt für 5 Thaler Bücher gekauft werden sollten, aber bei der Zerstörung des Gymnasiums wurde auch der geringe Vorrath, der vorhanden sein mochte, zerstreut. Der Grund zu der jetzigen Bibliothek wurde erst durch Ankauf der hinterlassnen Bücher des Frankfurthischen Professors Johrenius, im Ganzen 2312 Bände gemacht. Späterhin wurde ein Fonds von 50 Thalern zur jährlichen Anschaffung von Büchern ausgesetzt und im J. 1785 enthielt die Bibliothek 5000 Bände.

Unter den Stipendien, welche mit dieser Anstalt verbunden waren, ist besonders die Stiftung des Kurfürsten Friedrich Wilhem merkwürdig, welcher im J. 1682 vier Stellen für zwei Reformirte aus Großpolen und zwei aus Litthauen errichtete. Ganz ähnliche Stipendien stiftete er bei dieser Gelegenheit auf der Universität Frankfurt. Der Churfürst Friedrich III. vermehrte diese Stiftung noch mit zwei Stellen für junge Leute aus Kleinpolen und erließ deswegen eine Bekanntmachung am 11. April 1700 sowohl an die Universität Frankfurt wie die Directoren des Gymnasiums. Die letztgenannte Einrichtung des Kurfürsten Friedrichs III. ging mit der Zeit ein, wogegen die des großen Kurfürsten noch zu Ende der Regierung des Königs Friedrichs II. bestand. Die vier Alumnen

aus Großpolen und Litthauen erhielten im Gymnasium freien Tisch, freie Wohnung und 50 Thlr. an Gelde. Von dort gingen sie auf die Universität nach Frankfurt, wo jeder von ihnen jährlich 100 Th. bekam.

Nach der ersten Stiftung des Gymnasiums bestand dasselbe aus drei Klassen. Nach der Vereinigung mit der Kölnischen reformirten Stadtschule kam eine vierte hinzu, und diese Anzahl fand auch noch im Jubeljahre statt. Da man sie nicht überschreiten wollte, so machte man in der Folge von jeder Klasse zwei Cötus. Unter der Regierung des Königs Friedrich Wilhelm und auf speziellen Befehl desselben wurden sieben **Inspectores alumnorum** angesetzt, welche die spezielle Aufsicht über das Benehmen der Alumnen führen sollten. Die Gelegenheit dazu gab die Einrichtung eines theologischen Seminars. Da man nämlich den Seminaristen, die sich dem Predigtamte widmen wollten, einen Aufseher gab, um sie in guter Zucht zu halten, so dehnte man diese Einrichtung auch auf die andern Alumnen aus. Sie wurden alle sieben am Geburtstage des Königs, den 15. August 1731 vom Hofprediger Jablonski eingeführt, und der König confirmirte und unterschrieb eigenhändig die ihnen ertheilte Instruktion. In derselben wurde festgesetzt, daß die Inspectoren jederzeit reformirte theologische Candidaten sein müßten und bei würdigem Verhalten nach drei Jahren befördert werden sollten. Das theologische Seminar, dessen Inspector den Vorrang unter seinen Collegen und bessere Besoldung genoß, bestand aus zwölf jungen Leuten von der reformirten Kirche, die sich der Kanzel oder dem Schulfache widmen wollten und schon in den obersten Klassen saßen. Der Hofprediger Noltenius wurde vom Könige zum Director des Seminars ernannt und las den Mitgliedern desselben alle Mittwoch Nachmittags ein **collegium pietatis**, bei dem auch der Inspector gegenwärtig war.

Dies waren die beiden einzigen Neuerungen, welche zur Zeit Friedrich Wilhelms I. mit dem Gymnasium vorgenommen wurden. Eine größere Veränderung stand demselben im Jahre 1767 bevor. Der berühmte Sulzer, der früher selbst Lehrer am Joachimsthalischen Gymnasium gewesen war, hatte das Amt eines Visitators an demselben erhalten, und unter seiner Leitung wurden deshalb die Verordnungen und Gesetze für dasselbe umgearbeitet. Sie waren sehr detaillirt und wir heben nur das Eigenthümliche davon heraus. Das Lehrer-Collegium, oder wie es die Instruktion nannte, das **concilium professorum**, welches aus einem Professor der Theologie, denen der Rechte, der Philosophie und Geschichte, der Mathematik, der Beredsamkeit, des Griechischen und des Lateinischen bestand, bekam eine Art von republikanischer Einrichtung. Es mußte sich zu diesem Zweck an jedem Mittwoch versammeln und vierteljährlich noch eine große Conferenz halten, um über das Wohl der Anstalt zu berathen. Der Rector selbst, der nicht die

Erlaubniß hatte, einen Tag lang ohne Urlaub abwesend zu sein, führte nur den Vorsitz in dieser Versammlung und wurde als **primus inter pares** betrachtet. Die Professoren, welche auf diese Art die Seele der Anstalt waren, hatten auch zum Theil die Bewachung der guten Ordnung in Händen. Zwei von ihnen mußten wöchentlich an unbestimmten Tagen eine Stubenvisitation bei den Inspectoren und Alumnen anstellen. Von den Inspectoren selbst sollten zwei täglich die Aufsicht haben und durften deshalb nicht ausgehn. Auch über den Unterricht und die dabei zu befolgende Methode wurde mancherlei vorgeschrieben und diese Verordnung war so speciell abgefaßt, daß von dem Visitator des Gymnasiums an bis auf die Ofenheizer und den Polizeidiener einem Jeden darin seine Anweisung gegeben wurde. Man sah sich dennoch bald dazu gezwungen, Abänderungen darin zu machen. Der Rector erhielt durch spätere Einrichtungen wieder ein größeres Ansehn, das **concilium professorum** sollte nur in wichtigen Fällen zusammenberufen werden, und regelmäßig fanden nur drei Generalconferenzen statt. Die Professur der Rechte wurde, als für die Universität gehörig, abgeschafft, und mit dem Amtsantritte des Rectors Meierotto wurde im Jahre 1775 eine neue Klasseneintheilung gemacht. Sie zerfielen nämlich im Ganzen in wissenschaftliche, Sprach- und arithmetische Klassen. Zu der erstern Art rechnete man eine encyklopädische, zwei rhetorische, zwei mathematische, eine theologische, in der Dogmatik vorgetragen und das neue Testament erklärt wurde, zwei philosophische für Logik und Geschichte der Philosophie, zwei geographische und zwei historische. Von den Sprachklassen hatte man dreierlei Arten, fünf lateinische, fünf griechische und vier deutsche. Das Französische wurde besonders gelehrt. Außerdem bestanden noch vier arithmetische Klassen. Meierotto, welcher in seiner Art nicht geringere Verdienste um das Joachimsthalische Gymnasium hat, wie Büsching um das graue Kloster, behielt auch diesen Plan nicht unverändert bei, sondern reformirte allmählig den ganzen Unterricht. Hierbei sah er sich indessen genöthigt, verfassungsmäßig vorzuschreiten, das heißt: ein jeder Vorschlag zur Verbesserung wurde zunächst, er mochte nun von einem der Lehrer oder dem Director selbst ausgehen, dem **concilium professorum** mitgetheilt. Wenn er allgemein angenommen war, so wurde er dem Visitator übergeben, der ihn erst wieder an das Schuldirectorium empfahl. Trotz der Umständlichkeit eines solchen Verfahrens erfuhr der Unterricht dennoch beinahe in allen seinen Theilen die bedeutendsten Veränderungen und vielleicht gewann die Ausführung noch dadurch an Exactheit, weil die Maaßregeln, ehe man sie nahm, die allgemeine Billigung erhalten hatten. Der Lehrplan befand sich auf diese Weise in einer steten Umformung und erhielt mit jedem neuen Cursus Verbesserungen. Was man indessen im Ganzen als Resultat einer solchen Bemühung, an welcher die ausgezeichnetsten

Männer ihrer Zeit Theil nahmen, ansehn kann, ist Folgendes: Die Lehrgegenstände, welche man für das Gymnasium geeignet hielt, waren 1) klassische Philologie, 2) wissenschaftlicher Unterricht, 3) Rechnen, 4) Fremde lebende Sprachen, Schönschreiben und Zeichnen, 5) vorbereitender Unterricht. Wir fügen einige Worte hinzu, um diese allgemeinen Begriffe mehr auszufüllen und anschaulicher zu machen. Unter der klassischen Philologie verstand man den Unterricht im Lateinischen und Griechischen. Das erstere hatte fünf Klassen, in welchen die Schüler von den Anfängen der Grammatik und den ersten Uebungen im Uebersetzen bis zur Lesung der Reden des Cicero, des Ovid und Virgil, des Livius und Sallust, ja bis zum Horaz und Tacitus emporstiegen. Das Griechische hatte ebenso seine fünf Klassen, doch hier brachten sie es nur bis zum Lucian, Anacreon, Xenophon und Homer. Eine Tragödie oder eine Rede des Demosthenes gehörten unter die Ausnahmsfälle. Unter dem wissenschaftlichen Unterricht verstand man den in der Geographie und Statistik, Geschichte, Wohlredenheit, Mathematik und Physik, Philosophie, in der griechischen und römischen Literatur, Theologie und Encyklopädie der Schulstudien. Die meisten von diesen Gegenständen bedürfen keiner Erläuterung. Unter dem Studium der Wohlredenheit, welches in drei Klassen betrieben wurde, verstand man nur Stylübungen, wenigstens kamen Deklamationsübungen nur gelegentlich vor. Auch die Philosophie hatte zwei Klassen, in deren unterster Logik gelehrt wurde. Die erste hatte dagegen Unterricht in der Geschichte der Philosophie oder einzelnen Theilen der Wissenschaft, wie Psychologie, Naturrecht oder dergleichen. Unter Theologie verstand man den Unterricht im Hebräischen und die Exegese des neuen Testaments. Die Encyklopädie sämmtlicher Schulstudien war nur für die Abiturienten bestimmt und wurde nach Gessners Isagoge gehalten. Das Rechnen wurde in diesem Gymnasium in weiterer Ausdehnung gelehrt, wie auf irgend einer andern Anstalt, denn es sollte nicht nur als Bedürfniß gelernt, sondern als ein Mittel zur Schärfung des Nachdenkens angewandt werden. Es gab daher vier Rechenklassen, von denen die drei untersten in zwei, ja in drei Cötus abgetheilt waren. In diesen schritten die Schüler in zweckmäßiger Stufenfolge von der Kenntniß der vier Species bis zur Lehre von den arithmetischen und geometrischen Progressionen und den Logarithmen fort. Von den fremden lebenden Sprachen wurde das Französische in fünf, und einem königlichen Befehle zufolge, das Polnische in drei Klassen gelehrt. Das Letztere erlernten indessen nur freiwillige Schüler.

Dies ist im Wesentlichen der Lehrplan, den Meierotto während der Zeit seines Rectorats einführte. Er beobachtete dabei stets das nicht genug anzuempfehlende Princip, daß der Zweck des Schulunterrichts nicht auf das Erlernen irgend einer Sprache oder Wissenschaft, geschweige

denn das Treiben eines Brodstudiums, sondern auf die geistige Ausbildung des Schülers gerichtet sei. Demgemäß war das Gleichgewicht in den verschiedenen Richtungen, zu welchen der Schüler angeregt und geleitet wurde, der stete Gesichtspunkt, von dem man ausging, und ununterbrochene Selbstthätigkeit der Lernenden das Mittel, durch welches man den Schüler zur Erreichung jenes Zweckes zu befähigen strebte.

Es bleibt uns noch übrig, von dem äussern Wachsthume der Anstalt einige summarische Nachrichten zu geben. Mann kann die Anzahl der Schüler, welche in den Jahren 1653 — 1659 Unterricht erhielten, höchstens auf 100 veranschlagen. Von da bis zum Jahre 1680 wurden 331 immatrikulirt, in den Jahren 1680 bis 1707 stieg ihre Anzahl bis auf 967. Der Rector Volkmann, der in diesem Jahre das Rectorat antrat, fand in den vier Klassen des Gymnasiums im Ganzen 157 Schüler. Er immatrikulirte bis zum Jahre 1721, wo er starb, 1086 Schüler. Die Frequenz hatte sich also um das Doppelte vermehrt und die Schüler wurden deshalb in 7 Klassen vertheilt. Dann entstand ein Interimisticum von einem Jahre, in dem 63 Schüler eingeschrieben wurden. Der Rector Elsner (1722 bis 1729) immatrikulirte 505, der Rector Heinius (1730 bis 1775) 3559 Schüler. Es erfolgte wieder ein Interimisticum von 3 Jahren, in welchen 219 Schüler eingeschrieben wurden und Meierotto immatrikulirte während seines 25jährigen Rectorats 1937. Es haben daher in dem Joachimsthalischen Gymnasium während seines Bestehens in Berlin vom Jahre 1653 bis zum Jahre 1800 im Ganzen 8667 Schüler Unterricht erhalten. In eben dem Verhältniß, wie die Zahl der Schüler, wuchs auch die der Lehrer. Bei der Wiederherstellung wurden nur ein Rector, ein Conrector, ein Kantor, ein Schreib- und Rechenmeister und zwei kölnische Schulkollegen angestellt. Im Jahre 1686 kam ein Subrektor, 1687 ein Lehrer der Mathematik, 1709 ein Professor der Rechte hinzu. Das Amt des Letztern ging zwar ein, doch bestand das Lehrerpersonale im Jahre 1785 aus 17 Personen, von denen die neun ersten den Titel von Professoren hatten, und zwar sechs den von ordentlichen, drei den von außerordentlichen. Außerdem befanden sich in demselben drei Kollegen, drei Collaboratoren, ein Schreibmeister und ein französischer Sprachlehrer.

Das Friedrichswerdersche Gymnasium, das jüngste unter den drei deutschen Gymnasien Berlins, wurde bei dem allmähligen Anwuchs dieses Stadttheils von dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm gegründet. (Vgl. Thl. 1. S. 139.) Dieser befahl nämlich im Jahre 1681 dem Magistrat des Friedrichswerders, eine öffentliche Schule anzulegen und bestimmte dazu theils aus dem Verkauf dreier Präbenden im Klevischen, theils aus den Einkünften der Friedrichswerderschen Mühlen, theils aus eingekommenen Strafgefällen einen geringen Fonds. Die Stiftungsurkunde der Schule wurde schon im Jahre 1704 vermißt und hat sich

nicht wieder gefunden. Der Tag der Eröffnung ist daher unbestimmt, doch läßt sich das Jahr 1681, wenn schon auch hierüber die Nachrichten divergiren, mit großer Wahrscheinlichkeit als das der Einweihung annehmen, (wohin wir die Thl. I. Seite 139 gegebene Nachricht zu berichtigen bitten.) In diesem Jahre wurde nämlich der erste Rector Gabriel Zollikofer, ein Schweizer von Geburt, berufen, und mit einem jährlichen Gehalt von 100 Thalern angestellt. Da er von einem so geringen Einkommen nicht leben konnte, so wurde er zugleich als zweiter Prediger am Werder angestellt, doch legte er beide Aemter schon 1683 nieder und kehrte in sein Vaterland zurück. Schule und Kirche waren in der ersten Zeit dem Ort nach vereinigt auf dem Werderschen Rathhause. Die zweite erhielt im Jahre 1701 ihr eignes Gebäude, die Schule blieb indessen in jenem Lokal, welches in den von 1671 bis 1678 erbauten Räumen damals Rathhaus, Kirche, Gerichtsstube, Stadtkeller, Gefängniß, Brodscharren, Folterkammer und Schule in sich vereinigte. Wenn schon das Gebäude die meisten jener Formen mit der Zeit ablegte, und mit der Vereinigung der Magistratskollegien im Jahre 1709 aufhörte, ein eigentliches Rathhaus zu sein, so befand sich doch noch im Jahre 1781 im untern Theile eine Gerichtsstube zu den kleinen Gerichtstagen des Stadtrichters, die auch zur Versammlung des Königl Accisegerichts und des Obercollegiums diente, und der obere Theil war noch kurze Zeit vorher zwischen Schule und Montirungskammer getheilt. Die Schule erlebte in den ersten zwanzig Jahren ihrer Existenz wenig Erfreuliches. Im Jahre 1683 ging, wie wir schon berichteten, der erste Rektor ab und sein einziger Kollege, der Kantor, starb. Das Directorat übernahm nunmehr der kurfürstliche Bibliothekar Lambertus Ellert, dem ein Kantor und ein Subrector zugeordnet wurden. Auch Ellert verwaltete sein Amt nur kurze Zeit; er starb in Jahresfrist und sein Nachfolger blieb nicht länger. Er wurde im Jahre 1685 als außerordentlicher Professor der Philosophie zu Frankfurt bestellt. Ihm folgte Christoph Becherer, jedoch nur mit dem Titel eines Conrectors, und während seiner vierjährigen Amtsverwaltung wurden die ersten öffentlichen Redeübungen am Friedrichstage angestellt. Dem Conrector folgte im Jahre 1690 der bisherige Subrector des Berlinischen Gymnasiums, Berger, als erster Lehrer des Werders unter dem Namen eines Prorectors. Er wurde im Jahre 1697 als erster Prediger bei der neu errichteten lutherischen Gemeinde auf der Friedrichsstadt angestellt, verwaltete indessen auf ausdrückliches Verlangen des Magistrats das Scholarchat auf dem Werder bis 1703. Während dieser Zeit erhielt die Schule noch einen Baccalaureus, so daß also im Ganzen vier Lehrer angestellt waren. Im Jahre 1697, als Berger seine Predigerstelle erhielt, wurde der Rector in Cöslin Joachim Lange, mit dem Prädicat eines Prorectors an den Werder berufen und

dies Ereigniß können wir als das erste von Bedeutung bezeichnen, das der Schule begegnete. Lange hatte nämlich in Leipzig die Bekanntschaft des berühmten Franke gemacht und war bei Thomasius Hauslehrer gewesen. Er folgte dem ersteren nach Erfurt und Halle und kam 1693 nach Berlin als Informator in das Haus des Barons v. Kanitz. Im Jahre 1696 wurde er zum Rector in Cöslin bestellt und im folgenden Jahre kam er bei der Friedrichswerderschen Schule in Vorschlag. Lange gehörte mit zu den Naturen, bei welchen eine unermüdliche Geistesthätigkeit von einer felsenfesten Gesundheit unterstützt wird. Als er in Halle, um sich zu erhalten, täglich vier Stunden Unterricht ertheilen mußte, und dadurch von seinen Studien abgebracht zu werden fürchtete, stand er alle Morgen um 3 Uhr auf, und arbeitete rastlos. Mit eben dieser Emsigkeit verwaltete er sein Amt bei der Werderschen Schule. Er fand sie in sehr schlechtem Zustande, kämpfte indessen durch alle Hindernisse und Schwierigkeiten so glücklich hindurch, daß er sie zu einem Flor brachte, in welchem sie den beiden andern Gymnasien Berlins als unerreichbares Muster vorleuchtete. Im Jahre 1700 wurde Lange als außerordentlicher Professor der Theologie und Adjunct der theologischen Facultät nach Halle verlangt. Er resignirte also auf sein Schulamt und der Magister Lubath trat in seine Stelle. Auf ausdrücklichen königlichen Befehl mußte ihn indessen der Magistrat als Rector und zweiten Prediger an der Werderschen Kirche zurückrufen und in dieser Stellung blieb Lange bis zum Jahre 1709, wo er als ordentlicher Professor an Breithaupts Stelle nach Halle kam und leider in den Kämpfen gegen Wolf den guten Namen zum großen Theil wieder einbüßte, den er sich am Friedrichswerderschen Gymnasium errungen hatte. Die Frequenz der Schule nahm unter Langens Rectorat unglaublich zu. Zu seiner Zeit saßen in der ersten Klasse 96 Schüler, in der zweiten 38, in der dritten 40, und in der vierten 60. Die erste Klasse war deshalb so stark, weil die meisten Gymnasiasten vom grauen Kloster und Joachimsthalischen Gymnasium, bevor sie zur Universität gingen, erst eine Zeit lang Langens Unterricht zu bedürfen glaubten, um sich auf die akademischen Studien vorzubereiten. Auch die Anzahl der Lehrer vermehrte sich auf das Doppelte und dennoch reichte sie nicht hin für die in stetem Zunehmen begriffene Menge der Schüler. Im Jahre 1701 bekam der Werder seine eigne Kirche und als bei dieser Gelegenheit der ganze obere Theil des Rathhauses der Schule gewidmet und zu Klassen bequem eingerichtet wurde, erhielt die Schule das Prädikat eines Gymnasiums. Die feierliche Einweihung geschah am 28. November. Was die innere Einrichtung und namentlich den Lehrplan angeht, so ließ dieser freilich Manches zu wünschen übrig. Man ersah aus Allem, daß der Rector ein Theolog war und dies wirkte unvortheilhaft auf die Ausbildung der

Schüler zurück. Die Theologie wurde nach Speners tabulae catecheticae gelehrt, und das neue Testament analytisch und exegetisch gelesen. Das Lateinische wurde eifrig getrieben und die höchsten Anforderungen darin gemacht, im Griechischen war man um so weniger thätig; außer dem neuen Testament kamen nur einige leichtere Aphorismen aus Dichtern und Prosaisten ohne gute Auswahl zur Sprache und dennoch mußten aus Nachahmung des Gelesenen griechische Exercitien, sogar Verse von den Schülern ausgearbeitet werden, eine widersinnige Eitelkeit, wie es deren mehre auf Schulen gegeben hat. Mathematik und Geschichte im allgemeineren Sinne des Wortes wurde nicht gelehrt. Statt dessen bekamen die Schüler Unterricht in der Kirchengeschichte und Logik, mit welcher letzteren Disputirübungen über theologische Thesen verbunden waren. Die einzige Merkwürdigkeit, die sich in dem Lehrplan des Werderschen Gymnasiums fand, war das Studium der deutschen Grammatik, welches mit Fleiß nach Bödikers Grundsätzen von der deutschen Sprache getrieben wurde. Auch die Uebersetzungen aus dem Griechischen und Hebräischen ließ Lange nicht, wie seine Vorgänger, ins Lateinische, sondern ins Deutsche machen. Dieser Zug steht in seltsamen Kontrast mit einer Zeit, in der man die Affektation so weit trieb, daß die deutsche Sprache fast gänzlich in Verachtung und Vergessenheit zu kommen drohte. Die Disciplin handhabte Lange äußerst strenge und trug dadurch nicht wenig zum guten Rufe der Anstalt bei. Uebrigens sind seine Verdienste um das Gymnasium um so höher anzurechnen, da er das Rectorat ganz unentgeltlich verwaltete, und sich nur mit seinem Predigergehalt begnügte, denn seinen Schulgehalt mußte er dem Prorector Lubath abtreten.

Nach Langens Abgang gerieth das Gymnasium in tiefen Verfall. Der nächste Rector, der mit einem Gehalt von 400 Thalern allein für die Schule angestellt wurde, ging schon nach Verlauf von drei Jahren wieder ab und nun trat ein Interregnum ein, in welchem es bunt herging. Trotz dem, daß das Rectorat wieder besetzt wurde, nahm doch die Unordnung nicht ab, die Lehrer kehrten sich nicht an den Lectionsplan noch an die Erinnerungen des Rectors, sie zankten sich um einige armselige Accidenzen, die einer dem andern streitig machen wollte. Die Commission, welche deshalb im J. 1718 eine Schulvisitation veranstalten mußte, stattete daher an den Magistrat den Bericht ab, „daß sie die Anstalt einer Trivialschule ähnlicher als einem Gymnasio gefunden hätten, zumalen daselbst das Jahr über kein Examen, daraus man der Herren Docentium fleißigen Unterricht, der Discentium profectus verspüren könne, gehalten würde, desgleichen würde auch bei diesen die gehörige Disciplin nicht in Acht genommen. In Summa," heißt es ferner, „wo allen den eingeschlichenen Unordnungen durch eine schleunige, gute und bessere Einrichtung nicht vorgebeugt wird, steht zu besorgen, daß dies Gymnasium in Kurzem übern Haufen fallen möchte."

Trotz dem verbesserte sich der Zustand des Gymnasiums nicht. Es sollte eigentlich eine Simultanschule sein, wie die Werdersche Kirche zur Vereinigung beider Konfessionen gestiftet war und man hatte deshalb immer mit Widerspruch zu kämpfen, sobald einmal zwei Lehrer von einem und demselben Glaubensbekenntniß hinter einander in demselben Amte angestellt wurden. Diese lächerlichen Streitigkeiten gingen so weit, daß der Rector Barkhusen im J. 1722 beim Kirchendirectorium klagte, der Magistrat habe, der vorgeschriebenen Alternative zuwider, zwei lutherische Ofenheizer, Kurrendeführer und Todtengräber nach einander angestellt. Nicht genug indessen, daß der Magistrat von Seiten der Lehrer Einsprüche zu dulden hatte, es geschah auch noch durch den König Friedrich Wilhelm I. ein Eingriff in seine Rechte, indem jener im J. 1732, als bereits die Vocation zum Rectorat an den Professor Schmid vom Joachimsthalischen Gymnasium ergangen war, dem Magistrate befahl, den damaligen lutherischen Konrector Küster in das Rectorat hinaufrücken zu lassen. Dieser fand die Anstalt in einem sehr traurigen Zustande. In den gesammten drei ersten Klassen befanden sich zusammen nur 12 Schüler. Die Zahl nahm zwar mit der Zeit wieder etwas zu, aber sie verlor sich auch eben so geschwinde. Im J. 1739 waren in der ersten Klasse 16, im folgenden Jahr nur 8, im J. 1764 befanden sich in der ersten Klasse nur 3, in der zweiten Einer, in der dritten 4, in der vierten 7, in der fünften 12, also zusammen 27. Und dennoch fand unter Küsters Rectorat die Vereinigung des Werderschen Gymnasiums mit der neugestifteten Friedrichstädtischen Schule statt, welche 1746 vorgenommen wurde. Im J. 1753 vermachte der Hofrath Buchholz der Anstalt seine Bibliothek. Da man nicht im Stande war, sie in einem eignen Zimmer aufzustellen, so wurde sie in mehre verschloßne Kasten auf dem großen Saal vor die Schulstube gethan. Ein Theil dieser Kasten wurde bestohlen und da man keinen Katalog hatte, so waren die Nachforschungen vergebens. Wenigstens brachte man aber nun den bedeutenden Rest der Bücher, 4000 an der Zahl, auf dem Rathhause in Sicherheit, wo ein Zimmer dafür eingerichtet und ein Katalog angefertigt wurde. Küster erlebte in seiner übrigens sehr traurigen Stellung wenigstens die Freude, daß er im J. 1728 Mitglied der Societät der Wissenschaften wurde und 1768 sein funfzigjähriges Jubiläum als Schulmann feierte. An seine Stelle trat der bisherige Prorector Heinius und dieser Umstand ist deshalb bemerkenswerth, weil der nachherige Rector Gedicke das bei dieser Gelegenheit erledigte Subrectorat erhielt. Der Magistrat, als Patron, war nunmehr darauf bedacht, der Anstalt wieder förderlichst aufzuhelfen. Die Besoldung der Lehrer wurde vergrößert und das Personal derselben um einen außerordentlichen Kollegen, einen französischen Sprachmeister und einen Zeichenmeister vermehrt. Man entwarf einen neuen Lectionsplan, der um mehre Lehrgegenstände be-

reichert war. Bis dahin waren nur vier öffentliche Lehrstunden gewesen, von 8 bis 10 und von 1 bis 3 Uhr. Jetzt wurde von 8 bis 11 und von 2 bis 4 Uhr gelehrt. Das Gymnasium, welches, weil die Schüler insgesammt freien Unterricht gehabt hatten, beinahe das Ansehn einer Armenschule bekommen hatte, in die bemittelte Eltern ihre Kinder nicht leicht schickten, begann nunmehr, sich namentlich in den untern Klassen aufzunehmen. Die erste Klasse bestand freilich auch zu dieser Zeit nur aus einem, die zweite aus drei Schülern und beide waren, zum großen Nachtheil der Lernenden, kombinirt. Unter diesen Umständen wurde denn im J. 1779 wieder die erste öffentliche Prüfung gehalten, durch welche die Anstalt dem Publikum ins Gedächtniß zurück gerufen wurde. So erfreulich diese Fortschritte auch waren, so hätte doch allerdings weit mehr geschehen können, wenn der Rector Heinius nicht durch seine stets zunehmende Kränklichkeit außer Stande gewesen wäre, seiner Thätigkeit eine größere Ausdehnung zu geben. Er nahm endlich, durch eine tief eingewurzelte Hypochondrie zerrüttet, seinen Abschied und ihm folgte im Amte der Director Gedicke, der im J. 1777 zum Prorector vorgerückt war. Von diesem Augenblicke kann man die Reform datiren, welche das Werdersche Gymnasium von Grund aus umgestaltete. Was zunächst den Raum selbst angeht, so bewilligte der König im J. 1780, daß die Montirungskammern, welche Friedrich Wilhelm I. im J. 1720, als der Pulverthurm an der Garnisonkirche gesprengt war, in das Schulhaus verlegt hatte, von dort entfernt wurden und der Magistrat ließ die Zimmer zu größerer Bequemlichkeit einrichten. Die Kombinationen der Klassen hörten von jetzt an auf und es wurde zu dem Zweck vom Magistrat eine außerordentliche Lehrstelle bewilligt. Gedicke entwarf einen neuen Lectionsplan, durch welchen mehre neue Lehrgegenstände und Lehrbücher eingeführt wurden und nach dem es möglich ward, daß ein Schüler nach Maaßgabe seiner Fortschritte in verschiedenen Lehrobjecten in verschiedenen Klassen unterrichtet werden konnte. Er führte eine monatliche und eine vierteljährliche Censur ein. Zur Besoldung der außerordentlichen Lehrer, die nicht aus der Schulkasse bestritten werden konnte, wurde ein mäßiges Schulgeld genommen und in Allem kehrte der Geist der Ordnung, der Lehr- und Lernbegierde wieder, der seit den Zeiten des Rectors Lange aus der Schule gewichen war. Die Frequenz der Anstalt nahm auf diese Weise bald wieder zu und dieselbe zählte im Jahr 1781 in fünf Klassen bereits 131 Schüler.

Unter so beglückten Umständen feierte der Rector Gedicke das erste hundertjährige Jubiläum des Werderschen Gymnasiums am 26. December 1781. Bei dieser Gelegenheit sprachen am Nachmittage des zweiten Feiertages nicht weniger als 16 Gymnasiasten und am dritten wurde, ganz nach alter Weise, eine dramatische Aufführung von den Schülern veranstaltet. Sie bestand aus einem Kinderdialog, einem längeren

Schauspiel: der junge Herzog, und einem Schuldrama, die getäuschten Hoffnungen des Vaters. In demselben Jahre, bei Gelegenheit der öffentlichen Prüfung, die zu Ostern statt fand, gab er dem Publikum eine ausführliche Nachricht von der Einrichtung, die das Friedrichwerdersche Gymnasium hauptsächlich durch ihn erhalten hatte. Man ersieht daraus, daß es den andern beiden Gymnasien Berlins fast in keinem Punkte nachstand, vielleicht sogar noch einige Vorzüge vor jenen hatte. Die alten Sprachen, Mathematik und Geschichte bildeten die Hauptstützen des Unterrichts. Gedicke, der selbst ein gründlicher Kenner des klassischen Alterthums war, scheint daher in diesen Dingen vorzugsweise den Unterricht gefördert zu haben. Die Schüler lasen in der ersten Klasse den Cicero, Virgil, Horaz, und aphoristisch den Plautus und Tacitus. Dies ist weniger zu verwundern, da der Unterricht im Lateinischen durch alle fünf Klassen ging. Dagegen scheint die Anforderung, daß die Primaner den Homer, Plato und Sophocles nach einem Unterricht, den sie nur in zwei vorbereitenden Klassen gehabt hatten, lesen sollten, etwas hoch gespannt. In Secunda erhielten sie dazu Unterricht in der Mythologie, in Prima römische Antiquitäten, Geschichte der alten Philosophie und alte Geographie. Weniger vollständig war der Unterricht in den Wissenschaften. In den drei untersten Klassen kamen nur Rechenstunden vor, in Secunda mathematische Arithmetik, in Prima Geometrie und Trigonometrie, eben so trieb man in Quinta biblische, in Quarta brandenburgische, in Tertia Universalgeschichte; in Sekunda folgte neuere Staatengeschichte und in Prima Statistik. Neuere Geographie wurde nur in den drei untersten Klassen gelehrt, Französisch in den vier ersten Klassen, Deutsch ging aber durch alle fünf.

Man ersieht leicht aus dieser Darstellung, daß der Grund, welchen Büsching bei der neuen Einrichtung des grauen Klosters für das gesammte Schulwesen legte, auch bei der Reform, die das Joachimsthalische Gymnasium durch Meierotto und das Friedrichswerdersche durch Gedicke erhielt, derselbe blieb, wenn schon dadurch keinesweges die eigenthümliche Entwickelung irgend einer dieser Anstalten gehemmt wurde. Das graue Kloster und der Werder waren durchaus unabhängig von den Behörden und man gestattete daher den Rectoren, gänzlich nach ihrem eignen Ermessen zu verfahren. Der Director des Joachimsthalischen Gymnasiums hatte zwar diese Freiheit nicht, aber in einer Zeit des Fortschreitens, wie man wohl die vom J. 1767 bis 1786 in jeder Weise nennen kann, war auch den Behörden ein jeder Vorschlag zur Verbesserung willkommen. Auf diese Weise bethätigte sich überall ein rascher und rüstiger Aufschwung. Eine Menge von pädagogischen Schriften erschienen und die Frage nach der richtigen Erziehung des Menschengeschlechtes, die so lange geschwiegen hatte, wurde jetzt wieder laut. Sie wurde nicht nur einem Schulkollegium vorgelegt, welches über die Wahl

des Systems und die Anwendung desselben zu entscheiden hatte, sondern sie war hauptsächlich von den einzelnen Schuldirectoren zu beantworten, denen es frei stand, ihrem Gymnasium eine eigenthümliche und zweckmäßige Einrichtung zu geben. So entstand unter den hiesigen Gymnasien eine Art von Rivalität. Man war allgemein zu der Ueberzeugung gekommen, daß sich eben so wenig eine allgemeine Norm für den Unterricht, wie für die Erziehung aufstellen ließe, daß man überall auf das Individuum zu sehn hätte und die meisten Schulleute mißbilligten, einen feststehenden, unveränderlichen Lectionsplan. Sie veränderten ihn unaufhörlich, je nachdem die Fähigkeit der Schüler oder der Lehrer, der Zuwachs oder die Abnahme der äußeren und innern Kräfte eine Aenderung nöthig machten. Ueberall sah man den Zweck, mit den vorhandenen Mitteln das möglichst Große zu erreichen. Das ganze Schulwesen befand sich daher in einer ununterbrochenen Bewegung und die Erfahrung hat gezeigt, daß aus dieser Epoche Männer hervorgegangen sind, die im Stande waren, dem Namen Preußens einen noch höheren Glanz zu verleihen, als er selbst zur Zeit Friedrichs des Großen hatte.

Wenn wir ausführlich den Zustand des Schulwesens zur Zeit des großen Königs schildern wollten, so müßten wir auch von der Kölnischen Stadtschule, dem Friedrichsstädtschen Gymnasium, dem französischen Gymnasium und einigen kleinern Anstalten sprechen, welche ebenfalls bedeutende Veränderungen erlitten, doch versparen wir uns diese Nachrichten auf einen andern Ort, um von dem uns reservirten Rechte Gebrauch zu machen, von Zeit zu Zeit einen Blick in frühere Zeiten zurückwerfen und die Geschichte irgend einer Anstalt von ihrem ersten Entstehen an bis zu einem bedeutungsvollen Wendepunkt ihrer Existenz im Zusammenhange darzustellen. Nachdem wir diejenigen Schulen genannt haben, die zur Zeit Friedrichs des Großen die stärksten Reformen erlitten, wollen wir nur noch von denen sprechen, welche in dieser bedeutungsvollen Epoche gegründet wurden. Dies war die Realschule und die école militaire.

Die ökononomisch-mathematische Realschule gehörte ursprünglich mit zu den Schulanstalten bei der Dreifaltigkeitskirche und wurde im J. 1747 gegründet. Sie verdankte den raschen Wachsthum, der sie in wenigen Jahren zu der bedeutendsten Schulanstalt Berlins machte, zum einen Theil dem Zeitpunkt, in welchem sie gegründet wurde, zum andern der Grundidee ihrer Stiftung selbst, die sich in neuester Zeit, je länger sie bestand, desto mehr Anerkennung verschafft hat, zum dritten endlich den unermüdeten Anstrengungen des Consistorialraths Hecker, der sie stiftete und auf alle Weise in Aufnahme zu bringen suchte. Der Gedanke, daß man von der gelehrten Bildung der Gymnasien etwas abbrechen dürfte, und diejenigen, welche sich nicht zu einem Staatsamte vorbereiten wollten, lieber in Dingen unterweisen wollte, die ihrem künftigen Fache zur

Vorbereitung dienen könnten, daß man überhaupt in diesem Falle mehr praktisch als theoretisch, mehr auf reale wie auf formale Weise zu Werke gehn wollte, dieser Gedanke konnte zu keiner Zeit einen größeren Anklang finden, als in den ersten Jahren der Regierung Friedrichs des Großen, wo der Zustand der hiesigen Gymnasien so gänzlich verwahrlost worden war. Die Zeit Friedrich Wilhelms I. war der Entwickelung der gelehrten Schule durchaus ungünstig gewesen. Man war, zum Theil nicht mit Unrecht, davon überzeugt, daß die Bildung, welche die Schüler hier empfingen, viel Ueberflüssiges, sogar Verworrenes und Verkehrtes mit sich brächte; da man aber die Grundidee eines Gymnasiums, der Zweck einer durchaus formellen Ausbildung des Geistes, gänzlich aus den Augen verloren hatte, so war man auch nicht geneigt, mit einem Institut Reformen vorzunehmen, dessen Unzweckmäßigkeit man zu erkennen glaubte. Die gelehrten Schulen geriethen dadurch in Verachtung, sie wurden von Jahr zu Jahr weniger besucht, ohne daß man im Stande war, etwas Anderes an ihre Stelle zu setzen, denn die dumpfe Geistesrichtung, welche jene Zeit beherrschte, hatte unter andern Nachtheilen auch den, daß sie die Productionsfähigkeit erstickte. Mit der Thronbesteigung Friedrichs II. nahm der Geist der Nation eine andere Richtung. Man wollte nicht allein negativ verfahren. Die Erschlaffung, welche nahe an 30 Jahre im preußischen Staat geherrscht hatte, war bis zum Ueberdruß getrieben. Der Geist erwachte aus seiner Betäubung und wurde sich seiner schöpferischen Kraft aufs Neue bewußt. Der erste Gedanke, der zur Ausführung kam, war nicht die Reform von veralteten Instituten, sondern die Gründung von neuen, und eine solche war die Realschule in jedem Sinne des Wortes.

Der Consistorialrath Hecker, der Stifter dieser Anstalt, kam als Prediger an der Dreifaltigkeitskirche zu Ende der Regierung Friedrich Wilhelms I. nach Berlin. Er predigte vor dem Könige am neunzehnten Sonntage nach Trinitatis 1738 und dieser sagte zu ihm auf dem Schloßplatze zu Wusterhausen: „Nun! Er soll bei der neuerbauten Dreifaltigkeitskirche zu Berlin Prediger sein! Er muß, wie er heute hier gethan, den Leuten auf der Friedrichsstadt den Herrn Jesum predigen und sich der Jugend recht annehmen, denn daran ist das Meiste gelegen." Zu dem Letzteren fühlte Hecker einen besonderen Trieb und sah sich daher bei seiner Ankunft in Berlin sogleich nach den deutschen Schulen in seiner Parochie um, fand sie aber, wie er selbst schreibt, schlechter, als er es jemals sich vorzustellen im Stande gewesen wäre. Den Unterricht in den drei Schulen versahen nämlich drei Personen, ein armer alter Mann, dem man durch diese Stellung auf kümmerliche Weise sein Leben fristen wollte, eine alte Frau und ein Unteroffizier vom Garnisonregiment. Dem guten Hecker ging dieser beklagenswerthe Zustand seiner Schuljugend sehr zu Herzen. Er meldete ihn seinen Vorgesetzten

und erhielt am 4. September 1739 die Antwort, daß der Magistrat Vorschläge thun würde, wie man einige Schulmeister zum unentgeltlichen Unterrichte der Armen daselbst ansetzen könnte. Dies war nämlich zu jener Zeit die übliche Weise. Vornehme Leute hielten ihren Kindern Hofmeister oder ließen ihnen Privatstunden geben, die Kinder der Armen bekamen, so weit es sich thun ließ, unentgeltlichen Unterricht, die übrigen, bei Weitem der größte Theil, lernte gar nichts. Hecker meldete sich beim Magistrat, und wurde von demselben an das Armenkollegium gewiesen, aber auch hier war nichts zu erhalten und er sah sich daher veranlaßt, das Beichtgeld, das alle vierzehn Tage nach der Vorbereitung zum Abendmahl in die Becken gelegt wurde, zu diesem Zwecke zu benutzen, und somit brachte er es dahin, im October 1739 zu dem einen recipirten Schulhalter, den er in der Parochie angetroffen hatte noch einen andern annehmen zu können, der die Kinder nicht nur im Lesen und in der Religion, sondern auch im Schreiben und Rechnen informiren konnte. Auf diese Art erhielten im J. 1740 im Ganzen 40 Kinder in den deutschen Schulen der Parochie Unterricht. Sie hatten freilich noch keinen besondern Schulhalter sondern besuchten die bereits vorhandenen öffentlichen Schulen. Zu ihrem Unterricht hatten die Curatoren der Dreifaltigkeitskirche monatlich zwei Thaler aus dem Klingebeutel und die Beckengelder des evangelisch-lutherischen Gottesdienstes zu den so eben genannten Geldern bewilligt. Die ganze Summe muß sich etwa auf einige vierzig Thaler belaufen haben, denn der jährliche Unterricht eines Kindes kostete 1 Thlr. 2 Gr. Inzwischen theilte sich der Drang nach Belehrung, der die obern Stände ergriff, auch den Geringeren mit und bei der Vermehrung der Schuljugend konnten die vorhandnen Anstalten nicht mehr genügen. Im August 1740 nahm Hecker noch einen dritten Schulhalter in seiner Parochie an, im Juni 1741 wurde eine neue Schule in der Mauerstraße, unweit der bömischen Kirche gegründet, welche im folgenden Jahre einen Colloborator für die kleineren Kinder bekam und im November 1744 waren drei Kandidaten der Theologie und vier Schulhalter zum Unterricht der Schuljugend in dieser Parochie angestellt. Von diesen wohnten immer zwei und zwei Schulhalter zusammen, damit sie nicht, wie in den andern Schulen Berlins, genöthigt waren, Kinder von verschiedenem Alter und verschiedenen Kenntnissen auf einmal zu unterrichten. Ein Kandidat der Theologie hatte die Aufsicht über das Ganze. Hecker war und blieb indessen die Seele davon. Er besuchte nicht nur die einzelnen Schulen beinahe Tag für Tag, hielt mit den Lehrern Conferenzen und ertheilte ihnen eine Instruction für die Unterrichtsmethode und Disciplin, sondern er suchte auch die Fonds, die immer noch sehr unbedeutend waren, zu vermehren. Er gewann nämlich durch den Druck der Berlinischen Octavbibel von Arnds wahrem Christenthum und Luthers erbaulichen kleinen Schriften, die er auf

Pränumeration durch das Loos vertheilen ließ, so viel, daß er den Plan fassen konnte, ein eignes Haus für die Schulen seiner Parochie zu kaufen. Er erstand dasselbe im J. 1745 für 1800 Thaler. Da indessen die Menge von Waarenlagern, die sich in demselben befand, nicht so schnell geräumt werden konnte, als es der Augenblick nöthig machte, so wurde ihm das in der Kochstraße gelegene Friedrichsstädtische Gymnasium eingeräumt und im Jahre 1747 käuflich überlassen. Die meisten Schulhalter der Parochie zogen nunmehr mit dem Inspector ein und es wurden fünf Klassen daselbst errichtet. Die Gegenstände des Unterrichts waren Religion, wo man auf Verständniß der heil. Schrift und des Katechismus ausging, die deutsche Sprache, so daß die Schüler richtig zu lesen und zu schreiben lernten, Kalligraphie, Latein, wo sie es bis zur Lesung des Cornel brachten, Französisch, doch nur privatim, Geographie, Geschichte, Naturlehre und Rechnen. Dazu lernten die Kinder monatlich einen Psalm und ein Lied aus dem Porstschen Gesangbuche; und zwei biblische Historien wurden ihnen durch Frage und Antwort beigebracht. Jährlich fand bereits seit dem J. 1744 zweimal ein Schulexamen statt, dem auch die Eltern beiwohnen konnten.

So weit war die Sache gediehen, als Hecker den Plan faßte, seine Schulanstalt mit einer mechanischen Realklasse, wie er sie nannte, zu vermehren. Er eröffnete dieselbe im Mai 1747 und gab davon dem Publikum folgende Nachricht: „Unser Hauptvorhaben in unserer ökonomischen und mathematischen Realschule zielt dahin, solche junge Leute, welche dem Studiren nicht eigentlich gewidmet sind und die wir dennoch zur Feder, zur Handlung, Oeconomie, Künsten und Manufacturen fähig finden, in ihren natürlichen Trieben zu stärken und ihnen die erforderliche erste Anleitung zu geben Unter den nützlichen Dingen, welche wir der Jugend beibringen lassen wollen, nennen wir billig zuerst die Mechanik. In dieser Klasse empfängt die Jugend einen Unterricht von Werkstätten, Instrumenten und Handwerksgeräth, von Kupfer-, Messing- und Eisenhammern, von allerhand Arten der Uhren, von Getreide-, Papier-, Wasser-, Roß-, Wind-, Walk- und Handmühlen, vom Pfluge und von andern zum Ackerbau erforderlichen Instrumenten. Wir werden zu diesem Zweck auch manchmal die künstlichen Handwerker und Professionen hierselbst besuchen, um zu sehen, was bei jeder Kunst oder bei jedem Handwerk Ausnehmendes und Denkwürdiges zu beobachten ist. Von Sachen, die wir nicht wirklich sehn und betrachten können, werden wir uns allerhand Risse, Zeichnungen, Kupferstiche und Modelle zulegen. Eben zu diesem Zweck wird man der Jugend das bei so vielen Künsten und Handwerken unentbehrliche Zeichnen beibringen. 2) Die geometrische Klasse, worin das Nöthigste von der Mathematik, wie man sie im eigentlichsten Verstande nimmt, gelehrt werden soll. Man zeigt, wie man das Lineal, den Zirkel und den verjüngten Maaßstab gebrauchen soll, inglei-

chen wie eine Länge, eine Fläche und ein Körper auszumessen sind. 3) Die Architectur- und Bauklasse. Hier werden nicht nur die sogenannten Säulenordnungen, Häuser, Kirchen und andre Gebäude auf allerhand Art gezeichnet, sondern man wird auch den wahren Grund zeigen, warum diese und jene Einrichtung in Gebäuden nützlich und nöthig ist. Man wird weisen, wie man mit Vortheil bauen, die Zimmer in einem Hause bequem und brauchbar einrichten und die Thüren, Küchen, Keller und Gärten anlegen muß. Ferner was man bei Erbauung eines Back- und Brauhauses, eines Stalles, einer Scheure u. s. w. beobachten soll. 4) Die geographische Klasse. Man wird sich nicht bloß mit den Kleinigkeiten beschäftigen, die Länder und Städte so zu betrachten, daß man wisse wie viel Thürme in den Ringmauern einer Stadt, wie viel Klöster in einem Lande ꝛc. anzutreffen sind. Wir wollen uns nicht an den leider nur allzusehr gebräuchlichen Schlendrian kehren, um alle Namen der Oerter in den Provinzen an den Fingern herzuzählen. Unser Hauptzweck soll sein, sorgfältig zu beobachten, was ein jedes Land vorzüglich an Naturalien besitzt, was für Professionen und Künste darin blühen, wo gute Fabriken und Manufacturen zu finden sind und wo man etwa die besten von den bekannten Waaren antrifft. Zugleich werden wir auf die Beschaffenheit der Flüsse sehn, ob sie schiffbar sind oder nicht, ob man sie durch Schleusen und Kanäle schiffbar gemacht oder noch machen kann? Nicht weniger wollen wir an manchen Orten das Merkwürdige, was in die Architectur läuft, mitnehmen. Die Ausführung dieser Absicht scheint uns für die Jugend, der wir unsre neuangelegte Schule zum Nutzen anwenden wollen, die brauchbarste zu sein. 5) In der Naturalien- und physikalischen Klasse wollen wir unser Augenmerk nicht etwa auf die Schuhe der Chineser, auf die Tracht der Japaner; auf die afrikanischen Schlangen, auf die Tarantulen aus Italien oder auf andere Dinge von gleichem Werthe richten. Unser Vorsatz geht vielmehr auf das Wesentliche der natürlichen Dinge. Daher wir der Jugend das Nöthige von den sogenannten Simplicibus aus den drei Naturreichen, als von Mineralien, Metallen und Steinen, von Bäumen, Kräutern, Blumen, Holz, Samen und Früchten, von Thieren, Gewürmen und Insecten, die man in den Offizinen gebraucht, wie auch das Erforderliche von dem menschlichen Körper und dessen Beschaffenheit zu Erhaltung der Gesundheit bekannt gemacht werden. Hierbei werden wir auch von den vier sogenannten Elementen, Feuer, Wasser, Luft und Erde das dienlichste beibringen. Weiter können wir in dieser Klasse dann und wann allerhand Experimente von Untersuchung des Wassers, Biers, Weins und andrer Dinge anstellen, von Scheidung der Metalle, von Destillir-, Schmelz- und Kalkofen, ingleichen von den Bergwerken und was dabei zu beobachten ist, handeln, vornehmlich wie es die Nothwendigkeit und der Nutzen erfordern, Untersuchungen anzustellen, ob an einem

Orte, insonderheit wo es Gebirge gibt, nicht etwa Bergwerke anzulegen sind? — 6) Die Manufactur-, Commercien- und Handlungsklasse. Hier wird man bei den vorkommenden Handwerkern weisen, wozu die Materialien aus dem Naturreiche gebraucht und wie selbige von den Künstlern insgemein verarbeitet werden. Man wird hier einen klaren und nützlichen Unterricht geben von Vergleichung der Münzen, Maaße und Gewichte, von dem aus den Materialien gemachten Zeuge und Stoffen in Wolle, Leinen, Baumwolle und Seide, von der bei der Kaufmannschaft üblichen Correspondenz, wie nämlich ein Brief, ein Frachtbrief, eine Quittung u. s. w. abzufassen sind. Auch wird man in dieser Klasse Nachricht ertheilen, was für Waaren in unserm eignen Lande gemacht, und welche von andern Oertern müssen verschrieben werden. 7) In der ökonomischen Klasse will man die Jugend in der Land-, Stadt- und Hauswirthschaft unterrichten, ihr das Erforderliche von den in Häusern, Scheunen und Ställen rc. nöthige Mobilien bekannt machen, ihr einen gegründeten Begriff vom Feldbau, von der Viehzucht, von Gärten, Weinbergen, von Sachen, die zu Küche und Keller gehören, beibringen, sie ferner unterweisen, wie Gärten, Felder, Wiesen und Haiden können verbessert werden. Insonderheit wird man sich mit der ersinnlichsten Mühe bestreben, den jungen Leuten zu zeigen, wie man die Bäume vortheilhaft pflanzen und gehörig warten soll. 8) Die Curiositäten- oder Extra-Klasse soll darin bestehn, daß man der Jugend dasjenige von nöthigen, nützlichen und angenehmen Dingen beibringt, die unter obige Klassen nicht füglich können gerechnet werden. Hierzu zählen wir die Heraldik, die denkwürdigen Alterthümer und die Lesung der besten Sachen aus den Reisebeschreibungen, wie auch das Brauchbarste aus der Astronomie und den Gebrauch der Kalender."

Der Nutzen einer solchen Anstalt sprang ins Auge. Alle die, welche der Meinung waren, der Mensch könnte nicht früh genug anfangen, sich zu seinem künftigen Berufe vorzubereiten, mußten dies neue Institut höchlichst billigen, andere, welche vollends der Meinung waren, daß überhaupt nichts gelernt werden sollte, als was von unmittelbaren praktischem Nutzen wäre, fanden hier eine Schule, welche alle Gymnasien beinahe überflüssig machte, aber auch die, welche die gelehrten Schulen in Ehren behielten und der Meinung waren, man müßte auf der Schule weder Oekonomen, noch Kaufleute, noch Gewerbetreibende bilden, sondern dem ganzen Menschen eine allgemeine geistige Ausbildung geben, bevor man ihn zu einem speciellen Fach bestimmte, waren durch den schlechten Zustand der damaligen Gymnasien abgeschreckt und die Blicke Aller richteten sich auf die Schule bei der Dreifaltigkeitskirche. Diese wurde nunmehr in drei Theile getheilt, eine deutsche Schule, in welcher Unterricht in der Religion, Lesen, Schreiben und Rechnen gegeben wurde, eine lateinische Schule, wo man die Schüler bis zur Le-

fung des Julius Cäsar brachte, Kalligraphie, Geographie, Geschichte und Griechisch docirte, die Realschule, wo mit Arithmetik, Geometrie, Mechanik, Architektur, Zeichnen, Naturlehre, Oeconomie, wobei auf den Seidenbau besonders Rücksicht genommen wurde, und Mechanik der Anfang gemacht ward. Zu Ostern 1748 befanden sich in diesen drei verschiedenen Anstalten schon über 600 Schüler, von denen beinahe 200 freien Unterricht genossen. Die Realschule bekam ihre Schüler aus den beiden andern, sowohl aus der deutschen wie der lateinischen Schule. Zu Michaelis waren schon 749 Schüler in dem ganzen Umfange der Parochie anzutreffen, von denen 67 die Realschule besuchten, und 24 Lehrer waren bei den Schulen der Dreifaltigkeitskirche angestellt. Unter den Klassen, welche sich im Schulhause selbst befanden, war noch eine für Mädchen, die Vormittags in der Religion, im Lesen, Schreiben, Rechnen und Nachmittags im Nähen, Stricken, Sticken und Französischen und eine für kleine Kinder beiderlei Geschlechts, die im Lesen, und Katechismus unterrichtet wurden. Die Schule nahm indessen ihre Schüler nicht nur in Unterricht, sondern auch, wenn es verlangt wurde, in Kost und Aufsicht. Für eine ganze Pension wurde vieteljährlich 27 Thlr. 12 Gr. bezahlt. Das Publikum bewies, wie man schon aus der verhältnißmäßig großen Frequenz der Anstalt sieht, an der Errichtung und Erhaltung derselben den lebhaftesten Antheil und dies sprach sich auch in der Menge von Geschenken aus, die schon in der ersten Zeit von allen Seiten einliefen. In den ersten Jahren verging kein Monat, an dem nicht dergleichen in reichem Maaße gegeben wurden. Auch der König that für diese Schule mehr als er für alle Gymnasien gethan hat. Er ließ sich mündlich von Hecker den ganzen Plan mittheilen, errichtete für die Schulanstalten an der Dreifaltigkeitskirche ein eignes Curatorium und bewies ihnen seine Gnade durch mancherlei Begünstigungen. So ertheilte er ihnen zwei Privilegien, das eine, ganz allgemeiner Art für alle Erfindungen, welche von der Realschule gemacht werden sollten, das andere zur Anlegung eines eigenen Buchladens, des ersten, der auf der Friedrichsstadt eingerichtet worden ist. Er schenkte der Schule die Materialien an Holz und Steinen zum Ausbau des Schulhauses in der Kochstraße, und bewilligte freies Brennholz und Accisefreiheit für sämmtliche Schullehrer. Durch diese Unterstützungen kam die Realschule bald noch mehr in Aufnahme. Sie kaufte im J. 1749, da der Raum in dem Schulgebäude zu eng wurde, ein neues Haus in der Nähe des vorhandenen, und hieher wurde die Mädchenklasse und die unterste deutsche Klasse verlegt. Außerdem diente es zur Wohnung für mehre Lehrer und Präceptoren mit Pensionairs. Als sich die Anzahl der Lernenden in den Schulen bei der Dreifaltigkeitskirche so stark vermehrte, daß im J. 1750 über 1000 Kinder und junge Leute Unterricht erhielten und dazu über dreißig Lehrer nöthig wurden, so sah man sich veranlaßt, noch ein

neues Haus für 35000 Thlr. zu kaufen, welches neben dem alten Schulhause lag. Auch dies reichte noch nicht aus, weil der Ruf dieser Anstalt auch viele Auswärtige dazu vermochte, ihre Kinder deshalb nach Berlin zu schicken und es wurde daher im Jahre 1750 der Grund zu einem neuen Schulhause auf dem Hofe des alten Schulgebäudes gelegt. Die Veranstaltung wurde so getroffen, daß in vier Etagen 32 Stuben mit 16 Kammern und eben so vielen Kabinets angelegt werden konnten. In diesen sollten 96 Scholaren, unter der Aufsicht von 16 Informatoren wohnen. Das Gebäude, 108 Fuß lang und 32 Fuß tief, war bereits im folgenden Jahre so weit gediehen, daß einige Stuben darin bezogen werden konnten. In demselben war auch der Garten vor dem Potsdammer Thore, der, wie wir andern Orts berichteten, von der Realschule bereits im J. 1749 in Erbpacht genommen war, so weit eingerichtet, daß er zum Unterrichte in der Botanik, in Pflanzung und Wartung der Bäume und Gartengewächse bei der botanischen und ökonomischen Klasse von Nutzen sein konnte. Im J. 1750 wurde der sogenannte Modellensaal angelegt und mit großen Kosten eine beträchtliche Anzahl Modelle von Maschinen, Gebäuden, Mühlen, Wasserkünsten u. s. w. angeschafft. Die Anlegung einer Bergwerksklasse gab die Veranlassung zu einer Sammlung von Erzen, Mineralien und andern Naturalien. Eine Schulbibliothek wurde durch das Vermächtniß des geheimen Sekretärs Schlechtken gestiftet und nach und nach beträchtlich vermehrt.

Somit hatte denn die Anstalt der vereinigten Schulen bei der Parochialkirche in ihrem raschen Emporkommen bald die Gymnasien und alle andern Bildungsanstalten in der Residenz überflügelt. Hecker hatte indessen nicht nur die Sorge, Schüler zu erziehen, er mußte auch daran denken, wie er für die deutschen Schulen der Dreifaltigkeitskirche geschickte Lehrer gewann und dies wurde der Grund zu einem Schullehrerseminarium, das von ihm im J. 1748 angelegt, im J. 1753 zu einem königlichen Institut erhoben und mit einem jährlichen Fonds von 600 Thlr. begnadigt wurde. Mehr als zwanzig junge Leute waren um diese Zeit bereits in dasselbe aufgenommen, um theils, der obgedachten ersten Bestimmung gemäß, zu Lehrern der deutschen Schulen, theils zu Küstern und Landschullehrern vorbereitet zu werden. Für die letzteren war der Seidenbau eine Hauptaufgabe ihres Unterrichts. Hecker erstand daher einen Platz unweit des botanischen Gartens vor dem Potsdammer Thor und ließ durch einen geschickten Mann, den er vom Hallischen Waisenhause verschrieb, den Anpflug einer Plantage von Maulbeerbäumen machen, welche durch ihren Fortgang seinen Wünschen vollkommen entsprach.

Aus dieser Menge von neuen Anlagen läßt sich abnehmen, wie stark sich die Einnahme der Schulanstalten vermehrt haben mußte, die

so zu sagen aus dem Nichts entstanden waren. Aus den darüber erhaltenen Nachrichten ersieht man, daß das reine Vermögen der Schule im J. 1768 die Summe von 48749 Thlr. überstieg. Während der Jahre 1739 bis 1768 waren bei derselben sechs Inspectoren, 86 ordentliche und 31 außerordentliche Lehrer angestellt, während 21 Lehrer bei den Parochialschulen unterrichteten, und in dieser Zeit erhielten in den sämmtlichen Schulen der Dreifaltigkeitskirche 7200 Schüler Unterricht, von welchen 477 Pensionairs waren und mehr als 3000 völlig freie Schule hatten. Im J. 1768 am 24. Juni, starb der Gründer der Anstalt, Johann Julius Hecker, und sein Name ist zu wichtig für die Geschichte Berlins, als daß wir nicht noch einige Worte über seine Persönlichkeit sagen sollten.

Hecker gehörte, wie Franke, der Stifter des Hallischen Waisenhauses, mit dem er auch oft verglichen worden ist, mit zu jenen Charakteren, deren ganzes Thun und Treiben auf einer unerschütterlichen Religiosität beruht. Seine Erscheinung ist daher doppelt merkwürdig in einer Zeit, wo die herrschende Richtung gerade die entgegengesetzte war. Die Mehrzahl theilte damals in religiöser Hinsicht durchaus die Meinung Friedrichs **II.**, der es mit seinen Vorstellungen von der Größe Gottes unverträglich fand, daß sich die Vorsehung um specielle Interessen einzelner Menschen kümmerte. Man war zwar von der Existenz Gottes überzeugt, man glaubte, daß er die Welt erschaffen hätte und erhielte, aber der Lauf derselben widersprach in seinen wunderlichen, unberechenbaren und undurchschaulichen Kreuz- und Quergängen zu sehr dem menschlichen Verstande, als daß man sich getraut hätte, die Weisheit Gottes überall nachweisen und vertreten zu wollen. Man leugnete nicht, daß eine stufenweise Vervollkommnung der Zweck des menschlichen Geschlechtes wäre und die Geschichte zeigte, daß uns eine höhere Hand diesem Ziele entgegenführte, aber die Einwirkung Gottes auf den Einzelnen, auf sein specielles Vornehmen, Wünschen und Hoffen schien sich kaum mit der abstrakten, allgemeinen Vorstellung eines höchsten Wesens zu vertragen. Jeder sorgte daher, so gut er konnte, für das besondere und überließ der Vorsehung die Sorge für das allgemeine Beste. Ganz das Gegentheil von diesen Ansichten hatte sich mit der Kraft einer unerschütterlichen Ueberzeugung bei Hecker festgesetzt. Sein Gottvertrauen bezog sich nicht nur auf jene allgemeine Sphäre, er war der festen Zuversicht, daß Gott jede Stunde, ja jeden Augenblick seines Lebens seiner gedächte und daß es ihm nicht einmal zukäme, für sich selbst und das Gelingen seiner Pläne Sorge zu tragen. Er machte die bedeutendsten Anlagen für die Erweiterung der Schulanstalten, die er gründete, meistens zu einer Zeit, wo er die Mittel dazu nicht in Händen hatte. Er kam dadurch oft in die größte Bedrängniß, weil er Häuser und Land kaufte, Gärten anlegte, Schullehrer anstellte, oft ohne

zu wissen, woher er das Geld dazu nehmen sollte, aber der Erfolg übertraf meistens seine Erwartungen. Der Wohlthätigkeitssinn des Publikums stimmte zu sehr mit der uneigennützigen Absicht des Stifters der Realschule überein, als daß er sich dauernd ihr hätte entziehen können. Es fehlte freilich auch der Gründung dieser neuen Anstalt nicht an offener und verhehlter Opposition, an Mißgunst, Neid und übler Nachrede, aber der geradsinnige Stifter ging troß dem den einmal eingeschlagenen Weg, und schrieb deshalb in der jährlichen Bekanntmachung seiner Nachrichten von den Schulanstalten bei der Dreifaltigkeitskirche: „Ob es mir zwar gleich gilt, ob man mich lobt oder schilt, rühmt oder tadelt, so muß ich doch gestehn, daß diejenige Art von Leuten mir unerträglich vorkommt, welche in dem Gedanken stehn, als wären nach ihrem Exempel keine Menschen vorhanden, die ohne eigenes Interesse zum Gemeinen Besten mitwirken würden. Solchen gebe ich hiedurch die sichere Nachricht, daß ich denjenigen, der auch nur mit halber Wahrscheinlichkeit darthun kann, daß ich seit den zehn Jahren meines Hierseins von der Einrichtung, Aufsicht und Direction der Schulanstalten schon ein Paar Schuhe profitirt habe, **pro praemio et labore** vom Haupt bis zu Fuß neu kleiden lassen wolle. Dieses Umstandes würde gar nicht gedenken, wenn nicht klug scheinende Leute sich mit allerhand Legenden und erdichteten Erzählungen in diesem Fall versündigten." Es forderte indessen Niemand Rechnung von ihm. Der König selbst hatte es so angeordnet, daß Hecker bis zu seinem Tode durchaus ununschränkte Gewalt haben und Niemanden verpflichtet sein sollte. Nachdem er gestorben war, fand man seine Papiere in der größten Ordnung und die Rechnungen bis auf den Tag vor seinem Ende mit der strengsten Gewissenhaftigkeit angefertigt. Doch dies ließ sich nicht anders erwarten. Hecker betrachtete die Schuleinrichtung überhaupt nicht als das Werk seiner Hände, er lebte der Ueberzeugung, daß sich Gott seiner nur als eines Werkzeuges bediente, um so große Dinge zu vollbringen. „Ich könnte," schreibt er am 1. Jan. 1749, „manches von Verdruß, übeln Nachreden und Widerwärtigkeiten, welche bei den besten Absichten erregt worden, hersetzen, allein es ist meine Weise nicht, zu klagen, sondern ich will lieber zur Ehre Gottes schweigen. Und obgleich kein Fonds vorhanden, wodurch das Werk auf eine feste und gewisse Art fortgesetzt werden könnte, so will doch Gott die Ehre geben und es ihm zuglauben, er werde diese Schulanstalten so lange stehn lassen, als er Gutes dadurch bei der Jugend wird schaffen können. Unsre Hülfe steht im Namen des Herren, der Himmel und Erde gemacht hat." Es konnte nicht fehlen, daß Gesinnungen dieser Art in dem sonst ungläubigen Publikum eine große Sensation machten. Heckers Gottvertrauen war der Fels, auf den er seine Schule gründete und dies große Werk erschien seinen Zeitgenossen kaum anders als wie ein Wunder, das Gott zur Stärkung

ihres schwachen Glaubens vollbrachte. Es wurde Gewissenssache, zu der Beförderung einer solchen Anstalt etwas beizutragen und die Menge selbst, welche mit vereinten Kräften an der Errichtung und Vervollkommnung der Anstalt gearbeitet hatte, war nunmehr erstaunt über das, was daraus entstand. Auch dies ist erklärlich. Denn die meisten Menschen haben keine klare Einsicht von den Bedürfnissen, die in den Tiefen ihrer Zeit schlummern. Sie wirken daher stets nur mit halbem Bewußtsein dazu mit, die Aufgabe lösen zu helfen, die ihnen gestellt ist und gewöhnt, nur ihrem eignen Vortheil nachzugehn, bedenken sie nicht, daß der Vortheil aller Einzelnen zugleich der allgemeine ist. So vollbringen sich vor ihren Augen Werke, die, weil sie nicht auf sichtbare Mittel gegründet und planmäßig aufgebaut sind, das Ansehn von Wundern haben und dennoch tiefer als Alles Andere in der Natur der Sache liegen.

Nachdem Hecker gestorben war, wurde der Pastor an der Heil. Geistkirche zu Magdeburg, Silberschlag, Director der Schulanstalten bei der Dreifaltigkeitskirche. Er verwaltete dies Amt bis zum 5. Mai 1784 und erwarb sich um dieselben manches Verdienst. Zunächst sonderte er die drei Schulen, aus welchen das Ganze zusammengesetzt war, von einander ab. Wenn schon auch Hecker der Schule mehr und mehr die dreifache Bestimmung gegeben hatte, daß in ihr nicht nur Künstler und Handwerker, sondern auch in der sogenannten lateinischen Abtheilung Gelehrte gebildet werden sollten, so waren doch weder die Methoden, noch die Grenzen der verschiedenen Anstalten von einander genau getrennt. Dies bewirkte Silberschlag. Er machte aus der lateinischen Schule ein sogenanntes Pädagogium, aus der Realschule eine Kunstschule und aus der deutschen Schule eine Handwerkerschule. Das erstere war für die eigentlich studirende Jugend bestimmt, und die Erlernung der alten Sprachen, der Mathematik und Geschichte die Hauptsache, die Kunstschule hatte die Bestimmung, nur Künstler, Oekonomen, Kaufleute, Baumeister u. s. w. zu bilden, und in der bisherigen deutschen Schule wurde das gelehrt, was den Handwerkern zu wissen nothwendig oder nützlich ist. Silberschlag hatte indessen die Absicht, daß diese drei Schulen, ungeachtet ihrer besonderen Einrichtung und Tendenz ein enge verbundenes Ganze ausmachen sollten, und jeder Schüler hatte daher das Recht, nach Neigung und Bedürfniß in einem beliebigen Theile des Unterrichts die Lectionen besuchen zu können. Der Director war ein ausgezeichneter Mathematiker und Physiker und die Folge davon war denn, daß in diesen Wissenschaften mehr geleistet wurde, als bisher geschehn war. Er bereicherte den Modellensaal mit sehr vielen zweckmäßigen Stücken, die zum Theil von seiner eignen Erfindung waren, er legte eine sogenannte Pepiniere geometrischer, ökonomischer und Bergwerkswissenschaften an, die mit der Realschule verbunden wurde und deren Zöglinge sowohl in den genannten Wissenschaften theoretischen und

praktischen Unterricht erhielten, als auch in den nöthigen Sprachen und übrigen Kenntnissen mit den Pädagogisten zugleich unterwiesen wurden. Der König bewilligte zu dieser Pflanzschule einen Fonds, aus dem man den ärmeren Zöglingen Unterricht, Wohnung und Heizung unentgeltlich ertheilen konnte. Im Uebrigen zeigte sich Silberschlag in seinem Amte unermüdlich, treu und gewissenhaft. Wenn man seinem Rectorat einen Vorwurf machen will, so ist es vielleicht der, daß die alten Sprachen in Vergleich zu den andern Lehrgegenständen etwas vernachlässigt wurden. Nach funfzehnjähriger Amtsführung kam Silberschlag, seiner schwachen Gesundheit wegen, um seinen Abschied ein. Er wurde ihm vom Könige bewilligt und an seine Stelle trat der bisherige Inspector und zweiter Prediger bei der Dreifaltigkeitskirche Andreas Jacob Hecker, der Neffe des Stifters dieser Anstalt. Sein Rectorat ist besonders merkwürdig durch die funfzigjährige Jubelfeier, welche die Schule im Jahre 1797 beging, bei welcher Gelegenheit sie die ausgezeichnetsten Beweise der königlichen Gnade erhielt; da indessen schon der Anfang des Heckerschen Rectorats in das Ende der Regierung Friedrichs II. fällt, so versparen wir uns die Beschreibung dieser Dinge bis auf den geeigneten Ort.

Die **academie militaire des Nobles**, war eine Stiftung des Königs im eigentlichsten Sinne des Wortes. Er ließ nicht nur das Lokal für diese Militairschule bauen, besoldete nicht nur die Lehrer und unterhielt stets eine bestimmte Anzahl von Schülern, sondern er bestimmte auch durchgängig nach eigner Wahl und Einsicht die Lehrgegenstände, die Methode, die Disciplin und was nur zur Einrichtung einer solchen Anstalt erforderlich war. Die Gründung dieses für die Ausbildung von Militair so wichtigen Institutes fällt in das J. 1765. Der König hatte den Mangel an planmäßiger Ausbildung im Militairstande während des siebenjährigen Krieges zu seinem großen Schaden kennen gelernt. Er eilte daher, unmittelbar nachdem der Friede geschlossen war, eine Bildungsanstalt zu errichten, aus welcher er Offiziere für seine Armee gewinnen wollte. Im J. 1765 wurde der Anfang damit gemacht und in der Burgstraße, unweit der Cavalierbrücke ein ansehnliches Gebäude zur Wohnung der jungen Edelleute und ihrer Gouverneure eingerichtet, welches sie, nachdem sie bis dahin die beiden obern Geschosse des Königl. Stalles in der breiten Straße bewohnt hatten, im J. 1769 bezogen. Das hinter demselben liegende Haus in der Heil. Geiststraße wurde zur Wohnung der Professoren bestimmt. Die Generaldirection dieses Instituts übertrug der König dem Generallieutenant Freiherrn v. Buddenbrock. Die Bedingungen, unter welchen junge Edelleute in dasselbe aufgenommen wurden, waren, daß sie das Alter von 12 Jahren erreicht hatten und sich anheischig machten, 6 Jahre zu bleiben, denn so lange dauerte der Cursus ihrer Studien, den sie weder unterbrechen noch in der Mitte anfangen durften. In jeder Klasse verbrachten die

Academisten zwei Jahre und schritten von Semester zu Semester fort. Am Ende eines solchen fand ein Examen statt, bei dem der Generallieutenant v. Buddenbrock gegenwärtig war. „Diese Examina," heißt es in der Instruction, welche der König selbst ausfertigte, „werden nur Privatakte sein, um Sr. Excellenz und die Professoren von den Fortschritten der Eleven zu unterrichten. Die öffentlichen Examina, wie sie in den gewöhnlichen Schulen Sitte sind, passen, da sie nur zum Staat und darauf berechnet sind, dem Publicum zu imponiren, nicht für diese Anstalt." Bei der Aufnahme verlangte man von dem Zöglinge nur, daß er mit einiger Leichtigkeit deutsch und französisch schreiben konnte. Die Lehrgegenstände waren: Deutsch, Französisch und Lateinisch, die beiden ersteren Sprachen zur Ausbildung des Styles, die dritte, zum Verständniß der wichtigsten römischen Schriftsteller, Arithmetik, so viel als zum täglichen Gebrauch nöthig war, Geschichte und Geographie, Rhetorik nebst einem Abriß der Poesie, vorzugsweise für das Französische, ein Abriß der Geschichte der schönen Künste, practische Geometrie und Baukunst, wissenschaftliche Geometrie, Arithmetik und Trigonometrie, Mechanik und Astronomie, Logik, Moral, Geschichte der Philosophie, die mit der Erklärung von Lockes Werk über den menschlichen Verstand endigte, und ein Abriß des Natur-, Völker- und Staatsrechtes, welches mit der Erklärung des **codex Fridericianus** abschloß. In einigen Stunden wurde auch Religionsunterricht gegeben. Diese Gegenstände waren zweckmäßig durch die verschiedenen Klassen vertheilt und für jedes Semester die Stundenzahl und die Lectionen auf das Genaueste vorgeschrieben. Zu Anfang hatte der König die Academie nur für funfzehn junge Edelleute gegründet, welche der Generaldirector aus dem Corps der Cadetten wählte, und die er auf seine Kosten darin unterhalten ließ. Im Jahre 1779 erging die Bekanntmachung, daß es einer jeden adlichen Familie freistände, mit specieller Erlaubniß des Königs, ihre Söhne als Pensionäre aufnehmen zu lassen. Zugleich wurde die Disciplinareinrichtung bekannt gemacht, und der Preis einer solchen Pension auf 400 Thlr. festgesetzt. Dafür bekamen die Eleven Belehrung, Wohnung, völlig freien Unterhalt und Bedienung. Sie wurden bei ihrem Eintritt sogleich eingekleidet und erhielten eine Uniform von blauen Röcken mit silbernen Knöpfen, und blaßgelben Westen und Beinkleidern. Bei ihrem Austritt aus diesem Institut erhielten sie sogleich Offizierstellen.

Dies sind die Hauptmomente aus der Schulgeschichte Berlins bis zum J. 1786. Man erkennt daraus, daß es für dieselbe drei verschiedene Epochen gab. Dreimal versuchte man, der Belehrung den Eingang in die Menge zu verschaffen, aber nur zum letzten Male gelang es damit vollkommen, so daß die Bildung nicht mehr das Eigenthum Einzelner blieb, sondern sich über die Mehrzahl der Bevölkerung ausbreiten konnte. Den ersten Grund zur Anlegung einer gemeinnützigen Schul-

anstalt legte die Reformation. Die Reformatoren selbst drangen, um ihrem Werke eine dauernde Basis zu verschaffen, auf Belehrung des Volkes, damit aus dem, was bis dahin blind geglaubt worden war, eine helle, lebendige und kräftige Ueberzeugung hervorginge, und mit bedeutungsvoller Wahl wurde in Berlin an der Stelle, wo der letzte Franziskanermönch gestorben war, das erste Gymnasium zum grauen Kloster angelegt. Leider wurde freilich diese Anstalt, so wie die des Joachimsthalischen Gymnasiums, von der Ungunst der Zeiten zerstört. Der dreißigjährige Krieg erschöpfte die materiellen und intellectuellen Kräfte des Landes so sehr, daß man einer völligen Auflösung des Schulwesens nicht widerstehn konnte. Die zweite Epoche beginnt somit vom großen Kurfürsten, der auch darin groß und bewunderswürdig dastand, daß er die Intelligenz seines Volkes und namentlich seiner Hauptstadt zu heben eifrigst bestrebt war. Was er eingeleitet und gegründet hatte, wurde leider diesmal ein Raub des Friedens, wie die ersten Schulanlagen ein Raub des Krieges geworden waren. Die Regierung Friedrichs I. beförderte eine prunkhafte Ostentation, die dem Floskel- und Phrasenwesen Thür und Thor öffnete und die Friedrich Wilhelms I. erhob sogar eine plumpe Ignoranz zum Gesetz. Woran indessen die Schulen bis dahin, wie an einem unheilbaren Schaden gekrankt hatten, der Wurm, der sie selbst bei scheinbarer Blüthe im Innern zernagte, wurde erst durch die Zeit Friedrichs II. getödtet und ihnen dadurch eine unvergängliche Existenz verbürgt. Es war ihre Abhängigkeit von der Geistlichkeit. Ob ein Lehrer reformirt oder lutherisch war, ob die Schüler zu dieser oder jener Parochie gehörten, das waren die wichtigen Punkte, um die es sich bei der Aufnahme gehandelt hatte, und bei der völlig exaltirten Theilnahme, die die Patronen, Stifter und Beschützer der Anstalten an diesen Dingen nahmen, konnte man sich zu keiner Auskunft vereinigen. Der Streit zwischen den beiden Sekten der protestantischen Kirche, der das Hauptinteresse der beiden ersten Jahrhunderte nach der Reformation ausmachte, und die große Wichtigkeit, welche man den theologischen Angelegenheiten ganz ausschließlich zugestand, waren denn auch die Ursache, weshalb man den Schülern nicht frühe genug die Dogmen der Kirche und die Principien der verschiednen Religionslehrer beibringen zu können meinte. Man lehrte die Schüler zu den Zeiten Friedrichs I. schon auf den Berliner Gymnasien über theologische Streitsätze disputiren, damit es ihnen später gar nicht an Stoff oder Uebung dazu fehlte und die Litteratur der beiden ersten Jahrhunderte nach der Reformation, so unendlich arm an Werken der Kunst und Wissenschaft, bietet eine ungeheure Ablägerung von theologischen Streitschriften, ein trauriges Zeugniß für die Geistesarmuth jener Zeiten. Dies war die Folge einer Schulbildung, der man, wie unsrer Zeit nicht mit Unrecht der Vorwurf gemacht ist, sie bilde nur Philologen, mit Recht nachsagen kann,

sie habe nur Theologen hervorgebracht. Erst zu der Zeit Friedrichs des Großen, wo man, des langen Streites überdrüßig, sich überhaupt von diesen Dingen abwandte und ergiebigere Felder für geistige Bearbeitung aufsuchte, wurde es möglich, den Schulen eine andere Gestalt zu geben, und den Stand der Schulmänner, der bis dahin beinahe der öffentlichen Verachtung preisgegeben war, zu Ehren zu bringen. Die Pastoren, Kantoren und Küster wurden jetzt auf einzelne Unterrichtsstunden beschränkt und die Leitung der Gymnasien Männern übergeben, die eine umfassendere Bildung gewonnen hatten, und daher im Stande waren, die Methode zu reformiren und den Grund zu einer Einrichtung zu legen, die sich zum Segen des Geschlechtes jetzt nahe an hundert Jahre erhalten hat.

Die Geistlichkeit, die sich auf diese Weise von der Leitung des öffentlichen Unterrichtes ausgeschlossen sah, befand sich überhaupt zur Zeit Friedrichs II. in einer sehr prekären Stellung, deren Mißliches ihr von Tag zu Tage klarer wurde. Der König befahl am 3. Juli 1740, unmittelbar nach seiner Thronbesteigung, dem Staatsminister v. Brand und dem Consistorialpräsidenten v. Reichenbach, daß sie alle evangelischen Prediger vor sich kommen lassen und ihnen bekannt machen sollten, er habe aus höchst eigner Bewegung beschlossen, den evangelisch-lutherischen Predigern in seinen Landen frei zu stellen, ob sie die von Friedrich Wilhelm I. abgeschafften Kirchenkleidungen und Ceremonien wieder anlegen und gebrauchen wollten, oder nicht. Er erklärte zugleich durch alle Consistorien in seinen Landen, daß er das von seinem Vorgänger desfalls erlassene Verbot (vergl. Th. II. S. 531) aufgehoben habe. Diese Nachricht verbreitete namentlich in Berlin die lebhafteste Freude. Die Prediger der Kirchen zu St. Nikolai, St. Mariä und St. Georg, die sich dem Verbot nur höchst ungern gefügt hatten, führten die abgeschafften Kleidungen und Gebräuche sogleich wieder ein und als der Probst Rolof bei der Nikolaikirche zum ersten Mal wieder in seiner alten Kleidung auf der Kanzel erschien, pries er laut die Allmacht Gottes, der das Herz des Königs zu so frommen Entschließungen gewandt hätte. In wenig Wochen zeigte sich indessen, daß es dem Könige keinesweges darauf ankam, irgend einer Glaubensmeinung besondern Vorschub zu thun, sondern, daß er überhaupt die positive Religion, sie mochte sich unter einer Form zeigen, unter der sie wollte, völlig unangetastet ließ, weil er von allen Arten derselben gleich wenig hielt. Am 22. Juni 1740 wurde ihm vom Consistorium berichtet, daß man wegen der römisch-katholischen Soldatenkinder, besonders zu Berlin, römisch-katholische Schulen angelegt hätte, die aber zu allerhand Inkonvenienzen Anlaß geworden wären und namentlich dazu Gelegenheit gegeben hätten, daß manche Protestanten, wider den ausdrücklichen Befehl des verstorbenen Königs vom 16. November 1732, zum Katholi-

cismus übergegangen wären. Das Consistorium fragte daher an, ob diese Schulen noch ferner bestehen sollten, oder welchen Bescheid sie dem Generalfiskal zu ertheilen hätten? Der König schrieb an den Rand der Vorstellung: „Die Religionen müssen alle tolerirt werden und muß der Fiskal nur das Auge darauf haben, daß keine der andern Abbruch thue, denn hier muß jeder nach seiner Façon selig werden." In Folge dessen gründete Friedrich II. auch eine selbständige katholische Gemeinde in Berlin. Er hatte nämlich den Katholiken, die bis zum Jahre 1746 hier nur eine Kapelle besaßen, um den Aufbau der katholischen Kirche zu befördern, nach und nach immer größere Vergünstigungen gegeben. Als indessen die Kirche im J. 1773 feierlich eingeweiht wurde und Katholiken die ihnen vom Könige bewilligten Kirchenrechte ausübten, so wurden dennoch die jura stolae und Parochialrechte von den evangelischen Geistlichen der Parochien, in denen ein Katholik wohnte, verlangt und der Staatsrath entschied am 15. Juni 1778, daß die Katholiken schuldig wären, dieselben zu entrichten. Diese beschwerten sich dagegen beim Könige und jener befahl: „daß die katholische Gemeinde der St. Hedwigskirche zu Berlin von allem Parochialzwang der Geistlichkeit andrer Glaubensgenossen befreit bleiben und ohne Rücksicht auf ihre zu protestantischen Kirchsprengeln gehörigen Wohnungen, eine eigne Parochie ausmachen sollte."

Diese Toleranz übte der König aber nicht nur gegen die drei genannten Religionsformen aus, in welche sich ganz Deutschland getheilt hatte, sondern er statuirte auch jede Art von Sektirern, so lange sie nicht die öffentliche Ordnung störten. In Breslau gestattete er den griechischen Christen eine Kirche, die Unitarier im preußischen Litthauen erhielten von ihm die Erlaubniß, ihr Bethaus in ein förmliches Gotteshaus verwandeln zu können, die Schwenkfelder rief er im J. 1742 durch ein eignes Edikt nach Schlesien und seinen andern Ländern zurück, die Hussiten fanden in demselben Jahre Aufnahme, der Brüderunität ertheilte er im J. 1746 eine Generalconcession und stellte die Conferenz ihrer Aeltesten unmittelbar unter seinen Schutz; überhaupt konnte ein jeder in religiösen Dingen thun und glauben, was er wollte, ohne deshalb irgend eine Beeinträchtigung zu erleiden. So wurde ein Zimmermann, Namens Bürgel, der im Jahre 1743 in seinem Hause vor dem Frankfurter Thore öffentliche Zusammenkünfte und Betstunden hielt, bei dem Könige, da er sich durch die Behörden nicht davon abbringen lassen wollte, denunzirt, und deshalb vom Staatsminister v. Happe angefragt, ob man ihn in Verhaft nehmen sollte? Der König antwortete darauf: „Wofern er nichts thut wider die Gesetze und guten Sitten, soll man ihn machen lassen." Am ausführlichsten sprach Friedrich II. seine Meinung über diese Dinge bei folgender Gelegenheit aus. Ein Krämer, Namens Göttling, zu Großensalza im Herzogthum Magdeburg,

der mit seiner Frau zur Brüderunität gehörte, schickte seine Tochter zur Erziehung nach Großkrausche in Schlesien zur dortigen Brüdergemeinde. Man sagte nun, sie sei außerhalb der Königl. Länder und das Consistorium verordnete, daß die Eltern zur Herbeischaffung ihrer Tochter angehalten werden sollten. Der Vater beschwerte sich darüber beim Oberconsistorium und die Sache kam vor den König. Dieser ertheilte am 7. August 1756 folgende Cabinetsordre:

„Daß gedachter Krämer angehalten wird, seine außerhalb Landes gebrachte Tochter wieder herbei zu schaffen, ist ganz recht, nur muß solches mit gehöriger Behutsamkeit und nicht einmal unter dem Namen, sie von der herrenhuthischen Sekte zurückzuhalten, geschehen. Allermaßen überhaupt evitirt werden muß, Leuten, so dieser miserabeln Sekte zugethan, in den Kopf zu bringen, als ob man solche so viel achtete, daß man sie deshalb verfolgte und sie durch Gewalt von ihren Irrthümern zurückbringen wollte, da die Erfahrung durch alle Zeiten gelehrt hat, daß wenn Leute, so in die ridiculsten Irrthümer verfallen, durch Bedruck und Verfolgung zurückgebracht werden sollten, selbige sich um so mehr darin opiniatriret haben, in völligen Fanaticismum verfallen sind, dadurch aber auf die Fantasie gerathen, als ob doch etwas Sonderliches unter dergleichen Sekten stecken müsse, weil man solche nicht anders als durch Gewalt zu reprimiren wisse. Wogegen aber, wenn man dergleichen Leute und ihre Sekte meprisiret und gethan hat, als ob sie nicht einmal einiger Attention werth, und Leute wären, die ehe Mitleiden als Haß verdienten, dabei aber nur darauf gesehen hat, daß die Häupter der Sekte das Land meiden, die andern aber sich als Bürger und Unterthanen aufführen müssen, solche sich endlich ihrer Thorheit geschämt haben, und entweder selbst zurückgekommen sind, oder doch andern keine Impression gemacht und keinen weitern Zuwachs noch Anhang gefunden, mithin endlich unvermerkt aufgehört haben. Nach diesem Prinzipio habt ihr also in obermeldtem und andern dergleichen Fällen zu verfahren, auch die magdeburgische Regierung zu ihrem Verhalten zu instruiren."

Der König trieb aber seine Gleichgültigkeit in Religionssachen noch weiter und schwächte dadurch nicht selten das Ansehn seiner eignen Behörden. Er gestattete nämlich meistens den Gemeinden, sich einen Prediger zu wählen, so sehr auch dadurch die Patronatsrechte hie und da geschmälert wurden. Dies Verfahren bewirkte namentlich auf dem Lande oft die größten Unordnungen und führte wahrhaft anarchische Zustände herbei. Die Gemeinden, welche in der Regel mit ihren Bittschriften für irgend einen Kandidaten günstig vom Könige beschieden wurden, ließen sich durch Bier und Branntwein, durch Versprechungen und Bedrohungen der Magistratspersonen, der Beamten oder gar ihres Schulzen zur Unterschrift von Suppliken bewegen, die sie dem Könige

einreichten. Sie ließen sich auch Geschenke geben, die Nachlassung gewisser Lieferungen und Dienste, die sie dem Prediger zu leisten schuldig waren, versprachen, andre wurden durch die Bitten der Witwe des verstorbenen Predigers bewogen, sich einen Kandidaten auszubitten, der entweder jene oder doch ihre Tochter heirathen und ihr im Predigerhause eine Wohnung einräumen wollte, noch andrer unlauterer Gründe zu geschweigen. In der Regel theilte sich die Gemeinde in mehre Parteien, die mit ihrem Kandidaten an der Spitze, alle Umtriebe in Bewegung setzten, die bei dergleichen Wahlen gewöhnlich sind. Gleichwohl fiel die Antwort des Königs, wenn man ihn fragte, wer die Stelle haben sollte, selten anders aus, als daß er an den Rand der Vorstellung schrieb: „den die Gemeinde zum liebsten haben will" oder: „der Beste; ich kenne die Chekers nicht," oder: „den Fasen, welchen sie haben wollen." Dadurch entstanden denn kostspielige Untersuchungen, die der Gemeinde sehr zur Last fielen. Ein sehr merkwürdiger Fall dieser Art kam bei der hiesigen Brüdergemeinde vor, zu der sich die Böhmen bekannten, die sich seit dem J. 1732 in Berlin und Rixdorf angesiedelt hatten. Es entstanden zu Anfang der Regierung Friedrichs II. Unruhen unter ihnen und sie theilten sich in drei Parteien, von denen die stärkste aus 179 Familien bestand. Diese hatte einen Prediger, Namens Schulz, der sie aus der Ober-Lausitz nach Berlin geführt hatte und ein Freund des Grafen Zinzendorf war. Er wohnte in Rixdorf. Als nun die Predigerstelle bei der Hospitalkirche zu St. Gertrud in Berlin erledigt wurde, berief der Magistrat als Patron einen Kandidaten, der auch ordinirt ward. Jene Abtheilung der böhmischen Gemeinde plagte aber den König so lange mit ihren Bittschriften, bis er am 3. Februar 1745 den Prediger Schulz zu Rixdorf zum Hospitalprediger in Berlin machte. Nachdem dieser gestorben war, kamen die Böhmen mit einer Bittschrift ein, in der sie den König um freie Wahl für Besetzung der Predigerstelle angingen. Der Magistrat stellte dagegen aufs Neue vor, daß ihm als Patron das Recht der Wahl zukäme, und der König entschied anfänglich für den letzteren. Da aber auch die Böhmen aufs Neue supplicirten, so versprach ihnen der König: „er wolle ihnen gerne willfahren, wenn sie sich einen vernünftigen und friedfertigen Menschen, der keine sektirische Religionsprinzipien habe, zu ihrem Prediger erwählten, und in diesem Fall wolle er die Wahl bestätigen." Die Gemeinde zu Rixdorf und Berlin berief nun am 24. April 1753 Zacharias Gelinek, der einige Jahre Schulzens Gehülfe gewesen war. Da sie aber unter sich uneins waren, so bekamen auch zwei andre Kandidaten, Großmann und Jäschke, von ihnen Vocationen. Alle drei fingen an, zu trauen und zu taufen und wurden deshalb 1755 bei dem Magistrat verklagt, der es dem Ober-Consistorium meldete. Der Staatsminister von Dankelmann machte dem Kö-

nige davon Anzeige, „daß eine Anzahl Familien unter den böhmischen Colonien sich eigenmächtig drei Lehrer ihrer Sekte von auswärtigen Oertern zur Verrichtung der Ministerial-Handlungen und Besorgung des Gottesdienstes in ihren Versammlungen nach Berlin berufen, die aber weder den Eid der Treue geleistet hätten, noch zu ihrem Amt approbiret und confirmiret wären. Es wollten auch diese Leute und ihre Lehrer in Kirchensachen von keiner Subordination wissen, noch sich darin den Landesgesetzen unterwerfen, sondern stünden in dem Glauben, daß sie nur den von dem Grafen von Zinzendorf dependirenden Bischöfen unterworfen wären. Diese Unordnung ziele auf Schwärmerei ab und könne mit der Zeit nicht ohne bedenkliche Folgen sein. Es hinge daher von des Königs Befehl ab, ob diesen eigenmächtig bestellten Lehrern erlaubt sein sollte, die Actus ministeriales zu verrichten, oder ob ihnen dies, wie den Römisch-Katholischen, untersagt werden sollte?" — Der König schrieb an den Rand: „Sie können thun, was sie wollen, wenn sie nur nichts gegen die Landesgesetze und guten Sitten lehren." Verglich man nun mit diesem Verfahren die schriftlichen und mündlichen Aeußerungen des Königs, hörte man, daß der Kreis seiner intimsten Freunde und unter ihnen Voltaire an der Spitze, seine Lieblingsbeschäftigung darin setzte, eine geoffenbarte und positive Religion, in jeder Gestalt lächerlich zu machen, und die Geistlichen entweder als Schwachköpfe oder als Betrüger zu bespötteln, so konnte Niemanden entgehn, daß es dem Könige, wie er selbst oft gestand, an der ersten aller Voraussetzungen zur Religiosität, an dem Glauben, gänzlich fehlte. Er ging aber noch weiter. Er trug seinen Unglauben so sehr zur Schau, daß er z. B. aus seinem Titel das Prädikat „von Gottes Gnaden" wegließ und befahl, sich desselben fernerhin nicht mehr zu bedienen. Den öffentlichen Gottesdienst besuchte er, wie Herr Professor Preuß (Friedrich der Große, Thl. I. S. 87. Anm. 4.) berechnet hat, während seiner 46jährigen Regierung im Ganzen nur neunmal, und auch dies geschah fast nur bei äußerlichen Veranlassungen und Festlichkeiten. Das letzte Mal kam am 22. December 1757 vor, in Breslau. Dies Beispiel wirkte denn nun bei der großen Bewunderung, die man dem Könige sonst zollte, nicht vortheilhaft auf seine Zeitgenossen. Man befand sich überhaupt in der Periode des Skepticismus. Alles, was bis dahin durch das Herkommen geheiligt war, wurde angegriffen, zum Theil geschmäht und herabgesetzt und man richtete, als wollte man sich für den Druck früherer Geistesdespotie an dem Klerus rächen, die schärfsten Pfeile der Verachtung, ja der Verleumdung gegen die Geistlichen. Diese Zeit kam sich in der Beschäftigung mit Verstandessachen, die ihr etwas Neues waren, so unglaublich klug und weise vor, daß sie des Gemüths überhaupt entrathen zu können meinte. Der Glaube, die Ahnung und jene gewaltigen Seelenkräfte, die den Grund des

menschlichen Herzens bilden, waren auf eine Zeit lang wie gelähmt, die Phantasie selbst mit ihren Wundern und Mährchen, mußte sich vor der nüchternen Zweifelsucht zurückziehn, die ihre Spiele mit einem mitleidigen Lächeln verachtete. Wie es nun aber zu geschehen pflegt, daß minder starke Geister am liebsten die Auswüchse und Unarten großer Charaktere annehmen oder nachäffen, so verführte die Freigeisterei des Königs auch einen guten Theil seiner Unterthanen zum Unglauben, die zu jener Richtung mehr durch die Schwäche als durch die Stärke ihres Verstandes hingezogen wurden.

Die Verachtung, die der König den Geistlichen zeigte, hatte indessen noch eine andre Folge, welche sie einigermaßen für den Abbruch, den er ihnen that, entschädigte. Sie erweckte nämlich bei den Billigdenkenden das Mitleid und sogar eine Art von Opposition. Man mochte von den Meinungen des Königs so viel annehmen, als man wollte, so konnte doch Niemand leugnen, daß er in der Aeußerung derselben oft rücksichtslos verfuhr und dadurch mehr Schaden als Gutes stiftete, indem er Erbitterung bewirkte, wo er hätte untersuchen und belehren können. Es fehlte auch nicht an Leuten, die sich gerade um so fester an die Ueberlieferung des herkömmlichen Glaubens anschlossen, je mehr sie fürchteten, daß man ihn untergraben könnte, und da sich zu dieser Zeit, zum Glück für unsre Stadt, hier einige sehr achtbare, zum Theil berühmte Geistliche, befanden, unter denen wir nur Spalding, Teller, Sack und Erman nennen, die durch ein kluges Nachgeben ihre Würde behaupteten und sich den allgemeinen Ueberzeugungen anzunähern versuchten, so erhielt sich, trotz dieser Meinungswechsel, dennoch der kirchliche Sinn in vielen Familien auf eine beinahe überraschende Weise.

Die Gelegenheit, bei welcher sich dies aussprach, führte die Einführung eines verbesserten Gesangbuches herbei, welche im J. 1780 von dem Ober-Consistorium versucht wurde. Bis dahin hatten sich die Gemeinden des Porstschen Gesangbuches bedient, welches in der That in manchen Stücken wohl einer Emendation bedurfte. Der Ausdruck in den Liedern war hie und da so plump oder unwürdig, daß man dergleichen wohl nicht singen konnte, ohne zu lächeln, vorausgesetzt, daß man auf die Worte achtete. So lautete der zweite Vers in dem Liede: „Herr! ich will gar gerne bleiben, wie ich bin, dein armer Hund" folgendermaßen:

„Hündisch ist mein Zorn und Eifer,
Hündisch ist mein Neid und Haß,
Hündisch ist mein Zank und Geifer,
Hündisch ist mein Raub und Fraß,
Ja, wenn ich mich recht genau,
Als ich billig soll, beschau,

Halt ich mich in vielen Sachen,
Aerger als die Hund es machen."

Das alte Testament mit seiner orientalischen Gluth hatte auch zu mancherlei Metaphere Anlaß gegeben, die in einer Zeit, wo man anfing, ein Arges davon zu haben, die Erbauung nicht befördern konnten. Es kommen Beschreibungen von dem himmlischen Bräutigam darin vor, die etwas stark an Sinnlichkeit streiften. So hieß es in einem Liede:

Wie strahlen die lieblichen Augen von ferne,
Sie funkeln so helle, wie himmlische Sterne.
Die Backen sind Beete mit Würze besetzet.
Die Lippen sind Rosen mit Myrrhen benetzet.
Die Hände, darinnen mein Name gepräget,
Sind über und über mit Türkis beleget,
Die zarten Gliedmaßen sind herrlich geschmücket,
Wie Elfenbein unter Saphiren vorblicket.
Ich muß mich in seinem Beloben verweilen.
Die Beine sind steifer, wie marmelne Säulen,
Gegründet, gespündet auf güldenen Füßen,
Wem wollte sein Anblick nicht Alles versüßen?
Ich hab' ihn, ich halt ihn, ich will ihn nicht lassen,
Ich will ihn umhalsen, ich will ihn umfassen.
Ich will ihn ins Zimmer zur Mutter heimführen,
Da werd' ich erst völlige Gnade verspüren.
Mein Augentrost, meiner Gedanken Lustspiegel!
O! setze mein Seelchen aufs Herze zum Siegel!
Nichts dämpfet, nichts löschet die himmlische Flamme,
Ich folge mit meinen Gespielen dem Lamme.

Noch andere Gesänge waren so hölzern und ungeschickt, daß sie ihrem Verfasser wenig Ehre machten, z. B.

Das Wasser, das muß geben Fisch,
Die läßt Gott tragen zu Tisch,
Eier, von Vögeln eingelegt,
Werden Junge draus geheckt,
Müssen der Menschen Speise sein,
Hirsche, Schaafe, Rind'r und Schwein
Schaffet Gott und giebts allein.

Diese und andere Dinge machten allerdings eine neue Bearbeitung des Porstschen Gesangbuchs wünschenswerth. Die Oberconsistorialräthe Spalding und Dietrich nahmen sich der Sache an und gaben bereits im J. 1765 neue Lieder für den öffentlichen Gottesdienst heraus. Die Unruhe, die dadurch bei den Gemeinden entstand, gab schon zu allerhand Besorgnissen Anlaß. Man murrte und sprach viel von unberufener Ein-

mischung in die höchsten Interessen und dem Aehnliches. Das Oberconsistorium, welches wohl wußte, daß es von dem Könige keine Unterstützung in dergleichen Angelegenheiten zu erwarten hätte, ließ daher funfzehn Jahre vergehn, und nachdem inzwischen mehrere deutsche Fürsten neue Gesangbücher eingeführt hatten, trat man im J. 1780 mit einer völligen Umarbeitung des Porstschen Buches hervor und wollte es im ganzen preußischen Staat einführen. Die Sensation, welche dies, am meisten in Berlin, machte, war unerhört. Man beklagte sich laut über Gewissenszwang, man beschuldigte den Dr. Teller, der bei der Sache mitgewirkt hatte, des Eigennutzes; in einer Bittschrift, die an den König gerichtet wurde, stand unter Andrem, daß die Herren Silberschlag und Ramm zu den wenigen Berlinischen Geistlichen gehörten, die keine schriftwidrigen Reformationen in Kirchen und Schulen vornähmen, man behauptete, das neue Gesangbuch hätte die besten Lieder aus dem früheren weggelassen, die Anzahl der Kirchenlieder verringert, indem die neu hinzugefügten nur nach einer bereits vorhandenen Melodie gemacht wären, die Morgen- und Abendandachten, die Gebete auf die verschiednen Wochentage, die Communionsbetrachtungen wären fortgeblieben und manche vortreffliche alte Lieder durch schlechte Veränderungen entstellt. Diese Klagen waren freilich nicht alle ungerecht. So hatte es in dem früheren Gesangbuche geheißen:

O Lamm Gottes unschuldig
Am Stamm des Kreuzes geschlachtet,
Allzeit erfunden geduldig
Wiewohl du warest verachtet!
All' Sünd' hast du getragen,
Sonst müßten wir verzagen.
Erbarm' dich unser, o Jesu.

Dagegen stand in dem neuen Gesangbuch:

O Lamm Gottes unschuldig
Am Kreuz für uns erwürget
Befunden stets geduldig,
Da du für uns dich verbürget.
Du trugst der Sünden Plagen,
Daß wir nicht dürfen verzagen,
Gieb uns deinen Frieden, o Jesu.

Das alte, schöne Lied: „Befiehl du deine Wege" kam bei dieser Umarbeitung vollends um seine herzerhebende Kraft. Der fünfte, sechste, siebente und zehnte Vers waren ganz weggelassen, ohne daß man namentlich bei dem siebenten einen Grund dazu einsah, der die Worte enthielt:

Auf, auf, gieb deinem Schmerze
Und Sorgen gute Nacht,

Laß fahren, was dein Herze
Betrübt und traurig macht.
Bist du doch nicht Regente,
Der Alles führen soll:
Gott sitzt im Regimente
Und führet Alles wohl.

Andre Verse, wie der zweite, waren durch die Veränderung sehr geschwächt. So hieß es in der letzten Hälfte:

Mit Sorgen und mit Grämen
Und mit selbst eigner Pein
Läßt Gott ihm gar nichts nehmen;
Es muß erbeten sein.

Das neue Gesangbuch gab dafür sehr steif und gezwungen:

Gott läßt durch Sorg' und Grämen
Und selbst gemachte Pein
Sich keine Wohlthat nehmen
Sie muß erbeten sein.

Bei der kritischen Richtung der Zeit wurde dies Alles aufgenommen und lebhaft besprochen. Die Versuche einzelner Prediger, neue Lieder singen zu lassen, vermehrte die allgemeine Gährung. Endlich vereinigten sich vier Berliner Gemeinden und reichten am 18. Januar 1781 eine Supplik gegen das neue Gesangbuch bei dem Könige ein. Sie erhielten darauf den eigenhändigen Bescheid: „Ein jeder kann bei Mir glauben was er will, wenn er nur ehrlich ist. Was die Gesangbücher angeht, so steht einem Jeden frei, zu singen: „Nun ruhen alle Wälder" oder dergleichen dummes und thörigtes Zeug mehr."

Wenn schon diese Vorgänge das Publikum Berlins in eine lebhafte Bewegung setzten, so ging diese doch bald vorüber, denn die ganze Zeit hatte wesentlich eine andre Richtung genommen. Man hing nicht mehr so ausschließlich an theologischen und kirchlichen Streitigkeiten wie früher; die meisten glaubten genug gethan zu haben, wenn sie nach besten Kräften lärmten und tobten, und am Ende fand sich, daß diejenigen am meisten Aufhebens von der Sache gemacht hatten, die die schlechtesten Kirchengänger waren. Der Indifferentismus gegen religiöse Angelegenheiten kehrte bald zurück und man wandte sich der Wissenschaft und den Künsten zu, die diese Zeit beinahe als ihr ausschließliches Eigenthum betrachtete. So wenig ihr nun auch der Ruhm, die höhere Geistesbildung aus dem Staube erhoben und zu Ehren gebracht zu haben genommen werden soll, so sehr würden wir doch unsrer Ueberzeugung widersprechen müssen, wenn wir, mit andern Schriftstellern, behaupten wollten, daß man in der Verfolgung dieses Weges überall die richtige oder wohl gar allein zu billigende Straße gegangen wäre. Weder versuchte es der König, aus der Entwickelung des Nationalgeistes die

Blüthen und Früchte hervorzulocken, welche er zu treiben fähig und willig war, noch war das Ergebniß der eingeschlagnen Richtung für tiefere Anforderungen befriedigend. Friedrich II. hatte kaum den Thron seiner Väter bestiegen, als er mit dem Gedanken umging, eine Akademie der Wissenschaften zu gründen. Es befand sich bereits eine solche in Berlin, deren Stifter Leibnitz gewesen war, ein Mann, von welchem Friedrich selbst nicht mit Unrecht sagte, daß er allein im Stande war, eine gelehrte Gesellschaft durch die Tiefe und Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse zu vertreten. Wenn schon nun die von Leibnitz gestiftete Sozietät der Wissenschaften durch die Regierung Friedrich Wilhelms I. sehr heruntergekommen und beinahe aufgelöst war, so hätte man doch wohl erwarten können, daß bei der Erneuerung dieser Gesellschaft auf die Tendenz Rücksicht genommen werden würde, die ihr ursprünglich zum Grunde lag und daß der bescheidene Anspruch, die deutsche Sprache und Litteratur dabei nicht zu vergessen, einige Berücksichtigung erfahren hätte. Dies lag aber keinesweges in der Absicht des Königs. Da er im Ganzen die deutsche Nation für ein träges und geistesarmes Volk hielt, so fiel es ihm nicht von Weitem ein, sich nach deutschen Gelehrten umzuthun, oder ihnen als solchen auch nur irgend eine Vertretung in der Akademie zu gestatten, sondern sein ganzes Bestreben ging dahin, Ausländer und namentlich Franzosen anzuwerben, um dem neuen Institut durch die berühmtesten Namen Europas sogleich einigen Glanz zu geben, ein Aufwand, der freilich öfters den geringen innern Gehalt verdecken mußte. Maupertius, Vaucanson, Algarotti, Gravesande und Euler waren die ersten, welche der König zur Gründung seiner Akademie einlud. Sie kamen und versammelten sich, da die Zeitumstände einer förmlichen Einrichtung noch nicht günstig waren, mit mehren Freunden der Wissenschaft aus dem Kreise der höheren Hof- und Staatsbeamten, unter dem bescheidnen Namen einer Societé litéraire bei dem Feldmarschall Grafen v. Schmettau und dem Staatsminister v. Borcke, indem sie sich gegenseitige schriftliche Mittheilungen machten. Sie faßten ein Reglement in französischer Sprache ab, der sie sich ebenso in ihren Versammlungen bedienten und auf Befehl des Königs wurde gegen das Ende des J. 1743 eine Commission niedergesetzt, um die alte königl. Sozietät und die neue gelehrte Gesellschaft unter dem Namen einer Königl. Akademie der Wissenschaften zu vereinigen. So entstand zu Ende des Monats Januar 1744 die académie des sciences et belles lettres, deren Organisation der erste Präsident Maupertius nach dem Muster der Pariser Akademie besorgte Er erhielt in dieser Stellung 3000 Th. Gehalt, und im April 1747 den Orden pour le mérite, eine Auszeichnung, die unter den Litteraten von Fach nur noch Voltaire und Algarotti zu Theil geworden ist. Jordan wurde Vicepräsident, v. Jariges beständiger Secretair. Dieser gab sein Amt 1748 auf und

ihm folgte Formey, der es bis zum J. 1797 behielt. Zu Curatoren der Akademie ernannte der König den Feldmarschall v. Schmettau, den Staatsminister v. Gotter, den Freiherrn v. Viereck und den Herrn v. Borcke. Er selbst behielt sich das Protectorat vor. Die ordentlichen Mitglieder, an der Zahl 24, übernahmen die Verpflichtung, jährlich eine oder zwei Abhandlungen auszuarbeiten und zum Vortrag zu bringen. Sechszehn Plätze blieben für vornehme königliche Hof- und Staatsbeamte bestimmt, die den Titel von Ehrenmitgliedern erhielten. Als bestimmte Einnahme blieb der Akademie nach wie vor das sehr einträgliche Privilegium des Kalenderverkaufs, wovon sie bis zum J. 1783 20,500 Thlr. von dort bis zum J. 1789 aber 23,600 Thlr. Pacht erhielt.

Die so zusammengesetzte Gesellschaft versammelte sich zum ersten Mal am 23 Januar 1744 auf dem königlichen Schlosse, wo sie auch bis zum J. 1752 blieb, denn im August 1742 war die ganze Vorderseite des königlichen Marstalles mit allen kostbaren Sammlungen an Antiquitäten, Gemälden, Kupferstichen und Zeichnungen, die der Kunstakademie gehörten, bis auf den Grund abgebrannt und es dauerte bis zum J. 1752, daß die Akademie am 1ten Juni d. J. ihre Sitzungen in dem neu erbauten Local beginnen konnte. Bei jener ersten Zusammenkunft im J. 1744 wurden die neuen Statuten vorgetragen, welche bald hernach noch durch ein königliches Reglement einige Abänderung erlitten. Die Akademie zerfiel nach denselben in vier Klassen, eine jede von sechs Mitgliedern, die sich mit Physik, Mathematik, Philosophie und Philologie beschäftigen sollten. Die vier Directoren derselben, der Sekretair und Bibliothekar sollten die Herausgabe der Memoiren besorgen. Am Stiftungstage, unmittelbar vor dem Geburtstage des Königs sollten die Preisschriften, die auf öffentlich gestellte Fragen eingegangen wären, mit einem Preise von 50 Dukaten gekrönt werden. Im J. 1747 wurde zu diesem Zweck eine Denkmünze von Hedlinger geprägt. Ein zweiter Preis, gleichfalls von 50 Dukaten, wurde 1770 bei der Akademie gestiftet und alle vier Jahre ausgetheilt. Er rührte aus dem Vermächtniß des Geheimraths Eller, ersten Leibarzt des Königs, her. Sehr bezeichnend für die Tendenz des ganzen Instituts ist noch der Umstand, daß auch alle Abhandlungen, welche von Mitgliedern der Akademie in deutscher Sprache gelesen worden waren, ins Französische übersetzt werden mußten, um in die Denkschriften derselben aufgenommen zu werden.

Die Akademie versammelte sich nunmehr alle Donnerstage privatim und zweimal im Jahre öffentlich, um ihre gelehrten Arbeiten zu beginnen. Einer ihrer thätigsten Mitarbeiter war der König selbst. Er verfertigte nicht nur eine Ode, die die Erneuerung der Akademie zum Gegenstand hatte, sondern ließ auch eine Menge von einzelnen Abhandlungen philosophischen und historischen Inhalts, wie mehre Denkschriften auf berühmte Mitglieder der Akademie und des königlichen Hauses darin

durch seine Secretaire Jordan, Darget, und Thiébault öffentlich vorlesen. Die merkwürdigste unter diesen Denkschriften war ohne Zweifel die auf Voltaire, welche er im J. 1778 schrieb. Der König befand sich gerade während des baierschen Erbfolgekrieges in Böhmen, als er die Nachricht erhielt, daß Voltaire, welchen Necker nach Paris zurückgerufen hatte, unter dem Jubel des Volkes, das ihn auf der Bühne bekränzte, gestorben sei. Er schrieb daher sogleich seine éloge de Mr. de Voltaire und brachte darin dem Manne, den er sein ganzes Leben hindurch als den ersten Schriftsteller aller Zeiten verehrt hatte, den letzten Zoll seiner höchsten Bewunderung. Er that indessen noch mehr zu seinem Andenken. Die Pariser Geistlichkeit versagte ihrem heftigsten Gegner ein Grab an geweihter Stätte. Da befahl der König, daß für Voltaire ein feierliches Seelenamt in der katholischen Kirche zu Berlin gehalten werden sollte, dem die Akademie in corpore beiwohnte. „Ich habe zwar" schrieb er darüber an d'Alembert „keinen Begriff von der Unsterblichkeit der Seele, aber für die seinige soll man eine Messe lesen." Die Berliner Bibliothek erhielt einen schönen Gypsabguß der berühmten Houdonschen Büste von Voltaire, während in dem Versammlungssaal der Akademie dieselbe in Marmor aufgestellt wurde. Einen Kupferstich „Voltairs Apotheose" ließ der König noch außerdem in Paris arbeiten und verschenkte ihn an einige Mitglieder der Akademie.

Maupertius behielt, wie wir oben erzählten, seine Präsidentenstelle nicht lange. Nachdem er gestorben war, besetzte der König dieselbe nicht wieder. Er bot sie d'Alembert an. Als dieser sie ablehnte, erklärte er sie so lange aufbewahren zu wollen, bis es ihm gefiele, sie anzunehmen, und da dies nicht geschah, so verwaltete der König dies Amt allein und berief die neuen Mitglieder der Akademie selbst. So kam an Eulers Stelle, der im J. 1766 abging, la Grange aus Turin und um dieselbe Zeit wurde de Castillon aufgenommen. Friedrich gab sich ebenfalls alle Mühe, Haller in seine Staaten zu ziehn, der damals als Physiolog den ersten Platz in Europa einnahm, doch dieser war merkwürdiger Weise zu streng orthodox, um mit einem Freigeist von solcher Größe wie der König war, in ein näheres Verhältniß treten zu wollen. Nicht besser gelang es ihm mit Heyne und Michaelis. Unter den Ehrenmitgliedern der Akademie steht billig die Kaiserin Katharina v. Rußland obenan, welche am 21. Jan. 1768 aufgenommen wurde. Außerdem zählte man dazu eine Menge von vornehmen Personen, die nach dem Ruhm von Beschützern und Beförderern der Wissenschaft strebten, wie denn auch selten eine politische Notabilität in Berlin einsprach, ohne daß sie der litterarischen ihren Besuch abstattete, und den Sitzungen der Akademie beiwohnte. Dies geschah nicht nur von Fürsten, wie von dem Großfürsten Petrowitz von Rußland, sondern auch von hochstehenden Frauen wie von der Königin von Schweden und andern, und es ist nicht zu

leugnen, daß diese Sitte für die Aufnahme der Wissenschaften höchst förderlich geworden ist. Das große Gewicht, welches der von ganz Europa bewunderte Monarch auf seine Akademie legte, machte auch andre hochstehende Personen darauf aufmerksam, daß rein wissenschaftliche Institute, ohne eine in die Augen fallende, praktische Tendenz zu haben, der höchste Schmuck eines Thrones sind.

Ein solches war die Akademie nach der Absicht ihres Stifters. Sie war nicht dazu da, um specielle Zwecke zu verfolgen oder handgreiflichen Vortheil zu gewähren, sie war vielmehr dazu gegründet, um die Aufgabe, welche sich jene Zeit gestellt hatte, die Aufklärung im Allgemeinen zu befördern. Ihre berühmteren Preisfragen waren daher meistens philosophischer Art und die Behandlung derselben nicht streng systematisch sondern raisonnirend. Man stellte Untersuchungen über den Einfluß der Sprache auf die Meinungen und umgekehrt der Meinungen auf die Sprache an, bei welcher Gelegenheit Michaelis den Preis davon trug. Ein anderes Thema handelte über den Ursprung der Sprache und bei dieser Gelegenheit entstand Herders berühmte Abhandlung. Von dieser unverfänglichen Art waren die meisten Themata. Das ungeheuerste Aufsehn machte es daher, als die Akademie auf Befehl des Königs, welchen d' Alembert dazu veranlaßt hatte, im J. 1780 die Preisfrage aufstellen ließ: „Kann irgend eine Art von Täuschung dem Volke zuträglich sein, sie bestehe nun darin, daß man es zu neuen Irrthümern verleitet, oder die alten eingewurzelten fortdauern läßt?" Es liefen nicht weniger als 42 Abhandlungen ein. Alle Welt war gespannt, wie die Akademie Friedrichs des Großen sich in diesem bedenklichem Falle aussprechen würde. Sie zog sich indessen noch schlau genug aus dem Handel, indem sie den Preis zwischen zwei Abhandlungen theilte, deren eine die Frage bejahte, die andere sie verneinte. Das Resultat blieb also unbestimmt.

Die Akademie hatte, wie wir oben berichteten, von ihrer Entstehung an, den ausschließlichen Debit des Kalenderwesens. Da sie diese Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehn lassen wollte, um die Begriffe des Volkes aufzuklären, so versuchte sie es, mit der Einrichtung dieser Bücher eine Reform vorzunehmen. Die damaligen Kalender waren eine Art von Orakeln für den gemeinen Mann. Er fand in ihnen nicht nur das Wetter auf jeden Tag vorherverkündigt, sondern auch die sogenannten Aspekten, d. h. die Konstellation der Planeten mit ihrem Einfluß auf das menschliche Thun und Treiben; besonders rathgebend erwiesen sich aber diese sibyllinischen Bücher durch die sogenannten Erwählungen, d. h. die Angabe der Tage, wenn gut Aderlassen, gut Schröpfen, bös Arzneibrauchen, gut Brechen, gut Schwitzen, gut Purgiren, gut Haarabschneiden, gut Kinderentwöhnen, gut Säen und Pflanzen und gut Baumfällen wäre. Dieser Apparat, welcher eigentlich dem

gemeinen Manne der interessanteste Theil des ganzen Buches war, und nach dem er sein tägliches Thun und Treiben zu regeln gewöhnt war, zog die Verbesserungslust der Akademie auf sich. Ohne vorherige Ankündigung erschien im J. 1779 eine Ausgabe des Kalenders, in deren Vorrede sich die Akademie dahin aussprach, daß sie alle dergleichen abergläubische Dinge weggelassen und an Stelle dessen nützliche und angenehme Sachen zum Unterrichte des Landmannes eingerückt habe. Diese plötzliche Reform hatte aber keineswegs den gewünschten Erfolg. Die Akademie büßte bei dem Verkauf beinahe die Hälfte ihrer sonstigen Einkünfte ein und sah sich genöthigt, die Kalender wieder in ihrer alten Form herauszugeben, aus denen erst nach und nach, sehr allmählich, jene Prophezeihungen verschwanden, wie man denn im J. 1833 noch das Wetter an vielen Stellen angezeigt findet.

Die Akademie konnte indessen einen solchen Ausfall bei ihrer Einnahme schon einmal ertragen, ohne davon bedeutende Nachwehen zu fühlen. Der König hatte ihr zu ihrer Aufnahme im J. 1747 die Censur aller Druckschriften in seinen Landen übertragen und ebenso das ausschließliche Recht, nicht nur sämmtliche Landcharten unter ihrer Aufsicht stechen zu lassen, sondern auch den Verkauf derer zu verbieten, die sie nicht genehmigt hätte. In Folge dessen erschien im J. 1749 ein Seeatlas von dreizehn Blättern nebst einer Instruction und darauf ein Atlas von allen Ländern der Erde in 44 Blättern. Im J. 1751 erhielt die Akademie ebenso das Privilegium für die von Mylius angefangene Ediktensammlung. Außerdem hat man ihr noch die Herausgabe eines Grundrisses von Berlin und dem Thiergarten zu danken.

Die Akademie der Wissenschaften hatte, wie wir oben (Th. II. S. 535) erzählten, dereinst nur dem Umstande ihre Erhaltung zu danken gehabt, daß man dem Könige Friedrich Wilhelm I. den Vorschlag machte, ein medicinisch-chirurgisches Collegium zu stiften und zu diesem Zwecke ein Theatrum anatomicum herzugeben. Die Anstalten zu dem letzteren, welches auf Kosten der Akademie gegründet wurde, wurden im J. 1717 angefangen und das Reglement erschien im J. 1719. Die Absicht des Königs ging dahin, tüchtige Wundärzte für seine Armee zu gewinnen und es wurde daher die Einrichtung getroffen, daß im Winter anatomische Vorlesungen und Demonstrationen gehalten und im Sommer Chirurgie gelehrt werden sollte. Der große Nutzen dieser Anstalt zeigte sich bald und sie wurde daher im Jahre 1724 besonders durch die Bemühung des Professor Buddeus und des Generalchirurgus Holzendorf in das projectirte medicinisch-chirurgische Collegium verwandelt. Dies bestand auch in der Folgezeit fort und erhielt im J. 1754 ein neues Reglement. Das Collegium zählte im Ganzen sechs Professoren, von denen jährlich einer Dekan war. Von ihnen wurden Vorlesungen gehalten über Anatomie, Physik, Osteologie, Chirurgie, Hebammenkunst,

Botanik, Materia medica, Physiologie, Pathologie, Therapie, Chemie und Pharmacie. Die öffentlichen Vorlesungen wurden unentgeldlich im großen Hörsaale vorgetragen. Wer ihnen beiwohnen wollte, mußte eine Matrikel lösen. Außerdem hatten die Professoren noch das Recht, Privatvorlesungen über die genannten Gegenstände zu halten, was sonst einem jeden Andern verboten war. Zum Behufe der Lehrstunden war ein Vorrath vor anatomischen, chirurgischen und physikalischen Instrumenten vorhanden. Der Doktor Henkel erwarb sich ein großes Verdienst um diese Anstalt, indem er derselben seine anatomischen Instrumente und Präparate und 1000 Thlr. Kapital vermachte, von dessen Renten ein Chirurg zwei Studienjahre lang unterstützt werden sollte. Außerdem wurden auf Königliche Kosten sechszehn studirende Pensionaire in diesem Collegium unterhalten. Das Kollegium, welches einen ausgebreiteten Ruf hatte, wurde von Einheimischen und Fremden stark besucht; ja, unter den Studirenden befanden sich viele, die schon auf der Universität gewesen und promovirt hatten, und die Namen von Meckel und Walter, welche zu den berühmtesten Anatomen ihrer Zeit gehörten, verschafften der Anstalt einen weit ausgebreiteten Ruf.

Wenn schon es damals noch keine Universität in Berlin gab, so fehlte es doch nicht an öffentlichen und Privatvorlesungen, welche entweder vom Generaldirectorium veranlaßt oder von einzelnen Gelehrten angekündigt wurden. Zu der ersteren Art gehörten die Vorträge über Forstwissenschaft, Botanik und Naturhistorie, welche der Professor Gleditsch seit dem J. 1770 für angehende Forstmänner las. Ebenso die Vorlesungen, welche seit 1773 über Feldmeßkunst, Baukunst und seit 1778 für eine bestimmte Anzahl von Bergeleven gehalten wurden. Dem Major v. Tempelhoff hatte dagegen der König befohlen, während der Wintermonate einer Anzahl von Infanterieoffizieren Unterricht in der Kriegskunst zu geben. Unter den Privatvorlesungen sind besonders zu nennen: Die Collegien v. Achard über Chemie, Experimentalphysik und Electricität, die von Bode über Astronomie, von Burja über Mathematik, Mechanik, Naturwissenschaften und Geographie, von Klaproth über Chymie, von Moritz über die schönen Wissenschaften und deutsche Sprache, vom Oberbaurath Schulze über Mathematik, Mechanik, Hydraulik und Optik und die von Walter über Hebammenkunst, Anatomie und Physik.

Bei weitem größer war freilich noch die Zahl der Litteraten Berlins, die unter der Regierung des großen Königs ihr goldenes Zeitalter feierten. Fern von jedem Censurzwange, im Besitze eines reichen Zuwachses von Hülfsmitteln aller Art, die zum größten Theil unbenutzt und unbeachtet vorlagen, angeregt durch das Beispiel eines Königs, der selbst zu den größten Schriftstellern seiner Zeit gehört, schoß der Strom der litterarischen Thätigkeit, der dem Versiegen nahe war, aus einer Menge von Quellen aufs Neue hervor und wogte mit majestä-

tischer Größe dem allgemeinen Meere der Erkenntniß und Aufklärung zu. Berlin, wo man unter der Regierung Friedrich Wilhelms I kaum hier und da ein paar Schulschriften, fliegende Blätter und Predigten erscheinen sah, wurde jetzt der Geburtsort der bedeutendsten litterarischen Unternehmungen und der Sammelplatz für sämmtliche geistige Productionen Europas. Hier war unter der Regierung des großen Königs das Forum für die Beurtheilung litterarischer Erscheinungen, hier fanden die verfolgten Autoren ihren Schutz und gastfreie Aufnahme, hier war der Fruchtboden für einheimische Erzeugnisse und das Treibhaus für fremde. Friedrich der Große, der Hort und Beschützer der Denkfreiheit, würde selbst, wenn er nicht den Ruhm eines Helden oder den des größten Staatsmannes errungen hätte, doch schon deshalb unvergeßlich in der Geschichte sein, weil er allein dies kostbare Gut des Menschen, die Freiheit des Gedankens und der Rede, beinahe gegen ganz Europa in Schutz nahm und weit entfernt, seine königliche Würde dadurch gefährdet zu glauben, daß er seine Productionen der Beurtheilung eines Publikums anheimgab, welches erst durch ihn zu denken und zu urtheilen gelernt hatte, setzte er vielmehr seinen höchsten Ruhm darin, einen Platz unter den litterarischen Vorkämpfern seines Jahrhunderts zu behaupten.

Sein Beispiel blieb nicht ohne allseitige Nachahmung, um so weniger, als es nicht etwa darauf abgesehen war, daß einzelne Zweige des menschlichen Wissens, neues Leben erhalten sollten, sondern da man sich nach allen Richtungen hinwandte und ein jeder ungestört dem Triebe folgen konnte, den ihm die Natur in die Brust gelegt hatte. Huldigte der große König doch auch nicht einer vereinzelten Gattung! Im Gegentheil, er war der vielseitigste von allen Autoren seiner Zeit und wenn man ihn hie und da an Gründlichkeit, an Ausführung des Details übertreffen konnte, an Geistesreichthum und Mannigfaltigkeit überbot er alle seine Zeitgenossen. Jede Form war ihm recht, er verschmähte keine, die er seinem Zweck angemessen fand. Prosa und Verse, Operntexte, Epigramme, Episteln, Oden, Lehrgedichte, Epopöen, Dramen sah man eben so ergiebig aus seiner Feder hervorquillen, wie Zeitungsartikel, Streitschriften, Aufsätze, Abhandlungen und Geschichtswerke. Das Thema mochte philosophischen, poetischen oder historischen Gehalt haben, sein Geist wußte ihm die verborgnen Kräfte zu entlocken und in jedem Falle die entsprechende Form dafür zu finden. Es ist daher keine patriotische Rücksicht, sondern vielmehr eine heilige Pflicht, daß wir, da wir jetzt im Begriffe sind, unsern Lesern einen Ueberblick der litterarischen und vorzugsweise der belletristischen Thätigkeit Berlins in der vorliegenden Epoche zu geben, von dem königlichen Autor zuerst sprechen und ihm die Schriftsteller, die sein Beispiel entweder erst hervorrief oder ermuthigte, in den einzelnen Zweigen der Wissenschaft und der Kunst unterordnen.

Den ersten Platz unter den Schriften des großen Königs verdienen seine historischen Sachen. Andere Fürsten, wie auch der Kurfürst Friedrich Wilhelm, hielten sich besoldete Historiographen, die die Verpflichtung übernahmen, die Geschichte des fürstlichen Hauses und der Regierung ihres Herrn und Gönners der Vergessenheit zu entreißen. Die Folge davon war in der Regel, daß man eine Lobschrift statt geschichtlicher Untersuchung, einen Panegyricus statt einer vorurtheilsfreien Darstellung erhielt. Friedrich machte selbst diese Bemerkung, als er zum ersten Mal die Geschichte seines Hauses durchging und daher entstand bei ihm der Plan, sein eigener Geschichtschreiber zu werden. Er schrieb daher zu Anfange seiner Regierung die **mémoires pour servir à l'histoire de Brandebourg**, von welchen die erste durch ihn selbst besorgte Prachtausgabe im J. 1751 **au donjon du château** (auf dem Schloßthurm) erschien. Er benutzte dabei zum Theil die ältern Werke von Lockel, Puffendorf und Hartknoch, zum Theil ließ er sich durch den Grafen v. Podewils und den Herrn von Herzberg Auszüge aus dem Archiv machen. Diese Schrift hat nämlich keinesweges, wie man aus dem Titel vielleicht schließen könnte, die Absicht, die Herrscherfamilie bis an ihren muthmaßlichen Ursprung zu verfolgen und das Schicksal der einzelnen Mitglieder zu erzählen, sie ist nichts weniger als eine königliche Haus- oder Familiengeschichte, ihr vorwiegender Zweck ist viemehr rein politischer Art. Sie schildert die Zunahme des preußischen Staates von seiner Entstehung bis zum J. 1740, so lange er von den Fürsten des Hohenzollerschen Stammes beherrscht worden ist. Damit aber noch nicht zufrieden, hat ihr Friedrich einzelne Abhandlungen beigegeben, über die Verbreitung des Protestantismus, über die Verfeinerung der Sitten, über die Landesverfassung und das Militair, so daß man in Allem ein vollständiges Bild der wachsenden Macht des Staates erhält, in materieller wie in geistiger Hinsicht. Es kann bei der Würdigung eines solchen Werkes nicht mehr die Rede davon sein, einzelne Irrthümer zu berichtigen, noch über die Zulässigkeit der darin ausgesprochenen Ansichten abzuurtheilen. In beiden Punkten ließen sich bedeutende Ausstellungen machen, die auch schon zur Zeit des Königs selbst zum Theil wahrgenommen worden sind. Man kann bei diesem wie bei jedem andern Buche nur das in Anschlag bringen, was es für seine Zeit gewirkt hat und dies ist ein Ungeheures. Der König selbst ließ sich nicht nur herab, bei geschichtlichen Untersuchungen ins Detail zu gehn, er übertraf nicht nur an geistreicher Auffassung, an Schwung der Gedanken, Kraft der Darstellung seine sämmtlichen Vorgänger sondern er wagte es auch, das Andenken naher Vorfahren, wie das seines Großvaters, mit einer Freimüthigkeit, ja mit einer Schärfe zu beurtheilen, zu der kein Anderer in seinem Staate den Muth gehabt hätte. Mochte er dem würdigen Ahnherrn hierin auch zu viel gethan

haben, wie er denn in der Darstellung der Regierungsgeschichte seines Vaters diesem offenbar zu wenig that, mochte auch hier die kindliche Pietät, wie dort eine anerzogne Partheiligkeit die Feder geführt haben, das Beispiel von der Freisinnigkeit, mit welcher der König über seine eigne Familie schrieb, war in der Geschichte unerhört und warf mit Einem Schlage einen ganzen Verhack von Vorurtheilen nieder, hinter dem sich bis dahin die schüchternen Autoren verborgen hatten. Das nächste große Geschichtswerk, welches Friedrich schrieb, war seine **histoire de mon temps**, eine Fortsetzung der brandenburgischen Denkwürdigkeiten. Sie umfaßt die Zeit von der Thronbesteigung bis zum Dresdner Frieden und liefert ein treues Bild des damaligen Europas nebst einer Geschichtserzählung der beiden schlesischen Kriege. Hatte er in den **memoires de Brandebourg** seinen Tadel unverholen gegen die eignen Vorfahren ausgesprochen, so richtete er hier die schärfste Kritik gegen sich selbst. Er gestand ein, daß diese Feldzüge seine Kriegsschule und der feindliche General sein Lehrer gewesen wären. Während er mit dankbarer Anerkenntniß die Heldenthaten seiner Generale der Nachwelt überliefert, verbirgt er sich fast hinter dem Glanze der Namen, die ihn umgeben. Zehn Jahre lang ließ der König den Strom der Ereignisse an sich vorübergehn, ohne ihm irgend eine pittoreske Stelle abzugewinnen. Da begann der siebenjährige Krieg und dieser wurde Stoff zu seiner **histoire de la guerre de sept ans**. Er hatte dabei wie er in seiner Vorrede sagt, den doppelten Zweck: einestheils die Welt davon zu überzeugen, daß es gar nicht in seiner Macht gestanden hätte, diesen Krieg zu vermeiden, sondern daß die Ehre und das Wohl des Staates ihn dazu gezwungen hätten, anderntheils eine genaue und detaillirte Darstellung der Ereignisse zu geben. Vielleicht hat der König zu keinem Werke so gründliche Vorstudien gemacht, wie zu diesem, da er nicht nur selbst oft in den entscheidendsten Augenblicken die Lage der Sache ins Auge faßte, um sie zu Papier zu bringen, sondern auch mannigfache Berichte von seinen Generalen einforderte und in der Regel den Winter dazu benutzte, um die Campagne des vorhergehenden Sommers noch einmal im Geiste zu wiederholen, aber ein unglücklicher Zufall hat gewollt, daß wir um einen großen Theil dieses unschätzbaren Werkes gekommen sind. Es verbrannte nämlich durch die Sorglosigkeit eines Bedienten, der im Zimmer des Königs auf die Hunde Acht haben sollte und dabei eingeschlafen war. Der König sah sich daher genöthigt, es noch einmal zu schreiben, eine Arbeit die er, nicht ohne Ungeduld, in vier Monaten vollendete. Es fehlt daher dem Ganzen an Gleichartigkeit der Darstellung und manche Parthien sind im Einzelnen vernachläßigt. Von dem Frieden von Hubertsburg an hatten nun auch die politischen Unterhandlungen, die äußere und innere Lage des Staates so viel Interesse für den König be-

kommen, daß er eine Geschichte des Friedens von dem J. 1763 bis zum J. 1778 schrieb. Er nannte seine Schrift: **Mémoires depuis la paix de Hubertsbourg jusqu' à la fin du partage de la Pologne 1775.** Er handelte darin erstens von der Politik in den Jahren 1763 — 1775, zweitens von den Finanzen, drittens vom Militair und viertens von den wichtigsten Staatsereignissen in den Jahren 1774 bis 1778. Zum Schluß folgte seine Beschreibung des baierschen Erbfolgekrieges, welcher die Korrespondenz mit dem Kaiser und der Kaiserin beigegeben war, unter dem Titel: **Mémoire de la guerre de 1778.**

In diesen fünf großen Geschichtswerken des Königs, welche die Vorgeschichte seiner Zeit und eine treue Darstellung der wichtigsten Epochen seiner thatenreichen Regierung enthalten, besitzt unsere Nation einen Schatz, der durch kein andres Geistesproduct aufgewogen werden kann. Nur Griechenland und Rom sind so glücklich gewesen, Geschichtsschreiber zu haben, die zugleich handelnd in die Speichen des großen Rades einzugreifen bestimmt waren, welches das Glück der Völker auf und nieder wälzt. Das ganze Mittelalter und die neuere Zeit haben nichts dem Aehnliches aufzuweisen. Jenen großen Heroen der Geschichtschreibung aber, dem Thucydides dem Xenophon und dem Caesar reiht sich Friedrich auch in dem tieferen Gehalt seiner Werke auf würdige Weise an, denn was jene etwa an Vollendung der Form, an äußerer Harmonie und Sorgfalt der Darstellung vor ihm voraushaben möchten, das ersetzt hier mit reichen Wucher die Großartigkeit seines Charakters, von der jedes Wort Zeuge ist. Sie ist es, die jenen markigen und gedankenvoll kurzen Styl hervorgebracht hat, welcher die Werke des Königs auszeichnet, jene Perioden, die in ihrer epigramatischen Schärfe wie die Abtheilungen eines Heeres mit gefälltem Bajonet da stehn und einander decken, über Alles aber jene anmuthsvolle Hoheit und Einfachheit des Ausdrucks, die einen jeden Gegenstand in eine andre Sphäre versetzt und veredelt.

Es ist nicht zu verwundern, daß der König auf diesem Wege, den er allein einschlagen konnte, keine Nachfolger gefunden hat. Er war zu steil und ein geringeres Talent bedurfte geebnete Bahn. Was daher unter seiner Regierung an Geschichtswerken geschrieben ist, kann kaum noch in Vergleich zu jenen erhabnen Geistesproductionen in Anschlag gebracht werden. Auch ging es natürlich aus einem ganz andern Sinne hervor. Jean Pierre Erman 1735 zu Berlin geboren und Director des französischen **collège**, verbrachte etwa 10 Jahre und darüber mit der Abfassung seiner **mémoires pour servir à l'histoire des refugiés français dans les états prussiens**, wobei ihm sein Schwager Reclam hülfreiche Hand leistete. Dies voluminöse Werk kann trotz des großen Fleißes, den der Verfasser darauf wandte, doch in der Menge von Details, die es über die Geschichte der französischen Colonie enthält, nur die Mit-

glieder der Familien interessiren, die sich darin genannt finden; selbst der Geschichtsforscher findet darin mehr, als er brauchen kann. Der Prediger Pelloutier, der im J 1694 zu Leipzig geboren und seit dem J. 1725 in Berlin war, gab 1740 im Haag den ersten Theil seiner Geschichte der Celten heraus, dem erst nach 10 Jahren der zweite folgte. Er gewann damit den Preis, den die Pariser Akademie auf die Erforschung des Volksstammes der Galatier ausgesetzt hatte. Der Professor Wegelin, den Friedrich der II. an der Militairschule angestellt und zum Mitgliede der Akademie gemacht hatte, schrieb eine **histoire universelle diplomatique**, von der er selbst eine Uebersetzung veranstaltete; auch las er in der Akademie öfters Aufsätze historischen Inhalts, die in die Memoiren übergegangen sind. Seine Arbeiten sind von geringer Bedeutung.

Demnächst haben wir die poetischen Schriften des Königs zu nennen. Sie verdienen indessen diesen Platz mehr der Zahl als dem innern Werthe nach. Friedrich begann mit diesen Versuchen, seinem eignen Geständnisse zu folge, im 16ten Jahre und es läßt sich mit Bestimmtheit nachweisen, daß er damit nicht eher aufhörte als frühestens im J. 1779, als er 67 Jahre zählte. Er hat sich in allen Formen der Poesie versucht. Er machte eine große Menge von Episteln, Oden, Erzählungen, mehre Helden- und Lehrgedichte, Operntexte und sogar einige dramatische Versuche. Er dichtete beinahe in jeder Situation seines Lebens und dennoch haben diese Stücke fast durchweg nur Einen Charakter, weil ihnen nur eine Tendenz zu Grunde lag, die, etwas möglichst Korrektes und Elegantes zu liefern. Es waren daher lauter Exercitien, die sich nur dadurch von einander unterscheiden, daß das eine fehlerfreier ist als das andre. Im Uebrigen sind sie für die Geschichte der Poesie eben so unerheblich wie für die Kenntniß seines Charakters. Was man dort in Versen ausgesprochen findet, hat er weit besser, ungezwungener und aufrichtiger in Prosa gesagt. Ihn reizte dabei nur die Schwierigkeit, die ungeheuren Hindernisse, die ihm als Ausländer im Wege standen, um ein klassisches französisches Product hervorzubringen, zu überwinden. Daher beklagt er sich auch niemals darüber, daß er für einen poetischen Gedanken etwa die rechte Form verfehlt, daß er seinem innern Triebe nicht genug gethan hätte, sondern allein darüber, das er nicht im Stande wäre, allen jenen Klippen auszuweichen, die ihm die engherzige Geschmacksrichtung seiner Zeit entgegenstellte. Man hört nicht von der Umarbeitung eines Stoffes von der Ausführung angedeuteter Momente, mit einem Worte nichts von dem Rechte, das dem dichterischen Gedanken zukommt, sondern allein von der Correctur, die sich auf einzelne Worte, Wendungen und prosodische Verbote bezieht. Friedrich war nicht so blind gegen sich, daß er seinen Mangel an wahrer Dichtergabe nicht hätte fühlen

sollen. Sehr richtig bezeichnet er ihn, indem er in dem épître à mon esprit sagt:

Ie me suis contenté de peindre ma pensée
Et de parler raison en prose cadancée

aber dies war eben die starke Versuchung, der er nicht widerstehen konnte, denn auch diejenigen, die er für die größten Dichter aller Zeiten hielt, und Voltaire an der Spitze, haben es, dem Inhalte nach wenig über die prosaische Auffassung hinausgebracht, so daß er von dieser Seite mit ihnen in die Schranken treten durfte.

Während der König auf diese Weise leidenschaftlich zeitlebens damit beschäftigt war, französische Verse zu machen, entging es ihm gänzlich, daß auch in Deutschland eine Poesie entstand, die, wie Göthe so treffend bemerkt hat, ihren ganzen Lebensgehalt gerade von ihm empfing. Rammler und Gleim, die Coryphäen dieser Richtung, lebten beide in den Staaten des Königs, besangen seine Thaten und ernteten, weil sie die Empfindungen ganz Europas in würdiger Weise auszusprechen suchten, von allen Seiten Dank und Ruhm. Von Rammler müssen wir, da er mit zu den litterarischen Notabilitäten Berlins gehörte, schon etwas ausführlicher sprechen, wenn schon es im Ganzen sehr an detaillirten Nachrichten über sein Leben gebricht, denn dieser merkwürdige Mann hatte eine gewisse Scheu dagegen, seine Privatverhältnisse dem Publicum bekannt werden zu lassen und deshalb fehlt uns noch eine genauere Kenntniß seiner Lebensumstände.

Rammler wurde zu Kolberg am 25. Febr. 1725 geboren. Sein Vater war Acciseinspector. Er erhielt seine gelehrte Bildung auf dem Halleschen Waisenhause und wurde im J. 1748 Professor der Logik und schönen Wissenschaften bei dem hiesigen Kadettencorps. Seine Einnahme war sehr kärglich und wurde auch unter der Regierung Friedrichs II. nicht verbessert. Sein litterarisches Ansehn war desto größer und sein Ruf als Kritiker stand beinahe noch höher wie sein Dichterruhm. Im J. 1750 vereinigte er sich, damals erst 24 Jahre alt, mit Sulzer und Langemack kritische Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit herauszugeben, die indessen schon im folgenden Jahre von Andern fortgesetzt wurden. Im J. 1758 gab er den Batteux heraus, ein Buch, welches in kurzer Zeit vier Auflagen erhielt und große Sensation machte. Man hatte bis dahin im Felde der Aesthetik nur einzelne Versuche gemacht, und troz dem hatten Breitinger, Bodmer, Boileau, Dusch u. A. sich dadurch einen Namen erworben. Um so mehr Anklang fand daher ein Werk, welches mit umfassender Kritik die Werke des Alterthums behandelte und aus einem Prinzip, der Zeitgenossen zur Belehrung einer Theorie der verschiednen Künste zu entwickeln unternahm. Im J. 1772 erschien indessen sein Hauptwerk, die lyrischen Gedichte, eine Sammlung aller von ihm vorhandnen Oden,

Kantaten und sonstigen Sachen, unter denen sich auch der Text zum Tod Jesu von Graun befand, der von ihm herrührt. Man kann wohl sagen, das mit der Regierung Friedrichs des Großen seine gute Zeit ein Ende hatte. Er gab im J. 1787 Geßners auserlesene Idyllen in Versen heraus, eine ganz verfehlte Arbeit, die jenem Autor das einzige Verdienst, das er bei seinem Werke überhaupt hatte, eine reine und gefällige Prosa, nahm, um ihm statt seines einfach schlichten und natürlichen Ganges Stelzen unterzuschieben, auf denen er sich sehr unbeholfen bewegt. In den Jahren 1787 — 91 gab Rammler den Martial lateinisch und deutsch heraus, ein bändereiches Werk, der sich nirgend Eingang verschafft hat und 1790 eine Mythologie zum richtigen Verständniß der Gedichte und Kunstwerke, deren mehrmaliges Erscheinen mehr dem Mangel an guten Büchern dieser Art als dem Verdienst des Autors zuzuschreiben ist.

Man ersieht hieraus, daß Rammlers litterarische Thätigkeit von großem Umfange war. Er versuchte es, aus den Werken der Franzosen und Römer die Geschmacksregeln zu abstrahiren, die damals das Streben fast aller deutschen Dichter und Gelehrten waren. Er ging aber auch, wie andere seiner Zeitgenossen, mit seinem Beispiel voran und seine Oden wurden allgemein für musterhaft gehalten. Da man nun zu jener Zeit durchaus nicht anders für klassisch und wirklich empfehlenswerth gelten konnte, als wenn man zugleich gelehrte Kenntniß und sogar Nachahmung fremder Musterwerke verrieth, so kam es bald dahin, daß die Deutschen ihren Homer, Sophocles, Pindar, Virgil, Catull u. s. w. bekamen, die freilich ihren jedesmaligen Urbildern beinahe in keiner Weise ähnlich waren. Rammler war in ganz Deutschland als der deutsche Horaz bekannt, ja einige, die ihm besondere Ehre erzeigen wollten, verglichen ihn dem Pindar. Man sprach dabei viel von der lyrischen Begeisterung jener Männer, von ihrem Odenflug und mehren Vorzügen, die zeigen, wie wenig man sie verstand. Wenn Rammler sich jemals die Horazianischen Oden zum Vorbild genommen hat, so konnte er unseres Erachtens nichts Ungehörigeres thun. Jene Producte, die nur Nachahmungen griechischer Werke des Alcäus und der Sappho sind, haben, wie alle Sachen des Horaz, so wenig Schwung und Begeisterung, daß Rammler in die größte Verlegenheit hätte kommen müssen, wenn er mit Horazischem Sinne die Thaten des großen Königs besingen wollte. Und dennoch war dies die Aufgabe seiner dichterischen Thätigkeit. Friedrich, als Held und als Dichter, als Staatsmann und als Sieger, ist das stete Thema seiner Gesänge. Man kann wohl sagen, daß noch kein König einen enthusiastischeren Lobredner gefunden hat, als Friedrich der Große in der Person Rammlers. Freilich hat auch keiner mit seinen Panegyristen in so merkwürdigem Verhältniß gestanden. Für Rammler war der bloße Name des Königs

hinlänglich, ihn zu exaltiren, er gerieth in Verzückung, wenn er seinen Friedrich prieß, er machte Loblieder auf jeden wichtigen Moment im Leben des Königs, und Friedrich — las kein einziges. Er ignorirte ihn völlig. Rammler kannte die Abneigung des Königs gegen die deutsche Sprache und hielt daher mit seinen Gedichten zurück, aber sie wurden auch da noch nicht von Friedrich II. beachtet, als sie bereits alle herausgegeben waren und in ganz Deutschland die größte Sensation gemacht hatten. Vielleicht hätte er sie gelesen, wenn jemand eine Uebersetzung davon ins Französische gemacht hätte, aber daß sie ihm gefallen hätten, glauben wir beinahe nicht, so wenig, wie sie uns heute zusagen. Unter allen Gattungen der Poesie ist die Ode, wie sie Rammler gebrauchte, vielleicht die gewagteste. Sie setzt einen Zustand im Gemüthe des Lesers voraus, in dem man sich höchst selten befindet, nämlich den der Begeisterung. Es läßt sich daher wohl die Wirkung erklären, welche Rammlers Oden zu einer Zeit machten, wo der Eindruck, den die Thaten des großen Königs hervorgebracht hatten, noch im frischen Andenken war, aber wir, die wir sie nur noch aus der Ueberlieferung früherer Geschlechter kennen, können eine solche Stimmung nur künstlich und mit Mühe in uns hervorrufen. Die Griechen, welche diese Dichtungsart erfanden, hatten dafür auch eine ganz andre Behandlungsart. Sie ließen ihre Oden (wie schon der Name zeigt), singen und unterstützten sie mit musikalischer Begleitung, wo sie denn natürlich eine ganz andre Wirkung auf das Gemüth machten, als eine deutsche Ode, die man entweder vorlesen hört oder wohl gar still für sich liest. Daher bedurften denn auch jene nicht diesen Aufwand von dichterischem Wortschmuck, den Rammler dazu verwandte; eine natürliche Einfachheit drang ohne alle Umwege zu Herzen, während hier Alles aufgeboten wird, um die Einbildungskraft zu beschäftigen. Die nothwendige Folge davon ist, daß man nur zu bald an einer so anstrengenden Lectüre ermüdet. Sie macht einen so starken Angriff auf den Geist des Lesers, daß man ihn unmöglich lange ertragen kann. Es ist daher natürlich, daß sich diese Dichtungsart bei den Deutschen nicht lange erhalten hat. Sie ist immer in den Zeiten großer Aufregung herbeigezogen, und mit mehr oder weniger Glück benutzt worden, aber sie ist auch mit ihnen vorübergegangen, ohne auf die Geschichte der Poesie einen Einfluß zu äußern

Dieser Ruhm indessen, auf die Litteratur seiner Zeit eine nachhaltige Wirkung auszuüben, wurde Rammlern auf einer andern Seite zu Theil. Er erwarb ihn im Felde der Kritik. Die bedeutensten Gedichte jener Zeit haben seine Feile gehabt, Kleists Frühling, Lessings Minna von Barnhelm, sein Nathan und andre mehr. Lessing hatte ein so unbedingtes Vertrauen zu Rammlers Kritik, daß er die von jenem durchgesehenen und verbesserten Epigramme unbesehen in die Druckerei schickte. Es kommt uns freilich heute höchst sonderbar vor,

daß ein Dichter sein Werk einem Andern nicht zur Censur, sondern recht eigentlich zur Correctur gab, aber der damalige Zustand der deutschen Litteratur erklärt dies zur Genüge. Die deutsche Sprache war nämlich zu jener Zeit ein so wunderliches Gemenge von Lateinisch, Französisch und Deutsch, man duldete in ihr eine so große Menge von Unformen und anderweitigem Unrath, daß vor allen Dingen ein vernünftiger Purismus das Material der Poesie reinigen und säubern mußte, ehe daran zu denken war, daß man es zu dichterischen Productionen benutzte. Doch dies war es nicht allein. Die deutsche Poesie war wie die Wissenschaft in eine so völlig haltungslose Breite und Seichtheit verflossen, daß es dringendes Bedürfniß wurde, den Stoff wieder mehr in die Enge zusammenzuziehen und zu concentriren. Hatte man bis dahin, um dem angebornen Streben nach Gründlichkeit genugzuthun, nicht eher von einem Stoffe abgelassen, ehe er nicht bis auf den Grund und nach allen Seiten erschöpft war, so sah man jetzt ein, daß es nöthig war, nach einem bestimmten Plane zu arbeiten und Alles abzuweisen, was die Tendenz des Stückes stören konnte. Zu diesen Zwecken vereinigte sich ein Kreis gleichgesinnter Freunde um Rammler und machte gewisse ästhetische Grundgesetze unter sich aus, nach denen verfahren werden sollte und deren Beachtung der deutschen Litteratur von großem Nutzen gewesen ist.

In der lyrischen Poesie hatte Rammler einen sehr würdigen Genossen on Ewald Christian von Kleist, der der Welt leider nur zu früh entrissen wurde. Er war zu Zeblin in Pommern, unweit Cöslin, am 15. März 1715 geboren. Seine Familie gehörte mit zu den ältesten und hatte sich namentlich im Kriege ausgezeichnet. Kleist besuchte das Gymnasium in Danzig, und ging dann in Königsberg auf die Universität, um daselbst die Rechte zu studiren. Er trieb nebenher die Philosophie, Mathematik, Physik und die schönen Wissenschaften mit dem größten Eifer und lernte das klassische Alterthum mit größerer Genauigkeit kennen, als es damals Sitte war. Als er im Jahre 1736 seine Verwandten in Dänemark besuchte, faßte er den Entschluß, in dänische Dienste zu geben und wurde in der dortigen Armee Offizier. Im Jahre 1738 wurde er nach Danzig und Pohlen auf Werbung geschickt und bei dieser Gelegenheit lernte er ein Mädchen kennen, das er Zeit seines Lebens geliebt hat, wenn schon sie nie die seinige geworden ist. Er besang sie unter dem Namen Doris und man findet keinen andern in seinen Gedichten. Diese unglückliche Neigung gab seinem Gemüth einen steten Hang zur Schwermuth und seinem Charakter eine gewisse Sprödigkeit, die in der Verachtung des Lebens ihren Grund hatte. Friedrich II. rief, sobald er zur Regierung kam, den Herrn von Kleist in seine Dienste. Er machte nun die beiden schlesischen Kriege mit und zeichnete sich namentlich in den Jahren 1744 und 1745 in

Böhmen aus. Nach dem Frieden bekam er sein Quartier in Potsdam und gewann mehr Muße für seine dichterischen Bestrebungen. Er hatte schon, ohne sich zu nennen, mehrere Gedichte in Zeitschriften abdrucken lassen, die Beifall fanden. Hierdurch ermuthigt faßte er einige kleinere Naturschilderungen, die er auf seinen sehr häufigen einsamen Spazier-gängen gemacht hatte, in ein größeres Ganze zusammen und so entstand sein berühmtes Gedicht: der Frühling, welches stets ein Muster der be-schreibenden Poesie bleiben wird. Die Sensation, welche dies Stück eines bis dahin fast unbekannten Dichters überall in Deutschland machte, war ganz unerhört. In den vier Jahren 1749 bis 1752 kamen vier verschiedene Auflagen davon heraus, und 1755 wurde es ins Italienische übersetzt. Da alle diese Dinge ohne das Zuthun des Autors geschahen, denn damals gab es noch keine Gesetze gegen den Nachdruck, so gab Kleist im Jahre 1756 seine Gedichte unter dem Titel: „Gedichte vom Verfasser des Frühlings" selbst heraus. In diesem Jahre brach der siebenjährige Krieg aus und Kleist, der, inzwischen zum Hauptmann avancirt, damals nach einer schweren Krankheit gerade das Bad in Freienwalde gebrauchte, eilte zu seinem Regiment, mit dem er nach Sachsen aufbrach. Während des Winters im Jahre 1757 machte er mehrere neue Gedichte und verbesserte noch andre ungedruckte, die zu-sammen im folgenden Jahre in Druck erschienen. Den Feldzug von 1758 machte Kleist in der Armee des Prinzen Heinrich. Zu Anfange von 1759 ging er mit demselben nach Franken und blieb daselbst, bis er im August mit dem Korps des Generals von Fink zur Armee des Königs detachirt wurde. Am 12. August wurde die Schlacht bei Ku-nersdorf geschlagen. Kleist war in der kurz vorhergehenden Zeit außer-ordentlich froh und aufgeräumt. An jenem Tage selbst legte er Proben der heldenmüthigsten Tapferkeit ab. Er griff unter der Anführung des Generals von Fink die russische Flanke an und nahm mit seinem Ba-taillon drei feindliche Batterien. Hierbei erhielt er an zwölf starke Contusionen und wurde in der rechten Hand verwundet, so daß er den Degen in die linke nehmen mußte. Sein Posten als Major legte ihm eigentlich die Verpflichtung auf, hinter der Front zu bleiben aber als er den Commandeur des Bataillons nicht mehr erblickte, sprengte er vor, ohne deßhalb vom Pferde zu steigen. In dieser Weise führte er seine Schaar unter dem fürchterlichsten Kanonendonner der Feinde gegen die vierte Batterie an. Er wurde durch eine Kugel auch am linken Arme verwundet und faßte nun den Degen mit den drei Fingern der Rechten, die ihm noch übrig geblieben waren. Er commandirte weiter und war schon auf dreißig Schritte von der Batterie entfernt, als ihm durch einen Kartätschenschuß das rechte Bein von drei Kugeln zer-schmettert wurde. Er fiel vom Pferde und versuchte es zweimal ver-geblich, wieder aufzusitzen, aber seine Kräfte verließen ihn und er sank

ohnmächtig nieder. Zwei Soldaten seines Regimentes trugen ihn hinter die Fronte und ein Feldscher war eben im Begriff, seine Wunde zu verbinden, als er einen Schuß in den Kopf erhielt und todt neben ihn niederfiel. Die Schlacht war inzwischen verloren gegangen, da das ganze Heer die Flucht ergriffen hatte, so dachte man der Verwundeten nicht mehr. Kosacken fielen über den halb Entseelten her und plünderten ihn gänzlich aus. Sie ließen ihm weder Hemde, Hut noch Perrücke. Dann warfen sie ihn an einen Sumpf, wo er gegen Abend in einen tiefen Schlaf verfiel. In der Nacht fanden ihn einige russische Husaren. Sie zogen ihn aufs Trockne, legten ihn bei ihrem Wachtfeuer auf ein Bündel Stroh, bedeckten ihn mit Hut und Mantel und erquickten ihn mit etwas Brod und Wasser. Gegen Morgen brachen sie wieder auf. Einer von ihnen, den sein Unglück rührte, wollte ihm ein Achtgroschenstück schenken, und als Kleist es verbat, warf er es ihm unmuthig auf seinen Mantel und ritt davon. Die Kosacken kamen aber bald wieder zurück und nahmen ihm Alles wieder ab. Er lag in diesem Zustande bis Vormittags um 10 Uhr, wo er sich einen russischen Offizier, der in der Nähe vorüberging, zu erkennen gab. Dieser ließ ihn auf einen Wagen legen und nach Frankfurt bringen, wo er gegen Abend des Tages in der äußersten Entkräftung ankam und ordentlich verbunden wurde. Er war schon auf dem Wege zur Genesung, als sich in der Nacht vom 22sten zum 23sten August die zerschmetterten Knochen von einander absonderten und eine Pulsader zerrissen. Er verblutete sich stark, ehe man ihm zu Hülfe kommen konnte und starb am 24. August Morgens um 2 Uhr.

Das Leichenbegängniß fand am 26 August statt. Die Theilnahme an seinem Schicksal ergriff Freunde und Feinde. Die Russen, welche damals Frankfurt besetzt hatten, gewährten dem tapfern Krieger selbst die Ehrenbezeugungen, die ihm von Seiten der Preußen nicht gebracht werden konnten. Der russische Commandant, eine große Anzahl russischer Offiziere, die zum Theil deshalb ausdrücklich nach Frankfurt gekommen waren, die Professoren der Universität, der Magistrat und die Studenten begleiteten die Leiche. Bei der Beerdigung konnte man keinen Offizierdegen bekommen, um ihn auf den Sarg zu legen. Ein russischer Staabsoffizier nahm den seinigen von der Seite und gab ihn mit den Worten hin: Ein so braver Offizier soll ohne dies Ehrenzeichen nicht begraben werden.

Der Tod des Herrn v. Kleist war eins der schmerzlichsten Opfer, welches dem preußischen Staate während des siebenjährigen Krieges abgefordert wurde. Die Armee verlor an ihm einen ihrer tüchtigsten Offiziere, der Tapferkeit mit Herzensmilde unermüdeten Diensteifer mit dem steten Streben nach allgemeiner Ausbildung verband, seine Freunde einen Mann, der an Geist und Herz gleich hoch stand. Deutschland

einen Dichter, der Außerordentliches leistete und noch unendlich viel mehr versprach. Sein Talent erhielt besonders dadurch vor vielen andern den Vorzug, daß es von einem wahrhaft edeln und heldenmüthigen Charakter unterstützt wurde. Er war gegen sich selbst unempfindlich und hart. Er verachtete die Gefahr, das Leben war ihm gleichgültig und hatte für ihn nur einen Werth durch die gewissenhafteste Erfüllung seiner Pflicht. Der körperliche Schmerz vermochte so wenig über ihn, daß er in dem Augenblicke, wo er auf der Wahlstatt lag und dem Tode nahe war, über die seltsame Gesichtsbildung und die habsüchtige Geschäftigkeit eines Kosacken lachte, der ihn plünderte. Eben dieselbe Größe zeigte er während seiner Krankheit und, seines Todes. Er war nicht nur unerschütterlich, sondern sogar heiter und unterhielt seine Freunde mit einer für seine Lage bewundernswürdigen Lebhaftigkeit und Freiheit des Geistes. Ganz das Gegentheil war er gegen Andre. Jeder Unglückliche hatte ein Recht auf sein Mitleid. Seine stete Bereitwilligkeit, zu trösten und zu helfen war so bekannt, daß ihn der König und der Prinz Heinrich am liebsten zu der Aufsicht über die Pflege der Verwundeten und Kranken bestimmten. Diese doppelte Eigenschaft nimmt man auch in seinen Gedichten wahr. Die Grundempfindung ist meistens halb traurig, ja manchmal tief elegisch, der Ausdruck aber niemals sentimental noch weich, sondern eher zu trocken und rauh. Er duldete nichts, was nach irgend einer Schminke aussah und deshalb machten seine Gedichte, die stets aus dem Innern kamen, einen so großen Eindruck zu jener Zeit, wo man fast nur auf äußerliche Nachahmung ausging.

Wir nennen endlich den Helden jener Epoche, jenen wunderbaren Mann, der damit anfing, die deutsche Bühne ins Leben zu rufen und damit aufhörte, die Kirche zu reformiren, jenen universellen Kopf, von dem man nicht sagen kann, ob er größer als Kritiker oder als Dichter, umfassender als Gelehrter oder productiver als Original gewesen ist. Unsre Leser errathen von selbst, daß hier Gotthold Ephraim Lessing gemeint ist. Wenn es uns darauf angekommen wäre, von vorn herein ein anschauliches Bild sämmtlicher Bestrebungen jener Zeit im Felde der Litteratur zu geben, so hätten wir nur von Lessings Wirken und Schaffen einen Abriß entwerfen dürfen; er repräsentirt allein das ganze nördliche Deutschland, wie es in den Jahren vor 1750 bis 1780 in ihm gährte und kochte, er vereinigte in seinem Geiste wie in einem Brillantfeuer alle jene verschiednen Brennstrahlen, die man hie und da vereinzelt und gebrochen wahrnimmt, in ihm glichen sich die verschiedenartigsten Richtungen aus und in der vollständigsten Harmonie seiner Seelenkräfte war es das einzige Genie jener Epoche. Man mag alle andern, die mit dem größten Erfolge neben ihm in Deutschland auftraten, Klopstock, Wieland, Rammler, Gleim, Sulzer und wen sonst

betrachten, so wird man bald einsehn, daß sie zwar für ihre Sphäre ein bedeutendes Talent mitbrachten, daß aber keiner von ihnen diese absolute Herrschaft des Geistes über jeden Stoff ausübte, wie sie das Genie allein auszuüben vermag. Und ein solches war Lessing. In dieser absoluten Gleichgültigkeit gegen die Gegenstände, die sich ihm darboten, steht Lessing als einziges Beispiel in der ganzen Literaturgeschichte dar. Er hatte für nichts eine Vorliebe, er trieb hunderterlei auf ein Mal, er nahm sich gar nicht die Mühe, auch nur die Hälfte von dem, was er anfing zu vollenden, und dennoch muß man gestehn, daß seine sämmtlichen Geisteswerke eine Art von innerer Gemeinschaft mit einander haben, die sie nur durch eine so hohe Originalität der Auffassungsweise und des Charakters bekommen konnten. Man findet nichts Verfehltes, nichts Mißlungenes, nichts was zu seiner Zeit wenigstens nicht von großer Wirkung und eine entschiedene Richtschnur für die Folgezeit gewesen wäre. Sein Geist gleicht darin einem feuerspeienden Berge, der Lava auswirft, auf deren Fruchtboden man Weingärten angelegt hat.

Lessing ist nicht lange Zeit in Berlin gewesen. Mit geringer Unterbrechung befand er sich hier vom J. 1749 — 1755, später kam er nur besuchsweise, aber er hat hier seine geistige Heimath gefunden. Mendelssohn, Nicolai, Sulzer, Rammler. König, Süßmilch, Kirnberger, Meil und Andere waren seine Freunde und blieben es großentheils bis an sein Ende. Hierher wandte er sich, wenn er ein Urtheil über die Sachen haben wollte, die er dem Publicum zu übergeben im Begriff stand, auf unserm Theater wurden seine Stücke zuerst gegeben, in Berlin wurden die Schriften von ihm gedruckt, die anderweitig keinen Schutz fanden und durch seine Thätigkeit in unsrer Stadt erhielt Lessing die Celebrität seines Namens, die er bis an sein Ende fortwährend erhöhte. Wir dürfen ihn daher mit Recht als den unsrigen ansehn. Er war es nicht nur der That sondern auch der Gesinnung nach. Berlin hat nach ihm keinen Mann seines Gleichen gehabt. Wenn wir uns gleichwohl bescheiden, uns von seinem Thun und Treiben, so weit es sich auf seinen Aufenthalt in unsrer Stadt bezieht, Nachricht zu geben, so geschieht dies, weil es nicht der Zweck dieses Buches sein kann, allen bedeutenden Männern, die sich in der Geschichte Berlins ausgezeichnet haben, ein Ehrendenkmal zu setzen, sondern weil es nur unsre Absicht sein kann, zu zeigen, welchen Einfluß ihr persönliches Wirken auf das Thun und Treiben der Gesammtheit hatte.

Lessing kam, wie wir schon sagten, im J. 1749 nach Berlin. Er folgte darin der Einladung seines Freundes Mylius, mit dem er im October 1750 eine Quartalschrift unter dem Titel „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters" herausgab. Sie hörte freilich

schon mit dem vierten Stück auf und wenn Lessing nicht ein so grenzenlos unbekümmertes Naturell gehabt hätte, so würde ihm seine Lage vielleicht sehr peinlich vorgekommen sein. Die deutschen Gelehrten wurden damals in Berlin wenig geachtet, die französischen erhielten unter allen Umständen den Vorzug. Er verlor einige seiner Gönner und seine Eltern lagen ihn beständig an, sich nicht dem zweifelhaften Schicksale eines Journalisten zu überlassen. Er wollte aber lieber in der höchsten Dürftigkeit leben, als ein Amt suchen, das ihn in abhängige Verhältnisse brachte und ihm gewisse Verpflichtungen auflegte. „Mein Tisch" antwortet er ihnen „bekümmert mich am allerwenigsten. Ich kann für 1 Gr. 6 Pf. eine starke Mahlzeit thun." An einer andern Stelle heißt es „Ich habe meine Sache so eingerichtet, daß ich diesen Winter gemächlich in Berlin leben kann. Gemächlich heißt bei mir, was ein Andrer vielleicht zur Noth nennen würde." —

Er kam um diese Zeit auch durch Richier, den Sekretair Voltaires, mit dem letzteren in Bekanntschaft, der einen Uebersetzer zu den Memorialien suchte, die er dem Kammergericht in der Sache gegen den Juden Hirsch einreichte. Er fand ihn aber sehr unzugänglich und vornehm zurückhaltend. Lessing aß eine Zeit lang bei ihm stets zu Mittag, aber ihr Verhältniß, das niemals freundlich war, erlitt vollends durch eine Nachlässigkeit von seiner Seite einen unheilbaren Bruch. Voltaire gab zu jener Zeit sein siècle de Louis XIV. heraus und überantwortete seinen Secretair davon einen Stoß Exemplare, aus denen er 24 für die königliche Familie aussuchen sollte. Lessing war ihm dabei behülflich und fand unter den Ausschußbogen noch den ersten Theil des Werkes zusammen, den er sich borgte, um ihn im Stillen für sich zu lesen, denn noch war das Werk Niemanden bekannt. Er verborgte es aufs Neue an einen Freund, und durch Zufall erfuhr Voltaire, daß sein Buch bereits von einigen Personen gelesen wäre, ehe es noch die königliche Familie zu Gesicht bekommen hatte. Sein Sekretair gestand ihm zwar die ganze Unvorsichtigkeit ein; da aber Lessing gerade nicht in Berlin war, so kam Voltaire auf den Gedanken, man hätte ihn bestohlen. Er bildete sich ein, sein Buch sollte hinter seinem Rücken nachgedruckt, übersetzt und verbreitet werden. Da seine Habsucht keine Grenzen kannte, so setzte ihn dieser Gedanke in Feuer und Flamme. Er dictirte seinem Sekretair ein Billet, das derselbe in eignem Namen an Lessing schreiben mußte und das voll von den gröbsten Invectiven war. Nachdem er auf diese Weise sein Exemplar zurückerhalten hatte, entließ er den Secretair aus seinem Dienste, der indessen bei dem Prinzen Heinrich ein besseres und solideres Unterkommen fand.

Lessing befand sich während dieser Zeit in Wittenberg, wo er sich zum Magister creiren ließ. Er that es wahrscheinlich nur auf Ansuchen seiner Eltern, denn er hatte eine besondere Abneigung gegen

diesen Titel und hat zeitlebens keinen Gebrauch davon gemacht. Im J. 1753 kam er nach Berlin zurück. Sein Freund Mylius, der bis dahin die Vossische Zeitung geschrieben hatte, verließ um diese Zeit Berlin und begab sich auf Reisen. Lessing übernahm daher die gelehrten Artikel in diesem Blatt und stattete über die bedeutensten Erscheinungen der Litteratur Bericht ab. In diesem und dem folgenden Jahre gab er auch die ersten vier Theile seiner kleinen Schriften und das erste und zweite Stück seiner theatralischen Bibliothek heraus, übersetzte den ersten Theil von Marignys Geschichte der Araber, Friedrichs II. drei Briefe an das Publicum, eine Schrift desselben über den Streit zwischen England und Preußen und sammelte die Schriften seines Freundes Mylius, der inzwischen auf einer Reise nach Amerika gestorben war, und begleitete sie mit einer Vorrede. Das letzte Jahr, welches er hier verbrachte, wurde indessen noch fruchtreicher. Er hatte sich durch die genannten Werke bereits einen Namen verschafft und kam daher bald mit den bedeutenderen Litteraten Berlins in Verbindung. Besonders eng war dieselbe mit Mendelssohn und Nikolai. Mit dem ersteren zusammen verfertigte er eine Schrift: „Pope, ein Metaphysiker!" bei Gelegenheit einer Preisaufgabe der Akademie über das Popesche System, alle drei gaben zusammen 1757 die Bibliothek der schönen Wissenschaften heraus, die aber schon mit dem vierten Stück aufhörte, und die Litteraturbriefe, die mit zu den bedeutendsten Erscheinungen ihrer Zeit gehörten. Sie sind kritischen Inhalts und die erste Schrift, in der überhaupt Kritik im umfassenderen Sinne des Wortes geübt ist. Die Deutschen, mit ihrer großen Ehrerbietung vor Rang und Titel, hatten es bis dahin noch gar nicht gewagt, Sachen zu beurtheilen, sie hielten sich nur an die Personen und es wäre unerhört gewesen, wenn man einen Mann, der in Amt und Würden stand, wie einen andern Menschen behandelt hätte. Dadurch war denn nun dem Mittelmäßigen, ja dem Seichten und Verwerflichen Thür und Thor geöffnet. Mit derselben Breite, wie sie im gewöhnlichen Leben behaupteten, erschienen die bürgerlichen Autoritäten in dem Felde der Litteratur und fanden demgemäß ihre Anerkennung. Es machte daher eine ungeheuere Sensation, als Lessing mit der ganzen Ueberlegenheit seiner kritischen Beurtheilungsgabe und Mendelssohn mit aller der durchsichtigen Klarheit und Consequenz, die seine Sachen auszeichnet, einmal ohne alles Ansehn der Person in wissenschaftlichen Dingen Recht sprachen. Ganz Deutschland gerieth darüber in Aufruhr, sie kamen sogar in eine fiscalische Untersuchung, als Mendelsohn eine freimüthige Rezension der Gedichte des Königs geschrieben hatte. Der Fiskal wollte ihnen begreiflich machen, daß sie ein höchst strafbares Verbrechen begangen hätten, doch einer von ihnen erwiederte mit jener unbekümmerten Laune, die das Grundelement ihres damaligen Thuns

und Treibens ausmachte: „Wer Verse macht, schiebt Kegel und muß sich daher gefallen lassen, daß der Kegeljunge ansagt, wie er schiebt.“ Die Untersuchung wurde in Folge dessen niedergeschlagen, weil man sich lächerlich zu machen fürchtete. Glückliche Zeit, sagt der Biograph Lessings an dieser Stelle, wo die Gerichte noch eine solche Scheu hegten! — In der That! eine Epoche, wie die Regierung des großen Königs bedurfte es, um Unternehmungen zur Reife zu bringen, wie sie Lessing im Kopfe herumtrug. Hier allein in ganz Europa war der Boden, wo so freisinnige Gedanken Wurzel schlagen und ungekränkt Blüthen treiben konnten.

Im J. 1754 ging Lessing auf einige Zeit nach Potsdam, um ungestört seine Miß Sara Sampson zu schreiben. Im folgenden verließ er Berlin, kehrte jedoch 1758 zurück und brachte sein Trauerspiel Philotas auf die Bühne. Er ging später nach Breslau als Secretair des General Tauenzien und kam noch öfters nach Berlin wieder zum Besuch, doch nahm er seinen stehenden Wohnort vom J. 1760 an in Hamburg und später in Wolfenbüttel, wo er im J. 1781 starb. Was Lessing für Berlin gewesen ist, läßt sich gar nicht berechnen, am meisten aus dem Grunde, weil sein Geist hier noch lange fortwirkte, nachdem er sich auf immer von unserer Stadt getrennt hatte. Was anderwärts verfolgt und verdammt wurde, fand hier eine bleibende und dankbare Stätte. Seine Pläne für das deutsche Theater wurden auf unsrer Bühne zur That, der Geist seiner Kritik waltete hier fort und wenn es nicht möglich war, ihn in seinen Productionen zu erreichen, so fanden seine ästhetischen Abhandlungen, seine gelehrten Forschungen, seine Gedichte, seine Dramen und unter ihnen am meisten seine Minna von Barnhelm seine Emilie Galotti und sein Nathan eine begeisterte Zustimmung. Die Akademie ernannte ihn auf Süßmilchs Vorschlag im Jahre 1760 zu ihrem Ehrenmitgliede und sie würde ihre Stellung in den Augen Europas herabgesetzt haben, wenn sie es nicht gethan hätte. Er war der einzige Mann seiner Epoche, der jene beiden einander völlig widerstrebenden Richtungen, Productionskraft und Kritik, Positives und Negatives, auf eine wahrhaft bewundernswerthe Weise mit einander verband. Er allein ersann zuerst eine Aesthetik und schuf dann die Stücke dazu, seine schöpferische Thätigkeit wurde durch seine Reflexion nicht gehindert sondern geläutert und gehoben. Während Sulzer sein halbes Leben damit zubrachte, dem Princip der schönen Künste auf die Spur zu kommen, während Klopstock und Wieland aus freier Brust, unbekümmert um jenes Princip, dichteten und sangen, da sah man in Lessings allumfassenden Geist zwei Gewalten einander Wage halten, deren Vereinigung allein das Höchste hervorbringen kann, dessen der Mensch fähig ist.

Wir könnten mit Lessing die Reihe der Dichter schließen, die

Berlin in jener Epoche hatte, denn es ist ein Name, der viele Namen in sich schließt. Wir wollen indessen nicht so rücksichtslos sein, einer Dichterin zu vergessen, die zu ihrer Zeit beinah noch mehr Aufsehn machte, wie Rahel, Bettina und andre geistreiche Frauen in den unsrigen. Ihr Name war Louise Karsch geb. Dürrbach. Sie war am 1. Decbr. 1722 auf einer Meierei bei Krossen geboren. Ihr Vater war Gastwirth und Bierbrauer und der angesehenste unter den sieben Einwohnern des Ortes. Ihre Mutter, Die Tochter eines Försters, war unter den adligen Fräulein eines in der Nähe liegenden Schlosses erzogen und hatte die Spuren einer besseren Ausbildung behalten. Das kleine Mädchen war ein stilles und in sich verschlossnes Kind, das Niemanden etwas zu Leide that, oft ruhig wie im Traume vor sich hinsah und unter der Aufsicht ihrer Großmutter bis in ihr sechtes Jahr heran wuchs, ohne die Aufmerksamkeit Anderer zu erregen. Um diese Zeit wurde ihre Mutter Wittwe und ihr Großonkel, ein Amtmann von der polnischen Grenze, kam, da er seine Frau verloren hatte, um seine Schwester, ihre Großmutter, zu sich zu nehmen, damit sie seine Wirthschaft führte; um die Lage seiner Nichte zu erleichtern, nahm er auch das Kind mit sich, an dem er ein gutes Gedächtniß bemerkte.

Für ihre Ausbildung hatte bis dahin nichts geschehen können. In der ganzen Gegend war keine Schule und selbst die Kirche war über eine Meile weit entfernt. Eine der größten Wohlthaten war es daher für die Kleine, als sich ihr Großonkel mit ihr beschäftigte und sie lesen lehrte. Nun las sie halbe Tage lang in der Bibel und behielt beinahe Alles auswendig. Das Buch der Maccabäer war ihre Lieblingsschrift; die dort beschriebnen Heldenthaten entzündeten ihre Einbildungskraft. Sie wollte nun kein Mädchen mehr sein, warf die Puppe, die man ihr zum Jahrmarkt gekauft hatte, in den Wipfel eines Birnbaumes und trieb allerhand Knabenspiele. Im Sommer hieb sie die Nesseln im Garten nieder, im Winter stellte sie Erbsen und Bohnen in Reihen oder Kieselsteine auf und spielte damit Krieg. Im Schreiben und Rechnen machte sie ebenfalls rasche Fortschritte; das Stricken war ihr dagegen unerträglich und sie hat oft erzählt, daß sie es in ihrem ganzen Leben nicht über anderthalb Strümpfe gebracht hätte. Da der Vorrath an Büchern in der Bibliothek nur klein war und sie die deutschen alle auswendig konnte, so lehrte sie ihr Großonkel lateinisch lesen und ließ sie Vocabeln auswendig lernen.

Die Großmutter hatte dies Alles mit steigendem Unwillen angesehen. Sie begriff nicht, wie man das Mädchen so unnatürliche Wege führen könnte und dachte darauf, der Sache eine andere Wendung zu geben. Nach Verlauf von 4 Jahren, als sich inzwischen ihre Tochter zum zweiten Male verheirathet hatte, gab sie dieser einen Wink vom Stande der Sache und jene holte das neunjährige Mädchen in ihr

Haus zurück. Die Trennung wurde der Kleinen sehr schwer, denn diese 4 Jahre waren die glücklichsten ihres Leben gewesen. Auch fand sie das elterliche Haus sehr verändert. Ihr Stiefvater war ein aufbrausender, ungefügiger Mann, der sich überall verhaßt machte und dabei das Vermögen seiner Frau durchbrachte. Die Eltern mußten deshalb ihren Wohnort aufgeben und nach Tirschtigel ziehn, wo es ihnen aber nicht besser ging. Als Luise Dürbach 13 Jahre alt war, übergab man ihr drei Rinder, die sie auf die Weide treiben mußte. Hier entwickelte sich ihr poetisches Talent, indem sie nicht, wie andere Dichter, die Natur studirte, sondern gewissermaßen mit ihr verwuchs. Einst verlief sich eins ihrer Rinder. Sie mußte ihm über Feld und Wald nachlaufen, bis sie sich plötzlich auf einer ganz fremden Wiese erblickte. Sie sah dort zu ihrem Erstaunen einen Hirtenknaben, der unter einem Baume saß und las. Er hatte sich in Robinson Krusoe vertieft. Von diesem Augenblick an war ihre Freundschaft mit ihm geschlossen. Sein Aeußeres war freilich nichts weniger als anziehend. Er war verwachsen, hatte eine schwere Zunge und eine sehr unansehnliche Gestalt; aber er hatte viel natürlichen Verstand und große Anlagen zu allerhand mechanischen Arbeiten. Da es sich fand, daß beide Bewohner ein und desselben Städtchens waren, so brachte er nun mehr Bücher mit und las sie ihr auf der Weide vor. Im Winter brachte er ihr andre ins Haus, die sie sorgfältig versteckte. Sie richtete an ihn ihre ersten poetischen Versuche und er antwortete ihr in Versen. Es ist durchaus nicht von irgend einer Leidenschaft die Rede; zwischen beiden fand die reinste, uneigennützigste Freundschaft statt. Inzwischen kam indessen die Zeit heran, wo sich mehre Freier um sie bewarben, um so eher, als man glaubte, daß ihre Mutter noch einiges Vermögen hätte. Dies war denn auch der Grund, daß ein Tuchweber aus Schwiebus, Namens Hirsekorn, ihr seine Hand antrug. Als er sich in seinen Erwartungen getäuscht sah, ließ er es sie durch einen auf das Aeußerste getriebenen Geiz entgelten. Dies legte den ersten Grund zu dem Unglück dieser Ehe. Ein andrer lag freilich in dem völlig unpraktischen Wesen der jungen Frau selbst. Ihr Gemüth hatte durch stete Einsamkeit und Lecture eine halb träumerische Richtung angenommen. Sie war überaus vergeßlich, that nichts in der rechten Folge und Ordnung und konnte nichts in die Hand nehmen, ohne es von der verkehrten Seite anzugreifen. Ihr Mann war überaus heftig und es kam zu den krassesten Scenen. Die einzige ruhige Stunde, die sie hatte, war Sonntags nach Tische, wenn ihr Mann ausging, und diese benutzte sie, um zu lesen oder zu dichten. Nachdem sie auf diese Weise 4 Jahre mit einander gelebt hatten, versicherte ihr Mann, es nicht länger mit ihr aushalten zu können, fuhr mit ihr nach Großglogau und ließ sich von ihr scheiden. Sie befand sich dadurch in der hülflosesten Lage, die um

so trauriger war, als sie sich durch diesen Schritt für halb entehrt ansah. Dennoch würde sie sich, da ihr Talent mannigfachen Beifall und Unterstützung fand, ziemlich gut haben durchhelfen können, wenn sie nicht auf den Gedanken gekommen wäre, sich nochmals zu verheirathen. Ihr zweiter Mann war ein Schneider, Namens Karsch, nicht ungeschickt in seinem Handwerk aber dem Trunk ergeben. Sie versuchte es lange, ihn durch Briefschreiben und Nähen mitzuernähren, aber es gelang ihr nicht. Der häusliche Unfrieden und die Dürftigkeit wuchsen mit jedem Tage. Sie blieb dabei eine fleißige Kirchengängerin, der einzige Ort, wo sie Trost suchen konnte. Freilich konnte sie in ihrem ärmlichen Aufzuge nur die Frühmette besuchen, wo sie sich hinter einem Pfeiler verbarg, um den Prediger zu hören. Wenn sie dann nach Hause kam, so setzte sie, was sie behalten hatte, in Versen auf. Endlich faßte sie sich den Muth, einige Blätter dieser Art in den Beichtstuhl zu werfen, wo sie denn dem Prediger zu Gesichte kamen. Er nöthigte sie in sein Haus, unterstützte und munterte sie auf. Er verschaffte ihr auch die Bekanntschaft des Rectors, Conrectors, Bürgermeisters und nun verbreitete sich ihr Ruf mit Blitzesschnelle. Sie machte eine Menge Gelegenheitsgedichte, bereiste in der Eigenschaft einer Rhapsodie die ganze Umgegend von Fraustadt und erwarb sich dadurch manche Einnahme. Dies bewog sie, im J. 1755 mit ihrem Manne und 3 Kindern nach Großglogau zu gehn und hier erwartete sie ein noch größeres Glück. Sie fand nicht nur mehr Nahrung für ihren Geist, sondern auch so große Anerkennung, daß sich ihr Ruf bis nach Berlin verbreitete. Der Baron Kottwitz erfüllte Alles, was sie noch wünschen konnte. Da ihr bei dem leidenschaftlichen Hange zur Poesie ihr eheliches Verhältniß, in dem sie Gattin, Mutter und Magd in einer Person sein sollte, zuwider wurde und ihr Mann sich immer tiefer in sein Laster verlor, so bewirkte er eine Trennung zwischen beiden, ohne eine eigentliche Scheidung zu veranlassen. Er beschenkte sie dann reichlich und brachte sie mit sich nach Berlin.

Ihr Leben in der nächsten Zeit hatte für sie einen so starken Glanz, daß sie darüber ganz in Entzücken gerieth. Schon bei ihrem Abschiede aus Glogau verschenkte sie alle ihre Meubeln und behielt nichts als ihre Kleider und ihre Kinder bei sich. In Berlin wurde sie bald das Gespräch des Tages. Jeder mußte sie gesehn und gehört haben, und wer sie gehört hatte, war überrascht und entzückt. Man trug sie auf Händen, man beschenkte sie reichlich und ihr ohnehin leicht empfängliches Gemüth, das vom Hause aus zur Dankbarkeit geneigt war, schwamm in Wonne. Sie dichtete unwillkührlich bei der leisesten Bewegung ihres Innern und so ergoß sie sich in einen Strom von Oden, Liedern, Arien, die sie, wie alle ihre poetischen Erzeugnisse, aus dem Stegereif machte und meistens in der Gesellschaft improvisirte. Sie machte auf diese

Weise nicht nur die Runde in Berlin, sondern sie ging auch nach Halberstadt und Magdeburg, wo sie der königl. Familie vorgestellt wurde und vor derselben Proben ihres Talents ablegte. Einen großen Beschützer fand sie in dem erstgenannten Orte an Gleim. Er nannte sie eine deutsche Sappho und besorgte eine Ausgabe von ihren auserlesenen Gedichten, welche zu Berlin im J. 1764 erschien, und ihr eine reine Einnahme von 2000 Thalern zu Wege brachte. Als der Friede geschlossen und der König zurückgekommen war, verlangte er sie gleichfalls zu sehn. Sie wurde ihm im October 1763 in Sanssouci vorgestellt. Er fragte sie nach ihren bisherigen Lebensumständen, ihrer Ausbildung, ihrem jetzigen Unterhalte, und da er erfuhr, daß der letztere noch keinesweges sorgenfrei war, so versprach er ihr, sie zu unterstützen. Sie bekam vorläufig 50 Thaler mit dem Bescheid, sich wieder zu melden, wenn sie mehr bedürfte. Auf ähnliche Weise hatten ihre Freunde für sie Sorge getragen. Man hatte ihr ihre Kinder abgenommen und in Pension gegeben, der Graf von Stolberg-Wernigerode hatte ihr ein Jahrgeld ausgesetzt; von dem Capital, das ihre Gedichte einbrachten, bezog sie eine Rente von 100 Thalern und zahlreiche Geschenke kamen hinzu, um sie in eine behagliche Lage zu versetzen.

Die Karschin, wie man sie allgemein nach der Sitte jener Zeit nannte, zeigte sich auch einer solchen Unterstützung nicht unwerth. Sie wurde durch die Sensation, die ihre Geistesprodukte gemacht hatten, nicht eitel, durch die Möglichkeit, sich zu bereichern, nicht habsüchtig. Sie blieb die ganze Zeit über, die sie in der großen Welt verbrachte, durchaus dieselbe. Die Erinnerung an ihren vorigen Stand war ihr stets im Gedächtniß, sie war im Danken fast noch unermüdlicher als ihre Wohlthäter im Geben und auf die Erzeugnisse ihres Talents so wenig eifersüchtig, daß sie sie bei jeder Gelegenheit verschwendete. Wenn sie in irgend eine Verlegenheit kam, bat sie ihre Freunde um Unterstützung. Sie war darin ganz wie ein Kind. Sie dachte gar nicht daran, für sich selbst oder ihre Angehörigen zu sorgen, sie überließ dies Geschäft ihren Gönnern und Freunden, denen sie Alles meistens in Versen vortrug, was ihr fehlte.

Der Mangel an praktischem Talent, den sie hierin bekundete, wurde denn auch leider wieder der Grund dazu, daß sie, wenn sie nicht gerade auf ihren ehemaligen Standpunkt zurückkam, dennoch niemals zu einem dauernden Wohlstand gelangte. Nachdem sie den Reiz der Neuheit verloren hatte, verringerte sich die Anzahl ihrer Freunde mit jedem Tage. Man betrachtete sie als eine alte Bekannte und suchte sie nunmehr auch in die Regeln der Gesellschaft und der Kunst einzuzwängen, was aber durchaus nicht gelang. Nachdem sie von Magdeburg nach Berlin zurückgekommen war, erfuhr sie, daß ihr ältester Bruder in der Stadt wäre. Sie suchte ihn sogleich auf und da sie ihn in dürftigen

Verhältnissen fand, so begnügte sie sich nicht damit, ihn zu unterstützen; sie verließ eine behagliche Wohnung, in der sie gastfrei von einer Freundin aufgenommen war, und miethete für sich und ihren Bruder eine Dachstube, wo sie ihm die Wirthschaft führen wollte. So belud sie sich ganz unnöthiger Weise, denn ihr Bruder war ein ganz gesunder junger Mann, der sich durch sein Metier recht gut hätte erhalten können, mit einer Sorge, der sie durchaus nicht gewachsen war und zerstörte dadurch ihren ganzen Wohlstand. Ihre Kinder und Enkel fielen ihr späterhin auch noch zur Last und da sich ihre feste Einnahme nur jährlich auf 200 Thaler belief und die außerordentliche immer spärlicher wurde, so gerieth sie mit der Zeit in große Dürftigkeit.

In einen andern Conflict kam sie mit den Kunstrichtern. Diese machten an sie den Anspruch, sie sollte ihren Geschmack reinigen, ihr Talent durch Studien ausbilden und sich einer möglichst großen Correctheit befleißigen, damit sie für klassisch gelten könnte. Sie fuhren auch viel an ihren Gedichten mit der Scheere umher und suchten sie nach eignen und fremden Mustern zuzuschneiden. Aber eine Rose, die im Freien aufgewachsen ist, läßt sich nicht mehr am Stock ziehn. Die Dichterin hörte ihnen eine Weile zu, überzeugte sich vollständig von der Wahrheit ihrer Bemerkungen, aber sobald es an die Ausführung gehn sollte, so sprang sie ab und ging die Wege, die sie ihr Naturell führte, das heißt durch Dick und Dünn. Es ist schwer zu entscheiden, auf wessen Seite hier das Recht war. Lessing deckte in den Literaturbriefen ganz offen den Mangel ihrer Produktionen auf. Er sagte, sie möchte sich nichts auf das schnelle Hinschreiben zu Gute thun, sondern sie müßte sich dessen mit der Zeit schämen lernen; die Welt fodere kein Gedicht aus dem Stegreife von ihr, und es sei dem urtheilsfreien Leser ganz einerlei, ob sie eine Stunde oder zwei Monate damit zugebracht hätte. Dies war gewiß richtig, aber ob man deshalb von der Dichterin verlangen konnte, sie sollte sich ändern, das ist eine andre Frage. Sie war, als sie nach Berlin kam, 38 Jahre alt, ein reines Kind der Natur, ohne alle Reflexion und Regel aufgewachsen, und nun sollte sie nicht nur nachdenken, sondern sogar ihre Produktionsgabe durch den Gedanken beherrschen lernen, und dies ist mehr, als man billigerweise verlangen kann. Ueberdies zeigte ihr jeder Versuch, den sie machte, daß ihr erster Entwurf stets der beste war. Zu irgend einer Art von Ausführung oder Verbesserung war sie gänzlich unfähig. Wenn sie ihre Gedichte zu emendiren strebte, so verdarb sie sie.

Inzwischen gewann dennoch die Meinung der Kunstrichter die Oberhand im Publikum und man nahm wenig Antheil mehr, als man keinen Fortschritt bemerkte. Dies, mit allen ihren häuslichen Bekümmernissen verbunden, hätte sie vielleicht sehr unglücklich machen können und wer wäre es an ihrer Stelle nicht gewesen? — Nur sie war es

nicht. Sie trug ihr Geschick mit ziemlicher Gelassenheit und wenn man sie nur klagen ließ und ihr in ihren Vorurtheilen Recht gab, so konnte man sie ziemlich heiter sehn. Rath nahm sie nicht an. Wenn sie irgend etwas versehn hatte, sich Dinge hatte entgehn lassen, die zu ihrem Vortheil ausschlagen konnten, während sie sich zu ihrem Nachtheil gewandt hatten, so betrachtete sie dies wie ein unvermeidliches Uebel und tröstete sich mit dem Vertrauen auf ihre Freunde. Man brauchte sehr wenig für sie zu thun, wenn man nur freundlich gegen sie war. Mit einem heitern Gesicht und einer kleinen Bewirthung konnte man sie ungemein vergnügt machen. Dann dichtete sie ganze Abende lang.

Bei der Abnahme der Zahl ihrer Gönner sprach sie freilich diejenigen, die ihr geblieben waren, desto öfter an und so wiederholte sie auch dringend ihre Bitten um Unterstützung bei dem Könige. Sie erhielt indessen stets darauf nur kleine Geschenke. In einer besonders ökonomischen Laune schickte er ihr im J. 1773 auf einen ihrer Mahnbriefe zwei Thaler mit der Beischrift: Zum Geschenk für Deutschlands Dichterin. Sie war darüber sehr indignirt. Sie siegelte das Geld wieder ein und schrieb darauf:

Zwei Thaler giebt kein großer König;
Ein solch Geschenk vergrößert nicht mein Glück,
Nein! es erniedrigt mich ein wenig;
Drum geb ich es zurück.

Man hätte denken sollen, daß sie jetzt nicht mehr den Muth gehabt hätte, sich an Friedrich II. zu wenden, aber wenn jener etwa die Absicht gehegt hat, sie dadurch abzuschrecken, so hatte er sich getäuscht. Sie kam noch öfter. Im J. 1783 erhielt sie statt der häufig wiederholten Bitte um ein Haus drei Thaler. Sie dankte ihm zwar dafür, aber in so bittern Worten, daß man über ihre Kühnheit erstaunen muß. Ihre Zuschrift, die sie statt der Quittung ausstellte, endigt mit den Worten:

Aber für drei Thaler kann
In Berlin kein Hobelmann
Mir mein letztes Haus erbauen;
Sonst bestellt ich ohne Grauen
Heute mir ein solches Haus,
Wo einst Würmer Tafel halten
Und sich ärgern über'n Schmauß
Bei des abgegrämten, alten,
Magern Weibes Ueberrest,
Die der König darben läßt.

Friedrich Wilhelm II. erfüllte endlich ihre Bitte und ließ ihr ein Haus auf dem Haackschen Markte bauen, welches freilich nicht so glän-

zend ausfiel, als man es ihr versprochen hatte, aber ihr doch volle Bequemlichkeit und einen jährlichen Ueberschuß von etwa 100 Thalern gewährte. Sie konnte den Augenblick nicht erwarten, in dem sie es beziehen sollte, denn sie fühlte sich seit einigen Jahren schwach und ahnte, daß sie nicht mehr lange leben würde. Ihr Ende wurde indessen dadurch beschleunigt, daß sie, gegen den Rath ihrer Freunde, ihre neue Wohnung bezog, ehe sie noch ausgetrocknet war. Die Vorboten der Schwindsucht, die sich bereits eingestellt hatten, wurden immer häufiger, einige Gemüthsbewegungen, wenn schon freudiger Art, kamen hinzu und am 12. October 1791 erfolgte ihr sanfter, schmerzloser Tod, in einem Alter von beinahe 69 Jahren.

Dies waren die vier bedeutendsten dichterischen Talente ihrer Zeit. Wir würden noch eine große Anzahl von Andern zu nennen haben, wenn wir alle diejenigen aufzählen wollten, die das Publikum mit Gedichten, Oratorien oder dramatischen Versuchen unterhielten, aber da sie keinen bedeutenden Einfluß auf die Gesammtheit gehabt haben, und diese ganze Epoche der Litteratur weit mehr dazu bestimmt war, einem im höhern Sinne produktiven Zeitalter durch Kritik den Weg zu bahnen, als selbst zu schaffen, so wollen wir uns zu einer neuen Richtung wenden, die sich in den Werken des Königs ausspricht.

Wir meinen hiermit die Klasse seiner philosophischen Schriften. Es ist merkwürdig, daß die Zeit Friedrichs des Großen, welche sich ausschließlich den Beinamen des philosophischen Jahrhunderts beigelegt hat, in keiner Hinsicht geringere Fortschritte gemacht hat, als in der Ausbildung der Philosophie. Von dem Augenblick an, wo Wolf aufhörte, sein System weiter zu verfolgen und auszudehnen, bis zu dem Auftreten Kant's, also vom Anfange der Regierung Friedrichs II. bis zum Ende derselben, ist in Deutschland Niemand aufgetreten, der die Philosophie in ihrem Princip auffaßte und weiter bildetete; die Basis eines wissenschaftlichen Systems, die Logik, blieb unangetastet, die Metaphysik machte keine Fortschritte, kurz, die reine Philosophie, die wir, wie die Mathematik, von der angewandten unterscheiden wollen, blieb auf demselben Fleck. Statt dessen beschäftigte man sich auf das Lebhafteste damit, alle Sphären menschlicher Thätigkeit, wie man sich ausdrückte, mit philosophischem Geiste zu erfassen und die Zahl philosophischer Schriften ist niemals größer gewesen, als in dieser Periode. Man legte dabei durchaus kein wissenschaftliches System zu Grunde. Die Wolfsche Methode, die einzige, welche von den bessern Köpfen erlernt und geschätzt wurde, wäre auch zu hölzern gewesen, um auf die lebendigen Interessen des menschlichen Geistes angewandt zu werden. Man fühlte ihren Mangel und überließ sich daher ganz dem Hange zu einer unbegrenzten Freisinnigkeit, mit welcher man jeden vorkommenden Gegenstand behandelte. Aufklärung war das Streben jener Epoche und

dies Princip war so allgemein, daß sich dafür weder ein bestimmter Weg, noch ein bestimmtes Ziel angeben ließ. Die allgemeinen Menschenrechte, die natürliche Religion, die abstrakten Gesetze für das Gute und Schöne, dies sind die Gegenstände, mit denen sich die philosophischen Schriftsteller stets beschäftigten und zu deren Erörterung sie allen ihren Scharfsinn aufboten. Das Positive, das geschichtlich Erzeugte, von Geschlecht zu Geschlecht Ueberlieferte, behandelten sie mit großer Gleichgültigkeit, wenn sie nicht dagegen polemisirten und dadurch die allgemeine Auflösung der Begriffe noch verwirrten. Man kam auf diesem Wege, der so lang als breit war, am Ende auch zu keinen Resultaten, die der Menge von Nutzen gewesen wären. Nachdem man alle Schranken durchbrochen hatte, in denen die Nation herangebildet war, blieb nichts übrig, als daß man wieder auf das Individuelle zurückging und daher entstand in Deutschland jene berufene Kraftepoche, in der sich das Genie absolute Gültigkeit zuschrieb und sich alle beliebigen Rechte beilegte, die man bereits der Menge abgesprochen hatte. Da indessen der menschliche Geist jene Zersetzung und Verallgemeinerung seiner Begriffe, die das Werk der Aufklärung war, nur bis zu einem gewissen Grade ertragen kann, so suchte man sich in einigen Punkten über gewisse allgemein annehmbare Voraussetzungen oder Regeln zu verständigen und dies geschah besonders im Felde der Moral und der Aesthetik. Für sein Handeln verlangt der Mensch nun einmal eine bestimmte Richtschnur und fühlt wohl, daß die ungeschriebenen Gesetze dabei immer das Höchste bleiben werden, für sein Dichten und Schaffen bedurfte er damals am meisten einer Art von Methode, da die deutsche Kunst beinahe in allen ihren Zweigen groteske Auswüchse hervorgebracht hatte, die man für die Zukunft zu verhindern suchte.

Dieser doppelte Charakter findet sich denn auch in den philosophischen Schriften des Königs. Sie sind entweder moralischen oder ästhetischen Inhalts. Zu den ersten rechnen wir seinen Anti-Machiavel, jenes berühmte Jugendwerk, in dem er das Ideal eines Fürsten aufstellte, seinen Fürstenspiegel, seine Schriften über die Unschädlichkeit der Irrthümer des Geistes, über den Fluch und Segen des Krieges, über die Eigenliebe, über die Erziehung, über den Nutzen der Wissenschaften und Künste im Staat, über die Regierungsformen und Herrscherpflichten, über die Vaterlandsliebe, seine Kritik über das **système del la nature**, vom Baron Holbach, und andere, denen man auch wohl seine Schriften über die Reform der Justiz beizählen kann; zu der Klasse der ästhetischen Schriften nehmen wir seine Vorrede zur Henriade und seine Schrift über die deutsche Litteratur, ohne damit den Inhalt Alles dessen, was er über diesen Gegenstand geschrieben hat, erschöpft zu glauben. In diesen Schriften zeigt sich der König nun von einer höchst eigenthümlichen Seite. Seine Moral ist zwar, wie er selbst an

mehren Stellen sagt, die christliche, indessen darf man es so genau damit nicht nehmen. Sie ist vielmehr eine sehr natürliche, was wir hier im Gegensatze zu einer durch Reflexion und Lehre erworbnen gesagt haben wollen; er vertritt überall nur die Rechte und Pflichten des Menschen, weder die des Christen noch insonderheit die des Protestanten. Er erscheint in dieser Hinsicht durchaus als eminenter Charakter, der das Verehrungswürdigste, was es in der Welt giebt, sich verwandt fühlt und daher auch als sein Eigenthum anspricht. Die Aufopferung der edelsten Seelenkräfte zum Wohl des Staates, die Gleichheit vor dem Gesetz, die Anerkennung einer absoluten Herrschaft des Geistes, dies sind die großen Principien, welche Friedrich in seinen moralischen Schriften verficht und die er ebenso durch sein ganzes Leben bethätigt hat. Mehr brauchen wir nicht zu sagen, um zu zeigen, daß der König in dieser Hinsicht einen Standpunkt einnahm, der weit über Alles hervorragte, was die Geschichte bis dahin gesehen hatte. Gewisse Ueberzeugungen, die dem Privatmann in seinem Kreise nicht nur nahe liegen, sondern sich ihm beinahe aufdringen, werden in der höchsten Sphäre zu einem Verdienst, welches den, der sie hegt, zum König der Könige macht. Anders verhält es sich freilich mit seinen ästhetischen Meinungen. Der Geschmack ist seiner Natur nach etwas sehr Individuelles aber dennoch giebt es nichts, was einer größeren Ausbildung fähig ist, doch kommt dabei Alles auf Lehre und Studium an. Friedrich hatte zwar unleugbar eine große Anlage zur Auffassung und Ausübung der Kunst in vielfacher Weise, aber so beschränkt seine Leistungen in dieser Sphäre blieben, so beschränkt blieb auch sein Urtheil. Er ergriff mit Leidenschaftlichkeit eine bestimmte Richtung, die ihn in seiner Jugend durch ihren Glanz geblendet hatte, und verfolgte sie nun mit steter Beharrlichkeit durch sein ganzes Leben. Er wurde dadurch aus Unkenntniß oft ungerecht und verurtheilte in seiner Schrift über die deutsche Litteratur unsre Schriftsteller mit eben so geringem Grunde als er Homer dem Voltaire nachsetzte. Er war in seiner poetischen Geschmacksrichtung nun einmal ganz Franzose, ja mehr als Franzose, er war Voltairianer. Die freiere Auffassung der Kunst, welche Batteur bei den Franzosen begründete, war für ihn schon zu weit, zu grenzenlos; er polemisirte gegen ihn und stellte mit der festesten Ueberzeugung den Virgil über den Homer, die Henriade über den Virgil und Voltaire über Alles. Dies ist das ganze ästhetische Glaubensbekenntniß des Königs. Betrachten wir nun, wie sich die Gelehrten Berlins in diesem Punkt zu ihm verhielten. Unter den moralischen Schriftstellern jener Zeit verdient überhaupt nur einer genannt zu werden. Dies war Moses Mendelssohn, ein Mann, den die Juden als ihren Messias betrachten können, so lange ihre Verheißung nicht in Erfüllung geht. Wie man Rammler den deutschen Horaz, Luise

Karsch die deutsche Sappho nannte, so nannte man Mendelssohn den deutschen Sokrates. Diese Vergleichung paßte eben so wenig, wie die andern. Sokrates wurde mit Recht angeklagt, daß er die griechischen Götter in Verachtung brächte, Mendelssohn hat seiner Nation den wichtigen Dienst erwiesen, daß er den oft verlästerten alt-testamentarischen Jehovah wieder auf den Thron setzte und seine Herrschaft befestigte, Sokrates besaß eine Verstandesthätigkeit, die unerhört war, seine Dialetik ist das Zeugniß davon, Mendelssohn war ganz Gefühl, durchsichtiges, sich selbst klares, reines, geläutertes Gefühl, Sokrates hatte einen Körper, der mit der großen Tüchtigkeit seines Geistes durchaus übereinstimmte, er war eine echt antike Gestalt, Geist und Leib aus einem Guß und deßhalb mit der Standhaftigkeit eines Helden ausgerüstet; Mendelssohn war leicht reizbar, sein schnell bewegtes Gemüth theilte seine Schwäche und Abspannung dem Körper mit, er starb im eigentlichen Sinne des Wortes vor Seelenkummer. Doch wir verfolgen nicht weiter eine Vergleichung, die nur aus der mißverstandnen Sucht hervorgegangen ist, die Notabilitäten des achtzehnten Jahrhunderts mit dem unvergänglichen Glanze des Alterthums zu bekleiden. Unsre Leser werden dagegen nicht mit Unrecht einige nähere Nachricht über sein Thun und Treiben in unsrer Stadt, wie über die Lebensumstände dieses merkwürdigen Mannes von uns erwarten.

Moses Mendelssohn wurde am 6. September 1729 zu Dessau geboren. Sein Vater war Schullehrer und Schreiber bei der dortigen Synagoge. Er war sehr arm und kaum im Stande, seinem Sohne die dringendsten Bedürfnisse zu gewähren, geschweige denn, ihm eine gute Erziehung zu Theil werden zu lassen· In der strengsten Winterkälte trug der Vater sein Kind, in seinem Mantel gehüllt zur Schule, nachdem ihm nichts als eine Tasse Thee gereicht war. Hier lernte der Knabe den Thalmud und gewann Mischna kennen, las die biblischen Schriften und gewann besonders die poetischen Bücher daraus lieb, die seine Phantasie beschäftigten. Das Hebraische verstand er bald eben so gut, wie das Deutsche. Mehr als Alles Andre zog ihn aber der Maimonides an, dessen „Führer der Irrenden" sein unausgesetztes Studium wurde. Dies Werk ist eine Art von Metaphysik der Bibel und sein Verfasser, ein Rabbiner ist der Reformator der jüdischen Religionsphilosophie gewesen. Im sechzehnten Jahre, wo der Judenknabe, einem thalmudischen Prinzip zufolge, für mündig erklärt wird, überließ man es ihm, für seine eigne Zukunft zu sorgen und ihm blieb keine andre Wahl, als daß er mit seinem Lehrer, David Fränkel, als Trödeljunge nach Berlin zog. Er hatte hier lange mit der äußersten Armuth zu kämpfen. Viele Tage hindurch lebte er nur von trockenem Brodt, das er noch dazu mit Einschnitten bezeichnete, um nach Verhältniß seiner Kasse damit auszureichen. Eine gewisse ange-

borne Schüchternheit seines Wesens hinderte ihn, die Hülfe Andrer für sich in Anspruch zu nehmen und die Verachtung, in der seine Nation stand, empfand vielleicht Niemand tiefer als er. Gleichwohl gewann er doch die Unterstützung wohldenkender Gönner, zunächst seiner Glaubensgenossen. Auf die Verwendung des Oberrabbiners erhielt er bei einem mildthätigen Juden ein kleines Dachstübchen zur Wohnung und wöchentlich ein paar Freitische. Nun studirte er emsig die philosophischen Schriften von Wolf und Leibnitz, daneben Mathematik und Lateinisch. Auch in den neueren Sprachen bekam er Unterricht von einem jüdischen Arzt. Die Kenntnisse, die er sich bei einer schnellen Auffassung bald aneignete, vermochten einen reichen Seidenfabrikanten in Berlin, Namens Bernhard, ihn als Lehrer für seine Kinder zu sich ins Haus zu nehmen. Hier lernte er noch das Griechische, trieb Physik und Weltgeschichte und nahm sich dabei der praktischen Beschäftigungen, des Buchführens und Rechnens, an. Dies letztere bewog seinen Prinzipal, ihn im J. 1753 zum Buchhalter und späterhin zum Disponenten seiner Handlung zu machen. Im J. 1754 lernte er Lessing kennen und die Freundschaft mit ihm und Nicolai entschied zunächst über sein Auftreten als Schriftsteller. Er gab nämlich dem ersteren seine „philosophischen Gespräche" zur Durchsicht, und jener gab sie ihm, nachdem er inzwischen einen Verleger dafür gesucht hatte, gedruckt zurück. Auch das Publikum nahm diese Arbeit gut auf und dies veranlaßte ihn, im J. 1761 mit seinen „Briefen über die Empfindungen" hervorzutreten, die eine ästhetische Tendenz haben. In seinem 33sten Jahre verheirathete sich Mendelssohn mit der Tochter von Abraham Gugenheim aus Hamburg. Die Ehe war eine der glücklichsten und von vier Söhnen und drei Töchtern gesegnet. Auch das Geschäft, welches Mendelssohn führte, gewann so guten Fortgang, daß es ihn in den behaglichsten Wohlstand versetzte. Er machte ein gastfreies und angenehmes Haus, in dem man Gelehrte und Künstler, Staatsmänner und Aerzte sah, die er oft in seinem Komtoir empfing, wo er eine ausgezeichnete kleine Handbibliothek hatte. An den Festtagsabenden kamen seine Glaubensgenossen, um sich an seiner Unterhaltung zu bilden und zu belehren. Er erschien in Allem als sorgsamer Vater und Gatte, treuer Freund, wohlwollender Rathgeber und als ein überaus liebenswürdiger Mensch, bei dem jedes Wort aus einem tief empfindenden Herzen kam. Seine schriftstellerische Thätigkeit nahm nun zwei Richtungen, in denen er sehr viel Gutes gewirkt hat, eine speciellere, die Aufklärung seiner Glaubensgenossen, eine allgemeinere, die moralische.

Im J. 1771 gab er einen Kommentar über den Prediger Salomonis heraus, 1778 auf Einladung der preußischen Regierung in Verein mit dem Oberrabbiner die Ritualgesetze der Juden, 1780 seine Uebersetzung des Pentateuch, 1781 eine Uebersetzung des Manasseh Ben Israel,

Rettung der Juden, aus dem Englischen, 1783 Jerusalem oder über religiöse Macht und Judenthum und in demselben Jahre eine deutsche Uebersetzung der Psalmen. Durch diese Schriften hat er seiner Nation die allergrößten Dienste geleistet. Er hat ihre Begriffe erweitert, ihren Glauben gereinigt, ihre Erziehung und ihren Unterricht verbessert. Sie dürfen ihn in der That als einen Reformator ihrer Religion betrachten. Aber er that noch mehr. Er erhob durch seine Emendation das jüdische Glaubensbekenntniß so sehr, daß es neben dem christlichen einen Rang behaupten durfte, den man ihm sonst niemals eingeräumt haben würde. Er zeigte nicht nur, daß man ein durchaus guter und moralisch fehlerfreier Mensch sein könnte, obgleich man ein Jude wäre, denn dies gesteht jeder zu, sondern vielmehr daß dies Statt finden könnte, weil man es sei, und dies war eine Wahrheit, die alle Welt mit Verwunderung erfüllte. Es erschienen eine Menge von Schriften, die alle die Rettung der Juden, wie man es nannte, zum Zweck hatten und man besprach mit Eifer ihre Emancipation. Wenn schon nun auch die Gegenparthei ihre sehr scharfsinnigen Vertreter fand, unter denen Lichtenberg vor Allen genannt werden muß, und die frommen Wünsche der Judenfreunde nicht zur That wurden, so erhielt die ganze Stellung der Nation dadurch doch eine wesentliche Veränderung. Man schämte sich der früheren Vorurtheile und die Verfolgungen der Juden hörten auf.

Die zweite Reihe seiner Schriften beginnt mit seiner Abhandlung „über die Evidenz in metaphysischen Wissenschaften." Das Hauptwerk derselben ist sein „Phädon oder über die Unsterblichkeit der Seele," und ihm schließen sich seine „Morgenstunden oder Vorlesungen über das Dasein Gottes" an. Wir haben diese Schriften moralische genannt, weil sie in der That mehr Beweise für das edle Herz ihres Verfassers ablegen, als für die Gegenstände, die erwiesen werden sollen. Nicht als ob es ihnen an Folgerichtigkeit fehlte, denn die Entwickelung der Gedanken ist überall musterhaft, sondern weil die Prinzipien, von denen ausgegangen wird, in dem Glauben ihren Grund haben, der dem Gemüth unentbehrlich ist, woraus denn natürlich folgt, daß es zugleich unerwiesne Voraussetzungen sind, und daß die Beweisführung den nicht überzeugt, der von vorne herein anderer Meinung ist So fehlte z. B. Friedrich dem Großen durchaus der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele, aber es ist sehr zu bezweifeln, ob er durch Mendelssohns Phädon die Ueberzeugung davon bekommen hätte. Der König las nun freilich diese Schriften nicht, aber in Deutschland war Niemand, der sie nicht kannte. Sie verschafften ihrem Autor einen großen Ruhm und man betrachtete ihn als den größten Philosophen seines Jahrhunderts. Man hatte daran vielleicht nicht ganz Unrecht, denn er leistete, was zu jener Zeit einem Jeden Noth that. Er setzte der allgemein eingerissenen Zweifelsucht

einen Damm entgegen und leistete seinen Zeitgenossen die Gewähr für gewisse Meinungen, die ihr Gemüth beruhigten.

Sie hätten sich nun daran genügen lassen können, aber leider sollte dieser zart und tief empfindende Mann für seine Verdienste, die er sich um Juden und Christen erwarb, schlecht belohnt werden. Lavater, der sich für eine Art von Apostel hielt, und in ganz Deutschland herumreiste, um Anhänger für seine Lehre zu werben, konnte es nicht über sich gewinnen, seine Bekehrungslust von einem Versuche zurückzuhalten, bei dem ihm jeder Verständige vorhersagen konnte, daß sie scheitern müßte. Auf eine wahrhaft täppische und unverschämt zudringliche Weise verlangte er von dem Verfasser des Phädon, er sollte ein Christ werden, und dies ganz unvermuthet in der Dedication einer von ihm besorgten Uebersetzung von Bonnets Palingenesie. Mendelssohn antwortete ihm in einem überaus würdigen und milden Tone, daß er das gewiß schon längst ohne fremdes Zuthun geworden wäre, wenn er sich nicht von der Wahrheit seiner Religion wiederholentlich überzeugt hätte. Trotz dem, daß jeder Billigdenkende ganz auf Mendelssohn Seite sein mußte und ihm keinen Augenblick die Anhänglichkeit an seinen Glauben zum Vorwurf machte, so hatte doch der unangenehme Vorfall auf ihn die üble Folge, daß er ernstlich krank wurde und eine Zeit lang seine Geschäfte nicht besorgen konnte. Die Prüfungen seines reizbaren Innern hatten aber damit kein Ende. Jocobi, das erste jener Kraftgenies, die eine neue Epoche in der deutschen Litteratur begonnen, gab im J. 1785 seine Schrift über die Lehre des Spinoza in Briefen an Mendelssohn heraus, in welcher er sich gegen Lessings Andenken auf das Schmählichste versündigte. Er beschuldigte ihn auf eine so unzarte, zum Theil barocke und mißverstandne Weise des Spinozismus, daß er Mendelssohn, der den Verfasser des Nathan, den Freund und Genossen seiner Jugend, auf das Tiefste verletzte. Er brach daher sein Werk über das Dasein Gottes ab, von dem erst der erste Theil erschienen war, und übernahm die Rechtfertigung seines Freundes in der Schrift: Moses Mendelssohn an die Freunde Lessings. Ein Werk von solchem Charakter, ihm auf eine solche Weise abgedrungen, rieb alle seine Kräfte auf. Es griff ihn, zumal da er sich außerdem schon nicht wohl fühlte, so heftig an, daß er unmittelbar nach seiner Vollendung den Geist aufgab. Der Professor Engel begleitete es mit einer Vorrede und gab es kurz nach Mendelssohns Tode zu Berlin im J. 1786 heraus.

Dies war das Leben Moses Mendelssohns. Es ist so rein, so lauter und unverfälscht wie seine Schriften. Es war bis zum letzten Athemzuge dem Guten und Schönen gewidmet und daher fiel jedes seiner Worte wie Thau auf eine durstige Flur. Unter allen seinen Zeitgenossen hat Niemand einer so unbegrenzten Verehrung genossen, wie Mendelssohn. Er hatte keine Widersacher, keine Feinde, weder in litterari-

scher noch in andrer Hinsicht. Daher war er sogar für einen jeden indirekten Angriff so empfindlich. Auch an Anerkennung in unsrer Stadt fehlte es ihm nicht. Die allgemeine Achtung hat Niemanden in dem Grade ausgezeichnet, wie ihn. Die Akademie wollte ihn im J. 1763, nachdem sie seine Preisschrift über die Evidenz in metaphysischen Wissenschaften gekrönt hatte, zu ihrem Mitgliede machen. Der Vorschlag, von la Grange unterstützt und von sämmtlichen Akademikern angenommen, wurde dem Könige vorgelegt, aber, man weiß nicht, aus welchen Gründen, von ihm nicht angenommen.

An ästhetischen Schriftstellern fehlte es der Zeit Friedrichs II. ebenso wenig, wie uns heute. Vielleicht hat es ihrer noch mehr gegeben, da nicht nur jeder Kritiker, sondern beinahe jeder Künstler und bestimmt jeder Dichter Aesthetiker sein mußte. Wir nennen indessen auch hier nur einen statt vieler und dies ist Johann Georg Sulzer, dem die Stimme seiner Zeitgenossen den ersten Platz unter den Kunsttheoretikern zugetheilt hat. Sulzer wurde am 16. Oct. 1720 zu Winterthur im Kanton Zürich geboren. Seine Familie war eine der ältesten der Stadt, sein Vater Mitglied des Rathes und Seckelmeister. Er war zweimal verheirathet und hatte fünfundzwanzig Kinder, von denen unser Sulzer das jüngste war. Der Knabe wurde zum Geistlichen bestimmt, kam 1736 auf das akademische Gymnasium zu Zürch und wurde 1739 ordinirt. Die Schweiz, und namentlich jenes Gymnasium, hatte damals die ausgezeichnetsten Litteraten. Zimmermann unterrichtete in der Religion, Geßner in der Naturlehre, Bodmer und Breitinger in den schönen Wissenschaften. Trotz dem, daß er eigentlich für die sogenannten gelehrten Studien bestimmt war, konnte Sulzer seine Vorliebe für Naturlehre und Mathematik, überhaupt Alles, was man unter dem Namen von Realien zu verstehn pflegt, nicht verhehlen. Er hatte dagegen eine entschiedne Abneigung gegen Sprachen und wäre beinahe aus Mangel an Hebräisch nicht auf die Kanzel gekommen. Er behauptete sie auch nicht lange. Nachdem er eine Zeitlang Vicarius bei dem Pfarrer Ziegler in Maschwanden gewesen war, wurde er Hauslehrer und im J. 1747 bekam er den Ruf eines Lehrers der Meßkunde an das Joachimsthalische Gymnasium. Sein Vorgänger war Beguelin gewesen, der zum Erzieher des Prinzen von Preußen bestimmt worden war, wodurch denn auch Sulzer jenem näher trat. Er kam, da er mancherlei naturhistorische Sachen geschrieben hatte, bald mit Sack, Spalding, Kleist, Rammler und dem Hofrath Stahl in Verbindung. Mit Rammler gab er 1750 eine neue gelehrte Zeitung unter dem Namen: „kritische Nachrichten,“ heraus, die aber bald einging. Er schrieb dagegen mancherlei theologische, ästhetische und naturwissenschaftliche Sachen, die seinen Namen verbreiteten. Im J. 1750 verheirathete er sich und der König schenkte ihm ein Stück Land in der Nähe von Monbijou am Wasser, wo er sich anbaute und seiner Lust zur

Gärtnerei nachhing. In demselben Jahre wurde er von Maupertuis zum Mitgliede der Akademie vorgeschlagen, wo er in die Klasse der speculativen Philosophie aufgenommen wurde. Hier las er in den Jahren 1751—52 seine ästhetischen Abhandlungen über den Ursprung der angenehmen und unangenehmen Empfindungen, die der erste Keim zu seinem größeren ästhetischen Werke geworden sind. Er stellte in ihnen als das Princip des Schönen die Einheit in der Mannigfaltigkeit auf, welches noch heute auf allen Kathedern und in den Compendien das herrschende ist. Er las noch mancherlei andere Abhandlungen ähnlichen Inhaltes wie die über den Ursprung und die verschiednen Bestimmungen der Wissenschaften und schönen Künste, über den Begriff des Genies, über den Begriff der Vernunft; daneben fuhr er in seiner Naturbetrachtung fort, schrieb eine Abhandlung über die Höhenmessung und andre Sachen dieser Art. Der Krieg machte indessen seiner in jeder Hinsicht glücklichen und wünschenswerthen Lage ein Ende. Er verlor im J. 1759 einen Sohn, im folgenden seine Frau, die er außerordentlich liebte, und eine Tochter, die ihr Ebenbild war. So viele Unglücksfälle, in Gefolge der Leiden, die damals ein jeder empfand, machten ihn, da er von Natur ein weiches Gemüth hatte, seines hiesigen Lebens überdrüßig. Er that alles, um sich zu zerstreuen und wieder aufzurichten, er reiste nach Magdeburg, dem Geburtsort seiner Frau und dem damaligen Aufenthaltsort des Hofes, an den Rhein, in die Schweiz, doch da er wenig Linderung davon empfand, so gab er sein Lehramt am Gymnasium auf und bat den König, als er im J. 1763 aus dem Felde zurückgekehrt war, um seine Entlassung. Friedrich gab sie ihm indessen nicht. Er schätzte Sulzer unter den wenigen deutschen Gelehrten, die er kannte, mit am meisten und stellte ihn bei der Ritterakademie, die er kurz nach dem Kriege gründete, mit 1000 Thlr. Gehalt an, wozu er noch 300 Thlr. von der Akademie bekam. Sulzer, ein passionirter Freund des Landlebens, kaufte sich nun, da er seine frühere Wohnung nicht mehr beziehen mochte, einen angenehmen Platz zwischen Berlin und Charlottenburg, dem Thiergarten gegenüber. Hier baute er ein Landhaus und legte einen Garten mit einem Lustwalde und einer Meierei an. Leider hat aber wahrscheinlich der sumpfige Boden den ersten Grund zu der Krankheit gelegt, an der er lange litt und nach Verlauf von etwa zwölf Jahren starb. Er bekam nun mit Sack und Spalding zusammen die Aufsicht über das Schulwesen und wurde namentlich Visitator des Joachimsthalischen Gymnasiums, welches 1767 seine Gesetze von ihm empfing. Er gab demnächst sein großes encyclopädisches Wörterbuch, die Theorie der schönen Künste heraus, welches ihm seinen Ruhm hauptsächlich verschafft hat. Er versuchte es auch, einige Stücke aus dem Französischen und Englischen für die hiesige Kochsche Bühne zu bearbeiten, doch dies mißlang total. Am meisten verlor Shakespeare unter seiner Scheere, als er dessen König

Cymbeline zuzuschneiden versuchte. Seine Krankheit, von deren Beschaffenheit die Aerzte keinen rechten Begriff hatten, nahm immer mehr zu. Er reiste 1775 noch einmal nach der Schweiz und Italien und schleppte sich von einem Sommer zum andern hin. Zwei Jahre vor seinem Ende ließ ihn der König rufen und unterhielt sich lange mit ihm, doch nur über allgemeine Gegenstände. Im J. 1779 am 25. Januar gab er endlich seinen Geist auf.

Sulzers Charakter hatte viele Aehnlichkeit mit dem von Mendelssohn. Auch er hatte jene Herzensmilde, jenen fein empfindenden Sinn für Alles Gute und Schöne, jenes stille Walten in dem ihm angehörigen Kreise. Er ertrug seine langjährigen Leiden mit einer Standhaftigkeit und Ergebung, die man zum Muster aufstellte. Er schrieb im Angesicht des Todes seinen Freunden Trostbriefe über die Unglücksfälle, die sie betrafen und nahm Freude und Leid, wie es die Vorsehung über ihn verhängt hatte, mit gleichem Danke hin. Sein litterarisches Wirken war freilich ein sehr verschiednes. Seine Schriften hatten mit denen von Mendelssohn nur die Deutlichkeit und Klarheit gemein. Sie hatten weder jene Eleganz der äußern Form noch die Gemüthstiefe. Seine Untersuchungen haben einen mehr mechanischen als organischen Zusammenhang und verlieren sich so sehr ins Breite, daß man sie heute nicht mehr lesen kann. Man sieht überall die mathematische Methode vorwalten und diese giebt seinen Worten eine Trockenheit, bei der man mit allem Durst nach Wahrheit beinahe verschmachtet. Die Stellung, die Sulzer im bürgerlichen Leben einnahm, machte sein Wirken für unsre Stadt freilich in manchem Sinne noch einflußreicher. Er nahm an dem Unterricht des Prinzen von Preußen Theil, der Marquis d'Argens, der englische Gesandte Mitchell waren seine Freunde und somit gewann er eine Thätigkeit in Kreisen, wo die deutschen Gelehrten kaum Zutritt erwarten durften. Er machte denn auch den Versuch, den Sinn des Königs von Weitem auf die deutsche Litteratur zu lenken, aber hier standen ihm unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Als der Messias von Klopstock erschienen war, ein Phänomen, welches nirgends größere Sensation machte, als in der Bodmerschen Schule, übergab Sulzer dies Gedicht an Maupertuis mit der Bitte, es dem Könige bekannt zu machen. Er erhielt es indessen mit dem Bemerken zurück, daß der deutsche Dichter am Ende doch nur Milton nachgeahmt habe, und daß sich seine Hexameter in einer französischen Uebersetzung schlecht ausnehmen würden. Deutsche Gedichte las der König aber nicht; also wurde es ihm nicht vorgelegt. Er versuchte später noch einmal, durch Marquis d'Argens den König auf die deutsche Litteratur hinzuführen, aber auch dies hatte, trotz dem, daß der Vermittler das Seinige that, nicht den gewünschten Erfolg.

Die letzte Klasse von den Schriften Friedrichs II. so weit diese ein Gegenstand der Litteraturgeschichte sein können, bilden seine Briefe. Die

Epistolographie ist eine Kunst, die den Deutschen beinahe unbekannt ist. Wir besitzen zwar eine Anzahl von Romanen, die in Briefform verfaßt und dadurch für die Darstellung von Seelenzuständen besonders geeignet sind, aber ob diese Form jemals von uns ihrem wahren Wesen nach erkannt und begriffen ist, möchte man wohl bezweifeln. Wenigstens ist so viel gewiß, daß sie von keiner Nation mehr gemißbraucht wurde. Zu einem deutschen Briefe gehört oft weiter nichts als das Datum, die Anrede und der Schluß, Alles, was dazwischen steht und den eigentlichen Inhalt ausmacht, ist entweder eine gelehrte Abhandlung oder irgend etwas, das sich in jeder andern Weise besser sagen ließe, als gerade in der vorliegenden. Der Brief hat bei uns vor dem Gespräch nur den Vorzug, daß der Sprechende nicht unterbrochen wird, und es ist noch selten, daß er überhaupt eine bestimmte Person anredet. Es ist gewöhnlich ein reiner Monolog. Der Schreiber setzt sich an sein Pult, vertieft sich in einen Gegenstand, bringt ihn zu Papier und übersendet das Resultat seines Nachdenkens mit allen Prämissen an einen dritten, der ihm auf eben diese Weise antwortet. Dies ist aber gewiß die unrichtigste Art, Briefe zu schreiben, die man nur erdenken kann und solche Dinge dürften schon ihrer gänzlich verfehlten Form wegen dem Publikum gar nicht übergeben werden. Was ist überhaupt ein Briefwechsel wenn er nicht ein lebendiges Gespräch ist? So wenig wir in unsern Gesellschaften lange Reden halten dürfen, die ins Blaue gesprochen sind, so wenig darf man einen Brief schreiben, zumal wenn er für etwas Litterarisches gelten soll, der nicht die dialogische Form hat, das heißt, in dem nicht jeder Gedanke durch die Person, mit der man spricht, seine eigenthümliche Färbung erhält, und der nicht mit jener Anmuth und Leichtigkeit geschrieben ist, die die conventionelle Bildung erfordert. Diese ist nun freilich im Ganzen nicht das Eigenthum unsrer Nation; eine gewisse Schwerfälligkeit, ein Verstecken unsrer Persönlichkeit hinter den Sachen, mit denen wir es uns zu thun machen, ein Mangel an freier, anmuthiger Beweglichkeit ist nun einmal das Erbtheil unseres Stammes und es ist sehr natürlich, daß wir keine gute Briefe schreiben, da wir kein gutes Gespräch zu führen im Stande sind. So wichtig daher der Briefwechsel bedeutender Männer unsrer Nation sein mag, und wir besitzen auch aus der vorliegenden Epoche eine große Anzahl von Briefen der berühmtesten Litteraten Berlins, so wird man sie doch nie ihrer Form, sondern nur theilweise ihres Inhalts wegen lesen. Sie geben uns entweder Beiträge zu ihrer Lebensgeschichte oder zu ihren Meinungen. In dem ersteren Falle würden sie uns mit einer ausführlichen Biographie, in dem zweiten mit der Vervollständigung ihrer Geisteswerke einen ungleich größeren Dienst erwiesen haben. Wir lesen ihre Briefe nur in Ermangelung von etwas Besserem.

In diesem Punkt aber stehn die Werke des großen Königs völlig unerreicht da. Die wahre Briefform stand so ganz in seiner Gewalt, daß er darin eine wahre Virtuosität hat. Man sieht in ihnen nicht nur mit der größten Lebhaftigkeit den Sprechenden, sondern auch der Angeredete schimmert in leichten aber unverkennbaren Umrissen durch seine Worte hindurch. Die Form seiner Briefe ist hinreißend. Er mag nun zürnen oder versöhnen, scherzen oder ernst sein, klagen oder sich freuen, immer herrscht in dem Ausdrucke seiner Gemüthsstimmung die größte Innigkeit und beinahe in jeder Wendung etwas Frappantes. Und bei alle dem waltet in ihnen eine so große Unbefangenheit, keine Spur von Absichtlichkeit oder Ueberlegenheit, überall der frische Eindruck des Augenblicks mit stets neuem unvergänglichen Reiz. Wir können es dem Marquis d'Argens keineswegs verdenken, wenn er die Briefe des Königs wie ein Heiligthum aufbewahrte und den Tag, wo er einen erhielt, wie einen Festtag feierte. Abgesehen von allem persönlichen Interesse, empfing er einen Schatz von Kunstwerken, den die Deutschen vielleicht auch dann noch einmal seinem ganzen Werthe nach würdigen werden, wenn das Interesse für die Form in dieser Beziehung sich jemals neben dem für den Stoff geltend machen sollte.

Nachdem wir somit die hervorstehenden Richtungen gezeichnet haben, in welchen die Litteratur des damaligen Berlins neues Leben gewann, bleibt es uns noch übrig, einige Nebenzweige zu verfolgen, in denen Bedeutendes geleistet wurde, denn unsre Leser werden nicht erwarten, daß wir Alles anführen, was überhaupt unter der Regierung Friedrichs II. in Berlin geschrieben wurde, ein undankbares Geschäft, wodurch wir ihre Geduld auf eine harte Probe stellen würden, ohne ihrer Wißbegierde zu nützen. Das Studium der Geschichte, in dem der König in jeder Hinsicht den ersten Rang einnimmt, veranlaßte bald, daß man Untersuchungen im Felde der Statistik, der Geographie und Alterthumskunde anstellte, und in allen diesen Fächern traten deutsche Gelehrte auf, die sich um Mit- und Nachwelt verdient machten. Der Probst Süßmilch an der Nikolaikirche gab im J. 1749 sein großes Werk heraus, welches er unter dem Namen „göttliche Ordnung bei dem Tode und der Geburt der Menschen" bekannt machte. Er behandelte darin mit großer Gelehrsamkeit das Problem seiner Zeit, die Volksvermehrung. Er zeigte, durch welche Unfälle und Schicksale das menschliche Geschlecht am stärksten vermindert worden wäre, wie aber trotz dem eine stete Vermehrung desselben statt gefunden hätte, die noch durch geeignete Maaßregeln von Seiten der Regierungen gesteigert werden könnte. Der Gegenstand ist allerdings etwas trocken und das Buch würde trotz der ausgebreiteten Kenntniß des Verfassers heute wenig Leser mehr finden, zumal da es sich auch durch die Darstellung eben nicht empfiehlt. Der Styl ist hölzern, die beigefügten Tabellen sind allein im Stande, dem Leser eine

genaue Inhaltsangabe zu gewähren und die einzige Art, wie der Autor seinen Stoff dem allgemeinen Interesse anzunähern versucht, ist die, daß er in Allem die Weisheit Gottes nachzuweisen strebt, wodurch denn mancherlei auf die Rechnung des Höchsten kommt, was eigentlich dem Erklärer seines Wirkens anheimfällt. Dennoch machte diese Schrift, die mit der Zeit auf drei starke Bände anwuchs, wegen der Neuheit des Stoffes und der gründlichen Behandlung des Gegenstandes so viel Glück beim Publikum, daß mehrere Auflagen davon erschienen. Die Geographie gewann am meisten durch Büsching, der aufhörte, sie als eine Hülfswissenschaft für die Geschichte zu betrachten und sie mit der Statistik verband. Er wirkte in diesem Sinne nicht nur reformirend für die Wissenschaft, sondern erwarb sich besonders dadurch ein großes Verdienst, daß er die Erdbeschreibung in den Kreis der Schulwissenschaften einführte und in seinen „wöchentlichen Nachrichten von statistischen, historischen und geographischen Dingen" dem größeren Publikum Kenntnisse mittheilte, die man mit Begierde aufnahm und verbreitete. Bei diesem löblichen Streben entgeht indessen auch Büsching dem Vorwurfe nicht, in der Form seiner Mittheilungen nicht immer die rechte gewählt zu haben, ja er verfehlte sie vielleicht stärker, als irgend einer seiner Zeitgenossen, und ist ein auffallendes Beispiel von deutscher Taktlosigkeit. So nahm er sich z. B. vor, dem Publikum statistisch-historische Nachrichten von Berlin, Potsdam, Rekahn, Kyritz und den dazwischen liegenden Orten zu geben. Statt eine Topographie derselben zu liefern, zog er es vor, eine Reise nach Kyritz und eine andre nach Rekahn zu schreiben. Er erzählt in derselben, wie er von seiner Wohnung ausgefahren, welche Häuser er auf dem Wege bis zum Thor zu Gesicht bekommen, und unter diesen findet er fast kein einziges, das ihn nicht zu sehr weitläuftigen historischen Erörterungen veranlaßt. Sein Weg führt ihn beim Amt Mühlenhoff vorbei. Er sieht sich daher gemüßigt, dem Leser nicht nur ein Geschichte dieses merkwürdigen Gerichtes mitzutheilen, sondern er sucht auch bei dieser Gelegenheit noch eine gute Anzahl dort befindlicher Documente hervor, die auf die ältere Geschichte Berlins Bezug haben, er fährt nicht bei der königlichen Porzellanmanufaktur vorbei, ohne eine Beschreibung der ganzen Anstalt mit einem Preiscourant der Waaren und den unerheblichsten Details zu liefern, und da nun in diesen Dingen, wenn man bloß darauf ausgeht, etwas Neues zu sagen, kein Ende zu finden ist, so geräth er vom Hundertsten ins Tausendste. Sehr richtig bemerkte daher schon ein Journalist seiner Zeit, daß der würdige Konsistorialrath, wenn er einmal auf den Gedanken kommen sollte, eine Reise um die Welt zu schreiben, dazu mehr Zeit gebrauchen würde, als ihm das höchste Alter verschaffen könnte. Am meisten wurde das Studium der Alterthumskunde getrieben und wir besitzen noch heute eine Anzahl von Geschichtswerken, die dem Forscher dieser Wissenschaft unentbehrlich sind.

1746 gab der Rector Küster sein altes und neues Berlin heraus, auf welches man bereits 14 Jahre lang gewartet hatte, 1750 erschien der erste Theil von Beckmanns märkischer Historie oder die Beschreibung der Churmark Brandenburg. Der König beehrte, was außerordentlich selten war, diese Bemühung mit seinem besonderm Wohlgefallen und gab dem Verfasser im J. 1755 aus eigner Bewegung eine Pension. 1753 machte der Hofrath Lenz den Anfang damit, diplomatische Hülfsquellen zur Aufklärung der Brandenburgischen Geschichte zu liefern und gab eine Sammlung von Urkunden mit historischen Anmerkungen heraus. 1754 erläuterte der Kriegs- und Domänenrath Thiele die kurmärkische Contributions- und Schoß-Einrichtung, eins der ersten Werke, welches die Staatsverwaltung von dieser Seite zur Publizität brachte, 1759 erschien der Versuch einer Geschichte der Kurmark Brandenburg von dem Oberpfarrer Buchholtz zu Lychen, ein Werk, welches bis auf sechs Quartbände angewachsen ist, Gercken gab von 1755 bis 1785 seine Urkundensammlung für die Mark Brandenburg heraus, 1781 trat der königliche Leibarzt Möhsen mit seiner Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg hervor, der Minister Herzberg gab das Landbuch Kaiser Karls IV. heraus und veranstaltete im J. 1782 eine Ausgabe von dem Fragment Puffendorffs über die drei ersten Regierungsjahre des Kurfürsten Friedrichs III. während er in der Akademie Aufsätze statistischen, historischen und politischen Inhaltes vorlas. Doch die Bemühungen aller dieser Männer fanden gewissermaßen ihren Centralpunkt und ihre höchste Ausbildung durch Nicolai, ein Mann, der für die Geschichte Berlins zu merkwürdig ist, als daß wir nicht von seinen Lebensumständen, seinem Charakter und seinem Wirken eine nähere Auskunft geben müßten.

Christoph Friedrich Nicolai wurde zu Berlin am 18. März 1733 geboren. Sein Vater war Buchhändler und bestimmte seinen Sohn zu demselben Geschäft. Im 13. Jahr gab er ihn auf das Joachimsthalische Gymnasium, im folgenden auf das Hallesche Waisenhaus und bald darauf ließ er ihn nach Berlin zurückkommen, wo er auf der hiesigen Realschule, seinem eignen Geständniß zufolge, in einem Jahr mehr gelehrte Kenntniß erwarb, als er auf den berühmtesten Gelehrtenschulen in der dreifachen Zeit sich zu eigen gemacht hatte. Das Joachimsthalische Gymnasium war damals in einem trostlosen Zustande. Die Lehrmethode war durchaus mechanisch, die Lehrer hatten keine Autorität und die Schüler weder Fleiß noch gute Sitte. Im Waisenhause in Halle hatte eine dumpfe, halb schwärmerische Richtung alle bessere Keime unterdrückt, Kopfhänger, Pietismus, heimliche Angeberei und eine Menge unlauterer Dinge hatten schon längst die Oberhand gewonnen und die Lehrer setzten ihre einzige Beschäftigung darin, den lieben Christus, wie sie sich ausdrückten, im Gemüth ihrer Schüler, zum Durchbruch zu bringen. Dem wißbegierigen Knaben ging daher eine neue Welt auf, als er nach Berlin

in die Heckersche Realschule kam. Das Institut war eben erst gegründet und der Geist, in dem es gestiftet war, versuchte seine ersten Flügelschläge, mit denen er sich bald über die andern Genossen seiner Gattung emporschwang. Hier fand Nicolai lebendige Anregung, Ermunterung und Unterstützung zu seinen Studien und hier verlebte er vielleicht das glücklichste Jahr seines Lebens. Leider war es auch nur ein Jahr, denn nach Verlauf dieser kurzen Zeit gab ihn sein Vater nach Frankfurt, wo er in den Jahren 1749—51 die Buchhandlung erlernte. Der einmal angeregte Trieb machte sich in voller Stärke geltend. Er sparte sein tägliches Frühstück, drei Pfennige an Werth, um Oel für seine Studirlampe zu gewinnen, bei der er im Winter in einer ungeheizten Kammer Griechisch und Englisch lernte. Sein Buchladen gewährte ihm reiche Nahrung für den Geist und in einer Universitätsstadt fehlte es ihm nicht an litterarischen Bekanntschaften, unter denen die von Ewald und Kleist die wichtigsten waren. 1752 kam er nach Berlin zurück. Sein Vater starb kurze Zeit darauf und er sah sich genöthigt, die Buchhandlung desselben im gemeinschaftlichen Intresse der Erben zu unternehmen. Im J. 1754 wurde er mit Lessing und Mendelssohn bekannt und die Vereinigung dieser Männer ist der Litteratur von großem Nutzen gewesen. 1756 gab er seine erste Schrift „Briefe, den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften betreffend," heraus. Sie waren auf den Streit zwischen Gottsched und den Schweizern gerichtet und mit aller Freimüthigkeit eines jungen Autors geschrieben. 1757 entwarf er den Plan zu einer Bibliothek der schönen Wissenschaften und führte ihn mit Lessing und Mendelssohn zusammen aus. Sie erhielten für den Band 100 Thaler Honorar, setzten die Hälfte davon zum Preise für das beste Trauerspiel aus und behielten, nach Abzug anderweitiger Kosten, wenig übrig. Mit dem vierten Bande gab Nicolai das Werk auf, welches Weiße später bis zum 34sten fortsetzte. Im März 1758 setzten sich die Erben des Nicolaischen Nachlasses auseinander, der älteste von ihnen übernahm die Buchhandlung und Nicolai war froh, sich mit einem kleinen Vermögen ganz seinen Studien widmen zu können. Diese Muße dauerte indessen nicht lange. Im folgenden Jahre starb sein Bruder und er sah sich genöthigt, aufs Neue die Buchhandlung zu übernehmen. In den Jahren 1759—65 gab er mit Mendelssohn und Lessing die Briefe über die neueste Litteratur heraus. Sie erschienen in 24 Bändchen und Lessing war die Seele davon. Nicolai besorgte hier, durch seine vielfachen Geschäfte gehindert, fast nur die äußere Ausstattung. An Lessings Stelle trat später Abbt, dann Resewitz, Sulzer, Grillo und Andre. 1765 gab er die allgemeine deutsche Bibliothek heraus, welche ihm einen größeren Einfluß auf die litterarischen Productionen seiner Mitwelt verschaffte, als ihn bis dahin irgend jemand gehabt hatte. Dies Werk war nämlich ein fortlaufendes Centralblatt für die ganze europäische Litteratur.

Es wurden darin sämmtliche in Europa erscheinende Bücher von einiger Bedeutung angezeigt und beurtheilt. Der Plan war neu, großartig und in der Ausführung äußerst schwierig. Wie man nun auch über dies Magazin kritischer Nachrichten urtheilen mag, welches Nicolai allein 21 Jahre lang fortführte und das begreiflicherweise das nicht mehr zu Ende leistete, was es anfangs geleistet hatte, so ist doch das Verdienst seines Stifters über jeden Vorwurf erhaben. Dies Buch wurde ein Organ, in welchem sich die verschiedensten Meinungen aussprechen konnten. Die Zahl seiner Mitarbeiter, die sich anfangs auf 40 belief, nahm in den ersten 21 Jahren seines Bestehens bis auf 135 zu. Mit allen hat Nicolai in einem fortdauernd guten Verhältniß gestanden; nur einer ist ausgeschieden, weil er sich gekränkt fühlte. Es war keine geringe Mühe für ein Unternehmen von dieser Allgemeinheit aus allen Ecken und Enden Deutschlands fähige Mitarbeiter zu gewinnen und zu einem gemeinsamen Zweck zu vereinigen. Dazu kam, daß alle Autoren, deren Schriften darin getadelt waren, sich mit ihren Klagen an den Redacteur wandten und von ihm Genugthuung verlangten. Die größte Noth verursachten ihm die Theologen, die es gar nicht vertragen konnten, ihre Sachen ebenso wie die Werke der profanen Litteratur öffentlich beurtheilt zu sehn. Allen diesen Streitigkeiten gegenüber wußte Nicolai eine würdige Haltung zu behaupten und die Unzufriednen zu beruhigen ohne seine Mitarbeiter zu compromittiren. Er gab das Werk nur in jenem finstern Zeitpunkte auf, wo man der Censur in Preußen eine Gewalt einräumte, bei der keine vorurtheilsfreie Beurtheilung mehr bestehn konnte. Er als der Präsident des ersten litterarischen Gerichtshofes in Europa, wollte sich nicht unter Vormundschaft einer sehr unwissenschaftlichen Behörde stellen. 1773 schrieb Nicolai seinen Sebaldus Nothanker, eine Art von komischen Roman, der verschiedene Richtungen der damaligen Zeit, freilich auf eine etwas hanbüchne Art, persiflirte. Er traf aber damit den Geschmack der Menge und von drei rasch nach einander erschienenen Auflagen wurden 12,000 Exemplare verkauft. Die Kaiserin von Rußland war von diesem Werke so sehr eingenommen, daß sie dem Verfasser eine Medaille schenkte, die 30 Ducaten werth war. 1781 machte er eine Reise durch Deuschland, die er dann, etwas weitschweifig, in zwölf Bänden beschrieb.

Diese Schriften und litterarischen Unternehmungen haben Nicolai unter seinen Zeitgenossen den größten Ruf verschafft. Sie waren freilich nur aus ihrer Zeit hervorgegangen und sind deshalb auch mit ihr in Vergessenheit gerathen. Er hat indessen noch andre Dinge geschrieben, die für seinen Nachruhm Bürge sind. Hieher rechnen wir nämlich seine Forschungen im Gebiet der Alterthumskunde und Statistik. Im J. 1769 gab er die erste Ausgabe seiner „topographischen Beschreibung der Residenzstädte Berlin und Potsdam" heraus, die ohne Zweifel sein gediegenstes und bestes Werk ist. Hinsichts ihrer Schreibart kann man auch

noch sein „Ehrendenkmal Kleists“ und seine „Anekdoten aus dem Leben Friedrichs II.“ anführen. In diesen drei Schriften hat sich Nicolai um die Geschichte unsrer Stadt, das Andenken des großen Königs und des Herrn v. Kleist ein sehr großes und bleibendes Verdienst errungen. Berlin erhielt dadurch zum zweiten Mal ein Stadtbuch und das nicht allein in jener beschränkten Weise, die die alte Zeit mit sich brachte, sondern eine topographisch-statistische Beschreibung, wie sie keine andre Stadt in Deutschland besaß und wie sie der Regierungszeit des großen Königs ziemte, für dessen glorreiches Andenken sie ein stetes Denkmal bleiben wird. Wie sehr zugleich Nicolai durch diese Werke seine eigenste Natur aussprach, geht aus der Form desselben hervor, die sich merklich von der seiner andern Schriften unterscheidet. Seine Sprache, die sonst, namentlich in seinen Streitschriften, unerträglich breit und weitschweifig ist, hat sich hier zusammengenommen. Sie ist concis, sogar knapp im Ausdruck und in den historischen Anmerkungen, mit denen er seine Beschreibung von Berlin und Potsdam ausgestattet hat, liegt ein Schatz der gediegensten Gelehrsamkeit in wenig Worten verborgen. Nicolai zog die Darstellung in seinen sonstigen Arbeiten mit Willen in die Länge. Er war der Meinung, daß man der Unaufmerksamkeit des Lesers durch Wiederholungen zu Hülfe kommen müßte, und die natürliche Folge davon ist, daß der Aufmerkende dadurch mit langer Weile gemartert wird. In den drei genannten Werken hat er seine ganze Natur umgewandt. Es ist kein Wort darin zu viel, ja er hat sich nicht einmal Wiederholungen an Stellen gestattet, wo sie dem Gedächtniß des Lesers vielleicht hätten zu Hülfe kommen können.

Für so viele Bemühungen im Reiche des Wissens blieb auch die Anerkennung und Belohnung nicht aus. Nicolai wurde 1798 ein Mitglied unsrer Akademie, aber leider für die philosophische Klasse, wohin er gar nicht gehörte. Es ist sehr schade, daß man ihn nicht in die historisch-philologische gebracht hat, wo er hätte von Nutzen sein können. Im folgenden Jahre ertheilte ihm die philosophische Facultät in Helmstädt das Doctordiplom, doch hat er von diesem Titel niemals Gebrauch gemacht. Er war zu freisinnig, um überhaupt auf Rang und Würde etwas zu geben, eine Schwäche, die der große König seinen Zeitgenossen sehr gründlich curirt hatte. In Berlin gehörte Nicolai mit zu den angesehensten Leuten und galt für eine der ersten litterarischen Notabilitäten. Auch seine Buchhandlung nahm sich, zum Theil durch den vortheilhaften Verlag seiner eignen Geistesproducte außerordentlich auf und machte ihn zu einem sehr wohlhabenden Mann.

Leider wurde aber das Glück, das Nicolais Verbündeter war, auch sein heftigster Gegner. Er war viel mit den gelehrtesten, geistreichsten und tiefsinnigsten Männern seiner Nation umgegangen und hatte sich dadurch mit der Zeit eingebildet, er besäße selbst diese Eigenschaften, von

denen man ihm nur die Gelehrsamkeit zusprechen kann, im höchsten Grade. Er war Präsident des ersten wissenschaftlichen Tribunals in Europa und dies brachte ihn auf die Meinung, daß er im Stande wäre, Alles, was nur in dieser Sphäre zum Vorschein kam, zu beurtheilen und abzuschätzen. Bei aller Breite seines Wissens fehlte es ihm aber doch gänzlich an Tiefe des Geistes, bei seinem rastlosen Eifer an allem Fortschreiten mit der Zeit und so gerieth er denn mit den berühmtesten deutschen Litteraten nach einander in Streit. Der erste, der sich aber nicht öffentlich rächte, war Göthe. Um das J. 1775 machten Werthers Leiden in Berlin eine ungeheure Sensation. Die Mehrzahl der jungen Leute, welche den schwärmerischen Zustand ihres Innern darin mit ergreifenden Farben geschildert fanden, glaubte, daß ihnen nichts Anderes übrig bliebe, als sich todtzuschießen, ja es sollen sogar dergleichen Fälle vorgekommen sein. Nicolai, als erklärter Wächter alles Schadens, den die Litteratur anrichten kann, glaubte dem Uebel steuern zu müssen und gab eine Schrift unter dem Titel von „Werthens Freuden" heraus. Er wußte alles Widerwärtige, was dem Schicksale des jungen Werther äußerlich entgegenstand, aus dem Wege zu räumen und glaubte ihn daher vollkommen glücklich zu machen. Lotte bleibt nämlich in diesem seltsamen Product Alberts Braut und noch vor ihrer Verheirathung macht Werther den Versuch, sich zu erschießen. Lotte und Albert, die das längst gemerkt haben, schicken ihm dazu ein Paar Pistolen, die mit Hühnerblut geladen sind. Der Erfolg davon ist, daß Werther ohnmächtig hinfällt und sehr beschmutzt wieder aufsteht. Zur Entschädigung für den Schreck tritt ihm Albert seine Lotte ab, beide leben Jahre lang mit einander, bekommen eine starke Anzahl von Kindern, einen sehr behäbigen Hausstand und sind äußerst glücklich. Nicolai hat sich über die Tendenz dieser geistigen Fehlgeburt selbst schriftlich ausgesprochen. Er giebt dafür zweierlei an. Er sagt, „er habe erstens zeigen wollen, daß ein Geschäftsmann wie Albert, auch edel denken könnte und menschenfreundlicher in seiner Abstraction als ein solcher junger Brausekopf wie Werther, zweitens hätte er auch Werthern gern in der Ehe zeigen wollen und daß man da mit dem bloßen Brausen und Empfindeln nicht durchkomme." Göthe, der von diesem ganzen Vorfall damals wenig Notiz nahm, hat sich später in der Schrift „aus meinem Leben" darüber ausgesprochen und dabei die Verse mitgetheilt, die er bei dieser Gelegenheit machte. Da sie auf eine kräftig derbe Weise sein Urtheil geben, so theilen wir sie mit:

Mag jener dünkelhafte Mann
Mich als gefährlich preisen,
Der plumpe, der nicht schwimmen kann,
Er wills dem Wasser verweisen.

Was schiert mich der Berliner Bann,
Geschmäckler=Pfaffen=Wesen,
Und wer mich nicht verstehen kann,
Der lerne besser lesen.

Es dauerte indessen nicht lange, so lag Nicolai auch mit Wieland in Streit. Er tadelte die Alceste desselben und persiflirte seinen Mercur. Wieland war darüber sehr erzürnt und schrieb gegen ihn eine Art von Streitschrift, die auch mit in die Supplemente zu seinen Werken aufgenommen ist. Später verfeindete er sich auch mit dem Ritter Zimmermann. Nicolai nämlich, der sich als den Hort und Wächter der gesammten deutschen Litteratur ansah, nahm davon die Fächer, in denen er sich am stärksten wußte, für sich ganz allein in Beschlag. So gab er nicht zu, daß man etwas über Friedrich den Großen schrieb. Dieser Gegenstand gehörte ihm ganz allein. Er allein hatte davon authentische und zuverlässige Nachrichten und eine Sache, die ihm noch nicht bekannt geworden war, war daher in seinen Augen erdichtet und unwahr. Unter allen Schriftstellern, die er rezensirt hat, sind die, welche über Friedrich II. schrieben, am übelsten weggekommen. Der Ritter Zimmermann hatte sein bekanntes Fragment über die Unterredung, die er mit dem Könige hatte, herausgegeben. Nicolai war damit sehr unzufrieden. Als aber Zimmermann nun vollends sein größeres Werk über Friedrich II. folgen ließ und sich darin wiederholt gegen Nicolai und seine Klicke ausließ, so trat dieser mit einer zweibändigen Schrift hervor, die seiner Anzeige gemäß „freimüthige Anmerkungen zu dem Buch des Herrn Ritters Zimmermann" enthielt und trotz mancher schätzbaren Belehrung doch so plump und weitschweifig ist, daß man sie nicht durchlesen kann. Der schlimmste Strauß stand ihm aber noch bevor. Die Kantsche Philosophie setzte besonders in den achtziger Jahren alle Köpfe in Berlin in Bewegung. Nicolai hatte sich alle Mühe gegeben, sie verstehn zu lernen, aber er war nun einmal kein fortschreitender Kopf und die alte Wolfsche Methode wollte ihn nicht loslassen. Er machte sich daher anfangs an einige Anhänger Kants, denen er Uebertreibungen und Widersprüche Schuld gab. Schon dies setzte böses Blut, denn wenn ein System noch in der Ausbreitung begriffen ist, so sind seine Anhänger, in deren Köpfen es noch gährt, am reizbarsten. Da sich aber Nicolai nicht irre machen ließ, sondern sogar die Schwächen des Kantschen Systems aufgedeckt zu haben versicherte, so schrieb Kant selbst gegen ihn mehrere „Briefe über die Buchmacherei," in denen er ihn sehr derb abführte. Er war indessen noch nicht abgeschreckt und machte einen neuen Angriff auf Fichte. Einen schlimmeren Gegner hätte er sich gar nicht wählen können. Jener gab ein Buch unter dem Titel „das Leben und die sonderbaren Meinungen des Herrn Nicolai," heraus, in welchem er wahrhaft umbarmherzig mit den Gegenstande seines Angriffs umging. Er ließ es nicht allein bei

seinen Schriften bewenden, er wandte sich auch gegen seine Persönlichkeit und bedeckte ihn mit Schmähungen. Dies machte indessen endlich den Eindruck auf Nicolai, den die andern Gegner vergeblich gehofft hatten. Er stritt nun nicht mehr mit der früheren Heftigkeit aber leider hatte er auch in so vielen Fehden mit den ersten Geistern der Nation seinen litterarischen Ruhm fast gänzlich eingebüßt. Man betrachtete ihn als abgethan und glaubte ihm keinen Dank mehr schuldig zu sein.

Er überlebte sich aber nicht allein in dieser Hinsicht; dies traurige Schicksal wurde ihm auch noch in vielen anderen Beziehungen. Er hatte sich im J. 1760 verheirathet und die Ehe mit seiner Gattin Elisabeth Macaria Schaarschmidt, die im Ganzen eine sehr glückliche war, währte 33 Jahre. Dann starb seine Frau. Seine Kinder, acht an der Zahl, die ihm bis auf den zweiten Sohn, der nicht gut einschlug, viele Freude machten, starben alle nach einander, seine Lieblingstochter zuletzt im J. 1805. Sie war eine ausgezeichnete Sängerin und eine der kunstfertigsten Dilettanten Berlins. Die Gesundheit des Greises hatte bei seiner überaus rüstigen Körperlichkeit allen diesen Leiden Stand gehalten. Siebzehn Badereisen nach Pyrmont hatten dazu beigetragen, die verderblichen Folgen seiner sitzenden Lebensart fern zu halten. Da befiel ihn im 72sten Jahre eine Augenkrankheit, die ihn nach langen anhaltenden Schmerzen sein eines Auge kostete. Auch dies war noch nicht genug. Die empfindlichste Stelle seines Innern war nicht getroffen. Dies war sein Patriotismus. Alle andern Neigungen und Liebhabereien waren in seiner Seele unbedeutend gegen die Begeisterung für das allgemeine Beste, für den Ruhm Friedrichs **II.** und die Herrschaft Preußens in Europa. Er durfte diese hochherzigen Empfindungen nähren, die seiner Jugend Speise und Trank gewesen waren, und deren Bethätigung er zu seinem Lebenszweck gemacht hatte. Nun denke man sich einen Patrioten aus der Zeit des siebenjährigen Krieges, der das Schicksal erleben mußte, in seinem hohen Alter auch den Staat seines Königs unter französische Botmäßigkeit kommen zu sehn, allen Ruhm vernichtet, alle Hoheit unter die Füße getreten. Das unglückliche Jahr 1806 entschied auch über das Leben dieses Patrioten. Es impfte ihn eine Krankheit ein, die er nicht mehr überlebte. Er that vor seinem Ende noch Alles, was in seinen Kräften stand, um der bedrängten Stadt zu helfen. Trotz bedeutender Einbußen unterstützte er die Communalkasse mit einem freiwilligen Darlehn. Er sah aber die Morgenröthe nicht mehr. Ohne eine Ahnung von seinem so baldigen Ende zu haben, legte er sich am 6. Jan. 1811 zu Bette und stand nicht wieder auf. Die Theilnahme an seinem Tode war allgemein. Der Trauerzug, dem sich halb Berlin anschloß, ging in die erleuchtete Luisenkirche, wo ihm der Probst Hanstein eine Gedächtnißrede hielt. In seinem Testament hatte er die gelehrten und artistischen Anstalten der Stadt reichlich bedacht. Die könig-

liche Bibliothek bekam einen großen Theil kostbarer Werke, eine Sammlung von Büsten deutscher Gelehrten und das Medaillon Alexander von Humbolds, die Akademie der Künste den Abguß des Schädels von Raphael, Newton und Lessing, die Akademie der Wissenschaften das kolossale Brustbild von Leibnitz, die Singakademie seine Musikalien, das graue Kloster eine gute Anzahl von kostbaren Büchern und die Legate, die an milde Stiftungen und Privatpersonen ausgesetzt waren, betrugen über 18,000 Thaler.

Nicolai war übrigens in seinem Privatleben gewissermaßen das Gegentheil von dem, was er als Schriftsteller war. Nichts weniger als rechthaberisch oder anmaßend, äußerte er seine Meinung nur mit großer Umsicht und Zurückhaltung. Er war dabei ein sehr dienstfertiger Freund, wohlthätig, und wo es das allgemeine Beste galt, jeder Aufopferung fähig. Als Geschäftsmann war er höchst vorsichtig und unternahm nur etwas auf den Rath seiner Freunde; auch waren es lauter Dinge, die ihn nicht weit verwickelten, so daß er den Erfolg in seiner Hand behielt. Bei alledem, daß er vielleicht der aufrichtigste und größte Verehrer des großen Königs war, hatte man ihn sehr unrechter Weise eine Zeit lang im Verdacht der Freigeisterei. Er besuchte regelmäßig den öffentlichen Gottesdienst, ging wiederholt zur Communion und stand mit Spalding, Dieterich, Zöllner und Teller in der freundschaftlichsten Verbindung. Seine Wißbegierde kannte freilich keine Grenzen, er untersuchte das Größte wie das Kleinste, aber sie war in der That höchst unschädlich, denn sie hatte auf seine Ueberzeugungen fast gar keinen Einfluß. Für die Kunst war er in jeder Weise sehr empfänglich. Er liebte die Musik, hatte Kenntniß von dem Generalbaß und spielte in Conzerten die Bratsche. Er schätzte auch die Baukunst, von der er sich möglichst gut unterrichtete, die Malerei und die Bildhauerkunst. Nur für die Natur hatte er kein Auge. Sie war ihm völlig gleichgültig und ihre Schönheiten blieben ihm verschlossen.

Was wir sonst noch über die Literaten Berlins unter Friedrich **II.** zu sagen haben, können wir füglich an die Klasse der Philosophen anschließen, nicht nur nach der Eintheilung unsrer Fakultäten, nach der man alles zur Philosophie rechnet, was nicht zur Theologie, Jurisprudenz oder Medizin gezählt werden kann, sondern dem Sinne jener Zeit gemäß, wo alle Autoren, die ihren Stoff in einer allgemein ansprechenden Form vorzutragen wußten, den Ehrennamen von Philosophen erhielten. Man könnte dafür freilich sämmtliche ordentliche Mitglieder der Akademie anführen, da sich Niemand unter ihnen befindet, der nicht wenigstens in den Memoiren der Akademie als Schriftsteller aufgetreten ist, doch wollen wir nur die namhaft machen, die als Koryphäen ihrer Wissenschaft aufgetreten sind. Dahin gehören vor allen Dingen die, welche sich mit den Naturwissenschaften und der

Mathematik beschäftigten. In der Chemie werden besonders die Namen von Marggraf, Achard und Gerhard hervor zu heben sein. Marggraf war ein geborner Berliner und Director der physikalischen Klasse der Akademie. Seine Experimente haben ihn besonders berühmt gemacht. Die Sicherheit seiner Wahrnehmungen war so allgemein anerkannt, daß sich die Physiker ihren Resultaten ohne Rückhalt anvertrauten. Er starb 1782. Achard, 1752 zu Berlin geboren, wurde sehr jung in die Akademie aufgenommen und der Nachfolger Marggrafs als Director der physikalischen Klasse. Seine Entdeckungen waren nicht allein für die Chemiker von Fach, sondern auch für Maler, Lackirer, Färber und jede Art von Fabrikanten, von Wichtigkeit. Gerhard, ein geborner Schlesier, wurde 1768 Mitglied der Akademie. Er unterrichtete die Prinzen des königl. Hauses und war zugleich als Rath in Bau- und Bergwerksachen im General-Directorium angestellt. Als Botaniker ist Gleditsch besonders auszuzeichnen, ein geborner Leipziger, Director des botanischen Gartens und Inspector der königlichen Hofapotheke. Er kam in dieser Eigenschaft im Jahre 1748 nach Berlin und wurde zweiter Professor bei dem anatomischen Theater. Sein Hauptwerk ist das Buch über die Pilzarten, das 1753 erschien. Er trug außerordentlich dazu bei, daß in der Botanik überall Licht wurde, stand seinen Lectionen mit Treue vor und besorgte die Geschäfte beim botanischen Garten mit der größten Gewissenhaftigkeit, während er sein Hauswesen in der auffallendsten Unordnung ließ. In ihren Mathematikern hatte die Akademie besonders glänzende Acquisitionen gemacht. Euler, im J. 1707 zu Basel geboren, ohne Widerrede der erste Mathematiker seiner Zeit, wurde von dem Könige unmittelbar nach seiner Thronbesteigung aus Petersburg nach Berlin berufen. Er hatte zunächst nur den einfachen Titel eines Professors. Bei der Gründung der Akademie wurde er Director der mathematischen Klasse. Er behielt diese Stelle bis zum Jahre 1765. Um diese Zeit nahm sich der König vor, den Verkauf der Kalender, den die Akademie bis dahin allein besorgt hatte, und dessen Einkünfte daher in den verschiedenen Jahren verschieden ausgefallen waren, in Pacht zu geben, und die drei andere Directoren, welche die ökonomischen Angelegenheiten der Akademie zu besorgen hatten, waren damit einverstanden. Nur Euler nicht. Er glaubte, daß der König die Einnahme, so weit sie nicht zu nothdürftigen Pensionen für die Mitglieder gebraucht, an Andere vertheilen würde, was auch bei dem damaligen Bestreben desselben, sich auf jede Weise Geld zu verschaffen, nicht unwahrscheinlich war. Er remonstrirte daher gegen die neue Einrichtung, und da der König nicht darauf achtete, so reichte er eine Bitte um Entlassung ein und ging nach Petersburg. An seine Stelle kam la Grange, aus Turin gebürtig. Er blieb bis zum J. 1786 und war nach Eulers Tode der größte Mann in seiner Wissenschaft.

Gleichzeitig mit ihm wurde auch Lambert in die Akademie aufgenommen, der ihr Mitglied bis zum J. 1777 blieb, wo er starb. Er wurde in seiner Wissenschaft sehr hoch gestellt, besaß indessen in seiner Persönlichkeit sehr wenig Anziehendes. Dies kam zum Theil daher, daß er, in großer Armuth geboren, schon im 20. Jahre den Ruhm eines der ersten Köpfe hatte. Er wußte sich nun bei der Celebrität, die ihn überraschte, nicht zu fassen, und gewann auch später nicht das einmal verfehlte Gleichgewicht in seiner Stellung. Uebrigens hatte man seinem Charakter keine Vorwürfe zu machen. Endlich dürfen wir über die Wissenschaften, die sich mit irdischen Dingen beschäftigen, nicht die vergessen, welche es sich mit der Erforschung der Himmelskörper zu thun macht. Lambert hatte unter seinen andern Verdiensten um die Akademie auch das, daß er die Veranlassung zu Bodes förmlicher Berufung wurde. Dieser ausgezeichnete Mann kam am 25. August 1772 als Astronom nach Berlin, und stiftete außer dem mannigfachen Guten, was ihm das Publikum zu danken hat, auch dem großen Könige ein Gedächtniß am Sternenhimmel, indem er bei Gelegenheit der feierlichen Versammlung der Akademie, die zum Andenken Friedrichs **II.** am 25. Jan. 1787 statt fand, ein Sternbild mit dem Namen „Friedrichs-Ehre" bezeichnete, welche Benennung auch von allen andern Astronomen angenommen wurde. Was seine Privatverhältnisse angeht, so war er nicht allein mit der Astronomie beschäftigt, seine ganze Familie theilte hierin seine Neigung und seine Bemühungen. Als er nach Berlin kam, fand er noch die älteste Tochter des ehemaligen Astrologen der Akademie, Gottfried Kirch, der 1710 gestorben war. Diese hatte ihren Bruder, den Nachfolger seines Vaters im Amte, bei seinen Berechnungen unterstützt, und nach dessen Tode vom Jahre 1740 an seine Kalenderarbeit für Schlesien gegen ein lebenslängliches Gehalt übernommen. In ihrem Alter hatte sie sich die beiden Enkelinnen ihrer Schwester zu den gelehrten Untersuchungen herangezogen und die Mädchen zu ihrer Unterstützung ausgebildet. Bode fand diese astronomische Familie so liebenswürdig, daß er sich im J 1774 mit der jüngeren und nach dem Tode derselben, 1783, mit der älteren Kirch verheirathete. So durchdrang ein gewiß höchst seltener, aber ohne Zweifel sehr fruchtbarer mathematischer und astronomischer Sinn diese Gelehrtenfamilie sogar in ihren weiblichen Bestandtheilen.

Die Publicisten, deren wir noch mit einigen Worten zu erwähnen haben, verdanken eigentlich der Periode der Aufklärung ihren Ursprung. In jener Zeit war es, wo man zum ersten Mal über den Zustand der Gesellschaft nachzudenken und zu schreiben anfing. Das, was Rousseau, Voltaire und Andere in Frankreich leisteten, fand in Preußen, wo man überdies mit jener Litteratur vertrauter war, als irgendwo in Deutschland, einen lebhaften Anklang. Auch bei uns, und namentlich in Berlin,

wuchs das Interesse an solchen Schriften, je mehr sich das an der Politik verbreitete, deren Kenntniß ohne ein genaues Studium der gesellschaftlichen Zustände einer Nation eigentlich gar nicht gedacht werden kann. Man hatte nun freilich bei uns nicht mit so argen Mißbräuchen zu kämpfen, wie in Frankreich. Niemand zweifelte daran, daß die absolute Monarchie die einzig gemäße Form für den preußischen Staat wäre, der Hof konsumirte nicht durch seinen Aufwand die materiellen Kräfte der Nation, der Clerus drückte nur den katholischen Theil derselben, kurz es fehlten jene Veranlassungen, welche in Frankreich die Revolution erzeugten. Dagegen strebte man doch wenigstens nach Reformen und das Lieblingsthema der damaligen Publizisten ist eine völlige Gleichstellung aller Menschen als solcher, nicht nur vor dem Gesetz, sondern in sämmtlichen Verhältnissen und Ansprüchen des bürgerlichen Lebens. Im Ganzen standen nun auch sämmtliche Staatsbürger in diesem Punkt auf einer Stufe. Wenn man auch im Militair dem Adel den Vorzug gab, so war im Beamten- und namentlich im Gelehrtenstande der Bürgerliche durchaus zu gleichen Ansprüchen berechtigt. Nur die Juden machten davon eine Ausnahme. Die Emancipation, oder wie man sich ausdrückte, die Naturalisation der Juden, war der eigentliche Streitpunkt, um welchen sich die damaligen Publicisten bemühten. Sie thaten Alles, um ihren aufgeklärten Zeitgenossen ihre Vorurtheile gegen diese Nation zu benehmen, sie deducirten philosophisch und historisch, daß die Juden allein durch die Verfolgungen der Christen zu dem Grade der Demoralisation gekommen wären, den man leider zugestehen muß, und sie versprachen, daß sie gänzlich aufhören würden, Betrüger und Schelme zu sein, sobald man sie nicht mehr dazu zwänge. Der Herr von Dohm war der Vorkämpfer jener Parthei, die für die Juden stritt, und ohne Frage der gründlichste und bedeutendste Publicist seiner Zeit. Er schrieb im Jahre 1781 sein Buch über die bürgerliche Verbesserung der Juden, worin die Fähigkeit der Juden zu allen Aemtern, sogar zum Kriegsdienst, auseinandergesetzt und gezeigt wird, daß es in jedem Sinne billig wäre, sie dazu zuzulassen. Er fand viele Gegner und in Berlin namentlich den Lotterie-Sekretair Hartmann, der, wenn schon er dem Herrn von Dohm als Autor gar nicht verglichen werden kann, doch ein großes Publikum für seine Meinungen fand und jedenfalls die Lacher auf seiner Seite hatte. Er war der Verfasser der „Hieroglyphen", die im Jahre 1780 hier erschienen, und in denen er den Juden Samuel, von dessen Wucher er wahrscheinlich zu leiden gehabt hatte, handgreiflich kopirte. Schon dies machte Aufsehn. Als aber Samuel den Autor deshalb gar verklagte und sich dadurch öffentlich zu dem von ihm entworfenen Gemälde bekannte, so war ganz Berlin in Aufruhr. Dohm verantwortete sich gegen die Kritiken, die sein Buch erhalten hatte, in dem zweiten Theile desselben, der wieder mancherlei Schriften und unter

ihnen auch das Buch des Grafen von Mirabeau über Moses Mendelssohn und die bürgerliche Verbesserung der Juden hervorrief, wovon im Jahre 1787 eine deutsche Uebersetzung heraus kam. Trotz aller dieser Bemühungen hatten die Reformpläne in diesem Punkte keine Folgen. Während man damit beschäftigt war, die angebornen guten Eigenschaften der Juden ins Licht zu setzen, wurden Beispiele des niedrigsten Wuchers, den sie in Berlin verübt hatten, bekannt; während man anfing, vor dem Princip ihrer Religion einige Achtung zu bekommen, taufte der Prediger Koblank die Töchter des Schutzjuden Moses Isaak, von denen die eine sogar schon an einen Juden verheirathet gewesen war. Sie wurden Proselyten, um sich mit Standespersonen zu verheirathen, denen sie ein ansehnliches Vermögen zubrachten. So vernichtete die jüdische Nation in einem sehr bedeutungsvollen Wendepunkt ihrer Existenz zum großen Theil die gute Meinung, die man von ihr zu fassen im Begriff stand, durch die That.

Was nun endlich die Journale, Libelle und Unterhaltungen für das müßige Publikum angeht, so erschienen deren in Berlin eine ungeheure Menge. Neuigkeiten der Politik, der Literatur und Kunst, namentlich des Theaters, kamen in Unzahl. Die Sucht, Alles hervorzuziehn und öffentlich zu beurtheilen, veranlaßte sogar eine Reihe von Predigtkritiken, in denen die Kanzelvorträge unserer Geistlichen so stark mitgenommen waren, daß man jene Schriften verbot. Der Chorführer in dieser Gattung der Literatur war der Kriegsrath Cranz. Er war in Cleve angestellt gewesen, hatte aber seine Stelle wegen Betruges verloren. Nun warf er sich auf das Fach eines Tagesschriftstellers und verdunkelte in seinem Genre die Genossen, die ihm zur Seite standen. Cranz schrieb nicht nur in jeder Form, sondern auch über jeden Stoff, über die Urtheile des Kammergerichts in Criminalfällen, und über die Predigten der Geistlichen, über Theater und Literatur, über Hof und Stadt, über Personen und Sachen, wie es ihm einfiel, und allemal mit einer Freimüthigkeit, die selbst zu jener Zeit Aufsehen erregte. Er kam deshalb mehrmals mit dem Censor in Collision und manche seiner Schriften wurden sogar verboten, aber entweder die Minister oder der König selbst nahmen ihn in Schutz, weil man das Princip angenommen hatte, nur einen zu großen Mißbrauch der Censurfreiheit zu beschränken. Unsre Leser werden nicht erwarten, daß wir etwas aus diesen Schriften anführen, die selbst damals nicht einmal das Interesse des gebildeten Publikums beschäftigten. Der Tag hat sie alle geboren und er hat sie auch verschlungen.

Die Reihe der Litteraten könnten wir somit für Berlin beschließen, aber die Literatur ist damit noch nicht geschlossen. Wir müssen noch ein Wort über die periodische Presse zur Zeit des großen Königs sagen, die ihm gewissermaßen ihre Entstehung verdankt. Es existirte allerdings

schon eine Zeitung in Berlin. Im Jahre 1628 erschien bereits eine solche unter dem Titel von „Avisen", und seitdem wurden wöchentlich, oder mehrmals in der Woche, oder auch wenn man überhaupt dem Publikum etwas Besonderes zu melden hatte, Blätter von dürftigem Inhalt ausgegeben. Friedrich Wilhelm I. fand auch dies nicht mehr von Nöthen. Er verbot sie für die beiden ersten Jahre seiner Regierung. Späterhin erlaubte er sie wieder und im Jahre 1722 erhielt der Buchhändler Rüdiger das ausschließliche Privilegium zu einer Zeitung für Berlin. Da jener aber einmal in sein Blatt einrücken ließ, das Lagerhaus sollte eingehn und die märkischen Landständ emüßten 100,000 Scheffel Korn liefern, so wurde ihm dies verwiesen, der Zeitungsverlag untersagt und an Haude übertragen, der dafür 20 Thaler zur Rekrutenkasse zahlte. Gleichwohl erhielt der Buchhändler Voß, nach dem Tode seines Schwiegervaters Rüdiger im J. 1751 das Zeitungsprivilegium desselben und dies übertrug sich bei seinem Tode, im J. 1791, auf seinen Sohn. Haude bekam dagegen unmittelbar nach der Thronbesteigung Friedrichs II. von demselben die Aufforderung, zwei Zeitungen zu gründen, eine deutsche mit dem Titel: „Berlinische Nachrichten von Staats- und Gelehrten-Sachen", von der das erste Stück am 30. Juni 1740 erschien und über dem gekrönten Adler den Wahlspruch: Wahrheit und Freiheit führte, und eine französische, zu deren Redakteur der König den Professor Formey bestimmte, unter dem Titel, Journal de Berlin ou Nouvelles politiques et literaires. Auch diese Zeitung, zu der der König ebenfalls, wie zu der deutschen, eigenhändige Beiträge zu geben versprach, erschien noch in demselben Jahre, ging indessen, da sich Friedrich II. durch den Ausbruch des Krieges an einer fortgesetzten Theilnahme verhindert sah, schon am 8. April 1741 wieder ein. Um so glücklicher war das Loos der Haudeschen Zeitung, in welcher sich öfters Aufsätze von der Hand Friedrichs II. befanden, wenn es ihm daran lag, das Publikum über irgend ein merkwürdiges Ereigniß aufzuklären, oder, wenn es ihm gerade diente, hinters Licht zu führen. So gab er über die plötzliche Entlassung seines Balletmeisters Poitier, der zugleich eine der besten Tänzerinnen mit sich nahm, eine kurze Angabe der Gründe, die ihn zu diesem Schritte veranlaßten. Dagegen ließ er am 5. März 1767 eine erdichtete Nachricht von einem entsetzlichen Hagelwetter in Potsdam einrücken, welches am verwichenen 27. Februar stattgehabt haben sollte. Die Veranlassung zu diesem sonderbaren Schritt war die, daß er auf die Frage, was es in Berlin Neues gäbe, die Antwort erhielt, die Leute glaubten, es könnte wieder Krieg werden. Dies verdroß ihn und er fingirte daher jenen Orkan, dessen Erzählung er mit den fabelhaftesten Einzelheiten ausschmückte und ließ den Aufsatz in beide Zeitungen setzen. Das Erstaunen in Berlin war allgemein. In Potsdam war es noch viel größer, da Niemand

etwas davon bemerkt hatte. Endlich kam man dahinter, daß irgend jemand das Publikum damit zum Besten haben wollte. Inzwischen erreichte doch der König damit seine Absicht. Das Publikum war irritirt, sprach nicht mehr vom Kriege, sondern von dem fingirten Orkan, und freute sich außerordentlich, als in den gemeinnützigen Abhandlungen zur Beförderung der Erkenntniß und des Gebrauches natürlicher Dinge, welche der Professor der Naturlehre, Johann Daniel Titius, zu Leipzig herausgab, eine sehr ernsthafte Erörterung und muthmaßliche Erklärung jenes seltsamen Phänomens erschien. Im folgenden Jahre erschien ein anderer Aufsatz von der Hand des Königs in der Haudeschen Zeitung. Er war der Meinung, daß die Leute zu viel Geld für den Kolonialkaffee ausgäben und daß es besser wäre, wenn sie Roggenkaffee tränken. Er sandte daher der Redaktion einen Artikel ein, in welchem er die vornehmeren Stände, von denen behauptet wurde, daß sie Kaffee von Roggen tränken, deshalb belobte und auf den Pöbel sehr heftig schalt, der sich nicht dazu bewegen lassen wollte. So seltsam nun auch dies Verfahren des Königs scheinen mag, daß er sich in anonymen Aufsätzen an das Publikum wandte, so hat er es doch öfters gethan und am meisten in kritischen Momenten. Im J. 1753 gab er bei Voß eine Erklärung und genaue Beschreibung der Manoeuvres heraus, welche von dem Königl. Preuß. Corps bei Spandow vorgenommen waren. Sein Zweck dabei war, das Publikum durch eine Parodie des Sächsischen Lagers bei Radewitz von der wahren Bedeutung seiner Kriegsübungen abzulenken. Kurz darauf folgten seine drei Schreiben an das Publikum, die Lessing übersetzte und welche den Zweck hatten, einigen fremden Höfen, die gegen Friedrich II. ein heimliches Bündniß stifteten, zu zeigen, daß sie verrathen waren. Auch diese enthalten eine Menge von Sonderbarkeiten, die mehr im Stande waren, das Publikum zu verwirren, als aufzuklären.

Unsre Zeitungen hatten indessen zum Glück noch andere Mitarbeiter die ihnen Beiträge lieferten und ihnen Ruf durch ganz Deutschland verschafften. Haude berief Lamprecht nach Berlin, der sich bereits in Hamburg als Journalist ausgezeichnet hatte, die Voßische Zeitung feierte unter Mylius und Lessing ihr goldenes Zeitalter. Um diesen Blättern Aufnahme beim Publikum zu verschaffen, war allerdings zunächst eine freiere Stellung nöthig, als sie bisher gehabt hatten. Friedrich II., der überhaupt der Meinung war, daß die Freiheit der Rede und Schrift eins von den natürlichen Rechten des Menschen sei, wollte sie anfangs gar nicht beschränken. Er befahl dem Grafen von Podewils, „daß den hiesigen Zeitungsschreibern eine unbeschränkte Freiheit gelassen werden sollte, in dem Artikel von Berlin von demjenigen, was hieselbst vorginge, zu schreiben, was sie wollten, ohne daß es censirt werden sollte, weil ihn (den König) solches divertire. Dann würden sich auch," fügte

er hinzu, „fremde Ministri nicht beschweren können, wenn in den hiesigen Zeitungen hin und wieder Passagen anzutreffen wären, so ihnen mißfallen könnten." Der Herr von Podewils nahm sich zwar die Freiheit, zu erwiedern, daß manche Höfe in diesem Punkte sehr pointilleus wären. Der König erwiederte aber darauf kurz und gut, „daß Gazetten, wenn sie interessant sein sollten, nicht genirt werden müßten." Der Zustand einer gänzlichen Ungebundenheit war indessen zu wenig vorbereitet für eine Generation, die bis dahin unter dem größten Druck gelebt hatte. Die Journalisten schrieben ganz taktlos in den Tag hinein und glaubten, daß ihr guter Wille allein im Stande wäre, sie zu rechtfertigen und das Publikum, der Veröffentlichung von Privatverhältnissen ungewohnt, gerieth darüber selbst in die größte Aufregung. Man sah sich also genöthigt, die Presse wieder etwas zu beschränken, was indessen nur für publizistische Dinge geschah. Die Spenersche Zeitung änderte ihr Motto und erschien in ihrem ersten Stück von 1743 mit der Inschrift: Mit Königlicher Freiheit. Gleichwohl war die Freiheit doch noch immer groß genug. Man hinderte nur, daß gottlose oder ärgerliche Ansichten ausgesprochen würden; im Uebrigen ging der König selbst seinen Behörden mit einem wahrhaft erhabnen Beispiele voran, indem er sogar jeden Angriff auf seine Person ignorirte. Im Jahre 1747 wurde die Censur der Akademie der Wissenschaften übertragen, doch wurde diese Maßregel als unausführbar erkannt und schon im folgenden Jahre wieder aufgehoben. Nunmehr benutzten die Journalisten das Interregnum und trieben es so arg, daß der junge Rüdiger auf sechs Monate nach Spandow kam, weil er eine Schrift gedruckt hatte, die die Religion angriff und verlästerte. Der König sah sich daher, wenn schon ungern, genöthigt, besondere Censoren zu ernennen und machte zur ausdrücklichen Bedingung ihrer Wahl, „daß nur ein ganz vernünftiger Mann zu solcher Censur ausgesucht und bestellt werden sollte, der eben nicht alle Kleinigkeiten und Bagatelles relevirte und aufmutzte." Am 11. Mai 1749 erschien nunmehr das allgemeine Censuredikt, welches bis zu Ende der Regierung des großen Königs in Kraft geblieben ist. Das Princip blieb dabei stets dasselbe und man sorgte nur, daß aufgeklärte und wohldenkende Männer zur Handhabung desselben angestellt wurden. Der Consistorialrath Pelloutier, der Kirchenrath Dr. Elsner, der Probst Süßmilch, der Tribunalsrath Buchholz, welche dieses Amt zuerst erhielten, waren allgemein dafür bekannt und dennoch waren sie dem Könige niemals freisinnig genug. Sobald sich ein Schriftsteller über ihre Verbote beschwerte, so konnte er mit der größten Bestimmtheit darauf rechnen, daß der König ihn in Schutz nahm. Am meisten machte der Kriegsrath Cranz der Censur zu schaffen. Er wurde mehrmals hart verklagt, aber stets wieder freigesprochen. Dies veranlaßte endlich den Censor seiner Schriften, den Kriegsrath Dohm,

folgende Erklärung in dem berliner Wochenblatt abzugeben, die für die Stellung der damaligen Censurbehörde von großer Wichtigkeit ist:

„Da durch höchsten Befehl die Censur dieses Wochenblattes und sämmtlicher in Berlin gedruckter Schriften des Herrn Kriegsrath Cranz mir übertragen ist, so finde ich nöthig, dem Publikum hier ein Wort über die Befugniß eines Censors zu sagen. Nach den Gesetzen und unmittelbaren Vorschriften unseres auch hierin so großen und erhabenen Monarchen soll die Censur der Freiheit, zu denken und das, was man denkt, öffentlich zu sagen, — diesem großen Rechte der Menschheit und dieser wesentlichen Bedingung der Aufklärung und Glückseligkeit, — nur den mindestmöglichen Eintrag thun. Nur was auf eine oder andere Weise den Staat angreift, was andern Mächten zu gegründeten Beschwerden Anlaß geben kann, was wahre Tugend beleidigt und das Laster geradezu vertheidigt oder die Einbildung zu Begehung desselben reizt, was die allgemeine und vernünftige Religion angreift und die dem größeren Theile der Staatsbürger heiligsten Wahrheiten dem Spott und Gelächter der Unwissenden überliefert, was gute Sitten und den allgemein eingeführten Wohlstand verletzt, was die Ehre und den guten Namen eines Dritten beleidigt, — nur dies darf ein Censor in Friedrichs Staaten ausstreichen; alles Uebrige muß er unberührt lassen, es mag ihm übrigens wahr oder falsch, klug oder ungereimt, witzig oder abgeschmackt erscheinen. Zu den natürlichen Rechten, die die bürgerliche Gesellschaft nicht einschränken, gehört auch dies, daß jeder befugt ist, seine Mitbürger auf seine Weise zu unterhalten, oder ihnen Langweile zu machen. Kein Censor kann in dieses kostbare Recht einen Eingriff thun.“

Bei einer so großen Freiheit vermehrten sich die periodischen Schriften, die Tages-, Wochen-, Monats- und Quartalschriften in Berlin auf das Ungeheuerste. Was Nicolai, Lessing, Moses Mendelssohn, Rammler und Sulzer auf diese Weise gewirkt haben, ist bereits oben gesagt. Ihren Bemühungen schloß sich die berliner Monatsschrift an, welche Biester und Gedicke im J. 1783 begannen und die lange Zeit mit zu den vorzüglichsten Journalen Deutschlands gehörte. In den Jahren 1773 bis 1783 gab Büsching seine wöchentlichen Nachrichten von neuen Landkarten, geographischen, statistischen und historischen Büchern heraus. Aber nicht nur für die Belehrung, sondern auch für das Ergötzen des Publikums wurde durch solche Schriften reichlich gesorgt. Eine Vierteljahrsschrift unter dem Titel „Olla potrida,“ eine Litteratur- und Theaterzeitung, ein Theaterjournal, wöchentliche Unterhaltungen über die Erde und ihre Bewohner, vermischte Erzählungen und Einfälle, eine berlinische Correspondenz, ein kritisches Wochenblatt, eine Litteratur- und Kunstzeitung, und unzählige ähnliche Blätter von größerem und geringerem Gehalt beschäftigten sich mit den Tagesneuigkeiten

und namentlich am meisten mit dem Theater, eine Sphäre, welche damals schon mit aller der genauen Untersuchung persönlicher Verhältnisse betrachtet wurde, wie heute. Der Ton, in welchem die damaligen Journalisten schrieben, ist merkwürdig und ein Beweis dafür, daß sie das deklamirten, was andere Leute zu behaupten trachteten. Es ist fast kein Einziger unter ihnen, der nicht mit der herrschenden Modekrankeit, mit dem Stich- und Schlagwort der Aufklärung und mit dem Streben, den Philosophen zu spielen, auftritt. Sie sprachen fast nur von den allgemeinen Rechten der Menschheit, von der natürlichen Religion, von dem Kampf gegen angeerbte Vorurtheile, von der Verwerflichkeit des Lasters und dem innern Lohne der Tugend und des Moralisirens ist gar kein Ende. Jeder tritt mit dem Anspruch auf, sein Jahrhundert zu bessern und zu bekehren.

Wir haben nun zum Schluß noch einige Worte über die Stellung des Königs zur Schriftstellerei des damaligen Berlins zu sagen und ein Gesammturtheil über dieselbe zu fällen. Man hat Friedrich **II.** oft seine große Gleichgültigkeit gegen die wissenschaftlichen Bestrebungen Deutschlands und namentlich Berlins zum Vorwurf gemacht. Es ist wahr, er kannte wenig davon und dies Wenige war nicht einmal das Beste. Wie aus seiner Schrift **de la literature allemande** hervorgeht, so hatte er eigentlich nur eine Kenntniß von Gellert und Geßner. Dagegen mögen ihm Lessing, Mendelssohn, Nicolai, Rammler, Sulzer, Gleim, Klopstock, Wieland, Herder und noch eine gute Anzahl anderer Autoren ziemlich fremd geblieben sein. Ja er äußerte sich hie und da sehr wegwerfend, sowohl in Bezug auf deutsche Sprache, wie wissenschaftliche Bestrebungen, die ihm nahe traten. Eine der merkwürdigsten Antworten ertheilte er dem **Dr.** Bloch, der ihn um Unterstützung zu seinem großen Werke über die Fischkunde bat. Er trug darauf an, daß die Kammern ihm ein Verzeichniß der, in ihren Bezirken befindlichen Fische, allenfalls auch ein Exemplar von den seltneren Arten, zusenden möchten. Der König erwiederte ihm darauf am 21. März 1781 daß es nicht nöthig sei, von den Kammern eine Liste von den Fischen zu erfordern, „denn das wissen sie schon allerwegs, was es hier im Lande für Fische giebt. Das sind auch durchgehends dieselben Arten von Fischen, ausgenommen im Glatzischen, da ist eine Art, die man Kaulen nennt, oder wie sie sonst heißen, die hat man weiter nicht: sonsten aber sind hier durchgehends einerlei Fische, die man alle weiß und kennt. Und darum ein Buch davon zu machen, würde unnöthig sein; denn kein Mensch wird solches kaufen.“ Zugleich schickte er die ihm eingesandten Kupferabdrücke von einigen Fischen zurück. Ein anderes Beispiel statuirte er an dem Professor Myller in Berlin, der ihm 1782 seine Sammlung altdeutscher Gedichte zuschickte und widmete. Er erhielt darauf folgendes Danksagungsschreiben: „Hochgelahrter, lieber Ge-

treuer, Ihr urtheilt viel zu vortheilhaft von den Gedichten aus dem zwölften, dreizehnten und vierzehnten Säculo, deren Druck ihr befördert habt und zur Berichtigung der deutschen Sprache so brauchbar haltet. Meiner Einsicht nach sind solche nicht einen Schuß Pulver werth und verdienten nicht, aus dem Staube der Vergessenheit gezogen zu werden. In meiner Büchersammlung wenigstens würde Ich solches elendes Zeug nicht dulden, sondern herausschmeißen. Das Mir davon eingesandte Exemplar mag dahero sein Schicksal in der dortigen großen Bibliothek abwarten. Viele Nachfrage verspricht aber demselben nicht Ew. sonst gnädiger König."

Diese Fälle, verbunden mit hundert ähnlichen mißgünstigen Aeußerungen im Munde des Königs, rechtfertigen die Anklage derer vollkommen, welche behaupten, Friedrich **II.** habe die deutsche Litteratur verachtet, selbst ohne sie zu kennen. Noch mehr. Er verkannte sogar seine Stellung, indem er Versuche mißbilligte, die keinenfalls schädlich werden konnten, selbst wenn sie überflüssig gewesen wären. Er mißbrauchte seine Autorität, wenn er sie dazu anwandte, um gut gemeinte Bestrebungen zurückzuweisen und in ihrer Ausführung zu hindern. Aber wenn man bei alledem behaupten will, der König habe durch seine Abneigung der deutschen Litteratur geschadet, so ist dies ein großer Irrthum. Der **Dr.** Bloch gab troß dem sein Werk über die Fische heraus und hat sich großen Ruhm dadurch erworben. Der Professor Myller hat mit seinem Buche ebenso die verdiente Anerkennung im gelehrten Publikum gefunden, wo selbst die Stimme eines Monarchen, und sollte es auch die Friedrichs **II.** sein, immer nur für Eine gilt und in manchen Dingen sogar für keine. So ist es denn auch allen deutschen Schriftstellern der Reihe nach gegangen. Sie haben sich in ihrem Vaterlande und darüber hinaus Ruhm und Ansehn verschafft. Der König konnte ihnen weder etwas hinzuthun, noch davon nehmen. Ja, es ist nicht zu leugnen, daß das Streben nach Rivalität mit den bevorzugten Franzosen, die stete Bemühung, dem spröden Monarchen hie und da ein Beifallszeichen abzugewinnen, die Anstrengungen der deutschen Schriftsteller verdoppelte und dadurch ihren Werken heilsam wurde. Doch Friedrich hat nicht nur auf eine so negative Weise unsre Litteratur befördert. Er that es auch positiv und auf dem direktesten Wege von der Welt. Große Männer haben in der Regel eine doppelte Wirkung ihrer Thaten. Sie bringen nicht nur das Gute hervor, was sie beabsichtigen, sondern sie veranlassen noch tausendfach mehr, als sie selbst zu bezwecken und zu übersehen im Stande sind. Der große König befreite sein Volk von den Banden eines blinden Glaubens. Er ging ihm auf dem Wege der vorurtheilsfreien Forschung in Allem, was den menschlichen Geist interessiren kann, mit seinem erhabnen Beispiel voran, er öffnete mit eigner Hand die Schleusen, die bis dahin

den Strom der Erkenntniß zurückgehalten hatten, und dieser ergoß sich über Flur und Feld, und befruchtete es mit seiner nährenden Kraft. Kein Fürst auf Erden hat es in seiner Gewalt, diesen Strom zu vertilgen. Er wird hie und da eingedämmt, von manchen Seiten gehemmt und oft genug gegen steinige Klippen geführt, so daß er brandend zurückschlägt und alle Kraft in sich sammeln muß, um die entgegengeworfenen Felsen zu bewältigen, aber austrocknen kann ihn Niemand und ebenso wenig zu seinem Ursprung zurückleiten oder seine Quellen verstopfen. Alle diese Versuche, die vielleicht zu keiner Zeit mit so anhaltender Strenge gemacht worden sind, wie unter der Regierung Friedrich Wilhelms **I.** zerstörte die kühne und gewaltige Hand seines großen Sohnes. Ja er that noch mehr. Er sah den häßlichen Schlamm den Schmutz und Unrath, mit dem man das göttliche Wasser Menschenalter hindurch getrübt hatte Es war zu seiner Zeit, bei dem schlechten Erdreich, auf dem es hinströmte, selbst so erdigt und lehmigt geworden, es hatte allerhand unlautere Bestandtheile in sich aufgenommen und spiegelte weder die Bläue des Himmels, noch Menschen und Thiere, noch Bäume und Blumen an seinem Ufer. Wer einen Blick hineinwarf, der erschrak über seine eigene Ungestalt. Friedrich verbesserte das Arnal des Stromes, er reinigte ihn von allem Ungehörigen und verdoppelte die Schnelle seines Falles. So wurde er durch Beispiel und durch That der Schöpfer einer neuen Litteratur, die seinen Bemühungen allein ihre Entstehung und eine unverkümmerte Existenz verdankt.

Was nun den absoluten Werth dieser seiner Schöpfung angeht, so müssen wir freilich das oben vorläufig ausgesprochene Urtheil wiederholen. Jene Zeit hat weder das höchste geleistet noch das Tiefste ergründet. Wenn wir im Bilde bleiben wollen, so können wir behaupten, daß der Strom, der so plötzlich an Breite und Klarheit gewann, dadurch an Tiefe verloren hat und an manchen Stellen sogar sehr seicht geworden ist. Der entschiedne Hang jener Zeit geht in litterarischer Hinsicht weit weniger auf das Schaffen wie auf das Zerstören. Ein Zersetzen unserer Empfindungen bis auf die einfachsten Bestandtheile ist ihre Aesthetik, eine Reduction unsrer Gefühle bis auf die allgemeinsten und unbestimmtesten Empfindungen ihre Moral, ein Bekämpfen Alles dessen, was wir Individualität, innere Berechtigung, geistige und sittliche Eigenthümlichkeiten nennen können, war das stete Streben. Daß mit einem solchen keine große Geistestiefe vereinbar ist, leuchtet einem jeden ein. Wodurch anders haben sich die größten Schriftsteller aller Zeiten ein Recht auf stete Gültigkeit erworben, als dadurch, daß sie den entgegengesetzten Weg gegangen sind? Die unerschöpfliche Lebensfülle, die aus den Produkten der alten Welt spricht, die scharf gezeichnete Individualität in den Werken Calderons und Shakespeares, sind dieß nicht gerade die einzigen Bürgen für die Unvergänglichkeit ihres Ruhms? Dagegen hat sich von

der Litteratur aus der Zeit Friedrichs II. fast nichts gerettet, was noch heute Genuß gewährte und Anerkennung hoffen dürfte. Wenn man einige Sachen von Lessing ausnimmt, so ist fast alles der Vergessenheit anheim gefallen und hat nur noch historischen Werth, ja den höchsten Kunstleistungen aus jener Epoche, Lessings Nathan und seiner Emilia Galotti, ist eine gewisse Kälte in den Charakteren, eine Art von Steifheit der Bewegungen, die aus der Absichtlichkeit entspringt, mit der der Dichter zu Werke ging, nicht abzusprechen, wenn schon sie unendlich besser sind als alles Andere, was damals ähnliches geleistet wurde. Nicht das Studium jener Werke allein, wenn schon sie für die deutsche Litteratur von unendlich großer Bedeutung sind, erst das Studium des Shakespeare, des Calderon und der Griechen, hat uns die Lebenswärme wieder verschafft, die damals fast gänzlich verschwunden war. Man thut daher zu viel, wenn man jene Epoche der deutschen Litteratur eine Zeit der Reform nennt. Dies ist sie nur in Bezug auf die Sprache gewesen. Man sollte sie vielmehr eine Zeit der Destruction nennen. Dies ist mit einem Wort ihr Charakter. Daraus bestimmt sich ihre Geltung, sowohl ihr absoluter Werth, wie ihr Einfluß auf die Leistungen der Folgezeit.

Unter den Künsten die zur Zeit Friedrichs des Großen geübt wurden, nennen wir billig zunächst die Baukunst. Wie viel unter der Regierung dieses Königs in Berlin gebauet worden ist, wer die größeren Bauten ausführte und mit welchen Mitteln dies geschah, davon haben wir unsern Lesern bereits eine übersichtliche Darstellung gegeben. Es bleibt uns daher noch übrig, etwas Näheres über die bedeutendsten Künstler jener Epoche beizubringen, zu sagen, welche Verdienste sie sich um die Verschönerung Berlins erwarben und welcher Lohn ihnen dafür wurde. Unter den vielen Baumeistern, welche der König brauchte, um seine großen Pläne ins Werk zu setzen, steht nach dem Urtheile der Kunstverständigen der Freiherr von Knobelsdorf, dessen wir schon vorläufig Erwähnung gethan haben, obenan. Knobelsdorf war im J. 1697 auf dem Gute Kostar bei Krossen geboren. Sein Vater hatte ihn zum Militairstande bestimmt. Er nahm indessen, nachdem er es schon bis zum Hauptmanne gebracht hatte, im J. 1730 seinen Abschied, um sich der Malerei und Baukunst zu widmen. Friedrich lernte ihn bereits als Kronprinz in Küstrin kennen und behielt ihn, nachdem er zu seiner Ausbildung eine Reise nach Frankreich und Italien gemacht hatte, bei sich in Rheinsberg, wo er die Verschönerung des Schlosses und seiner Umgebung leitete. Unmittelbar nach seiner Thronbesteigung ernannte er ihn zum Direktor aller Königlichen Bauten und ertheilte ihm den Auftrag zur Errichtung des Opernhauses in Berlin, eines neuen Flügels am Schlosse zu Charlottenburg und mehrer kleinerer Gebäude. Außerdem hat ihm Berlin besonders die geschmackvolle Einrichtung des Thiergartens zu verdanken. Knobelsdorf war eben so sehr Maler als Architekt. Er hat

viel gezeichnet und Alles nach der Natur. Er benutzte jede Gelegenheit, um Dinge, die ihm vorkamen, in sein Taschenbuch zu zeichnen, das er stets bei sich führte, und brauchte sie dann, wo es ihm zweckmäßig schien. Diese Zeichnungen, in denen er sich nur als Naturalist bekundete, sollen gleichwohl von großer Meisterschaft zeugen, wie auch seine Landschaftsgemälde wegen ihrer schönen Farbenmischung, seine Portraits wegen der geistreichen und treffenden Auffassung, gerühmt werden. Sie sind freilich zum großen Theil zerstreut worden und befinden sich meistens im Privatbesitz. Unter seinen Bauten hat er sich durch das Opernhaus ein bleibendes Gedächtniß in Berlin gestiftet. Trotz mancher Unbequemlichkeiten, wohin wohl am meisten der Mangel einer bedeckten Auffahrt zu rechnen ist, ist dies herrliche Gebäude von keinem späteren Erzeugniß unsrer Kunst an edlem Geschmack und Originalität übertroffen worden. Die innere Einrichtung hat freilich später bedeutende Abänderungen nöthig gemacht und erhielt erst im J. 1787 ihre gegenwärtige Gestalt.

Der Freiherr von Knobelsdorf stand zwar vielleicht höher als irgend ein andrer Baukünstler in der Gunst seines Herren, aber er entging darum nicht dem Schicksale, in Ungnade zu fallen. Dies kam zum Theil von der Opposition, die er sich gegen die Meinungen des Königs erlaubte, zum Theil von der Nichtachtung, die er gegen die Leistungen eines seiner Collegen aussprach. Unter allen Künstlern, die dem großen Könige nahe standen, waren die Architekten am übelsten daran. Friedrich II., der selbst ein bedeutendes Talent für diese Kunst besaß, wollte nicht nur, daß Alles nach seinem Plan und seinen Angaben ausgeführt werden sollte, was zu Zeiten seine großen Schwierigkeiten hatte, sondern er nahm es auch sehr übel, wenn man sich gegen seine Entwürfe irgend ein Bedenken zu erheben getraute. Knobelsdorf, der vielleicht den König als seinen Schüler zu betrachten geneigt war und deshalb nicht mit der geziemenden Ehrfurcht verfahren sein mag, machte diese Erfahrung zuerst bei der Anlegung der Terrassen von Sanssouci. Er war der Meinung, daß man von dem Lustschlosse mehr sehn müßte, als es jetzt geschieht, und daß dies daher näher an die Terrassen gerückt und von Gewölben unterstützt werden sollte, die dem Ganzen ein stattlicheres Ansehn geben könnten. Der König widersprach in beiden Punkten und Knobelsdorf empfand dies so übel, daß er sich am nächsten Morgen krank melden ließ. Es wurde eine Untersuchung angestellt, ob seine Meldung der Wahrheit gemäß wäre, und Friedrich, der wohl gegründeten Zweifel daran hegen mochte, schickte ihn nach Berlin zurück und ließ ihn einige Jahre lang nicht rufen. Während dieser Zeit bediente er sich öfters zu seinen Bauten des Kastellans Boumann, den er als einen praktischen Baumeister nach Verdienst schätzte und ließ von demselben drei Häuser unweit des Schlosses aufführen. Sie hatten alle eine und dieselbe Façade und ein jedes mehre Eingänge. Als Kno-

belsdorf nachher wieder zurückgerufen war, fragte ihn der König, wie ihm diese Häuser gefielen. Jener, der ohnehin auf Boumann niemals gut zu sprechen gewesen war und durch die Fortschritte, die sein Nebenbuhler in der Gunst des Königs gemacht hatte, vielleicht noch mehr gereizt sein mochte, erwiederte: für Kasernen wären sie gut genug. Der König empfand dies übel und wollte Knobelsdorf zur Anerkenntniß seines Gegners zwingen. Als sich dieser daher im Jahre 1753 in Potsdam befand, fragte er ihn, wie ihm das Berliner Thor gefiele, welches Boumann ebenfalls gebaut hatte, und als er keine Antwort erhielt, setzte er hinzu: „Sieht er? das hat sein dummer Kastellan Boumann gebaut." Dies Epithet ging auf eine frühere Aeußerung Knobelsdorfs, der von der Verzierung einiger Thüren, die Boumann in Sanssouci besorgte, gesagt hatte, sie verriethe seinen dummen Geschmack. Er erwiederte daher lakonisch: „Das muß wohl die Ursache sein, daß ich es nicht bemerkt habe." Der König war darüber ungehalten und sagte ihm, er könnte wieder nach Berlin gehn. Knobelsdorf ließ sich das nicht zweimal sagen, sondern nahm augenblicklich Extrapost und fuhr zurück. Als der König dies erfuhr, schickte er ihm einen Feldjäger nach und ließ ihm sagen, er solle augenblicklich wieder umkehren. Knobelsdorf, der bereits bei Zehlendorf war, als ihm dieser Befehl überbracht wurde, erwiederte dem Boten: „Mir hat der König selbst befohlen, nach Berlin zu gehn. Ich weiß zu gut, ob ich Seinem Befehl oder dem eines Feldjägers zu folgen habe." Mit diesen Worten setzte er seinen Weg fort und wurde natürlich nicht wieder zum Könige gerufen. Er starb noch in demselben Jahre an einer Leberkrankheit und Friedrich **II.**, der zu edelmüthig war, um die großen Verdienste, die sich Knobelsdorf um die Kunst erworben hatte, über ihr persönliches Mißverhältniß zu vergessen, verfertigte eine Gedächtnißrede, die in der Akademie, deren Ehrenmitglied der Verstorbene gewesen war, vorgelesen wurde.

Johann Boumann, der Antagonist von Knobelsdorf, war 1706 zu Amsterdam geboren und wurde von König Friedrich Wilhelm **I.** im Jahre 1732 als Schloß-Kastellan nach Potsdam berufen. Er war in der Zimmer- und Tischlerkunst sehr geübt, und hat in Potsdam die Erbauung der vier Quartiere auf der Morgenseite gegen den heiligen See zu geleitet. Später mußte er nach Knobelsdorfs Angabe mehre Gebäude aufführen, wo er öfters die Außenseite nach eigner Erfindung verzierte. Er fand damit freilich bei jenem niemals Anerkennung und hatte manchen Tadel zu dulden. So äußerte Knobelsdorf von den beiden Schloßflügeln zwischen dem Hauptgebäude und den Wachen, sie sähen gar nicht dem Wohnorte eines christlichen Königs ähnlich, sondern einem Serail, an dem man viele abgeschlagene Menschenköpfe zur Schau trüge. Später wurde er nach Berlin versetzt, wo er Ober-Baudirector wurde und alle königlichen Bauten leitete. Zu seinen be-

merkenswerthesten Werken gehört die im Jahre 1750 erbaute hiesige Domkirche, die später eine so ganz veränderte Gestalt bekommen hat, ferner der im J. 1754 begonnene Pallast des Prinzen Heinrich, das jetzige Universitätsgebäude; ebenso vollendete er 1773 die katholische Kirche, wovon ihm aber nur die künstliche Construktion der Kuppel angehört. Ebenso baute er das neue Münzgebäude in der Münzstraße, die Militair-Akademie, das ehemalige Montirungs-Magazin in der Köpenickerstraße, fast alle Kasernen, eine große Anzahl öffentlicher und eine noch größere von Privatgebäuden, die zum Theil noch heute unverändert vorhanden sind. Dagegen hat das von ihm erbaute Akademiegebäude bedeutende Umänderungen erlitten und das Comödienhaus auf dem Gensd'armenplatz ist abgebrannt. Am meisten hat man an dem Pallast des Prinzen Heinrich auszusetzen gefunden. Man meinte, das starke untere Gemäuer erinnerte an einen Festungsbau, die großen, oben gerundeten Fenster der Haupt-Etage glichen denen einer Kirche, und das dritte niedere Geschoß hätte mit seinen kleinen Fenstern das Ansehn einer Kaserne. So viel scheint allerdings zugegeben werden zu müssen, daß das Gebäude durch nichts die Bestimmung eines Pallastes verräth und mehr durch seine Größe, als durch die Schönheit seiner Verhältnisse imponirt. Boumann gehörte mit zu den thätigsten Männern in seinem Fach, wenn schon er vielleicht nicht zu den talentvollsten gehörte. Er starb im Jahre 1776 zu Berlin.

Sein Sohn, Georg Friedrich Boumann, der demnächst zu nennen ist, wurde 1737 zu Potsdam geboren. Er war Hauptmann in der Artillerie und hat den Bau des Bibliothekgebäudes geleitet. Die Zeichnung dazu hatte der Baumeister Fischer von Ehrenbach in Wien gemacht, und zur Ausführung eines Gebäudes entworfen, welches den Eingang zu der dortigen kaiserlichen Burg bilden sollte, aber nicht zu Stande gekommen ist. Unger mußte die Risse machen und die ganze Außenseite des wunderlichen Gebäudes bestimmte der König selbst. Boumann hat außerdem noch mehre Privatgebäude in Berlin gebaut. Karl von Gontard, 1738 zu Manheim geboren, war, nachdem er sich in Baireuth und auf Reisen in Frankreich, Italien und Griechenland ausgebildet hatte, in der Preußischen Armee als Hauptmann und als Königlicher Baumeister angestellt worden. In dieser Eigenschaft machte er den Entwurf zur Königsbrücke und der daran stoßenden Colonnade, ein Prachtbau im französischen Geschmack. Einfacher sind die ebenfalls von ihm herrührenden Colonnaden der Spittelbrücke. Auch den Bau der beiden hohen Thürme auf dem Gensd'armesmarkt hat er bis zum Jahre 1781 geleitet, wo dies Geschäft aber, nachdem der deutsche Thurm eingestürzt war, an Unger übertragen wurde. Dieser, im Jahre 1743 zu Baireuth geboren, kam im J. 1763 als Conducteur nach Berlin und wurde späterhin Ober-Baurath. Als solcher führte er

das neue Schloß Monbijou auf und vollendete die beiden Thürme auf dem Gensd'armesmarkte. Auch diese beiden Prachtbauten waren ganz nach des Königs eignen Ideen und Angaben. Die beiden kolossalen Figuren oben, welche die triumphirende Religion und die siegende Tugend darstellen, wurden nach Kamblys Angabe vom Klempnermeister Köhler zu Potsdam in Kupfer getrieben und vergoldet, die übrigen Skulpturen und Ornamente erfanden Rode und Chodowiecki. Der Contrast, den diese beiden Thürme mit den beiden kleinen und einfachen Kirchen bilden, ist zu auffallend, als daß er nicht von einem Jeden empfunden werden sollte. Unger baute außerdem die Arkade der Jägerbrücke, die Spandauerbrücke, das Cadettenhaus, einen Theil der Porzellanfabrik und eine sehr beträchtliche Anzahl großer Privatgebäude, unter ihnen allein dreizehn der prächtigen Häuser am Gensd'armesmarkt. Die Kenner werfen den Werken dieses Künstlers einen sehr überladnen Styl vor. Er war, wie sie behaupten, zu sehr im französischen Geschmack befangen, als daß er im Stande gewesen wäre, die vortrefflichen Muster, welche er selbst in unserer Stadt vorfand, zu benutzen und nachzuahmen.

Dies sind die berühmtesten Baumeister Berlins aus der Zeit Friedrichs **II.** Es giebt freilich noch andre, die manches Hervorstechende geschaffen haben. So erbaute Naumann der Jüngere 1780 die jetzige Georgenkirche bis auf den Thurm, der älter war; der Ingenieur-Hauptmann Petri führte nach seiner Idee das Invalidenhaus auf; Feldmann baute das große Arbeitshaus; Schulze, Riedel und Andere waren mit minder bedeutenden Bauten hieselbst beschäftigt. Der Mittelpunkt und das bewegende Motiv in dieser Sphäre war und blieb jedoch Friedrich **II.** selbst. Er ist es eigentlich, der hauptsächlich und beinahe ausschließlich in den Jahren 1740 bis 1786 in Berlin gebaut hat. Was er nicht selbst angab und auf das Strengste nach dem einmal angegebenen Plane ausführen ließ, das mußte wenigstens von ihm geprüft und vollständig gebilligt sein, ehe man an die Ausführung ging. Sein Geschmack, seine individuelle Neigung ist es daher, die den Werken jener Zeit ihren Charakter gegeben hat, und es ist interessant, zu betrachten, wie der Sinn des Königs sich in den verschiedenen Epochen seines Lebens auf so verschiedne Weise ausspricht. Sollte man es wohl für möglich halten, daß ein Baumeister, der mit dem Opernhause anfängt, im Stande ist, mit dem Bibliothekgebäude aufzuhören? Oder daß derselbe Kopf, der den Plan zur katholischen Kirche ersann, auch den Entwurf zu den beiden Thürmen auf dem Gensd'armesmarkt machen konnte? — Und dennoch ist es so, und der Unterschied liegt nur darin, daß der König, der Beides that, den Gedanken zu den erstgenannten Werken vor dem siebenjährigen Kriege hatte, den für die letzteren nachher. Der Schönheitssinn ist vielleicht die zar-

teste und empfindlichste Seite unseres Innern. Zumal bei einem Dilettanten, der eigentlich immer nur in seiner Jugend etwas Kunstgemäßes hervorbringen kann, wo alle Seelenkräfte gleichmäßig zur Hervorbringung wirken und der Enthusiasmus gewissermaßen das ersetzt, was an technischer, folgerechter Ausbildung fehlt. Das spätere Alter betrachtet dergleichen Versuche nur als Liebhaberei und ist daher stets in Gefahr, sich zu wiederholen oder zu verirren. Dies scheint uns auch in den Werken des großen Königs der Fall gewesen zu sein. In seinen ersten Regierungsjahren, wo die Begeisterung bei künstlerischen Hervorbringungen noch lebhaft mitwirkte, da schuf sie, wenn nicht etwas absolut Schönes, so doch immer etwas Charaktervolles und Erhabenes. Mit der Verhärtung seines Gemüthes, die ihm der langjährige Krieg und eine Menge widriger Erfahrungen aufzwangen, verlor sich jener freie Takt für das Große und Einfache. An seine Stelle trat eine Neigung zum Sonderbaren, ja zum Barocken, und hiervon sind auch die Werke dieser Epoche lebhafte Zeugen. Sie lassen uns den Blick in ein Gemüth thun, das damals eine Menge von schroffen Seiten hervorkehrte, die man ehemals kaum geahnt hatte. In seiner ganzen Geschmacksrichtung gilt indessen von Friedrich in Bezug auf die Baukunst ganz dasselbe, was von der Poesie und Plastik gesagt werden muß. Er war, seiner Bildung gemäß, durchaus französischen Sinnes. Er sah, wie Nicolai erzählt, gerne, daß in den Zeichnungen, die er wählte, sich zuweilen krumme oder geschweifte Linien und oft Verzierungen, Bildsäulen und dergleichen zeigten. Das nannte er einen malerischen Beischmack in der Architektur (**un gout pittoresque dans l'architecture.**)

Von den Bildhauern Berlins unter Friedrich **II.** können wir nur sagen, daß sie sich besserten. Im Uebrigen existiren noch gegenwärtig so abschreckende Proben ihrer Geschmacksverirrung, daß wir die Namen ihrer Producenten nicht wieder aus der wohlverdienten Vergessenheit ziehn wollen. Es ist kein einziger unter ihnen, der in seiner Kunst Epoche machte. Einige haben sogar schon bei ihren Zeitgenossen die richtige Würdigung gefunden, so z. B. der Verfertiger der Kindergruppen, die auf der Königsbrücke stehn. „Die Brücke," sagt Büsching in seiner Reise nach Rekahn, „die von der Königsstraße nach der Königsvorstadt führt, ist an sich selbst gut, allein die steinernen Gruppen von Kindern auf den Geländern, welche des Winters Laternen tragen, haben zum Theil eine schlechte und unangenehme Form. Plinius erzählt, daß der berühmte Maler Praxiteles seine Werke nicht eher für schön gehalten habe, als bis sie von dem Maler Nicias mit einem feinen Firniß überzogen worden. Dies fällt mir jedesmal ein, wenn ich über die Königstädtsche Brücke gehe und alsdann ist mein Verdruß desto größer, daß die erwähnten Gruppen auf derselben durch die Farbe, mit welcher man sie angestrichen hat, so abscheulich geworden

sind. Man muß, wie man hieraus sieht, den Künstlern, wenn sie gefehlt haben, nicht immer bereitwillig mit der Entschuldigung zu Hülfe kommen, daß sie im Geschmack ihrer Zeit gearbeitet hätten. Es giebt eine Menge von Kunstwerken, die überhaupt niemals gefielen und deshalb auch nur Tadel verdienen.

Auch in der Malerei wurde zur Zeit Friedrichs II. verhältnißmäßig wenn auch nicht Ausgezeichnetes geleistet. Pesne, der eigentlich noch einer früheren Epoche angehört, stand zu Anfang der Regierung des Königs, an der Spitze dieser Kunstgattung. Er übernahm hauptsächlich die Verzierung der königlichen Zimmer in Charlottenburg und Sanssouci, wobei er allerdings von dem ehemaligen kernhaften Style, der in seinen historischen Sachen herrschte, nachließ und mehr der leichten, französischen Manier huldigte. Er starb im J. 1757, und an seine Stelle trat Karl Amadeus Vanloo als erster Maler des Königs. Bei der Verzierung der neuen Gebäude, welche Friedrich II. nach dem Hubertsburger Frieden aufführen ließ, unter denen besonders das neue Palais zu nennen ist, fanden auch Rode, Frisch und la Sueur Beschäftigung. Späterhin, im J. 1775 ließ sich der König von Madame Theerbusch malen und gab ihr Auftrag zu verschiedenen anderen Sachen. Sie bat wiederholt um eine Pension und den Titel einer Hofmalerin, den sie wohl verdient hätte, aber sie erhielt keins von Beiden. Im Ganzen war die Stellung der Maler zur Zeit Friedrichs II. sehr ungünstig. Der König selbst schätzte die deutsche Malerei ebenso wenig als die deutsche Poesie. In seiner großen Bildergallerie zu Sanssouci befand sich unter 172 Gemälden kein einziges deutsches, denn Friedrich traute den Deutschen überhaupt nicht das Talent für die geistreiche Auffassung der Natur zu. Er sammelte daher nur ausländische Gemälde und ließ die einheimischen Künstler meistens unbeachtet. Die andern Mitglieder des königlichen Hauses hätten gern mehr gethan, wenn sie weniger beschränkte Einkünfte gehabt hätten, und das Publikum war noch nicht gebildet genug, um die Kunst aus eignen Mitteln zu unterstützen. Unter diesen Umständen war die Zahl der Maler geringe, ihr Erwerb sehr unsicher und ihre Produktionen mindestens sehr ungleichartig.

Mehr als in diesen Künsten geschah in der Kupferstecherkunst und Berlin besaß Meister in derselben, die sogar im Auslande bewundert und nachgeahmt wurden. Mit der größten Auszeichnung werden besonders die Namen von Georg Friedrich Schmidt, Chodowiecki, Meil und Berger genannt. Schmidt war ein geborner Preuße, und Schüler des höchstmittelmäßigen Kupferstechers Busch. Er war, dem Enrollement zu entgehn, nach Frankreich geflüchtet und hatte sich dort so großen Ruf erworben, daß die Akademie der Künste in Paris ihn zu ihrem Mitgliede aufnahm. Ein Portrait des Marschalls von Belleisle von seiner Hand gefiel dem Könige, und er gab dem Freiherrn von

Knobelsdorf den Auftrag, Schmidt zur Rückkehr in seine Staaten zu bewegen. Er gab ihm darauf den Titel eines Hofkupferstechers und eine ansehnliche Pension. Chodowiecki, im J. 1726 zu Danzig geboren, kam 1743 nach Berlin. Er war ungemein thätig und hat während der Zeit seines Hierseins gegen 3000 seiner kleinen Bilder theils gezeichnet, theils gestochen, die von Kennern für unerreicht gehalten werden. Meil befand sich hier seit dem Jahre 1752 und lieferte unter andern Vignetten zu der ersten Ausgabe von Lessings kleinen Schriften und charakteristische Zeichnungen zu Engels Mimik. Berger machte sich besonders durch seine Abbildungen des Königs und seines Bruders Heinrich, beide zu Pferde, berühmt. Unter den Formenschneidern werden Johann Georg Unger und sein Sohn, Friedrich Gottlob, mit besonderem Lobe genannt.

Trotz dem nun, daß auch in der bildenden Kunst nicht minder, wie in andern Zweigen des öffentlichen Lebens, ausgezeichnete Männer die Bewunderung ihrer Zeitgenossen auf sich zogen, so stand die Kunst im Allgemeinen doch auf einer sehr niedrigen Stufe. Doch dies konnte nicht anders sein. Die Rivalität, die sich hie und da zwischen ein paar hervorstechenden Leuten erzeugt, ist nicht allein im Stande, die Kunst zu fördern. Es bedarf, um ihr eine größere Ausbildung zu verschaffen, der Anerkennung von Seiten des Staates und einer Kunstschule, in welcher die ewigen Gesetze des Rechten und Wahren überliefert werden. Eine solche hatte Friedrich I. gegründet. Er war der Stifter einer Kunstakademie, welche recht eigentlich den Zweck hatte, dem angehenden Künstler alle jene Fehltritte zu ersparen, die der Idiot kaum zu vermeiden im Stande ist. Diese, für die gesammte Kunstbildung, so nöthige Anstalt hatte Friedrich Wilhelm I. allerdings verfallen lassen, aber auch Friedrich II., der für die Akademie der Wissenschaften so viel gethan hat, stellte sie erst wenige Monate vor seinem Tode wieder her. Er äußerte zwar unmittelbar nach seiner Thronbesteigung die günstigste Stimmung für dies Institut und ließ sich Vorschläge zu seiner Erneuerung machen, aber es vergingen volle 46 Jahre, ehe sie ihre Erfüllung erhielten. Inzwischen brannte das Lokal der Akademie mit den darin vorhandenen Kunstschätzen ab und als das Gebäude wieder neu errichtet war, bestimmte man es zu andern Zwecken. Kurz vor seinem Ende, am 25. Januar 1786, befahl der König die Wiederherstellung der Akademie der Künste und ernannte den Staatsminister von Heinitz zum Oberaufseher derselben. Am 14. Februar wurde daher unter dem Vorsitze desselben die erste Generalversammlung gehalten, welcher die Directoren und sämmtliche Mitglieder der Akademie beiwohnten. Das alte Reglement vom 20. März 1699 wurde dabei erneuert und mit Spezialbestimmungen versehen. Am 18. Mai fand, diesen Anordnungen gemäß, die erste Kunstausstellung statt. Da indessen in der kurzen Zeit unmöglich so viele neue Sachen angefertigt werden konnten, wie man dort zu sehen wünschte, so erschienen um so mehr

ältere Kunstwerke von den Meistern, die sich hier einen Namen gemacht hatten. Der Prinz von Preußen, die Königin und Prinzessinnen des königlichen Hauses beehrten die Ausstellung mit ihrer Gegenwart und das Publikum durch den Reiz der Neuheit mächtig angeregt, zeigte die lebhafteste Theilnahme. Der König that nun noch einige Schritte, um seine Schöpfung zu heben. Er verordnete am 29. April d. J. daß die Kunstwerke der Akademiker von Niemandem nachgeahmt werden dürften und gab den Schülern die Erlaubniß, die Gemälde auf dem Schlosse zu studiren. Zu diesem Zweck wurde die Gallerie auf demselben alljährlich vom 1. Juli bis zum 1. September wöchentlich viermal geöffnet.

Ganz anders verhielt sich indessen die Sache mit der Musik. Diese Kunst stand unter der Regierung Friedrich II. in Berlin auf einer Höhe, die sie bis dahin verhältnißmäßig nicht wieder erreicht hat, denn wenn man auch zugeben muß, daß an andern Orten sich hie und da ein Talent auszeichnete, welches einen großen Glanz um sich verbreitete, so war doch die Menge tüchtiger zum Theil eminenter Köpfe sowohl hinsichts der Virtuosität in der Ausführung, wie rücksichtlich der theoretischen Ausbildung nirgend so groß wie in Berlin. Die Namen von Quantz, Graun, Bach, Agricola, Marpurg, Kirnberger, Fasch und andere hier lebender Künstler werden stets in der Geschichte der Musik von hoher Bedeutung bleiben. Sie bezeichnen eine Periode, in welcher man, ganz ähnlich wie in der Litteratur, die Ausübung der Kunst durch die Aufstellung einer folgerechten Theorie zu bestimmten Regeln zurückzurufen und durch dieselben zu läutern bemüht war. Die kunstgemäße Behandlung der Instrumente und der menschlichen Stimme, die Grundprincipien des reinen Satzes, mit einem Wort: die naturgemäße Vollendung der Technik ist das Resultat dieser Bestrebungen gewesen und was die deutsche Sprache durch die Verdienste der Litteraten jener Epoche gewonnen hat, das hat die Musik durch die Bestrebungen von denkenden und ausübenden Künstlern erhalten.

Was die Betrachtung dieses Gegenstandes doppelt anziehend macht, ist das Verhältniß Friedrichs II. zu den Musikern seiner Zeit und in seiner eigenen Kapelle. Es ist von dem, in welchem er zu der Litteratur und den sonstigen Kunstgattungen stand, gänzlich verschieden. Friedrich der Große, der seinen Baumeistern fast nur die Ausführung seiner eigenen Gedanken gestattete, der die deutschen Maler verachtete, der die Dichter unsrer Nation ungehört verurtheilte, beugte sich mit einer Art von Ehrerbietung vor unsern Musikern. Die Geistestiefe der deutschen Kunst, die er in diesem Zweige, und in ihm allein, gewahr wurde, zwang ihm Bewunderung ab; er fühlte bei seiner großen Kenntniß dieses Gegenstandes, daß er sich unterordnen mußte und verzichtete in diesem Punkt allein auf das Prinzipat. Was kein geborner Deutscher thun durfte, den König tadeln, zurechtweisen, wo er gefehlt hatte und beloben, wo er den rech-

ten Punkt traf, das durften seine Musiker thun. Sein Lehrer Quantz ist der einzige Deutsche gewesen, dessen Schüler der König bis an sein Ende blieb. Dennoch war auch Friedrich in Bezug auf Ausübung der Musik ein Meister und zu seiner Zeit unbestritten der erste Virtuos auf seinem Instrument, wie ihm denn auch die Kennerschaft in der Musik nicht abgesprochen werden kann. Wir würden daher unsre Leser zu beeinträchtigen glauben, wenn wir ihnen nicht das Bemerkenswertheste über die einflußreichsten Musiker jener Zeit mittheilten, da sie allein sowohl von Seiten des Königs und seines ganzen Hofes, wie von Seiten des Publikums eine unumschränkte Anerkennung genossen. Wir sprechen daher zunächst von der Kammermusik, dann von der Oper, und beginnen mit dem Dictator in der Kapelle des Königs, Johann Joachim Quantz.

Quantz war in dem handöverschen Dorfe Oberscheden unweit Göttingen am 30. Januar 1697 geboren. Sein Vater war Hufschmidt und bestimmte den Sohn, der früher einen robusten Körper zeigte, zu eben diesem Handwerk, ja selbst noch auf dem Sterbebette ermahnte er den zehnjährigen Knaben, nicht von der Profession seiner Vorfahren abzugehen die sie bis dahin ernährt hatte. Es war indessen schon zu spät für eine solche Bitte. Johann war schon von seinem achten Jahre an mit seinem ältesten Bruder, der bisweilen bei den ländlichen Festen in der Umgegend die Stelle eines Dorfmusikanten vertrat, ausgezogen, und wenn schon er auf seiner Baßgeige keine Note zu spielen im Stande war, so hatte ihn doch eine solche Lust zur Musik ergriffen, daß er kein anderes Gewerbe treiben wollte. Als sich daher nach dem Tode des Vaters zwei Brüder des Verstorbenen fanden, von denen der eine den Knaben zum Schneider, der andere zum Musiker machen wollte, so ergriff er ohne Bedenken die letzte Parthie und ging zu seinem Onkel, dem Stadtmusikus Justus Quantz in Merseburg in die Lehre. Nach drei Monaten starb der Onkel. Seinen Dienst erhielt sein Schwiegersohn Fleischhack, kein ungeübter Mann in seinem Fache, aber zu bequem, um sich um den Unterricht seiner Scholaren viel zu bekümmern. Quantz suchte daher durch seinen Fleiß zu ersetzen, was ihm an guter Unterweisung abging. Sein Hauptinstrument war die Violine. Er lernte indessen, um ein guter Kunstpfeifer zu werden, der auf allen Sätteln gerecht wäre, auch das Hautbois, die Trompete, die Zinke, die Posaune, das Waldhorn, die Flöte a bec, das Fagott, die deutsche Baßgeige, das Violoncell, die Viola da Gamba und welche Instrumente noch sonst im Gebrauch sein mochten, um nach Erforderniß damit aufwarten zu können. Auf dem Klaviere nahm er bei dem Organisten Kiesewetter Unterricht, der ihm auch die ersten Kenntnisse von der Harmonie beibrachte. In diesen Eigenschaften mußte er denn mit seinen Genossen bei Hofe, in der Kirche und bei Tafel die Musik verstärken helfen und bekam namentlich von fremden

Tonkünstlern Manches zu hören, was seine Aufmerksamkeit auf sich zog und seinen Eifer verstärkte.

Nachdem er fünf Vierteljahre als Lehrbursche und neun als Gesell gedient hatte, wurde er im Jahre 1713 von seinem Meister losgesprochen und ging nun, um sein Glück zu versuchen, auf Wanderschaft. Er trat sie im Juni 1714 an, reiste von einer Stadt zur andern, suchte vergeblich eine Condition in Dresden und fand endlich eine in Radeberg, zwei Meilen davon, bei dem Stadtmusikus Knoll. Am Bußtage nach Johannis befand er sich in der Kirche. Der Oberpfarrer des Ortes, der seiner Gemeinde ihre Sünden nicht eindringlich genug ans Herz legen zu können meinte, hielt eine scharfe Strafpredigt, in der er die Stadt mit Sodom und Gomorra verglich und die er mit den Worten beschloß: „Ihr werdet es erfahren. Gott wird mit dem Donner dreinschlagen. Amen!" Dabei schlug er mit der Faust so stark auf die Kanzel, daß sie erdröhnte und die ganze Gemeinde heftig erschrak. Am Abende dieses Tages zog sich ein fürchterliches Ungewitter über die Stadt zusammen und der Blitz zündete an zwei Orten. In vier Stunden lag die ganze Stadt mit der Kirche, dem Rathhause, der Schule, einem Priesterhause und zwanzig Bürgerhäusern in der Vorstadt in Asche. Merkwürdiger Weise war das Haus des Oberpfarrers unversehrt geblieben und dieser glückliche Zufall wäre dem Besitzer beinahe verderblich geworden, denn die Bürger, die ihn nun für einen Wettermacher und Herenmeister hielten, wollten ihm deshalb zu Leibe.

Für Quantz war unter solchen Umständen kein andrer Rath, als seinen Wanderstab weiter zu setzen. Er ging nach Pirna und erreichte durch seinen dortigen Aufenthalt seinen Wunsch, in Dresden bekannt zu werden. Im J. 1715 wurde er als erster Violinist nach Berenburg berufen, noch zwei andere kleine Höfe boten ihm einen Dienst an, er schlug jedoch alle Anerbietungen aus, da sie ihm in seiner Ausbildung hinderlich zu sein schienen und ging zu dem Stadtmusikus Heine in Dresden in die Lehre. Hier fand er ein vortreffliches königliches Orchester, unter der Direction des Concertmeisters Volumier, welches, seiner eigenen Angabe zufolge, alle andere in Europa übertraf. Im März des Jahres 1718 wurde die sogenannte polnische Kapelle aus 12 Personen errichtet. Quantz wurde Mitglied derselben und erhielt als solches ein Gehalt von 150 Thaler und freier Wohnung in Warschau. Er fungirte hier auf dem Hautbois und fand zu seinem großen Verdruß, daß ihm die andern Kunstgenossen sowohl auf diesem Instrument, wie auf der Violine so überlegen waren, daß er sich nicht hervorthun konnte. Er ergriff daher die Flöte traversière, die Veranlassung zu seinem großen Ruhme geworden ist. Er nahm Unterricht bei Buffardin und der erste Flötist Friese, der sich überhaupt nicht sehr seiner Kunst annahm, überließ ihm den ersten Platz bei diesem Instrument. Es gab damals noch

sehr wenig Stücke, die eigends für die Flöte gesetzt waren. Man behalf sich größtentheils mit Arangements. Dies veranlaßte Quäntz, gründlich den Generalbaß zu treiben und sich in der Composition von Sachen für die Flöte zu versuchen.

Im J. 1723 reiste Quantz, in Begleitung des berühmten Lautenisten Weiß und des nachherigen preuß. Kapellmeisters Graun nach Prag, wo eine große Oper costanza e fortezza, zur Krönung Karls VI. unter freiem Himmel aufgeführt wurde. Die Zahl der Sänger betrug hundert, die der Instrumentisten noch einmal so viel. Die Composition war von dem berühmten, damals schon sehr alten, kaiserlichen Ober-Kapellmeister Fux. Der Componist konnte die Direction nicht selbst übernehmen, weil er vom Podagra zu sehr geplagt wurde. Er saß daher auf einem prächtigen Lehnstuhl in der Nähe des Kaisers, der ihm wiederholt sein gnädiges Wohlgefallen zu erkennen gab. Die Scene selbst war transparent erleuchtet, die Chöre dienten nach französischer Art zum Ballet und die Solosänger waren allesammt ausgezeichnet. Unter ihnen befand sich nur ein Deutscher, Namens Braun, „ein angenehmer Baritonist" wie Quantz in seiner eigenen Lebensbeschreibung sagt, „der besonders das Adagio so rührend ausführte, als man irgend von einem braven Contraltisten hätte erwarten können." Im Orchester befanden sich nur einige zwanzig Wiener. Die übrigen Instrumentisten hatte man in Prag angeworben. Es waren Studenten, Mitglieder einiger gräflichen Capellen und fremde Musiker. Die Chöre waren mit Schülern und Kirchensängern aus der Stadt besetzt. Da nun Quantz und seine Genossen kein Unterkommen mehr finden konnten, so ließen sie sich für das Orchester als Ripienisten anwerben. Weiß spielte die Theorbe, Graun das Violoncell und Quantz das Hautbois. Es ist außerdem merkwürdig, daß bei diesem großen musikalischen Unternehmen, welches mit unter die Wunder seiner Zeit gehörte, keine einzige Sängerin mitwirkte. Die Sopran- und Altstimmen wurden in den Solosachen mit Castraten, in den Chören mit Knabenstimmen besetzt.

Im Jahre 1724 nahm der Graf v. Lagnasco, ein geborener Piemonteser, unsern Quantz mit nach Rom. Hier frequentirte er alle Orte, wo es etwas zu hören gab, so leidenschaftlich, daß er darüber in ein hitziges Fieber verfiel. Sobald er davon hergestellt war, nahm er bei Franzesko Gasparini Unterricht im Contrapunct und setzte in Folge dessen viele Solo's, Trio's und Concerte. Im J. 1725 wurden in Rom, weil es ein Jubeljahr war, keine Opern aufgeführt, und dies bewog Quantz, von dort nach Neapel zu gehen, wo er seinen Landsmann Hasse traf, der unter Scarlattis Anleitung die Theorie studirte. Jener nahm ihn freundlich auf und bat seinen Lehrer um die Erlaubniß, ihm seinen Gast vorstellen zu dürfen. Der alte Herr erwiderte ihm darauf: „Mein Sohn! Ihr wisset, daß ich die blasenden Instrumentisten nicht leiden

kann, denn sie blasen alle falsch.“ Trotz dem ließ Hasse nicht eher mit Bitten nach, bis er Quantz seinem Lehrer bekannt machen durfte und jener überwand seine Abneigung so sehr, daß er für ihn einige Flötensachen componirte. Nachdem Quantz noch eine Zeit lang in Rom zugebracht hatte, ging er auf seine eigne Hand nach Paris und von dort nach London. So sehr ihm Italien in musikalischer Hinsicht gefallen und Belehrung geboten hatte, so sehr mißfiel ihm Frankreich. „Hier wurde ich“ schreibt er, „von dem einen äußersten Ende ins andre, aus der Mannigfaltigkeit in die Einförmigkeit, versetzt. Ungeachtet mir der französische Geschmack eben nicht unbekannt war und ich ihre Art zu spielen sehr wohl leiden konnte, so gefielen mir doch in ihren Opern weder die aufgewärmten und abgenutzten Gedanken ihrer Componisten und der geringe Unterschied zwischen Rezitativ und Arie, noch das übertriebene und affectirte Geheul ihrer Sänger und besonders ihrer Sängerinnen. An schönen Stimmen fehlte es ihnen eben nicht; wenn sie sie nur hätten brauchen können. Die Action, wozu die französische Nation besonders aufgelegt ist, die Auszierungen der Schaubühne und die Tänze waren eigentlich das, worin der größte Glanz der Oper bestand. Das Orchester war damals schlecht und spielte mehr nach dem Gehör und Gedächtniß, welches der mit einem großen Stock vorgeschlagene Takt in Ordnung halten mußte, als nach den Noten.“ In London hatte dies Alles, unter des großen Händels Direction, eine ganz andere Gestalt. Dort fand ein tüchtiges Zusammenwirken bei den größten Talenten im Einzelnen statt. Nur das Publikum war getheilt und für die eine oder die andre Sängerin dergestalt eingenommen, daß sich die Partheien oft im Theater befehdeten und die Fortsetzung des Stückes unmöglich machten.

Am 23. Juli 1727 kam Quantz wieder nach Dresden zurück. Er ordnete seine reichen Erfahrungen und suchte sie sich auf jede Weise zu Nutze zu machen. Im Mai des folgenden Jahres machte er im Gefolge des Königs von Polen seine erste Reise nach Berlin, wo er einige Monate blieb. Dieser Aufenthalt wurde für sein künftiges Schicksal entscheidend, denn Friedrich, der damals noch Kronprinz war, wurde durch sein Spiel auf den Gedanken gebracht, ebenfalls die Flöte zu lernen und die Königin bot unserm Quantz ein Gehalt von 800 Thalern an, wenn er den Sächsischen Dienst verlassen und an den Preußischen Hof kommen wollte. Wenn schon der König von Polen ihm dazu seine Erlaubniß nicht geben wollte, so gestattete er ihm doch, jährlich zweimal nach Berlin und später nach Ruppin und Rheinsberg zu gehn. Auf diese Weise unterrichtete er seinen hohen Scholaren zwölf Jahre lang. Da bestieg Friedrich den Thorn und bot ihm unter den vortheilhaftesten Bedingungen an, in seinen Dienst zu kommen. Er sollte 2000 Thaler Gehalt, 100 Dukaten für jedes neue Concert, 50 für

jedes Solo und ebenso 100 für jede Flöte, die er dem König liefern würde, bekommen; denn Quantz war in Bezug auf sein Instrument ein ebenso großer Mechanikus als Musikus. Außerdem wurde ausgemacht, daß er nicht im Orchester, sondern nur in der Kammer spielen und von Niemanden als dem König selbst abhängen sollte. Somit verließ Quantz den Sächsischen Dienst und trat im December 1741 seine neue Stelle an.

Das Verhältniß, in welches Quantz nunmehr zu dem Könige trat und die Richtung, welche seine künstlerische Thätigkeit dadurch nahm, war im höchsten Grade eigenthümlich. Er hörte nämlich von diesem Augenblicke auf, für das Publikum zu arbeiten. Er lebte nur noch für den König. Das einzige Werk, welches seinen Namen noch in der musikalischen Welt berühmt machte, und ihm ein bleibendes Verdienst um seine Kunst verschaffte, war sein „Versuch einer Anweisung die Flötetraversiere zu spielen," welches er im Jahre 1752 herausgab. Er hatte bereits im Jahre 1726 noch eine zweite Klappe an der Flöte angebracht, und erfand 1752 den Aus- und Einschiebekopf, wodurch es möglich wurde, das Instrument, ohne daß man die Mittelstücke verwechselte, höher und tiefer zu stimmen. Hierdurch machte er sich in der musikalischen Welt bekannt. Uebrigens wirkte er weder als ausübender Musiker bei öffentlichen Aufführungen mit, noch gab er seine Compositionen heraus, denn der ganze Kreis seiner künstlerischen Thätigkeit war nur auf den König beschränkt. An einem jeden Musikabend nämlich fand sich Quantz ein und gab bei dem Anfange eines Satzes, wenn der König bließ, mit einer kleinen Handbewegung den Takt an, und er allein hatte das Recht, zu Ende desselben, oder nach irgend einer gelungenen Cadenz Bravo zu rufen. Er componirte während seines langen Aufenthalts in Potsdam allein 300 Concerte für die Flöte, aber er gab sie nicht heraus, denn sie waren nur für den König bestimmt. Niemand, außer jenem, hat sie, so lange Quantz und sein hoher Scholar lebten, zu eignem Gebrauch erhalten. Der König dagegen bließ außer seinen eignen Compositionen, — denn auch er hat außer einigen Sinfonien, einer Cantate für zwei Diskantstimmen und verschiednen einzelnen Arien, etwa 70 bis 80 Flöten-Solos componirt, — nur die für ihn componirten Sachen von Quantz. Sie machten also in Bezug auf ihre Kunst eigentlich nur eine Person aus. Quantz dachte und arbeitete nur für den König und der König bließ, streng genommen, nur für Quantz, denn auch seine eignen Solos hatten nur die Absicht, die Eigenthümlichkeit des Instrumentes auf jede Weise zu entwickeln und zu erweitern. Es waren Studien, die Friedrich II. zu einer Flötenschule machte.

Bei einer so ausschließlichen Gemeinschaft ihrer musikalischen Interessen ist es nicht zu verwundern, daß Quantz über den König eine

Art von Uebergewicht erhielt, wie sie sonst Niemanden zu erreichen möglich war. Er gehörte überdies nicht zu jenen schmiegsamen Naturen, die sich in fremde Launen zu schicken wissen, und der König hütete sich sehr, mit ihm in Streit zu gerathen. Er beachtete genau seine Gebehrden, wenn er etwas vortrug und ließ sich nichts entgehn, was zu seiner Belehrung dienen konnte. So spielte er einmal ein Concert von seiner eignen Composition, in dem er durchgehende Quinten geschrieben hatte. Nach den strengen Begriffen der damaligen Theoretiker war dies ein Capital-Verbrechen. Quantz hörte es, erschrack und räusperte sich sehr vernehmlich; auch Bach, der am Clavier saß, hob die Quinten in der Begleitung sehr stark hervor, so daß der König sie nun auch wohl bemerken mußte. Er schwieg indessen still. Nach einigen Tagen sprach er mit Bach allein und fragte ihn, ob er die Stelle für durchaus unrichtig hielte. Bach bejahte es und der König änderte sie mit den Worten: „Wir dürfen doch Quantz keinen Kathar zuziehn." Bei einer andern Gelegenheit wurde Quantzens Fürsprache für unsre Oper von großer Bedeutung. Der König hatte nach dem 7jährigen Kriege, wo es ihm darauf ankam, auf jede Weise Geld zu erhalten, den Vorschlag angenommen, seine italienische Oper in Pacht zu geben. Die Musiker und das gesammte Theaterpersonale war darüber sehr betreten. Man fürchtete nicht mit Unrecht, daß das Ganze herabkommen würde, wenn es in Privathände geriethe. In dieser Noth wandte sie sich an Quantz, der Einzige, der bei Friedrich **II.** etwas vermochte. Der Zufall fügte es, daß sich dieser seines Auftrages auf kurze aber gute Art entledigen konnte. Er aß nämlich an demselben Abend beim Könige und jener theilte ihm den Plan der ganzen Entreeprise mit. Er äußerte zugleich, daß er sehr bereit wäre, sie anzunehmen. Quantz erwiederte nichts als die Worte: „Dann haben Ew. Majestät aber auch die Gnade und nehmen die Inschrift fort,". (**Fridericus rex Apollini et Musis**). Der König fühlte die ganze Stärke des Vorwurfs, der in diesen Worten lag, und gab sogleich Befehl, den Handel abzubrechen.

Das Uebergewicht, welches Quantz durch einen solchen Einfluß auf den König in den Augen seiner Collegen erhielt, und besonders der Umstand, daß jener nur Sachen von Quantzens Composition spielte, hatte die natürliche Folge, daß dieser, im Gefühl seiner Wichtigkeit eine Gravität annahm, die seinen Collegen öfters beschwerlich wurde. Mit Bach konnte er sich so wenig vertragen, daß dieser ausgezeichnete Mann zum Theil deshalb um seinen Abschied einkam, Fasch hatte bei seiner zurückgezogenen Weise eine heilige Scheu vor ihm und wagte nicht einmal in seiner Anwesenheit zu applaudiren, trotz dem, daß es ihm der König selbst erlaubt hatte. Die andern Musiker ertrugen seine Unmanieren so gut sie konnten, nur Kirnberger konnte es nicht lassen, ihm auf alle Weise entgegenzutreten. Der König milderte dieses Miß-

verhältniß, so lange er konnte. So hatte Kirnberger einmal etwas Kritisches gegen Quantz drucken lassen, und darin nicht die Ehrfurcht gezeigt, auf die jener Anspruch zu haben meinte. Er klagte es daher dem Könige und setzte hinzu: Kirnberger verdiene, fortgejagt zu werden. „Behüte Gott!" erwiederte ihm der König, „das müssen wir weit klüger machen! Monsieur Quantz muß wieder gegen Kirnberger schreiben, so behalten wir einen tüchtigen Mann im Lande und kriegen eine treffliche Schrift mehr! Man kann des Guten nicht zu viel haben!" Der König konnte indessen nicht verhindern, daß Kirnberger gegen Quantz einen sehr hämischen Streich ausführte. Er behauptete nämlich in einer Rezension, daß Quantzens Duetten nichts taugten, weil ein gutes Duett so beschaffen sein müßte, daß man gar keine dritte Stimme dazu zu setzen im Stande wäre. Quantz ließ ihm erwiedern, wenn er einen Baß dazu machen könnte, so sollte er es nur thun. Er für sein Theil glaubte es nicht. Kirnberger, der wohl die Schwierigkeit eines solchen Unternehmens einsehn mochte, wenn man es auf alle Duetten anwenden wollte, begab sich eines Sonntags in die Kirche, in der Quantz seine Andacht zu verrichten pflegte, bat sich von dem Organisten den einstweiligen Gebrauch der Orgel aus und spielte Quantzen, während jener das Abendmahl nahm, einige von seinen Duetten mit einem wohlgesetzten Baß auf der Orgel vor. Quantz wurde dadurch so sehr alterirt, daß er einige Tage lang vor Aerger krank war.

Was indessen weder der König, noch die berühmtesten Leute ihrer Zeit über Quantz vermochten, ihn um etwas von dem hohen Tone herabzustimmen, den er sich angewöhnt hatte, das vermochte seine Frau. Quantz war nämlich seit dem 26. Juni 1737 mit einer Wittwe, Namens Schindler, verheirathet. Er hatte keine Kinder und stand sehr unter dem Pantoffel. Die Frau hatte denn wieder einen Schooshund, dem man Leckereien geben mußte, wenn man sich bei ihr und dadurch mittelbar bei ihrem Manne in Gunst setzen wollte. Dies veranlaßte Bach, in einer Gesellschaft, wo von Quantzens unerträglichem Hochmuth die Rede war, das Räthsel aufzugeben: Welches wohl das fürchterlichste Thier in der preußischen Monarchie sei? — Die Auflösung war: der Schooßhund von Madame Quantz. Denn vor diesem Thiere fürchte sich Madame Quantz, vor Madame Quantz fürchte sich Herr Quantz, vor Herrn Quantz der König und vor diesem die ganze übrige Welt. Friedrich erfuhr diese Geschichte vom Marquis d'Argens und erwiederte mit Lachen: „Nehmt Euch nur in Acht, daß Quantz das nicht erfährt, sonst jagt er uns Alle aus dem Dienst."

In dieser behaglichen Situation, als Diktator der musikalischen Welt und Unterthan seiner Frau, wurde Quantz sehr alt. Er starb am 12. Juli 1773 zu Potsdam, im 77. Jahre seines Lebens. Er war eben damit beschäftigt gewesen, von seinem dreihundertsten Concert, das

er für den König machte, den letzten Satz zu componiren, als ihn der Tod übereilte. Friedrich II. ließ sich die Schreibtafeln bringen; das Adagio, das letzte Stück seines Lehrers, gefiel ihm besonders. Er sagte daher zu Benda: „Man sieht, Quantz ist mit einem sehr guten Gedanken aus der Welt gegangen.“ Er faßte daher sogleich den Entschluß, das Concert zu vollenden. Er componirte im Sinne des Verstorbenen noch den letzten Satz und ließ ihm außerdem ein Denkmal zu Potsdam errichten.

Neben Quantz haben wir in der Privat-Capelle des Königs Carl Philipp Emanuel Bach zu nennen, der das, was ihm an Einfluß in seiner Stellung neben jenem abging, reichlich durch seine großen Verdienste um die Kunst im Allgemeinen ersetzte. Es ist ein seltnes Schicksal, daß große Väter auch große Söhne haben, aber in diesem Falle traf es zu. Sein Vater war der unvergeßliche Johann Sebastian Bach, der sich bei der Geburt seines zweiten Sohnes im J. 1714 in Weimar befand. Dieser machte seine Schulstudien auf der Thomasschule in Leipzig und studirte dort und in Frankfurt die Rechte. Es ist gewiß niemals sein Wille gewesen, dadurch mehr als eine allgemeine Ausbildung zu erwerben, denn er dirigirte an dem letzgenannten Orte eine musikalische Akademie und alle öffentlichen Feierlichkeiten; auch componirte er sehr fleißig. Er ging von dort nach Berlin, wo er im J. 1738 einen Ruf zu Friedrich nach Rheinsberg erhielt. Indessen wurde es ihm durch die Umstände unmöglich gemacht, seinen Dienst eher, als Friedrich den Thron bestiegen hatte, anzutreten. Es wurde ihm die Auszeichnung zu Theil, daß er das erste Flöten-Solo, welches Friedrich als König vortrug, am Clavier allein begleiten durfte. Er behielt diesen Platz als eigenthümlich und behauptete ihn bis zum Jahre 1767. Es wurden ihm während dieser Zeit verschiedne sehr vortheilhafte Anerbietungen gemacht, doch legte der König jedesmal zu seinem Gehalte zu, denn er schätzte Bachs Fähigkeiten außerordentlich. Auch hatte er dazu in der That allen Grund. Bach ist für jene Zeit kaum weniger gewesen, wie sein großer Vater für die seinige. Das Clavier hat durch ihn noch größere Ausbildung erhalten, wie die Flöte durch Quantz, und dies hat Niemand mehr anerkannt, als Clementi, der einige von seinen Sachen für dies Instrument als unerreichbare Muster aufstellte und wieder abdrucken ließ. Sein Styl aber war bei aller seiner Gelehrsamkeit und Tiefe von solcher Humoristik, daß Haydn mehr als einmal geäußert hat: „Was ich habe, das habe ich von Philipp Emanuel Bach.“ Er hat niemals einen andern Lehrer gehabt, wie seinen Vater, aber er bedurfte auch keinen weiter; er ist niemals über die Grenzen Deutschlands und sogar nur des nördlichen Deutschlands hinausgekommen, aber es möchte kaum einen vielseitigeren, gediegeneren und umfassenderen Componisten für jene Zeit gegeben haben, als ihn.

Dabei war er stets auf das einzig Richtige und Wahre, auf das Bedeutende in der Kunst gerichtet. Er äußerte unter Anderm zu Burney, der ihn in Hamburg besuchte: „die Canons wären trocknes, elendes, pedantisches Zeug, das ein jeder machen könnte, der seine Zeit damit verderben wollte. Ihm wäre es allemal ein sicherer Beweis, daß es dem ganz an Genie fehlte, der sich mit so knechtischen Studien abgeben und in so unbedeutende Arbeiten verliebt sein könnte.“ Er sagte ihm ferner: „Wenn man den Centralpunkt auch recht gut verstände, so gehörten doch noch viel andere wesentliche Dinge dazu, wenn man ein guter Componist werden wollte. Er hätte einmal an Hasse geschrieben, er wäre der listigste Betrüger in der Welt, denn in einer Partitur von zwanzig vorgezeichneten Stimmen ließe er selten mehr als drei wirklich arbeiten, und mit diesen wüßte er eine so himmlische Wirkung hervorzubringen, als man niemals von einer vollgepfropften Partitur erwarten könnte.“ Diese für jene Zeit in der That großen Gesinnungen stellen Bach über die meisten seiner Kunstgenossen und drücken seinen Werken den Stempel der Unvergänglichkeit auf.

Bach war bei so großen Vorzügen einer der gebildetsten und verträglichsten Menschen, die es gab. Sein Aeußeres war sehr einnehmend. Seine Gestalt war eher klein als groß. Er hatte schwarze Haare und Augen, eine bräunliche Gesichtsfarbe, eine sehr beseelte Miene und das munterste Temperament von der Welt. Er war ohne allen Vergleich der erste Clavierspieler seiner Zeit und soll eine Art, das Adagio vorzutragen gehabt haben, die seinen Zuhörern Thränen entlockte. Burney, dessen Reisebeschreibung wir diese Notizen verdanken, fand ihn in seinem 59. Jahre zu Hamburg. Bei seinem Besuch setzte er sich nach dem Abendbrot an ein Silbermannsches Clavier und spielte fast ohne Aufhören einige Stunden. Er war in der lebhaftesten Begeisterung, ja in einer völligen Abwesenheit und versicherte seinem Gaste, als er aufgestanden war, wenn er auf diese Weise öfters in Arbeit gesetzt würde, so würde er wieder jung werden.

Dieser seltne Mann befand sich in den ersten 27 Regierungsjahren Friedrichs II. in Berlin. Er componirte hier die größten Sachen, er spielte zum Entzücken Aller, die ihn hörten, aber er fand leider da nicht die volle Anerkennung, wo er sie zunächst erwarten durfte. Hasse, auf den der König am meisten hielt, sagte zwar zu ihm, daß Bach der erste Componist seiner Zeit wäre, aber Friedrich spielte darum doch keine Note von ihm. Er hatte sich nun einmal ganz allein auf Quantzens Compositionen beschränkt und wollte in der Kammermusik von keinem Andern wissen. Auch Bachs Thätigkeit am Claviere war eine sehr beschränkte. Er mußte alle Abende Quantzens Flöten-Solos begleiten, und da der König die Methode hatte, alle 300 Stück der Zeitfolge ihrer Entstehung nach immer wieder von vorne zu spielen, so

kann man sich leicht denken, wie quälend eine solche Beschäftigung für einen geistreichen Mann gewesen sein mag. Quantzens Hochmuth kam dazu und da für ihn als Componisten bei der Oper nichts zu thun war und der König die Kirchenmusik nicht liebte, so mag seine Lage, troz ihrer äußern Vortheile, nicht beneidenswerth gewesen sein. Er ertrug sie indessen, mit der Unterbrechung, die der 7jährige Krieg darin hervorbrachte, bis zum Jahre 1767, wo er auf wiederholtes Begehren seinen Abschied erhielt und nach Hamburg ging. An seine Stelle trat Fasch, von dem wir später ausführlicher berichten werden.

Die andern Mitglieder der Königl. Privat-Capelle waren minder ausgezeichnet und sie brauchten auch eigentlich nichts als mittelmäßige Musiker zu sein. Sie waren hauptsächlich dazu da, um die Flöten-Solos des Königs zu begleiten und ihr Zweck verhinderte daher schon, daß ihrer viele waren, ihre stete Beschäftigung, daß sie niemanden Gelegenheit geben konnte, sich hervorzuthun. Inzwischen wurde doch der Umstand, daß der König sich ein stehendes Orchester zu seinen täglichen musikalischen Uebungen anschaffte, die Veranlassung dazu, daß auch andre Mitglieder des Königl. Hauses ein Gleiches thaten. So hatten die beiden Markgrafen Heinrich und Carl schon in den funfziger Jahren ihre eignen Capellen. An der Spitze der ersten stand Kirnberger, dem ein kleines Orchester von zehn Personen untergeordnet war, die Capelle des Markgrafen Carl war 17 Personen stark. Der Prinz Heinrich errichtete ebenfalls eine Capelle, deren Direction der beliebte Oratorien- und Liedercomponist J. A. P. Schulze übernahm. Der Prinz von Preußen, der nachherige König Friedrich Wilhelm II., war bekanntlich ein großer Liebhaber des Violoncells. Er unterhielt außer einer Sängerin noch 23 Musiker in seinem Dienst. Die Prinzessin Amalie war eine erklärte Beschützerin der Musik. Sie war besonders für das gelehrte Genre und contrapunktische Uebungen in späterem Alter leidenschaftlich eingenommen. Bach beehrte sie bei seinem Fortgange aus Berlin mit dem Titel ihres Capellmeisters.

Wenn nun schon durch diese und andre Privat-Unternehmungen der Sinn für die Musik in Berlin eine mächtige Anregung fand und zu mannigfacher Nachahmung reizte, so wurden doch dieselben von der großen italienischen Oper in jeder Hinsicht überboten, und dies ist der eigentliche Glanzpunkt in der Kunstgeschichte jener Zeit. Hier sah man die Künste, so weit sie zu einem Zusammenwirken benutzt werden können, vereinigt; hier waren Action, Gesang und Tanz verbunden und mit der glänzendsten Ausstattung angethan, verfehlten sie nicht, einen entzückenden Eindruck auf die Menge hervorzubringen, die seit den Zeiten Friedrichs I. nichts Aehnliches gesehn hatte. Der König ließ unmittelbar nach seiner Thronbesteigung, am 5. Sept. 1741, durch den nachherigen Markgrafen von Schwedt den Grund zu dem Opernhause

legen und schon im December des folgenden Jahres befand sich das Haus in einem so guten Zustande, daß man mit Grauns Cleopatra und Cäsar die Bühne zum Geburtstag der Königin Mutter eröffnen konnte. Die bloße Einrichtung desselben kostete einschließlich der Dekorationen 150,000 Thaler. Die Costüme 60,000. Das Personale bestand anfänglich aus 3 Sängerinnen und 5 Sängern, zu denen später noch 3 Kastraten kamen. Außer ihnen langte aus Italien noch ein Operndichter an. Aus Paris erschien ein Balletmeister, mehre Solotänzer, ein **pas de deux** und eine angemessene Anzahl von Figuranten. Die Chöre bestanden aus Gymnasiasten. Das Orchester umfaßte im Ganzen 42 Personen, unter denen sich indessen, mit Ausnahme von Quantz, auch die befanden, die der König bei seinen Privat-Concerten gebrauchte. In dieser Gestalt blieb die Oper bis zum Ausbruch des 7jährigen Krieges. Während des Carnevals fanden regelmäßig in der Woche zwei Vorstellungen statt, denen der Hof beiwohnte, und außerdem gaben besondere Feierlichkeiten, wie der Geburtstag der Königin Mutter, dazu eine dem Publikum sehr erwünschte Veranlassung.

Der König nahm an der Aufführung der Oper den lebhaftesten Antheil. Er bestimmte selbst die beiden Stücke, die gewöhnlich abwechselnd in einem Carneval wiederholt wurden, er componirte mehre Arien zu dem Schäferspiel **il re pastore**, welches im August 1747 zu Charlottenburg aufgeführt wurde, er machte den Text zu Grauns Silla, den sein Hofpoet ins Italienische übersetzen mußte, er ertheilte außerdem seine ganz speziellen Befehle für die Besetzung und Ausführung der Rollen und sah dem Capellmeister während der Musik fleißig in die Partitur. Die Einrichtung des Opernhauses war nämlich damals eine andre als heute. Außer einem sehr großen Parterre und einem verhältnißmäßig geringem Parquet sah man vier Logenreihen, von denen jede 13 Logen hatte, einige von der Größe, daß 30 Personen darin Platz fanden. Die erste Logenreihe war für die Königl. Familie und den hohen Adel, die Parquet- und Parterrelogen, wie die Logen zweiten und dritten Ranges, waren für die Staatsminister, die fremden Gesandten und andre Adlige bestimmt, die bei Hofe vorgestellt waren, das Parterre war für den Bürgerstand, und hier wurde jeder anständig Gekleidete zugelassen, — denn der König, der das ganze Institut als als etwas Gemeinnütziges betrachtete, gab nicht zu, daß für den Eintritt irgend etwas entrichtet wurde, — im Parquet endlich, unmittelbar hinter dem Orchester, befand sich der König selbst mit den Prinzen vom Geblüt und seinem Gefolge. Sobald er das Haus betrat oder verließ, ertönte ein lauter Tusch von zwei Chören Trompeten und Pauken, die an beiden Seiten des Orchesters in der obersten Logenreihe aufgestellt waren. Friedrich nahm seinen Platz unmittelbar hinter dem Capellmeister und war, wie Burney sagt, ein eben so guter General-Director

als Generalissimus im Felde. „Er hält," erzählt derselbe noch im J. 1773, „im Opernhause eben so wohl gute Mannszucht, als in seinem Lager und wenn an beiden Orten der geringste Fehler in einer einzigen Bewegung oder Evolution vorfällt, so wird er bemerkt und zurechtgewiesen. Und wenn einer unter den italienischen Truppen sich unterstünde, von der genauesten Subordination abzuweichen und eine einzige Passage in der vorgeschriebenen Rolle zu vergrößern, zu ändern oder zu vermindern, so würde er eine Ordre empfangen, sich genau an die vorgeschriebenen Noten zu halten." Die glänzendste Epoche der italienischen Oper fällt in das Jahr 1752. Graun komponirte, auf der Höhe seines künstlerischen Wirkens, mit eben so viel Feuer als Zartheit der Empfindung, die berühmte Astrua, die erste Sängerin ihrer Zeit, Romani, Porporino und Carestini sangen und ganz Berlin schwelgte in Entzücken. Späterhin verlieh Gertrud Schmeling, die sich mit Mara verheirathete, der Bühne noch einmal einen vorübergehenden Glanz, doch geschah dies mehr durch ihre eminente Persönlichkeit als durch das Zusammenwirken vieler ausgezeichneter Kräfte. Unter Grauns Direction fand noch jener freudige Muth, jenes unbegrenzte Schwelgen in stets erneuten Triumpfen statt, der König selbst war noch jung und mit ihm war es seine ganze Oper, ja sein ganzes Volk. Leider sind die Nachrichten von dieser Epoche nicht so häufig, noch so ausführlich, um ein anschauliches Bild des damaligen Musiktreibens in Berlin zu geben, aber einige Notizen sind wir doch über das Leben eines Mannes zu liefern verpflichtet, der sich so große Verdienste um unsre Stadt erworben hat.

Carl Heinrich Graun wurde im J. 1701 zu Wahrenbrück im Churfürstenthum Sachsen geboren. Er war der jüngste von drei Brüdern, die sich alle der Musik widmeten und von denen der zweite, Johann Gottlieb, mit ihm lange zusammen in Berlin gewirkt hat, wo er auch im J. 1771 als Concertmeister gestorben ist. Beide Brüder empfingen gemeinschaftlich ihren ersten Unterricht in der Kreuzschule zu Dresden. Carl Heinrich wurde bei seiner Aufnahme die Auszeichnung zu Theil, daß man ihn als Rathsdiskantisten anstellte, wodurch er, um seine Stimme zu schonen, von dem Singen auf der Straße befreit und nur zur Aufführung von Kirchenmusiken gebraucht wurde. Man nahm bei einem bedeutenden Talent früh in ihm die Neigung zum Zarten und Empfindungsvollen wahr und er lernte daher die Gesangstücke von Reinhard Keiser, die in diesem Genre Epoche machten, beinahe auswendig. Nachdem sich sein Diskant in einen Tenor umgesetzt hatte, studirte er mit Eifer die Compositionslehre und machte darin auffallende Fortschritte. Man erzählt von Mozart, daß er in Rom eine Cantate nach mehrmaligen Anhören so genau behalten habe, daß er sie mit allen Stimmen hätte zu Papier bringen können. Etwas Aehnliches ist auch von Graun

bekannt. Im J. 1719 wurden zu Dresden bei Gelegenheit des kurprinzlichen Beilagers mehre Opern von Anton Lotti aufgeführt, zu denen sowohl der Komponist wie eine Anzahl ausgezeichneter Virtuosen nach der Residenz des Kurfürsten berufen waren. Nachdem Graun die erste dieser Opern, Teofane, dreimal gehört hatte, schrieb er sich zu Hause Alles auf, was ihm davon im Gedächtniß geblieben war und gelangte auf diese Weise in den Besitz eines Werkes, welches ihm sonst in der Partitur schwerlich so bald bekannt geworden wäre. Dann wandte er sich auf das Studium der Gesangéstücke und bemühte sich, den italienischen Sängern ihre Künste abzulernen. Graun hielt sich, nachdem er die Kreuzschule schon verlassen hatte, noch einige Zeit in Dresden auf, indem er fleißig komponirte und namentlich viel für die Kirche schrieb. Dies brachte ihn in einen sonderbaren Conflict mit den Stadtbehörden. Er komponirte nämlich einst ein Oratorium, in welchem er den Spruch: „Meine Schaafe hören meine Stimme," als Chorgesang und im Pastoralstyle schrieb. Er beging dabei, nach den strengen Begriffen der damaligen Musiker einen doppelten Fehler, einestheils, daß er einen Spruch, der nur von einer Stimme gesungen werden sollte, von einem Chor ausführen ließ, anderntheils, daß er einen allegorischen Ausdruck wie einen eigentlichen behandelte und zur Unzeit Malerei anbrachte. Dies brachte einen alten Bürgermeister der Stadt so gegen den jungen Komponisten auf, daß er verlangte, das Oberkonsistorium solle den Kantoren der Kirchen verbieten, fortan Graunsche Kirchensachen zur Aufführung zu bringen. Der Superintendent Dr. Löscher, Grauns Gönner, legte sich indessen bei Zeiten ins Mittel und ermahnte nur den jungen Komponisten, künftig Alles genau zu überlegen und zwischen Kirchen- und Theaterkomposition einen wohlbedachten Unterschied zu machen.

In Dresden machte Graun auch die Bekanntschaft von Weiß und Quantz, mit denen er, wie wir erzhälten, im J. 1723 nach Prag reiste. 1725 bekam Graun einen Ruf als Sänger an den Hof des Herzogs von Braunschweig, wo er in der Oper Henricus auceps, von der Komposition des dortigen Kapellmeisters Schurmann, zum ersten Mal rezitirte. Seine Parthie gefiel ihm aber nicht. Er setzte sich daher die für ihn bestimmten Arien nach seinem eigenen Geschmack und sang sie in dieser Gestalt vor dem Hofe, wo sie so viel Beifall fanden, daß man ihm sogleich die Komposition der Oper auftrug, die zur Sommermesse gegeben wurde. Sie hieß Polydor und war, zu jener Zeit eine große Seltenheit, ganz deutsch. Graun erhielt darauf die Stelle eines Vicekapellmeisters und komponirte noch fünf Opern, indem er außerdem stets damit beschäftigt war, auf der Bühne als Tenorist mitzuwirken. Sein Ruf drang auch bis nach Rheinsberg und Friedrich hörte bei seiner Vermählung 1733 seine Oper Timareta. Ohne daß Graun eine Sylbe davon wußte, kündigte ihm daher der Herzog von Braunschweig seine

Entlassung mit dem Bemerken an, daß der Kronprinz von Preußen seine Dienste begehrte. Im J. 1735 kam Graun nach seinem neuen Bestimmungsort und hier bestand seine musikalische Thätigkeit darin, daß er sehr viel vor dem Prinzen sang, und einige Kantaten für den kleinen Kreis von Musikern schrieb, die sich in jenem Asyl um Friedrich versammelten. Sobald dieser den Thron bestieg, schickte er unsern Graun, den er zu seinem Kapellmeister machte, nach Italien, um die Mitglieder zu einer Oper zu engagiren. Er hielt sich dort etwa ein Jahr auf, fand sowohl mit seinem Gesange wie mit seinen Kompositionen sehr viel Beifall und kehrte mit acht Sängern zurück. Er erhielt nun als Kapellmeister 2000 Thaler Gehalt, mit der Verpflichtung, die Oper fleißig mit seinen Werken zu versorgen. Er that dies redlich und schrieb in den Jahren **1741** bis 1756 im Ganzen 28 Opern, die alle nach einander auf der hiesigen Bühne gegeben und unter der Regierung Friedrichs **II.** unzählig oft wiederholt sind. Außerdem komponirte er die Passionsmusik nach Rammlers Text, welche am **11.** April 1754 in der hiesigen Domkirche zum ersten Mal aufgeführt wurde, und seitdem bis jetzt jährlich wiederholt worden ist. Die Kritiker jener Zeit fanden auch hieran zu tadeln, daß er sich nicht streng genug an den Kirchenstyl gehalten und das Theater zu stark habe durchhören lassen. Außerdem komponirte er noch ein Tedeum, welches häufig, namentlich bei Schulakten aufgeführt ist, eine Kantate und eine Menge Trios und Klavierkonzerte.

In allen diesen Sachen hat sich Graun nicht nur als einen höchst fruchtbaren, sondern auch als einen sehr talentvollen und feinfühlenden Komponisten offenbart. Er war, wie Burney richtig sagt, einer von den ersten Deutschen, welche zugaben, daß es ein Ding gäbe, welches Melodie hieße und daß dies Ding sogar die Hauptsache bei der Musik sein müßte. Alle jene gelehrten Schularbeiten, mit denen seine Vorgänger und ein großer Theil seiner Zeitgenossen sich abmühten, die Algebra des musikalischen Satzes, ließ er bei Seite, und schrieb in einem planen, melodischen Styl, der mehr das Gemüth als den Verstand des Zuhörers beschäftigte. Daß überall Gesang, empfindungsvoller Gesang vorherrschte, war das einzige Ziel seines Strebens, dem er gern den Ruf eines gelehrten Tonsetzers aufopferte. Eine solche Richtung konnte bei seinem Talent ihre Wirkung auf das Publikum nicht verfehlen. Er gehörte zwar nicht zu den größten Komponisten seiner Zeit — im Oratorium übertraf ihn Händel, in der Oper Hasse, in der Kammermusik Philipp Emanuel Bach, — aber er gehörte mit zu den beliebtesten. Friedrich **II.** liebte seine Sachen außerordentlich, wenn schon er den Opern von Hasse den Vorzug gab, und in Berlin war Niemand, der sie nicht kannte und verehrte. Das Prinzipat indessen, das Graun nicht als Komponist erreichte, wurde ihm ohne Widerspruch als Sänger zu Theil. Sein Tenor war einer der schönsten, die man je gehört hat, und seine Schule

durchweg edel und naturgemäß. Wie Friedrich II. auf der Flöte, wie Bach auf dem Klavier, so excellirte Graun als Sänger gerade im Adagio. Hier war der Ort, wo er die Herzen seiner Zuhörer am meisten rührte. Hier offenbarte er alle Tiefe, alle Zartheit seiner empfindungsreichen Seele, hier entfaltete er den ganzen Liebreiz seines weichen, schmelzenden Organs. Der König selbst stellte den Sänger über den Komponisten. Als ihm Franz Benda in Dresden die Nachricht von Grauns Tode brachte, konnte er eine tiefe Rührung nicht verbergen und sagte mit Thränen in den Augen: „Einen solchen Sänger werden wir nicht wieder hören."

Dies war Graun als Künstler. Sein Privatleben steht damit in einer wahrhaft überraschenden Harmonie. Er war der weichherzigste, freundlichste und gefälligste Mensch von der Welt. Man hat niemals von irgend einem Conflict gehört, in den ihn seine Stellung doch so leicht bringen konnte. Seine große Verträglichkeit verhinderte jedes Mißverhältniß mit seinen Kollegen und vollends mit seinen Untergebenen. Der König verlangte öfters von ihm, daß er irgend eine Arie oder eine sonstige Stelle in seinen Opern, die ihm nicht gefiel, noch einmal komponirte. Er that mit größter Bereitwilligkeit, wie ihm geheißen wurde. Einmal, als er sich weigerte und dem König wiederholt die Versicherung gab, daß er es nicht besser machen könnte, legte Friedrich statt seiner Arie eine von Hasse in seiner Oper ein. Trotz dem, daß Graun auf das Uebergewicht, das Hasses Sachen bei dem Könige hatten, hätte eifersüchtig sein können, so war er weit davon entfernt, dies übel zu nehmen. Er liebte den König außerordentlich und man sagt, daß sein Tod in Folge des Unglücks eingetreten sei, welches die preußischen Truppen am 23. Juli bei Züllichau betraf. Graun war während der Zeit, daß er in Friedrichs Diensten stand, zweimal verheirathet, beide Male sehr glücklich. Er hinterließ aus der ersten Ehe eine Tochter, die er selbst im Gesange unterrichtete, aus der zweiten vier Söhne, von denen jedoch keiner Musiker geworden ist. Seine zweite Frau war die reiche Wittwe des Doctor Glockengießer und der König beförderte selbst diese Parthie, auf die ein angesehener Offizier bereits sehr stark spekulirte. Es war im J. 1749, als Graun zum zweiten Mal Bräutigam war, und die Früchte dieser Zeit, seine Opern Cinna und Iphigenia in Aulis, gewannen für die Berliner, die an seinem Privatleben, den lebhaftesten Antheil nahmen, ein doppeltes Interesse. Alle Welt war entzückt, in seinen Kompositionen die Empfindungen ausgedrückt zu sehn, von denen man wußte, daß sie ihn in seinen persönlichen Verhältnissen beseelten. Zum Karneval des Jahres 1756 lieferte Graun zwei Opern; die letzte derselben war Merope, sein Schwanengesang. Merkwürdiger Weise kam in diesem Stücke ein Grabmal vor, bei welchem Cresphontes, der von Romani gegeben wurde, eine lange Zeit in malerischer Stellung verweilte. Da der siebenjährige

Krieg die Vorstellungen der italienischen Oper unterbrach, so wurde kein Stück mehr aufgeführt. Graun, der längere Zeit an der Brust gelitten hatte, starb am 8. August 1759, die Leiche wurde in der Petrikirche beigesetzt, und am Grabmale bemerkte man Romani ganz in derselben Stellung, die er als Cresphontes eingenommen hatte. Die hiesigen Künstler ehrten sein Andenken, das den Berlinern unvergeßlich sein wird, durch die Aufführung einer Trauermusik in der hiesigen Garnisonkirche.

An Grauns Stelle trat, nachdem der Krieg beendigt war, Agricola, ein Schüler von Sebastian Bach und der erste Orgelspieler in Berlin. Er befand sich hier seit dem J. 1741, und zog die Aufmerksamkeit des Publikums durch einige musikalische Streitschriften auf sich, die er gegen den „kritischen Musicus an der Spree" herausgab, die des Königs dadurch, daß er ein italienisches Intermezzo komponirte, welches in Potsdam gegeben wurde. Da es Friedrich II. gefiel, so nahm er Agricola im J. 1751 in seine Kapelle auf, wo er in der Eigenschaft eines Hofkomponisten fungirte. Es sind seit dieser Zeit und namentlich unter seinem Directorat mehre Opern von seiner Komposition auf der hiesigen Bühne gegeben worden, auch hat er mehre Kirchensachen komponirt, doch befindet sich nichts Ausgezeichnetes darunter. Er mag überhaupt ein besserer Gesanglehrer als Komponist gewesen sein und die Schwerfälligkeit seines Geistes stand vielleicht mit der großen Korpulenz seines Leibes in gutem Verhältniß. Sein Directorium ist indessen dadurch ausgezeichnet gewesen, daß Berlin Gertrud Schmeling eine Zeit lang hier sah und Zeuge der wunderbaren Schicksale dieser ausgezeichneten Sängerin wurde.

Es war im J. 1771, als man Friedrich II., der sich lange dagegen sträubte, eine deutsche Sängerin zu hören, dazu bewog, Gertrud Schmeling, die Tochter eines armen Stadtmusicus aus Kassel, nach Sanssouci kommen zu lassen, wo sie ihm eine der schwersten Arien Grauns vorsang. Dies machte ihn stutzig und er legte ihr noch eine große Bravourarie vor, die ihr unbekannt war, und die sie ohne Fehler vom Blatte sang. Der König war nun zufrieden, entließ sie und engagirte sie, nachdem sie wiederholt Beweise ihrer Kunstfertigkeit abgelegt hatte, mit einem Gehalt von 3000 Thaler auf Lebenszeit und dem Versprechen diese Summe mit den Jahren zu erhöhen. Sie wollte sich dabei noch eine Reise nach Italien zu ihrer Ausbildung vorbehalten. Der König sagte ihr aber: „Sie soll hier bleiben; da wird Sie jetzt auch nichts mehr lernen." In der Oper Piramus und Thisbe von Hasse trat sie zum ersten Mal vor dem Publikum auf und wetteiferte mit Conciliani. Im December 1771 wurde Grauns Brittanico aufs Neue gegeben und bei dieser Gelegenheit sang sie ihr berühmtes: Mi paventi, dem unzählige andre Triumphe folgten. Niemals hat eine Sängerin die Gunst des Publikums so mit einem Schlage erobert, wie Gertrud Schmeling die der Berliner. Wie schön auch Conciliani, wie kunstfertig auch Por-

porini, die beiden Kastraten der damaligen Oper, singen mochten, stets erkannte man der deutschen Sängerin den Preis sowohl hinsichts ihrer Stimme, wie rücksichtlich der Ausführung zu. Deutschland sah mit Stolz, daß es ihm möglich wäre, Italien die Spitze zu bieten und was Graun und Hasse als Komponisten geleistet hatten, das leistete Gertrud Schmeling als ausübende Künstlerin. Bei alledem war sie nichts weniger als schön oder nur imposant in ihrer äußern Erscheinung. Sie war eher klein als groß und hatte durchaus keine hervorstechende Gesichts- oder Körperbildung. Ihre Zähne waren nicht ganz regelmäßig und standen zu weit nach vorne; trotz dem, daß sie erst Anfangs der zwanziger war und ihr Körper kaum erst seine Ausbildung erhalten hatte, so fehlte ihr doch der Jugendreiz, der diesem Alter eigenthümlich zu sein pflegt und in späteren Jahren glich sie vollends, wie Rochlitz sagt, einer Pachterfrau aus Thüringen. Eine so ungenirte Gravität sprach sich in ihrem ganzen Wesen aus. Was ihr indessen in ihrem ganzen Leben eigenthümlich blieb, war ein unverkennbarer Zug von großer Gutmüthigkeit und Wohlwollen, der einen Jeden mit ihr vertraut machte, noch ehe er sie kannte.

Gertrud Schmeling befand sich zu Berlin in einer Lage, wie wohl keine Sängerin jemals vor ihr. Sie hatte die Vorurtheile niedergesungen, die der König von ihrer Nation und ihrem Geschlecht hatte, das Publikum trug sie auf Händen und sie konnte selbst dem spätesten Alter sorglos entgegen sehen. Eine unglückliche Leidenschaft beraubte sie aber aller dieser Vortheile. Sie lernte hier den Violoncellisten Mara aus der Kapelle des Prinzen Heinrich kennen, ein schöner Mann und Virtuos auf seinem Instrument, aber dabei wild, übermüthig, verschwenderisch, ausschweifend im höchsten Grade. Trotz dieser Untugenden liebte ihn Gertrud über alle Beschreibung. Man warnte und bat sie wiederholt, sich nicht einem Menschen anzuvertrauen, der ihr ganzes Glück zerstören müßte; sie achtete nicht darauf und kam bei dem König um die Erlaubniß ein, sich mit ihm verheirathen zu dürfen. „Sag Er ihr," befahl dieser an Benda, „sie soll mit dem Kerl machen, was sie will, nur nicht ihn heirathen." Nachdem sie ihr Gesuch zweimal wiederholt hatte, erfolgte endlich nach langem Zögern die Einwilligung und Gertrud wurde Maras Frau. Ihre Ehe war eine Kette von Leiden. Sobald sich Mara im Besitze ihres Einkommens sah, überließ er sich allen Ausschweifungen und behandelte sie auf das Empörendste. Sie kämpfte trotz dem für ihn mit allen Waffen, die einer hinreißenden Sängerin zu Gebote stehen, sie machte seine Fehler gut, sie entschuldigte ihn bei sich und Andern und suchte dem Publikum den häuslichen Unfrieden zu verbergen. Um diese Zeit erhielt sie einen geheimen Antrag von London aus, wo ihr drei Conzerte mit 16,000 Thalern garantirt und 2000 Thaler Reisegeld angeboten wurden. Mara nöthigte sie, um ihre Entlassung einzukommen, die der König indessen in harten Aus-

drücken abschlug. Sie wurde krank und bat um die Vergünstigung, die Böhmischen Bäder besuchen zu dürfen, die ihr die Aerzte empfohlen hatten. Friedrich erwiderte auf ihr Gesuch: „Freienwalde wird auch gut genug sein.“ So mußte sie denn bleiben, mit Erbitterung, Groll getäuschter Liebe und Verzweiflung im Herzen.

Um diese Zeit kam der Großfürst Petrowitz nach Berlin. Eine große Oper gehörte natürlich mit zu den Festlichkeiten, die man zu seiner Unterhaltung bestimmte und Gertrud Mara durfte dabei nicht fehlen. Sie war aber krank und ließ dies am Morgen des Tages, an dem sie auftreten sollte, melden. Für Friedrich II. war das freilich keine Entschuldigung; er verlangte von sich Alles und von Andern nicht weniger. Er ließ sie daher warnen. Sie blieb aber krank und hatte sich zu Bette gelegt. Da erschien zwei Stunden vor Anfang der Oper ein Hauptmann mit acht Dragonern, der ihr anzeigte, daß er den Auftrag habe, sie todt oder lebend nach dem Opernhause zu bringen. Ein Wagen war zur Hand und sie mußte, wenn sie nicht sammt ihrem Bette fortgebracht sein wollte, aufstehn und sich anziehn. Sie that es und langte unter dieser Eskorte in der Garderobe an, wo man sie unter Thränen ankleidete. Sie sang ihre ganze Parthie so wie ihr zu Muthe war, krank, schmachtend und schwach, doch ihr Ehrgefühl ließ es nicht zu, die Bretter nach einem solchen Eindruck zu verlassen. Noch bei der letzten Fermate nahm sie auf einmal alle ihre Kräfte zusammen und entwickelte in einer langen, überaus kunstvollen Kadenz, die mit einem vom leisesten bis zum stärksten Wechsel der Töne anschwellenden Triller endigte, eine solche Virtuosität, daß sie damit alle ihre früheren Leistungen überbot. Ein donnernder Beifall folgte ihr, der Großfürst selbst stand auf und applaudirte, zur Loge heraus gelehnt.

Weit entfernt indessen, daß ihr die glänzenden Erfolge, die sie in Berlin errang, einige Vorneigung für den hiesigen Aufenthalt hätten einflößen sollen, wurde ihr im Gegentheil ihr Leben in unsrer Stadt, wo sie so viel Qualen erduldet hatte, von Tage zu Tage verhaßter. Auch Mara, der der Meinung war, seine Frau könnte andrer Orten noch viel mehr verdienen, drang unaufhörlich darauf, daß sie fortgehen sollte und da der König seine Einwilligung dazu versagte, so faßte das Paar den verzweifelten Entschluß, zu entfliehen, ein chimärischer Gedanke, der zeigt, wie wenig sie ihre Lage zu beurtheilen im Stande waren. Nach den Gesetzen, die Friedrich Wilhelm I. gegen das desertiren gegeben hatte, war es ihnen nicht möglich, unbemerkt zu den Stadtthoren Berlins hinauszukommen, geschweige denn über die Grenze. Sie versuchten es gleichwohl, wurden, wie sich leicht vorhersehn ließ, wieder eingebracht und harrten nun mit bangen Vorempfindungen ihrer Strafe. Für Gertrud fiel sie sehr milde aus, sie kam mit einem Verweis davon; ihr Mann wurde indessen nach Soldatenmanier bestraft, er wurde Trom-

melschläger in einem entfernten Garnisonregiment. Der König hatte gewiß dabei die beste Absicht. Er wollte ihn für so viele schlechte und liederliche Streiche bestrafen und bei spärlichem Tractement zu einem nüchternen Lebenswandel gewöhnen. Sie wollte er wahrscheinlich durch die Erniedrigung ihres Gatten von ihm abwenden und ihr durch diese Trennung Zeit geben, zu sich selber zu kommen. In dem letzten Punkt täuschte er sich. Gertrud Mara war nun vollends in Verzweiflung. Sie bestürmte den König unaufhörlich mit der Bitte, ihr ihren Mann wieder zu geben. Als endlich nichts mehr fruchten wollte, machte sie ihm den Vorschlag, auf die ihr versprochne Gehaltserhöhung zu verzichten und der König nahm dies an. Mara kehrte zurück und sie hoffte aufs Neue, ihn durch diese Aufopferung gerührt und gebessert zu haben. Das Publikum, welches bis dahin nur der Sängerin gehuldigt hatte, gerieth nun in Enthusiasmus für eine solche Gattin. Man überreichte ihr einen Kupferstich, worauf aus der beliebten französischen Operette: „der Galeerensklave" die Szene dargestellt war, wo die Liebende dem Geliebten die Ketten abnimmt mit der Unterschrift: „**Ame tendre et généreuse, tu brisas mes fers.**" Alle Welt war entzückt und gerührt; nur Mara war es nicht. Die Szenen des häuslichen Unfriedens begannen wieder von Neuem und zu diesem Leiden kam nun noch die Scheu vor dem König, ihren Herrn, gegen den Gertrud Mara Furcht und Zittern fühlte. Ein stets zunehmender Ueberdruß an Allem, was sie umgab, an ihren eignen Leistungen und ihrer Person verbitterte ihr allen Lebensgenuß und sie war entschlossen, zum zweiten Mal, es koste, was es wolle, ihr Heil in der Flucht zu suchen. Durch ihre früheren Erfahrungen gewitzigt fingen beide jetzt die Sache klüger an; sie passirten die Grenze an ganz verschiedenen Orten und trafen sich erst in Sachsen. In Dresden wurden sie von dem preußischen Gesandten angehalten und darüber an den König berichtet. Friedrich war indessen nun der ganzen Komödie müde geworden. Er befahl, der Mara den Abschied nachzusenden und soll bei dieser Gelegenheit geäußert haben: „das Weib ist wie ein Jagdhund; je öfter mit Füßen getreten, desto anhänglicher."

Mit dem Verschwinden von Gertrud Mara ging der letzte Glanz von unsrer italienischen Opernbühne verloren. Der König interessirte sich nicht mehr für die Musik und von dem Augenblicke an, wo er aufhörte, sie selbst zu üben, wurde sie ihm vollends gleichgültig. Er ging nunmehr fast nur darauf aus, auch in diesem Zweige seiner Verwaltung zu sparen und dadurch gewann denn die Kunst so wenig als die Künstler. Es fehlte zwar noch immer nicht an fähigen Mitgliedern der Königlichen Kapelle und andern berühmten Musikern in Berlin. An die Stelle von Agricola, der 1774 starb, trat im J. 1776 Reichard, die Stelle des Conzertmeisters Graun erhielt Franz Benda, die Rollen der Mara wurden vom J. 1780 an durch die Gervasia aus Warschau be-

setzt, aber es fehlte im Ganzen an dem lebhaften Zusammenwirken und dem rührigen Eifer, der die Oper in früherer Zeit zu einer der ersten in Europa gemacht hatte. Sie krankte besonders an dem zunehmenden Alter ihres Gründers. Es war kein Unternehmen, das aus dem Geiste und den Kräften der Nation selbst hervorgegangen war und bedurfte daher zu seinem Fortbestehen der unausgesetzten Unterstützung des Königs und diese wurde ihr nicht mehr, wenigstens nicht in dem Maaße, um ein fröhliches Gedeihen zu befördern. Friedrich, der in früheren Jahren eigentlich sein eigner directeur de spectacles gewesen war und dies Amt nur nominell dem Herrn v. Pöllnitz, dann dem Grafen von Czierothin, dem Baron v. Sweertz und endlich dem Herrn v. Arnim übertragen hatte, ließ es seit dem J. 1778 unbesetzt, und da er sich selbst nicht mehr um die Direction bekümmerte, so ging Alles, wie es wollte, aber selten wie es sollte.

Dazu kam nun noch ein Mangel, der sich schon in früheren Jahren bemerkbar gemacht hatte, aber weniger lebhaft empfunden war, als späterhin, wo er wirklich unerträglich gewesen sein muß. Bei aller seiner Vorliebe für die Musik kann Friedrich II. doch dem Vorwurfe einer großen Einseitigkeit nicht entgehen. Er spielte, wie wir schon bemerkten, nur Sachen von Quantz, und er hörte nur Opern von Hasse und Graun, höchstens noch hie und da ein mittelmäßiges Stück von Richelmann oder Agricola. Die Kirchenmusik aber war ihm im Ganzen sehr zuwider und es war ein untrügliches Zeichen seines Mißfallens, wenn er einmal von einer Stelle sagte: „Das schmeckt nach der Kirche." So sind denn nun hier während der ganzen Zeit seiner Regierung beinahe keine andern Opern gegeben worden, wie die von Hasse und Graun. So lange nun Graun noch lebte und mit rastloser Thätigkeit seine Werke vermehrte, fühlte man diesen Mangel nicht, aber in den Jahren 1764 bis 1786, wo nur Wiederholungen des oft Gehörten vorkamen, ermüdeten Sänger, Spieler und Publikum an dem ewigen Einerlei. An die Stelle der früheren Ausführung, die auf eine möglichst feine Nüancirung des Ausdrucks gerichtet war, trat eine gewisse Unempfindlichkeit und schon Burney, der noch zu Anfang der siebziger Jahre hier war, bemerkt, daß die Musiker zu wenig Aufmerksamkeit auf die Pianos und Fortes gewandt hätten, und daß die Spieler nur darauf ausgegangen wären, einander im Lautspielen zu übertreffen, „ein Wetteifer" fügt er hinzu, „der sehr viel Aehnliches mit dem alten Spiel der Seeleute, dem Ringelreihen, hat, bei welchem sich ein jeder bestrebt, mit mehr Stärke zu ringen, als die andern um ihn her. Denn wie die Hauptübung der Bootsleute ist, gefühlt, so ist es die der Berliner Musiker, gehört zu werden."

Was nun das Gesammturtheil über die musikalischen Leistungen jener Epoche angeht, so ist es merkwürdig, daß sich auch hier ganz das-

selbe bestätigt, was wir schon bei der Litteratur und namentlich der Belletristischen, ausgesprochen haben. Es gab in Berlin mehr theoretische als praktische Tonkünstler, man dachte mehr über die Kunst nach, als daß man sie ausübte und die wahre Stärke jener Zeit war, wie in allen andern Dingen, die Kritik. Es ist unglaublich, welche Menge von theoretischen und kritischen Schriften diese Epoche erzeugt hat. Beinahe alle berühmte Männer derselben haben dergleichen hinterlassen: Quantz, Bach, Agricola, Marpurg, Kirnberger, Riedt und andre waren, mit Ausnahme von Bach, bei Weitem größere Theoretiker als Praktiker. In unsrer Stadt erschienen eine Menge musikalischer Zeitschriften, so „der kritische Musicus an der Spree," die „kritischen Briefe über die Tonkunst," die „historisch-kritischen Beiträge zur Aufnahme der Musik," und gelehrte Streitschriften wurden in Menge gewechselt. Der Erfolg davon war im Ganzen kein guter. Während die Ausübung der Kunst immer den Vortheil hat, daß sie begabte Naturen bewußt und unbewußt einem höheren Ziele zuführt und ihren Gesichtskreis erweitert, so ist es der große Nachtheil des Theoretisirens, daß es den freien Blick umschränkt, und was giebt es Verderblicheres für eine productive Natur als ein ihr aufgezwungenes System? — Die schöpferische Kraft muß unter Regeln und Vorschriften ersticken, die nicht in der Natur der Sache ihre Begründung haben und von wie wenigen Vorschriften unsrer musikalischen Theorie läßt sich dies behaupten? — Es ist gewiß, daß Mozart und Bethoven nicht die Epoche gemacht hätten, die man ihnen verdankt, wenn sie die Verbote Marpurgs und Kirnbergers in dem Grade respectirten, wie es von den Zeitgenossen dieser Männer geschah. Die Folgen einer solchen Engherzigkeit verfehlten denn auch nicht, sich zu zeigen. Das musikalische Berlin hatte eine Theorie ausgeheckt, die gerade auf die Werke von Graun und Quantz paßte, aber weiter ging sie auch nicht. Somit hatte man dem Fortschreiten entsagt und es dauerte lange Zeit, ehe man sich an etwas Neues gewöhnte. Wir schließen daher diesen Abschnitt mit dem Bericht des Dr. Burney über den Zustand des musikalischen Berlins zu Anfang der siebziger Jahre, der unsre Worte bestätigt. „In Ansehung des allgemeinen und Nationalgeschmackes," sagt derselbe, „in der Composition sowohl, wie der Spielart scheint Berlin zu sehr nach Einem Muster gebildet, daß es Alles, was Erfindung und Genie heißt, ausschließt. Von allen Tonmeistern, welche seit länger als 30 Jahren in preußischen Diensten gestanden, haben vielleicht nur zwei, nämlich C. P. E. Bach und Franz Benda ganz allein den Muth gehabt, selbst Original zu sein; die übrigen sind Nachahmer. Selbst Quantz und Graun, welche so häufig nachgeahmt worden, haben sich nach den Werken eines Vinci und Vivaldi gebildet. Herr Quantz ist ein Mann von vieler Einsicht und spricht sehr gut über Musik; allein Sprechen und Componiren ist zweierlei. Als er sein Buch vor

länger als zwanzig Jahren schrieb, waren seine Meinungen frei und uneingeschränkt; das sind sie jetzt nicht mehr. Und Grauns Komposition war vor 30 Jahren elegant und simpel, allein obgleich die Welt immer in ihren Kreisen fortgeht, so haben doch schon seit langer Zeit verschiedene Berliner Musiker sich bemüht, solche in ihrem Laufe zu hemmen und zum Stillstehn zu bringen. — Im Ganzen genommen wurden meine Erwartungen von Berlin nicht völlig erfüllt, denn ich fand nicht, daß der Geschmack in der Komposition und Spielart, welchem Sr. Majestät den Vorzug beigelegt, meinem Begriffe von der Vollkommenheit entspräche. Denn müßte es auch zugegeben werden, daß Sr. Majestät den goldnen Zeitpunkt des Augustus in der Musik gewählt hätten, so scheint es doch nicht, daß dieselben den besten Komponisten aus diesem Zeitpunkt Dero Gunst geschenkt haben. Vinci, Pergolese, Leo, Feo, Händel und viele andre, welche in den besten Zeiten von Quantz und Graun geblüht haben, halte ich für größer an Genie und Geschmack als sie. Und dennoch sind die Namen Graun und Quantz zu Berlin heilig und wird mehr darauf geschworen, wie auf Luther und Calvin. Es giebt freilich zu Berlin so gut, wie anderwärts, Spaltungen; nur sind die Ketzer genöthigt, ihre Meinungen geheim zu halten, während die herrschende Parthei laut und frei spricht. Denn obgleich in Ansehung der verschiednen christlichen Religionsmeinungen eine völlige Toleranz herrscht, so ist doch derjenige, der nicht Graunisch oder Quantzisch ist, vor Verfolgung nicht sicher. — Die Musik hier zu Lande ist deutscher als in irgend einer andern Gegend des deutschen Reiches. Denn obgleich hier beständig zur Carnevalszeit italienische Opern sind, so dürfen doch keine andern aufgeführt werden, als von Graun, Agricola, oder Hasse und von diesem Letzten und Besten nur sehr wenige. Unter allen diesen Umständen steht hier der Geschmack in der Musik auf einem festen und unbeweglichen Punkt." Mit der italienischen Oper war das sogenannte Intermezzotheater verbunden, welches für italienische Operetten bestimmt war und im J. 1748 zu Potsdam seinen Anfang nahm. Das Personale bestand aus zwei Sopranen, einem Tenoristen und zwei Bassisten, Sänger und Sängerinnen wohnten in Potsdam und mußten in Ermangelung französischer Hofschauspieler während der Carnevalzeit nach Berlin kommen, wo sie namentlich Mittwochs auf dem Schloßtheater zu spielen pflegten. Die Musik dazu besorgte die königliche Kapelle, die Tänzer aus der Oper bildeten das Ballet. Diese Einrichtung bestand etwa bis zu den siebziger Jahren. Je mehr indessen die Neigung des Königs zu der Musik abnahm, desto seltner wurden diese Vorstellungen und so verschwanden sie denn allmählich, ohne daß man eine Lücke darin wahrnahm.

Die dritte theatralische Anstalt, welche Friedrich II. ihre Entstehung verdankte, ist das französische Schauspiel, für welches, unmittelbar

nachdem er seine Regierung angetreten hatte, eine Bühne in dem sogenannten Kurfürstensaal auf dem Schlosse errichtet wurde. Bis zum J. 1756 wurde hier von der französischen Hoftruppe an jedem Mittwoch gespielt, späterhin nur im Carneval, wo, wie bei den Intermezzos, auch die königlichen Kapellisten und Operntänzer mitwirkten. Das Theater war freilich, da der Raum beschränkt war, nur sehr klein, es hatte ein Parterre, zwei Reihen Logen und eine Gallerie, die für die Bürgerlichen bestimmt war. Erst im Jahre 1775, drei Jahre vor der Auflösung der französischen Hoftruppe, wurde das königliche Komödienhaus für dieselbe von Boumann erbaut, welches mehr Raum gewährte. Das Haus war einige 80 Fuß lang, die Breite und Tiefe des Theaters betrug 50 Fuß, die Länge des Parterres 30, und im Ganzen hatten etwa höchstens 1200 Personen Platz, 300 im Parterre und 700 in den vier Logenreihen. Die Inschrift des Gebäudes zeigte die Worte: „**ridentur et corriguntur mores**" (die Sitten werden hier verspottet und gebessert). Das französische Theater hatte ebenso, wie die italienische Oper, seine Blüthenzeit in den Jahren 1740 — 56. Hier war die Theilnahme von Seiten des Königs am lebhaftesten und die Anwesenheit Voltaires und andrer Belletristen seiner Nation brachte in das Unternehmen einen Schwung, der es zu einer außerordentlichen Höhe emporhob. Aus dieser Epoche werden des Forges als Liebhaber, Madame des Forges in den Characterrollen, Cochois als Harlekin, Demoiselle Cochois, die nachherige Marquise d'Argens, als Soubrette mit großem Lobe erwähnt. Die Stücke, die auf dieser Bühne gegeben wurden, waren von Molliere, Corneille, Racine, Regnard und Marivaux. Nach dem Kriege, der auch diesem Institut auf eine Zeit lang ein Ende machte, wurde eine neue Truppe aus Mitgliedern der auseinandergegangenen Braunschweigschen, Baireuthschen und Stuttgardschen Gesellschaften angeworben. Inzwischen hatte sich der Geschmack des Hofes so sehr dem größeren Publikum mitgetheilt, daß man allgemein nach einem französischen Theater verlangte, welches einer größeren Menge zugänglich wäre. Berger erbaute daher ein Schauspielhaus bei Monbijou, wo er zunächst nur kleine Pantominen und späterhin französische Singspiele aufführen ließ. Er verschrieb sogar im J. 1768 die Hammonsche Truppe aus Hamburg, die aber schon nach Jahresfrist Berlin räumen mußte. Darauf erbot sich Fierville, ein bisheriges Mitglied der Hofschauspielergesellschaft, eine neue Truppe zu stellen, wenn man ihm jährlich die 10,000 Thaler die zur Unterhaltung des Hofschauspiels ausgesetzt waren, zahlen und zugleich erlauben wollte, vor dem Publikum gegen eine Entree zu spielen. Dies wurde genehmigt und er gab an 3 Tagen wöchentlich Vorstellungen vor dem größeren Publikum, während er Mittwochs vor dem Hofe spielte. Er eröffnete seine Bühne am 24. März 1769 in dem späteren deutschen Schauspielhause in der Behrenstraße und setzte sein Unterneh-

men drei Jahre lang fort. Dann zog er sich von der Entreprise zurück und überließ sie an la Chavanne, indem er sich allein auf das Hofschauspiel beschränkte. Auch Chavanne fand indessen seine Rechnung nicht. Nach Jahresfrist ließ er eine Nachricht drucken, in welcher er dem Publikum von seinem Unternehmen Rechenschaft gab. Daraus geht hervor, daß er einen jährlichen Verlust von mehr als 10,000 Thlr. haben mußte. Seine Ausgaben betrugen 23,877 Thlr. seine Einnahme nur 13,768 Thaler. Er entschlug sich daher seiner Entreprise und die Leitung derselben fiel nunmehr dem directeur de spectacles, dem Herrn v. Arnim, zu. Unter seinem Directorat wurde das neue königliche Theater im J. 1776 mit Polieukt von Corneille und einer Operette, la servante maitresse, eingeweiht. Es wurde wöchentlich dreimal gespielt, am häufigsten waren Divertissements und Kinderballette. Das Personale bestand aus neun Hofschauspielern und sechs Actricen, der Orchester aus 17 Personen. In diesem Zustande befand sich die Bühne bis zum Jahre 1778, wo der König, bei dem Ausbruch des baierschen Erbfolgekrieges die ganze Truppe verabschiedete und somit dem französischen Schauspiel ein Ende machte. Diese Bühne hatte das Schicksal einer exotischen Pflanze auf fremdem Boden. Sie bedurfte künstlicher Wärme, um getrieben zu werden und als ihr dieselbe fehlte, verdorrte sie.

Ganz entgegengesetzt war die Richtung, welche das deutsche Schauspiel nahm. Da dies eine inländische Pflanze war, so ließ sie sich nicht so leicht entwurzeln, sondern trieb vielmehr trotz Wind und Wetter in dieser Zeit ihre ersten Blüthen. Zu Anfang der Regierung Friedrichs II. befand sich das hiesige Schauspielwesen freilich noch in einem sehr kümmerlichen Zustande. Eckenberg, der sogenannte starke Mann, bekam die Erneuerung seines Privilegiums, in sämmtlichen königlichen Landen Komödien spielen zu dürfen, und fand an Peter Hilferding genannt pantalon de bisognosi (der Armenpantalon), welcher sich ein Gleiches für seine Truppe auszuwirken gewußt hatte, einen Rivalen. Dieser ergötzte nun das Berliner Publikum mit „Richters weltberühmtem Trauer- und Lustspiel von der artigen Grundsuppe der Welt," ein Stück, in dem 21 handelnde Personen vorkamen, und welches die Schicksale der streitenden Religionspartheien zum Gegenstande hatte. Er gab auch „die Duelltragödie oder was vom Ausfodern und Balgen zu halten sei, ein Gespräch zwischen Bellona, Belial, einem jungen Adligen, einem Studenten und einem Prediger," ferner „ein Freudenspiel, der unbekannte Liebhaber oder geliebte Feind Timocrates, mit vieler kurzweiliger Ergötzlichkeit vom lustigen Pickelhering, angefüllt und vorgestellt" und Stücke von gleichem Schlage. Sie standen etwa auf einer Linie mit den litterarischen Erzeugnissen, welche man, a 3 Pfennige bis 2 Groschen, noch sehr lange Zeit auf dem Mühlendamme ausbot, kleine Historien, Lieder, Eulenspiegel, Traumdeutungen und Briefe vom Himmel mit Holzschnitten,

über deren Existenz in dem philosophischen Jahrhundert der wackere Büsching bei Gelegenheit seiner Reise nach Rekahn so bittere Klage führt. Mit solchen Productionen, die alle noch aus dem 17ten Jahrhundert stammten, unterhielt Peter Hilferding das Berliner Publikum in den ersten Regierungsjahren Friedrichs II. Zur Erbauung seiner Bühne hatte man ihm anfangs einen Platz auf dem Friedrichsstädtischen Markt angewiesen; da aber der Staatsminister v. Boden, der hier wohnte, diese Nähe nicht mit seiner Würde vereinbar fand und förmlich gegen ihn einkam, so wurde er nach dem Dönhoffschen Platz verwiesen. Eckenberg, der sich sehr über den Abbruch beschwerte, den ihm sein Kunstgenosse verursachte, und wegen des beengten Platzes auf dem Rathhause, seinen Schauplatz für Komödien nach dem neuen Markt und den für die Producirung anderweitiger Künste nach dem Spittelmarkt verlegt hatte, bekam im J. 1741 den großen Saal auf dem Rathhause nebst der an den Vorsaal stoßenden kleinen Stube. Nun gaben beide um die Wette Schauspiele und Singspiele, mitunter auch Trauerspiele mit Gesang. Am 11. Febr. 1742 sah man unter Andern zu Berlin Isaac und Rebecka, ein Schauspiel in fünf Akten. Der Titel davon lautete: „Isaac und Rebecka oder die kluge Vorsichtigkeit, welche bei Heirathen zu beobachten, durch eine kurze theatralische Aufführung, in leichter und ungezwungener Schreibart vorgestellt, mit Beifügung eines lustigen Nachspieles, in welchem Harlequin fünf, in einer Person sich nicht wohl zusammenschickende Bedienungen, nemlich eines Herrendieners, Nachwächters, Bier-Ruffers, Thorhüters und Kuhhirten zusammen verwaltet, zur nützlichen Ergötzung aufgesetzt von Jodoco Thüringern." Mit solchen Dingen versuchten es die damaligen Schauspieldirectoren, ihr Publikum anzuziehen und es gelang ihnen damit.

Man kann sich in der That von den Widersprüchen, die man zu Anfange der Regierung Friedrichs II. in Berlin sah, kaum einen Begriff machen Während man für die italienische Oper und das französische Theater die glänzendsten Anstalten traf, durchzogen die deutschen Komödianten in dem Aufzuge von Seiltänzern die Stadt und proclamirten an jeder Ecke ihre Ergötzlichkeiten dem staunenden Publikum. Hier sah man die lustige Person zu Pferde, wo nicht in völliger Kleidung, so doch unter einer Schellenkappe während der Abkündigung, die nach dreimaligen Trommelwirbel erfolgte, mit einer Brille auf der Nase erscheinen, statt des Zaumes den Schweif des Pferdes in seiner Hand. Dann lispelte, schnarrte und sprach der Redner durch die Nase, um durch die Komik seines Vortrages die Lachlust seiner Hörer zu erregen und befestigte an allen Hauptecken der Stadt ein gemaltes Bild, auf dem Alles Wunderbare, was man von dem zu gebenden Stück zu erwarten hatte, mit den lebhaftesten Farben verzeichnet war. Der Prolog selbst lautete folgendermaßen: „Mit gnädigster Bewilligung einer hohen Obrigkeit

wird heute in dem Theater von der privilegirten Gesellschaft deutscher Schauspieler aufgeführt werden eine mit lächerlichen Szenen, ausgesuchter Lustbarkeit, lustiger Arien und Verkleidungen wohl versehene, dabei aber mit ganz neuen Maschinen und Decorationen artig eingerichtete, auch mit verschiedenen Flugwerken ausgezierte und mit Scherz, Lustbarkeit und Moral vermischte, durch und durch auf lustige Personen eingerichtete, gewiß sehenswürdige große Maschinskomödie unter dem Titel: Hanswursts Reise in die Hölle und wieder zurück, wobei dieser arme, von dem Teufel oftmals erschreckte, verzauberte, von seinem Herrn aber abgeprügelte, dumme und mit Colombinen, einer verschmitzten Kammerjungfer ehelich verlobte Diener in folgenden Verkleidungen erscheinen wird 1) als Reisender, 2) Cavalier, 3) Pavian, 4) Schornsteinfeger, 5) Husar, 6) Zigeunerin, 7) Croat, 8) Barbier, 9) Doctor, 10) Tanzbär, 11) affectirte Dame, 12) Laufer, 13) Kupplerin, 14) Nachtwächter, 15) Mann ohne Kopf, 16) als ein von den Teufeln geholter Bräutigam. Dabei werden allezeit lustige Arien gesungen. Wir können übrigens versichern, daß die heutige Maschinskomödie die Krone aller Maschinskomödien ist." Auf diese Ankündigung strömte das Volk in hellen Haufen der Bude oder dem Rathhause zu und ein wieherndes Gelächter war die Belohnung der Bühnenkünstler.

Beide Rivalen, Eckenberg und Peter Hilferding, stritten noch um den Preis, als Schönemann im J. 1742 auf speziellen königlichen Befehl nach Berlin kam. Während Eckenbergs Effekten, Schulden halber, in Beschlag genommen wurden und Peter Hilferding, wegen grober Unsittlichkeiten, die er auf die Bühne gebracht hatte, fernere Komödien zu spielen untersagt wurde, bekam Schönemann auf einige Zeit den Platz auf dem Rathhause. Seine Truppe war zwar nicht groß aber sie gehörte mit zu den besten. Sie bestand aus seiner Frau und Familie und etwa sechs Personen. Die Decorationen, wie das Ballet, ließen zwar viel zu wünschen übrig, doch das Kostüm war nach Umständen gut zu nennen. Am Geburtstage des Königs hörte man auf diese Weise im J. 1743 auf der deutschen Bühne in Berlin den ersten guten Prolog und in demselben Jahre erschien auch der erste Theil der komischen Oper: „der Teufel ist los," die eine bessere Zeit ankündigte. Schönemann blieb indessen nicht lange in Berlin. Eckenberg starb im J. 1754 und seine Tochter verlangte vergebens die Uebertragung seines Privilegiums. Dies wurde vielmehr im folgenden Jahre an Franz Schuch verliehn und dieser übte es eine geraume Zeit lang aus.

Schuch eröffnete seine Bühne im Jahre 1754 mit Burlesken und einem extemporirten Theater. Die ganze Zeit seines Directorats war noch ziemlich gehaltlos. Er gab in der Regel sechs Possen und ein regelmäßiges Stück; des Extemporirens war dabei kein Ende. Auch befand er sich, da er in Berlin seinen Unterhalt nicht fand, viel auf

Reisen. Im Jahre 1759 brach er seine Bude, in der er bisher auf dem Friedrichsstädtischen Markte gespielt hatte ab, und spielte in einem Privathause. Er starb im J. 1763 in Frankfurt a. d. O. Wenn schon nun seine Gesellschaft nicht zu den besten gehörte, so war diese Epoche dennoch für die dramatische Kunst von großer Wichtigkeit. Lessing befand sich damals in Berlin und wandte beinahe alle seine Thätigkeit auf die Verbesserung des Bühnenwesens. Er schrieb in dieser Zeit seine frühesten Stücke, den jungen Gelehrten, Damon oder die Freundschaft und die alte Jungfer, und wenn schon diese Stücke sonst kein großes poetisches Verdienst haben, so gehörten sie doch mit zu den ersten, in denen man wenigstens einen durchgeführten Plan, einen gut geschriebenen Dialog, überhaupt einige Korrectheit wahrnahm. Späterhin, im J. 1754, gab er seine theatralische Bibliothek heraus, seine Misogyn, Philotas, Miß Sara Sampson und die Uebersetzung des Diderotschen Theaters. Alle diese Dinge gaben der dramatischen Kunst eine höhere Richtung und sind für ihre spätere Gestalt entscheidend gewesen. Lessings Beispiel regte auch andre, zum Theil ausgezeichnete Köpfe zur Nachfolge an. Kleist, Eckhof, Brandes, Dreier, schrieben für die Bühne und ihre Productionen verdrängten eine Menge schlechter, zum Theil nur extemporirender Stücke; den Rest bildeten Uebersetzungen und Umarbeitungen aus dem Englischen und Französischen.

In dieser Gestalt überkam Franz Schuch, der Sohn des Verstorbenen, die Bühne. Auch er erhielt die Concession auf ganz Preußen und trat übrigens in die Fußtapfen seines Vaters; es dauerte lange, ehe der gute Geschmack durchdrang. Dazu kam noch, daß 1768 Berger nach Berlin kam, der einen Schwarm der elendesten Possen mitbrachte. Inzwischen verdankte unsre Stadt doch Schuch dem Jüngern den Aufbau eines neuen Theaters, welches mehr Raum gewährte, als man bis dahin gehabt hatte. Er erbaute eine Schaubühne in der Behrenstraße, deren Länge etwa 60, die Breite kaum 30, die Höhe etwa 24, die Tiefe etwa 30 Fuß betrug. Die größte Länge des Parterres war 32 Fuß. Der Grund hatte zwei Reihen Logen und faßte im Ganzen 700—800 Personen. Das Personale der Schuchschen Gesellschaft bestand aus etwa 15 Mitgliedern, die noch dazu nicht immer in Berlin blieben, sondern sich zu öfteren Reisen genöthigt sahen. Die Stücke, die sie gaben, waren ihrem bessern Theil nach von Lessing, Weiße, Brown und Schlegel, seltner sah man dergleichen von Krüger, Holberg und Romanus. Uebersetzungen waren an der Tagesordnung. Es dauerte indessen eine geraume Zeit, ehe diese Sachen die Oberhand gewannen. Bei der Truppe befanden sich zwei Hanswürste, Schuch und Berger, und da diese in den genannten Stücken keine Beschäftigung fanden, so thaten sie das ihrige, um die Burlesken und extemporirten Stücke im Gange zu erhalten. Der Wendepunkt des schlechten Geschmacks, der bis dahin ge-

herrscht hatte, trat erst mit der Ankunft Döbbelins ein, der im J. 1766 zu dieser Gesellschaft kam. Er drang mit Eifer auf die Einführung regelmäßiger Stücke und die Abschaffung des Hanswurstes, da ihn die Stimme des gebildeten Publikums und namentlich Rammlers Autorität unterstützte, so gelang es ihm wirklich, eine Reform des Theaters hervorzubringen. Man fiel nun freilich von einem Extreme ins Andre und während man früher fast nur Burlesken gesehn hatte, sah man im Sommer des J. 1766 fast lauter Tragödien.

Döbbelin faßte, hierdurch ermuthigt, den Entschluß, selbst eine Bühne zu gründen und er erhielt mit dem Anfange des J. 1767 ein Privilegium, neben Schuch zu spielen, doch wurde dabei vorgeschrieben, daß beide nie in einer Provinz zu gleicher Zeit ihre Vorstellungen geben dürften. Döbbelin bezahlte dafür jährlich 100 Ducaten zur Chargenkasse und legte 2000 nieder, die er nur bei Ankauf eines Hauses in Jahresfrist erheben wollte. Seine Truppe bestand zu Anfange nur aus acht Mitgliedern aber sie vermehrte sich mit der Zeit und mit ihr beginnt eine ganz neue Epoche. Döbbelin gab nur regelmäßige Stücke ohne Gesang. Man sah auf seinem Theater weder Burlesken noch Improvisationen. Das Trauerspiel herrschte dagegen entschieden vor, und Gerstenbergs Ugolino machte große Sensation. Die Anwesenheit der Hammonschen und Fiervilleschen Truppe, die, wie wir oben anzeigten, um diese Zeit in Berlin ihr Wesen trieben, nöthigte ihn indessen auch dazu, Operetten und Schauspiele mit Gesang zu geben, denn das Publikum verlangte es beinahe von ihm. Dadurch schadete er sich aber. Diese Leistungen überstiegen seine Kräfte und er bereitete sich vor, Berlin zu verlassen. Da erschien, wie eine Rettung in der Noth, Minna v. Barnhelm, das Stück, welches so lebhaft in die Interessen der Zeit eingriff und ein Sujet behandelte, welches zu hundert Lust- und Trauerspielen in der Wirklichkeit Anlaß gab, machte nirgend stärkere Sensation als in Berlin, denn Niemand war im Stande, die Wirkung davon lebhafter zu empfinden, wie gerade unsre Vorfahren. Vor ihren Augen waren ganze Regimenter abgedankt, die der König nicht mehr brauchte und hundert brave Leute der Armuth und Verzweiflung überlassen; die Berliner waren eben so oft Zeuge von der Großmuth des Königs gewesen, wenn es ihm möglich war, dem Einzelnen zu helfen, wo er das Ganze seinem Schicksale überließ; mit Einem Worte: das Stück schien beinahe ausschließlich für Berlin geschrieben. Es wurde denn auch mit einem beispiellos großen Enthusiasmus aufgenommen. Man mußte es in 22 Tagen 19mal ohne Unterbrechung wiederholen, und Döbbelin, der mit Sorgen seinem Fortgange entgegengesehn hatte, verließ Berlin mit gefüllter Kasse. Im März 1769 kam er wieder. Er traf den günstigen Zeitpunkt, in welchem die Hammonsche Truppe die Stadt räumen mußte, Berger mit dem Tänzer Barzanti und dem Merchyschen Ehepaar, die bis dahin die Lieb-

linge des Publikums gewesen waren, traten zu ihm über und Schuch blieb nunmehr sein einziger Gegner. Döbbelin kaufte nun das Berger=sche Haus sammt dem Komödiensaal, der unweit Monbijou in den letzten Kriegsjahren erbaut war, doch er konnte es trotz dem nicht zu einem festen Aufenthalte bringen. Er verließ Berlin schon wieder zu Ende Juli 1769, kam erst im November 1770 zurück und ging schon im November des folgenden Jahres wieder weg. Trotz dem nützte seine Anwesenheit der Aufnahme des guten Geschmacks außerordentlich. Als man die Stücke auf der Bühne besser dargestellt sah, wie es bisher der Fall gewesen war, gewannen selbst Personen, die in der bürgerlichen Gesellschaft einen hohen Rang bekleideten, die Lust, das deutsche Theater zu besuchen und selbst dafür zu schreiben. So erschienen in dieser Zeit zwei Uebersetzungen des Prinzen von Braunschweig auf der Döbbelinschen Bühne.

Im J. 1771 starb Schuch und sein Privilegium ging auf Koch über, der zugleich die Verpflichtung übernahm, die Schulden seines Vorgängers zu bezahlen. Er kam zu Ende Mai nach Berlin und eröffnete sein Theater mit Miß Sara Sampson und einem Prolog, den Rammler gedichtet hatte. Der Beifall, den diese Vorstellung fand, war ungeheuer, denn seine Gesellschaft war glänzender als irgend eine, die man zu Berlin gesehn hatte. Sie zählte über 30 Mitglieder und unter diesen viele tüchtige Leute. Im folgenden Jahre bewilligte Koch auch auf seiner Bühne eine französische Vorstellung, doch that er es unentgeltlich, damit nicht etwa dieser Anspruch erneuert werden möchte. Die ehrenwerthe Stellung, in welcher sich diese Gesellschaft bei dem Publikum zu erhalten wußte, bewog den Director, bei dem Könige für die Mitglieder seiner Bühne auf den Titel von Hofschauspielern anzutragen. Friedrich II. genehmigte dies freilich nicht. Um indessen den Supplikanten nicht gänzlich entgegen zu sein, so trug er dem Minister von Massow auf, einen andern Charakter in Vorschlag zu bringen, der diese Truppe auszeichnete und ihr zur Aufmunterung diente. Koch verbat indessen alle Ehrennamen, die nur seine eigne Person und nicht zugleich seine Gesellschaft mit angingen und somit unterblieb die Sache. Am 1. Mai 1772 wurde eine Vorstellung des Stückes „Armuth und Tugend" zum Besten der Armen gegeben. Der gute Zweck derselben lockte ein sehr zahlreiches Publikum herbei, denn der Mißwachs, der in diesem Jahre statt fand, war allgemein und die höchste Noth drohte einzubrechen. Die Einnahme ist nie so glänzend ausgefallen, wie an diesem Abend. Das Haus war überfüllt, viele bezahlten ihre Entree in Gold, andre, die keine Plätze mehr bekommen konnten, ließen ihr Geld zurück. Koch erwarb sich durch diese Vorstellung und durch sein ganzes Directorat die Achtung der Berliner in hohem Grade. Er sorgte zugleich für das Vergnügen derselben, indem er besonders eine große Anzahl von Operetten aufführen ließ, unter denen

namentlich die von Hiller den größten Beifall finden. Sie sind freilich, mit Ausnahme des Dorfbarbiers, heute kaum noch dem Namen nach bekannt. Koch starb am 3. Januar 1775. Sein Tod veranlaßte die allgemeinste Theilnahme. Seine Wittwe führte das Theater noch bis zum 15. April fort, wo sie die Bühne mit einer Abschiedsrede von Rammler schloß. Sie erschien dabei in tiefer Trauer und dankte dem Publikum für die bewiesene Huld. Ihr persönliches Schicksal, verbunden mit dem Verlust, den die Berliner durch die Auflösung dieser ehrenwerthen Gesellschaft empfanden, rührte das Publikum außerordentlich. Man sah kein Auge thränenleer. Die Koch'sche Gesellschaft hat in ästhetischer Hinsicht besonders Rammlers Unterstützung genossen und verdankt ihm einen großen Theil ihres Ruhmes. Er machte viele Reden für das Theater, namentlich bei feierlichen Gelegenheiten, und ebenso mehre Umarbeitungen. Das bedeutendste Stück, welches um diese Zeit auf die Bühne kam, war Lessings Emilia Galotti, welches am 6. April 1772 zum erstenmal gegeben aber trotz dem in den nächsten neun Jahren nur neunmal wiederholt wurde.

Kochs Privilegium, das ausschließlich auf Berlin gelautet hatte, ging nun auf Döbbelin über. Der König erließ ihm sogar aus besonderer Gnade die Abgaben an die Chargen-, Stempel-, Accise- und Kämmereikassen, wogegen sich Döbbelin erbot, von jeder Vorstellung 17 Thaler an die Armen zu zahlen. Er durfte sich nun nicht mehr ohne Anzeige bei dem Generaldirectorium von Berlin entfernen. Er übernahm von der Wittwe Koch das Haus, die Garderobe und einen Theil der Gesellschaft und eröffnete seine Bühne am 17. April 1775. In den nächsten drei Jahren wurde es ihm schwer, gegen das französische Theater aufzukommen, welches vom Hofe unterstützt wurde und um diese Zeit auf königliche Kosten ein neues Haus erhielt. Zu Ende Juli 1777 engagirte Döbbelin den Musikdirector André als Kapellmeister und dieser versorgte die Bühne mit einer Menge von Opern seiner Komposition. In eben diesem Jahre machte Brockmann aus Hamburg große Sensation. Er mußte während seines kurzen Aufenthaltes den Hamlet allein zwölfmal geben. Er wurde als er zum letzten Male gespielt hatte, herausgerufen, eine Ehre, die vor ihm noch Niemanden in Berlin begegnet war. Es wurde sogar eine Medaille von Abramson auf ihn geprägt, die erste, welche einem deutschen Schauspieler zu Ehren geschlagen worden ist. Sie zeigte sein Bildniß mit der Umschrift: **Brocmannus actor utriusque scenae potens** (Brockmann, der Tragödie und Komödie gleich mächtig), auf der Kehrseite stand: **peragit tranquilla potestas, quod violenta nequit.** (Die ruhige Gewalt erreicht, was die heftige nicht vermag.) Im Abschnitt standen die Worte: **Berolini die 1. Januarii 1778.** Brockmann wurde in Berlin so sehr gefeiert, daß viele Damen diese Münze fünfmal kauften, um im Whist damit zu markiren. Die

Döbbelinsche Bühne, die durch dergleichen Vorfälle ein außerordentliches Leben gewann, nahm noch mehr zu, als der König beim Beginn des Baierschen Erbfolgekrieges die französische Truppe verabschiedete. Hierdurch namentlich wurde es möglich das Orchester zu verbessern, welches bis dahin noch sehr mangelhaft war. Zu Anfange des J. 1780 kam Schröder aus Hamburg und gab den Lear und den Hamlet. Auch ihm wurde so großer Beifall zu Theil, daß er in der letztgenannten Rolle herausgerufen wurde. Er erschien zum zweitenmal am 10. März 1780 und gab den Lear, Hamlet, Odoardo (aus Emilia Galotti) und den Falstaf, eine Rolle, die man hier noch gar nicht gesehen hatte, und ein Charakter, der allein im Stande war, die ganze Sulzersche Theorie der schönen Künste umzustoßen. Am 17. April 1780 feierte die Döbbelinsche Bühne ihr erstes Lüstrum. Demoiselle Döbbelin, eine vorzügliche tragische Schauspielerin, hielt eine Rede an das Publikum und darauf wurde „Nicht mehr als sechs Schüsseln" von Großmann gegeben, eine Vorstellung, die in vierzehn Tagen zehnmal wiederholt werden mußte. Wir beschließen endlich die Reihe der Theaterfeste mit der Todtenfeier, die zu Andenken Lessings am 15. Februar 1781 gehalten wurde. An diesem Tage sah man ein castrum doloris mit dem Grabmal und Bildniß des Verewigten, welches der größte Theil des Personals in Trauerkleidern umgab. Hinter der Szene wurde eine Trauermusik aufgeführt. Darauf hielt Demoiselle Döbbelin eine Rede von Engel und den Beschluß machte Emilia Galotti. Die ganze Vorstellung mußte auf Verlangen am 27. d. M. wiederholt werden.

Das deutsche Theater trug, je länger es sich neben dem französischen Hofschauspiel und der italienischen Oper erhielt, desto glänzendere Triumphe über jene Institute davon. In demselben Maaße, wie jene abnahmen und sich ihrem Ende näherten, in demselben nahm dies zu. Im J. 1780 befanden sich bei der Döbbelinschen Gesellschaft bereits 50 Personen, unter ihnen ein Balletmeister, eine erste Tänzerin, 3 Tänzer, 4 Tänzerinnen, ein Pas de deux, 6 Figuranten, und eben so viel Figurantinnen. Das Orchester bestand aus 20 Personen. Allerdings fehlte es noch an Manchem. So befand sich das Decorationswesen im Ganzen in einer sehr kümmerlichen Verfassung und eine Veränderung ging selten ohne Fehler ab. Das Decorum war auch nicht gerade das Strengste. Während man in der königlichen Oper ein tiefes und ehrfurchtsvolles Schweigen wahrnahm, ging es auf dem deutschen Theater nicht ohne alle Inconvenienzen ab. Hinter dem Vorhange hörte man in den Zwischenakten mitunter Plaudern, Lachen und Tanzen, was wegen der großen Nähe der Bühne doppelt anstößig war. In den Coulissen bemerkte man während der Vorstellung selbst eine Menge Menschen, theils müssige junge Schauspielerinnen, theils Mägde, Statisten oder junge und alte Galans, und was der mangelhaften Dinge mehr

sein mochten, über die die Kritiker unaufhörlich Klage führten. Das deutsche Schauspiel hatte trotz dem Allen im Ganzen doch unglaubliche Fortschritte gemacht. Lessing, Rammler und Engel hatten der Berliner Bühne namentlich eine Richtung gegeben, die sie auf eine Bahn brachte, welche wohl stets als die wahre anerkannt bleiben wird. Die Größe der Erfolge, welche ihre Bemühungen gehabt haben, ist eben so bewundernswerth als die Schnelligkeit mit der es ihnen gelungen ist, eine neue Bahn zu ebnen. Man bedenke, was es sagen will, aus einem herumziehenden Theater, das kaum auf einige Monate eine bleibende Stätte findet, eine stehende Bühne zu machen, ein Publikum, welches zu Anfang der Regierung Friedrichs II. nur das Platteste und Albernste gewöhnt war, bis zur Bewunderung des Schakespeare zu bringen; man bedenke den Abstand zwischen dem Hanswurst der alten Bühne und dem tragischen Helden der neuen, und man wird eingestehn müssen, daß unter der Regierung Friedrichs II. vielleicht nichts Wunderwürdigeres in Berlin vorgefallen ist als eine so ungeheure Metamorphose unseres Theaters.

Und dies Alles geschah ohne irgend eine Unterstützung von Seiten des Königs oder des Hofes. Es war ein reines Privattheater, auf dem man Brockmann eine Medaille schlug und Schröder an sich vorübergehn sah. Keine Gelegenheit ging vorbei, wo man nicht die Gleichgültigkeit des großen Königs gegen die deutsche Dichtkunst auf das Innigste beklagte, kein Prolog wurde gesprochen, in dem man nicht seinen Namen besungen und seine Abneigung gegen die Sprache seines Volks bedauert fand; es war in der That rührend, wenn die deutschen Künstler immer wieder auf diesen Punkt zurückkamen. Man hörte immer aufs Neue die Klage über Vernachlässigung, die Schiller noch im Jahre 1800 in seinem Gedichte „die deutsche Muse" ausspricht, wenn er sagt:

Von dem größten deutschen Sohne,
Von des großen Friedrichs Throne
Ging sie schutzlos, ungeehrt.

Was der König indessen versäumte, das holten hundert Hände mit dem eifrigsten Bestreben auf ihre Weise nach. Niemals ist eine Bühne so allseitig vom Publikum unterstützt worden, wie die Döbbelinsche. Nicht nur, daß der Hof sich öfters im Theater befand und am Ende kein Mensch mehr in Berlin war, der sich nicht dafür aufs lebhafteste interessirte, sondern aus allen Ständen flossen dieser Anstalt Producte zu, deren Erscheinen ein mannigfaches Leben erregte und so zu sagen ein buntes Berlin in Bildern dem Zuschauer vor Augen führte. Der Kammergerichtsrath Baumgarten, der Sekretair Bertram vom Generaldirectorium, der Sekretair Brömel vom königl. preußischen Holznutzungskomtoir in Hamburg, der Rechts-Kandidat Burmann, der Geheimerath Hymmen, der Rittmeister Beulwitz von den Gensd'armes, der Lieutenant Bonin, der Bombardier Eckart vom hiesigen Artilleriecorps, der Kapitain

Wulf von den Kadetten, der Herr v. Hagen, der Kammerherr Baron v. Kospoth, der Professor Engel, der Professor Wegner, der Hofmeister Wezel und eine Menge von Leuten aller Stände, unter denen der Prinz von Braunschweig obenan stand, lieferten Stücke fürs Theater, während die Litteraten und Künstler von Fach ebenfalls nicht müßig waren. Ein guter Theil von Dilettanten, unter den so eben genannten der Geheimerath Hymmen und der Baron v. Kospoth, komponirten auch mancherlei, was nachher aufgeführt wurde, doch zeigten sich auch hier die Mitglieder der königlichen und Privatkapellen sehr theilnehmend, da die deutsche Bühne der einzige Ort war, wo sie ihre Sachen dem Publikum vorführen konnten. Man hörte daher Kompositionen von Benda, W. F. Bach, Kirnberger, Marpurg, Reichard, Schulz und Anderen. Auf diese Weise war die deutsche Bühne jener Zeit ein im höchsten Grade populäres Institut. Das Publikum aller Stände besuchte sie nicht nur, sondern schrieb auch dafür. Es fand sich unter diesen Autoren sogar eine Frau, Madame Hempel, geb. Karsch, eine Tochter der berühmten Dichterin, und wie die Berliner Bühne die auswärtigen schon mit ihren eignen Producten zu versorgen im Stande war, so gingen bereits namhafte Schauspieler von unsrer Stadt aus, die ihren Ruf in Deutschland verbreiteten. Unter diesen nennen wir Opitz und Großmann.

Doch vergessen wir über die Wiederholung dessen, was unsre Stadt aus ihrem eignen Schooße hervorgebracht hat, nicht, was wir der Fremde schuldig geworden sind. Göthe, Schiller und Shakespeare sind, mit Ausnahme von Lessing doch am Ende diejenigen gewesen, an deren Stükken wir einen dauernden Gewinn erworben haben und das erste Erscheinen ihrer Geistesproducte kann unsre Bühne wohl als bedeutungsvolle Lebensmomente ihrer Existenz feiern. Am 13. April 1774 erschien Götz v. Berlichingen auf unserm Theater und mußte funfzehnmal wiederholt werden, am 3. November Clavigo, am 20. April 1775 die Räuber, am 29sten Othello, am 13. März Stella, am 3. Oct. 1778 Macbeth und diesen Vorstellungen folgten in raschem Wechsel die andern Meisterstücke der genannten drei Koryphäen. Somit befand sich denn unser Schauspiel zu Ende der Regierung Friedrichs **II.** bereits zum großen Theil in dem Besitze der Vortheile, welche es noch heute bereichern. Nur Eins fehlte noch, die Anerkennung derselben von oben herab, doch diese ist ihm von Friedrich **II.** nicht mehr zu Theil geworden.

Daß zu jener Zeit eine so große Menge ausgezeichneter Talente sich dem Theater zuwandten und die deutsche Bühne aus der Verachtung, in der sie sich früher befunden hatte, zu einem Tempel der Musen umzuschaffen strebten, hatte freilich seinen besondern Grund. Die Bühne sollte nämlich nicht mehr, wie bisher, ein bloßer Gegenstand des Ergötzens sein; man wollte sie zu einer moralischen Besserungsanstalt machen und von den Brettern herab auf das Gewissen der Zuschauer wir-

ken. Man strebte dahin, sie in gewisser Hinsicht an die Stelle der Kirche zu setzen und was die Prediger in dem protestantischen Deutschland nicht mehr vermochten, das suchte man durch die Schauspieler zu erreichen. So sonderbar dieser plötzliche Wechsel auch scheinen mag, so war er doch durch die Umstände hervorgerufen und keinesweges das chimärische Product einzelner Köpfe, die von einem Extrem ins andre verfielen. Die protestantische Geistlichkeit hatte dadurch, daß sie die Kenntniß der heiligen Schrift der Menge nicht nur gestattete, sondern sie sogar darin unterwies und dieselbe von ihr gewissermaßen foderte, den Unterschied zwischen Priester und Laien, Geweihten und Ungeweihten, aufgehoben und diejenigen, die früher abhängig gewesen waren, auf ihre eignen Füße gestellt. Damit wurde nicht nur der Grund zu einer jeden Art von Separatismus gelegt, sondern auch die bisherige Herrschaft der Kirche ihrem Wesen nach aufgehoben. Man glaubte nunmehr, was man wollte und handelte nach eigner Einsicht. Die nothwendige Folge dieses innern Bruches war denn auch die äußere Unabhängigkeit. Die Kirche hatte bis dahin nicht nur die Verpflichtung gehabt, zu ermahnen und zu bessern, sie hatte auch das Recht, zu strafen, und freizusprechen. Das Erstere, bei Weitem unwichtigere, ließ man ihr; die Kirchenbuße wurde dagegen nur auf einzelne Fälle eingeschränkt und der letzte Rest davon von Friedrich II. völlig abgeschafft. Eine Absolution fand, da man keine Spezialbeichte mehr hatte, auch nur in der allgemeinsten Weise statt. Somit war denn die Macht der Kirche in ihren Grundvesten erschüttert und die einzige Wirkung, die die Geistlichen auf das Gemüth ihrer Gemeinde ausüben konnten, bestand seit jener Zeit allein in Lehre und Beispiel, die vielleicht niemals weniger von Einfluß gewesen sind, wie in der Periode der Aufklärung. Gleichwohl konnte man es nicht aufgeben, zur sittlichen Bildung des Volkes mitzuwirken und da die Gemeinde zu diesem Zwecke nicht mehr zu bearbeiten war, so versuchte man es mit dem Publikum, welches sich dem Theater zudrängte. Hier stellte man die vortrefflichsten Charactere als Musterbilder auf, hier wurde der Tugend ihr Lohn, dem Laster seine Strafe und statt die Menschen so zu zeichnen, wie sie sind, gab man Ideale, nach denen sie sich bilden sollten. Zu einem solchen Zwecke benutzte man alle Mittel, die sich darboten, und unter ihnen am häufigsten die Rührung.

Ob die Dichter damit ihre Absicht erreicht und das Volk wirklich in sittlicher Hinsicht gebessert haben, ließe sich sehr bezweifeln, denn wer bringt an einen Ort, wo man unterhalten und vergnügt sein will, die Stimmung der Reue mit, ohne die denn doch keine wahre Besserung möglich ist? Dazu kommt, daß ein Mensch von lebhafter Phantasie zwar kein medizinisches Buch lesen kann, ohne die Anlage zu allen Uebeln, die er dort beschrieben findet, nicht in seinem eignen Körper zu entdecken, daß er dagegen alle seine sittlichen Gebrechen hinter einander an einem

Dritten dargestellt sehn kann, ohne sich im mindesten dabei getroffen zu fühlen. Doch jene Männer mögen von ihren Zwecken so viel oder so wenig erreicht haben, als sie konnten, ihr Bestreben bleibt, so wenig es der Kunst von Nutzen gewesen ist, immer gleich ehrenwerth. Sie legten dadurch, daß sie auf sittliche Vervollkommnung drangen, das Geständniß ab, daß dies überhaupt das höchste Ziel des Menschen ist, und daß man selbst die Kunst und die Meisterschaft nur als Mittel dazu anzusehn hätte, denn das Letzte, was wir zu erreichen fähig und schuldig sind, ist weder das, was wir können, noch das, was wir wissen, sondern das, was wir sind und der beste Mensch ist eben deshalb auch der größte. Friedrich der Große selbst theilte diese Ueberzeugung und mißbilligte daher mit strengen Worten die sophistische Behauptung Rousseaus, der die französische Academie davon überzeugt hatte, daß die geistige Ausbildung die Sitten verschlechtere und die Menschen daher dem Verderben entgegenführe. Der sittliche Charakter beruht vielmehr in seinen Grundlagen auf der intellektuellen Bildung des Individuums. Es wäre traurig, wenn es keine Erkenntniß des Guten gäbe und die Wissenschaft wäre verwerflich, wenn sie nicht eben diese zu dem höchsten Ziele ihres Strebens machte.

Allerdings mag man sich zu keiner Zeit so weit von diesem Ziele verirrt haben, wie zur Zeit Rousseaus. Die negative Richtung, welche die herrschende geworden war, zertrümmerte beinahe alle Grundvesten des sittlichen Daseins und was übrig blieb, war zu kraftlos, um eine tüchtige Stütze abgeben zu können. Es ist daher erklärlich, daß man den natürlichen Zustand des menschlichen Geschlechts zurück wünschte, und sich in einem Zeitalter unglücklich fühlte, dem man den Vorwurf der Verkünstelung von allen Seiten machte. In Preußen hatte dies freilich noch eine ganz eigenthümliche Richtung, die nirgend schroffer hervortrat als in Berlin. Die Sittlichkeit eines Staates wie einer jeden größeren Gemeinschaft von Menschen beruht wesentlich auf dem Familienleben. Von der Ehe hängt nicht nur das Glück der Betheiligten, sondern auch die Erziehung der kommenden Generation ab; sie ist der eigentliche Mittelpunkt der gesammten bürgerlichen Welt. Man kann daher behaupten, daß Berlin, wo man die Ehe bis dahin in den höchsten Ehren gehalten hatte, in sittlicher Hinsicht allen andern großen Städten Europas als Muster vorleuchtete. Unter den Fürsten des Hohenzollerschen Hauses war keiner, der, wie es in Frankreich und dem benachbarten Sachsen geschehn ist, seinen Hof zum Sitze der Unsittlichkeit und zum Sammelplatze von Mätressen und Libertins gemacht hat und was der Fürst that, that stets das Volk, am meisten in der Residenz. Die Regierung Friedrich Wilhelms I. verdient sogar, wenn schon sie sonst nicht der Ausbildung des sittlichen Gefühls günstig gewesen ist, das Lob, daß man zu keiner Zeit das Familienleben höher geachtet und

alle Pflichten, die es mit sich bringt, heiliger beobachtet hat, als gerade in dieser Epoche. Dies Alles änderte sich zur Zeit Friedrichs II. Wenn schon man seinem Privatleben durchaus nicht den Vorwurf machen kann, daß es den Anstrich von Frivolität gehabt hätte, so hatte doch seine Trennung in ehelicher Beziehung und seine Abneigung gegen das weibliche Geschlecht die allerübelsten Folgen. Wir haben bereits oben gesagt, daß der König nichts so ungern sah, als wenn ein freisinniger Mann aus der Zahl seiner Freunde oder der der höhern Staatsbeamten sich verheirathete. Er selbst betrachtete sich als Junggesellen und wollte nur mit seines Gleichen zu thun haben. Gegen seine Bedienten war er niemals strenger, als wenn er bei ihnen Umgang mit dem andern Geschlechte bemerkte. Er wollte nun einmal Sanssouci, so weit es ihm möglich war, in ein Mönchskloster verwandeln. Seine Gesinnungen bethätigte er aber nicht nur in dem nächsten Kreise, sondern sie hatten auch den größten Einfluß auf die Gesetzgebung. Schon am 1. Juli 1743 erließ der König ein Reglement für seine Dragonerregimenter, worin er sagt: „Wenn ein Stabsoffizier oder Kapitain, der eine Escadron hat, heirathen will, so soll er an S. K. M. um Permission schreiben, und S. K. M. wollen, wenn die Parthie seinem Charakter convenable und der Offizier durch eine solche Heirath sich helfen kann, solches zwar nicht abschlagen, jedennoch es S. K. M. lieber sehen werden, wenn ein Offizier unverheirathet bleiben will. Den subalternen Offiziers soll gar nicht erlaubt sein zu heirathen, weshalb auch selbige bei S. K. M. sich nicht melden sollen, es wäre denn, daß ein armer Offizier sein sonderlich Glück durch eine Heirath machen könnte." Dasselbe galt für die Unteroffiziere und die ausländischen Burschen, wenn sie auch die Capitulation abgeben wollten, einheimischen Burschen wurde ebenfalls nicht zu heirathen erlaubt „es wäre denn, daß einer eine Braut mit hübschen Mitteln haben könnte, doch soll in keinem Falle über ein Drittel beweibte Bursche bei der Escadron sein." — Dies Prinzip, in aller Strenge durchgeführt, hatte denn auch wirklich die Folge, daß bei dem berühmten Baireuthischen Dragonerregiment, als dasselbe im Jahre 1778 ins Feld rückte, von sämmtlichen 74 Offizieren, vom Generallieutenant v. Bülow bis auf den jüngsten Fähnrich, kein einziger verheirathet war. Ebenso befanden sich unter den hohen Militair eine große Menge Unverheiratheter, wie z. B. die beiden Gouverneurs von Berlin, die Herren v. Ramin und v. Möllendorf, der Commandant von Berlin, der Herr v. Steinkeller und Andre. Bei dem Civilstande war dies freilich schwerer durchzuführen, aber, so weit der König die Ehelosigkeit befördern konnte, that er es. Seine Cabinetsminister mußten, dem Prinzip zufolge, unverheirathet sein; — nur einmal hat er eine Ausnahme davon gemacht, — und andre hohe Staatsbeamten, die seine Ungnade fürchteten, starben entweder als Hagestolze oder als Wittwer. Auch die

bürgerliche Gesetzgebung, die zur Zeit des Königs große Reformen erhalten hat, nahm dies Prinzip auf, so weit sie konnte, und die Ehescheidungen, welche früher etwas sehr Seltenes gewesen waren, wurden auf jede Weise erleichtert. Die Folgen dieser Handlungsweise traten nirgend stärker hervor als in Berlin. Je mehr sich hier die Anzahl der Einwohner vermehrte, desto mehr nahm die der Ehen ab. Im J. 1712 heirathete hier der 49ste Mensch, im J. 1755 der 52ste und im Jahre 1777 vollends der 78ste, und dennoch hatte Berlin 1712 nur etwa 50,000 Einwohner und 1777 ohne die Garnison 108,355. Für die Zeit Friedrichs II. läßt sich dies noch specieller nachweisen. Im Jahre 1763 ließen sich 1283 neue Ehepaare trauen, im folgenden nur 1221 und im J. 1777, obschon sich die Einwohnerzahl um 15,000 vermehrt hatte, nur 901. Von 1752 bis 1756 war die Mittelzahl der neuen Ehen noch 1148, von 1762 bis 1774 nur 902, in den 12 Jahren von 1766 bis 1778 vollends nur 824. Diese traurige Erfahrung, die man von Jahr zu Jahr in höherem Grade machte, brachte endlich den König dahin, daß er am 17. November 1782 ein Edict erließ, in welchem er dem Uebel zu steuern und die Vermehrung der Ehescheidungen zu verhindern suchte. Es war aber schon zu spät dafür, und man konnte der allgemein eingerissenen Unsitte keinen Damm mehr entgegensetzen. Im Gegentheil die philosophischen Köpfe des Jahrhunderts begannen mit großen Ernst darüber zu berathen, ob es nicht besser wäre, der Ehe ihre kirchliche Sanction zu nehmen, da man gar nicht einsah, was dieser Vertrag vor allen andern Kauf-, Mieths- oder sonstigen Verträgen voraus hatte. Man machte mit demselben Eifer, der gegen alle Vorurtheile Sturm lief, die sich aus früheren Jahrhunderten erhalten hatten, den sehr philosophischen Vorschlag, die Ehe zu einem bloßen Concubinat herabzusetzen, wobei jedenfalls die Kosten erspart würden, die dem Manne der standesmäße Unterhalt seiner Familie verursachte, oder, wenn man die kirchliche Ehe nicht ganz aufgeben wollte, so sollte wenigstens eine Art von Civilehe daneben ihr Bestehn finden. Wenn schon nun dies nicht durchgesetzt worden ist, so ist wenigstens aus ähnlichen Ueberzeugungen in unser Landrecht die Bestimmung übergegangen, daß es Standespersonen erlaubt sein sollte, eine Ehe zur linken Hand einzugehn, ein Princip, das der Sittlichkeit unsrer Zeit sehr gefährlich hätte werden können, wenn sich nicht die allgemeine Meinung so entschieden dagegen erklärt hätte.

Inzwischen existirte doch schon damals eine Art von Afterehe, die bei dem Militair besonders häufig war. Bei den Engländern gab es oder giebt es vielleicht noch heute eine eigne Art von Militairehen, die darin bestand, daß der Regimentstambour ein Paar vor der Trommel zusammengab und der Mann somit die Verpflichtung übernahm, für seine Frau und die Kinder, die er von ihr bekam, zu sorgen, so lange

er sie bei sich behalten wollte. Mochte er sie nicht länger, so überließ er sie ihrem Schicksal, und man hat Beispiele, daß ein solches Frauenzimmer eine starke Anzahl von Männern hinter einander gehabt hat, alle von demselben Regiment. Eine ganz ähnliche Einrichtung war die der Liebstenscheine in Preußen, welche die Kapitains austheilten. Es wurde nämlich vermöge eines solchen dem Soldaten die Erlaubniß ertheilt, mit einem Frauenzimmer, die er geschwächt hatte, in einer natürlichen Ehe zu leben. Er miethete dann seine Liebste, — denn dies war der offizielle Ausdruck für sie, — irgendwo ein, während er in seinem Quartier blieb. Der Liebstenschein des Kapitains schützte dann das Frauenzimmer gegen die polizeilichen Vorschriften.

Das Ueberhandnehmen der Ehelosigkeit hatte denn nächst solchen Auskunftsmitteln, die auch von Civilisten häufig genug nachgeahmt wurden, die nächste Folge, daß die Anzahl der unehelichen Kinder auf das Ungeheuerste zunahm. Im J. 1784 wurden im Ganzen 4952 Kinder geboren, unter denen sich 471 uneheliche befanden, vom 25. November 1785 bis zum 24. Februar 1786 waren unter 1227 Neugebornen 111 uneheliche, von da bis zum 26. Mai unter 2767 Neugebornen 196 uneheliche Kinder. Wenn schon nun diese Resultate allerdings, gegen die von manchen andern großen Städten gehalten, noch erfreulich genannt werden können, so waren sie doch zu jener Zeit sehr betrübend, da man sich in der Geschichte Berlins nichts Aehnliches zu entsinnen wußte. Mit der unwürdigen Stellung, in welche das weibliche Geschlecht hierdurch gerieth, wurde denn der sittliche Wohlstand der Residenz auf keine Weise gebessert. Die Moralisten jener Zeit schreien über nichts so stark, wie über die Weiber. Ihr Hang zum Luxus und zur Ostentation, ihre Eitelkeit und Putzsucht, ihr Mangel an Häuslichkeit, ihre Sucht zu Intriguen und Liebeshändeln, ja ihre Untreue und Verworfenheit sind der stete Gegenstand ihrer Anklagen und man erzählte in Büchern, die damals sehr stark in Berlin gelesen wurden, Dinge, die allen Glauben übersteigen. Bei alledem fiel Niemanden ein, daß die Männer allein den Grund zu allen diesen Untugenden legten und mindestens in gleicher wenn nicht in größerer Verdammniß wie jene waren. Sie ließen es ihren Töchtern an Unterricht und guter Erziehung fehlen, sie achteten ihre Frauen nicht in dem Grade, wie es ihre Pflicht war, und beklagten sich dann hinterher, daß sie nichts taugten. Diese unselige Trennung beider Geschlechter brachte denn auch noch andre Uebel mit, die damals in Berlin stark im Schwange waren. Die unnatürliche Befriedigung der Wollust, die bei dem gemeinen Volke kaum geheim gehalten wurde, soll sich sogar, wie man behauptet hat, den höchsten Kreisen der Gesellschaft mitgetheilt haben, wo sie dann freilich nicht ohne Nachahmung bleiben konnte.

Doch wir brechen von einer Materie ab, deren Erörterung sehr

mißlich sein würde, und eilen, die Schattenseiten des damaligen Berlins noch mit einigen Zügen anzudeuten, um uns dann wieder zu den Lichtpartien wenden zu können. Zu den erstern müssen wir noch die Gewinnsucht und Unredlichkeit rechnen, die namentlich seit dem siebenjährigen Kriege die hiesigen Einwohner in so hohem Grade einnahm. Die unglücklichen Zustände, die der Krieg selbst hervorrief, gaben den ersten Grund dazu. Man sah, während das ganze Land unter dem Unheil zu erliegen schien, einzelne Privatleute, Kaufleute, Lieferanten und namentlich Juden, Schätze zusammen bringen und das nicht immer auf die redlichste Art. Schon dies Beispiel reizte stark zur Nachahmung. Noch trauriger wurde aber der Stand der Dinge, als der König nach dem Kriege die Regie einführte und eine große Lotterie einrichtete, welche letztere allein den Geldmangel in den Staatskassen ihren Ursprung zu verdanken hat. Durch die erhöhten Steuern wurde das Contrebandiren und jede Art von Betrug befördert, ja man möchte in manchen Fällen beinahe sagen, verschuldet; die Lotterie sagte dagegen der Neigung des Menschen, ohne Mühe viel zu erwerben, zu sehr zu, als daß sie nicht sogleich hätte in die stärkste Aufnahme kommen sollen. Man hat nicht die Erfahrung gemacht, daß die Menge durch eine für die Spieler so unvortheilhafte Einrichtung, wie die der Zahlenlotterie abgeschreckt worden wäre, aber eben so wenig, daß die Gewinnste, zumal wenn sie den Unbemittelten trafen, Glück gebracht hätten. Trotz dem wurde zu keiner Zeit mit so großer Leidenschaft gespielt, wie unter der Regierung Friedrich **II.**, wo die Sache noch neu war. Die früheste Lotterie, die man zu Berlin hatte, existirte bereits im J. 1740. Sie bestand aus 20,000 Loosen und hatte einen Fonds von 100,000 Thalern. Das Loos kostete 5 Thaler, die Zahl der Gewinne betrug 4028 und der bedeutendste davon trug ein Haus von 24,000 Thlr. Werth ein. Die Aufsicht über dies Unternehmen hatten der Geheimerath v. Nüßler, der Commerzienrath Haag und der Hoffiskal Glorin. Je mehr nun durch den guten Fortgang, den die Sache nahm, die Aufmerksamkeit des Publikums auf das Glücksspiel gerichtet wurde, desto mehr suchte man seine Neigung dazu bei Unternehmungen zu benutzen, zu denen es an hinlänglichem Fonds fehlte. So wurden zum Bau der Domkirche, zur Errichtung der Heckerschen Realschule und zum Bau der katholischen Kirche Lotterien vom Könige bewilligt, durch deren Gewinn man das fehlende Geld herbeischaffte. Für den Aufbau der katholischen Kirche unternahm der Baron Sweerts eine solche mit einem Fonds von 500,000 Thaler. Wenn schon nun diese Zwecke durchaus uneigennützig waren, so hatte dennoch diese Mode die üble Folge, daß die Spielsucht sehr überhand nahm und der König sah sich veranlaßt, am 24. October 1755 ein Edict ergehen zu lassen, in welchem bei Verlust des baaren Einsatzes und 100 Thlr. fiskalischer Strafe den Einheimischen verboten wurde, in

fremde Lotterien zu setzen. Es unterblieb aber doch nicht und nahm namentlich während des siebenjährigen Krieges so stark zu, daß sich der König dazu entschloß, eine große Staatslotterie einzurichten, an welcher jeder preußische Unterthan Theil nehmen könnte. Dies geschah noch im J. 1763. Den Plan dazu machte der Geheime Finanz- und Kommerzienrath Kalzabigi nach dem Muster der bereits in Genua, Rom und Brüssel vorhandenen Anstalten dieser Art. Die erste Ziehung fand am 31. August in der Wilhelmsstraße statt unter Beisein des Kommandanten Zegelin und des Stadtpräsidenten Kircheisen. Der Ueberschuß, den der Staat von diesem Institute hatte, war sehr bedeutend. Nichts desto weniger machte die General-Lotterieverwaltung öfters die sonderbare Bekanntmachung, daß es ihr sehr schwer würde, die großen Ausfälle zu tragen, die das Glück des Publikums hervorbrächte. Der bedeutendste Gewinnst, den man machen konnte, betrug damals 45,000 Thaler. Im J. 1768 entstand in Berlin eine neue Klassenlotterie, in welcher der höchste Gewinnst 10,000 Thlr. betrug. Wahrscheinlich war die unzulängliche Einrichtung der königlichen Zahlenlotterie die Ursache davon. Nunmehr nahm die Sucht zum Lotto so stark überhand, daß man ihr ernstlich Einhalt thun mußte. Der König hatte aus besondrer Gnade der zahlreichen Familie des verstorbnen Generals v. Forcade die Erlaubniß ertheilt, ihr Haus, ein väterliches Erbstück, durch eine Lotterie loszuschlagen. Dies fand Beifall und man wollte schon von vielen Seiten etwas Aehnliches versuchen, als Friedrich II. am 26. April 1776 ein Edict erließ, daß künftig keine Privatlotterien mehr im Lande gestattet werden sollten, da bereits eine Gesellschaft das ausschließliche Recht dazu bekommen hätte. Die Pächter der beiden hiesigen Lotterien waren die gräflich Reuß- und Eickstedtischen Erben, welche noch vom 1. Februar und 1. Juni 1785 an von Friedrich II. eine neue Verlängerung des Contractes erhielten.

Durch diese Veranstaltung wurde die Gewinnsucht und selbst die Unredlichkeit hervorgerufen. Ein Lotteriecollecteur suchte im J. 1765 die fünf größten Gewinne durch Unterschleif an sich zu ziehn und kam in Folge dessen nach Spandow. Andre setzten ihre letzte Hoffnung auf das Glücksspiel und wurden darin meistens betrogen. Die Neigung zum Hazardspiele in jeder Form wurde verstärkt und man konnte ihr kaum mehr Einhalt thun. Wenn schon man daher der Regierungszeit Friedrichs II. den großen Ruhm nicht absprechen darf, daß sie durch eine gänzliche Reform der Justiz den Rechtszustand gründlich verbessert und die Sitten in jeder Weise g e m i l d e r t hat, — wie dann den fürchterlichen Executionen, die zur Zeit Friedrich Wilhelms I. an der Tagsordnung waren, ein Ziel gesetzt und mehrere unnatürliche Strafen wie das Sacken der Kindermörderinnen und die Folter abgeschafft wurde, — so würde man doch zu vortheilhaft von diesen Veränderungen urtheilen,

wenn man meinte, daß sie den sittlichen Zustand der Generation durchweg verbessert hätten. Dieser erhielt vielmehr von den genannten Seiten so starken Abbruch, daß man ihn im Ganzen eher als gesunken betrachten kann.

Wenn nun aber die Wissenschaften und Künste keinen so tiefen Eindruck auf jene Generation machten, so trugen sie doch wenigstens dazu bei, das Leben zu verschönen und der Geselligkeit verhältnißmäßig einen höheren Reiz zu geben, als sie es noch heute zu thun im Stande sind. Zur Zeit Friedrich Wilhelms I. existirte kein andres Zusammenleben als das der Familie und es konnte auch kein gesellschaftlicher Zustand auf die Dauer begründet werden, weil es dazu an gemeinsamen Interessen fehlte. Diese traten erst mit der Zeit Friedrichs des Großen ein. Wissenschaft und Kunst sind die mächtigen Magnete, welche gleichgesinnte Geister mit einander verbinden und diese waren es auch, denen Berlin seine geselligen Zustände zu verdanken hatte. In diesen Punkten ist es, wo der Mensch seine Unzulänglichkeit als Einzelner empfindet, und wo er nothwendig auf das Zusammenwirken in größeren Kreisen hingelenkt wird, die Unendlichkeit des Gegenstandes selbst weis't ihn über den beschränkten Kreis seiner Persönlichkeit hinaus, und er sieht ein, daß nur die Vereinigung der Gesammtheit das höchste Ziel erstreben kann. Sobald daher die königliche Academie der Wissenschaften das Beispiel dazu gegeben hatte, sah man in Berlin Gesellschaften ähnlicher Art entstehn, die rein wissenschaftliche Zwecke verfolgten. Die bedeutendste derselben war die Gesellschaft naturforschender Freunde, welche im J. 1773 zusammentrat und zu Ende der Regierung Friedrichs II. bereits über 200 Mitglieder zählte. Der Stifter und erste Sekretair derselben war der Dr. Martini. Die Gesellschaft besaß ein ansehnliches Naturalienkabinet und eine beträchtliche Bibliothek. Sie ließ sich die ernste Erforschung ihrer Wissenschaft sehr angelegen sein, und gab in den ersten 13 Jahren ihrer Existenz zehn Bände ihrer Schriften heraus, in denen sie von ihren Studien und Beschäftigungen Rechenschaft ablegte. Im Jahre 1755 entstand eine geschlossene Gesellschaft, von Gelehrten und Freunden der Gelehrsamkeit, in welcher man die neuesten Producte der Litteratur besprach und sich namentlich sehr ernst mit der Philosophie beschäftigte. Eine ähnliche Gesellschaft, an welcher auch hochstehende Staatsbeamte Antheil nahmen, entstand auch zu Ende der Regierung Friedrichs II., sie ging aber ein, da man sich genöthigt gesehn hätte, dem Hrn. v. Wöllner eine Anzeige davon zu machen, der so unpopulär war, daß man auch in den unschuldigsten Dingen nicht mit ihm zu thun haben wollte. Dergleichen Verbindungen zu wissenschaftlichen Zwecken mögen wohl noch mehrere existirt haben, von denen uns entweder, des kurzen Bestehens der Gesellschaft halber, oder weil die Mitglieder überhaupt nicht ihre Namen zur Publizität gelangen lassen wollten, nur spärliche Notizen erhalten sind.

Unter den Künsten ist es besonders die Musik, die vor allen den Namen der geselligen verdient, und daher wurden denn auch, je mehr sich der Eifer für die Erlernung derselben den Dilettanten mittheilte, die Vereinigungen zu gemeinsamen Aufführungen häufiger. Es existirten zur Zeit Friedrichs II. bereits mehre Liebhaberconzerte in Berlin. Das erste derselbe hatte schon Janitsch, der noch bei dem Kronprinzen in Rheinsberg war, gestiftet und verpflanzte dasselbe nach Berlin, wo es in seinem Hause, mit Ausnahme der Opernzeit, alle Freitage statt fand. Die Mitglieder desselben waren königliche, prinzliche und markgräfliche Kammermusiker; auch Dilettanten nahmen daran Antheil. Montags fand eine sogenannte musikalische Assemblee bei dem Kammermusikus Schale statt und Sonnabends wurde bei dem Hofkomponisten Agricola, dem späteren Director der italienischen Oper ein andres Conzert gegeben, welches aus Vocal- und Instrumentalmusik bestand. Im J. 1749 entstand eine Gesellschaft von Offizieren Adligen und Civilbeamten, die den Namen der musikübenden Gesellschaft annahm und besondere Gesetze entwarf, nach denen die Zusammenkünfte gehalten werden sollten. Diese fanden in dem Hause des Organisten bei der Schloß- und Domkirche statt und haben sich lange bei dem Publikum in rühmlichem Andenken gehalten. Am 6. April 1770 stifteten Ernst Benda und Carl Bachmann ein öffentliches Conzert, welches im Corsikaschen Hause im Winter wöchentlich und im Sommer monatlich gehalten und von dem Prinzen von Preußen, der Prinzessin Amalie und dem Prinzen Friedrich von Braunschweig mit ihrem wiederholten Besuche beehrt wurde. Nunmehr wurden in Berlin schon so viele Conzerte gegeben, daß man mit Recht fürchten durfte, eine Vermehrung derselben würde den bestehenden Eintracht thun. So geschah es denn auch. Am 11. März 1784 wurde das sogenanote concert spirituel eröffnet, bei dem sich ein sehr glänzendes Publikum einfand. Der Cyclus der Aufführungen sollte aus sechs Conzerten bestehn und der Eintritt wurde mit einem Thaler bezahlt, was nach den Begriffen der damaligen Zeit etwas ganz Exorbitantes war und nur von bemittelten und angesehenen Personen aufgebracht werden konnte. Indessen fand das Unternehmen seinen Fortgang und leider wurde das von Benda und Bachmann gestiftete Liebhaberconzert das Opfer davon. Die Zahl der Abonnenten wurde dadurch vermindert und es ging mit der Zeit ein. Zum Beschluß müssen wir noch der großen Aufführung des Messias von Händel gedenken, welche am 19. Mai 1786 in der hiesigen Domkirche statt fand und die sämmtlichen musikalischen Kräfte Berlins zu einem gemeinsamen, großartigen Unternehmen vereinigte. Das Orchester bestand aus 78 Violinen, 19 Bratschen, 22 Violoncells, 15 Kontrabässen, 10 Fagotten, 12 Oboen, 12 Flöten, 8 Waldhörnern, 6 Trompeten, 4 Posaunen und 2 Paar Pauken. Außer sämmtlichen königlichen Sängern und Sängerinnen und

vielen Dilettanten, wirkte ein Chor von mehr als hundert Personen mit. Die Direction hatte der berühmte Kapellmeister des Herzogs von Kurland, Hiller und unter seiner Leitung sah man Leute wie Benda, Fasch, Rolle, Düport und Andere ausgezeichnete Virtuosen. Das Orchester selbst war nach der Angabe des Herrn v. Massow äußerst geschmackvoll ausgeziert und die Versammlung, welcher der ganze Hof beiwohnte, höchst glänzend. Die Einnahme gewährte einen reinen Ueberschuß von 1111 Thlr. 16 Gr., wovon man einen Theil sogleich an dürftige Familien von Musikern vertheilte und ein Kapital von 820 Thalern zinsbar in die Bank einlegte, um die Familien verstorbner Tonkünstler damit zu unterstützen.

Wenn nun in allen diesen Versammlungen die Wissenschaft oder die Kunst das gemeinsame Interesse ausmachten, welches die Mitglieder mit einander verband, so gab es allerdings auch noch andre, in denen eine rein sittliche und gesellschaftliche Tendenz vorherrschte. Hieher zählen wir billig die Freimaurerlogen, welche durch Friedrich **II.** in Berlin gegründet sind und durch das Geheimniß, welches sie um sich verbreiteten, die Aufmerksamkeit, ja die Neugier des Publikums in hohem Grade erregten. Friedrich hatte sich, wie wir erzählten, bereits als Kronprinz zu Braunschweig in die Loge aufnehmen lassen. Die Versammlungen mußten, so lange Friedrich Wilhelm **I.** lebte, sehr geheim gehalten werden. Gleich nach seiner Thronbesteigung äußerte Friedrich indessen das Verlangen, in Berlin eine Freimaurerloge zu haben. Der Baron von Bielfeld und der Geheimerath Jordan übernahmen es, dieselbe zu stiften. Vorläufig wurden in Charlottenburg die Zusammenkünfte gehalten und im Juli 1740 der Prinz Wilhelm, Bruder des Königs, der Markgraf Karl, der Herzog von Holstein-Beck und der Hauptmann v. Möllendorf in den Orden aufgenommen. Am 13. Sept. 1740 kam in Folge dieser Vorbereitungen im **Hôtel de Mongobert**, der nachherigen Stadt Paris, in der Brüderstraße, die neue Loge unter dem Namen **aux trois Globes** zu Stande. Der König selbst erklärte sich als Landesherr zum Großmeister der Loge, obgleich er weder bei ihrer Stiftung noch jemals in ihren Versammlungen im **Hôtel de Mongobert** zugegen gewesen ist. Er leitete nur die sogenannten Hoflogen in Charlottenburg und in den Zimmern des königlichen Schlosses, die aber bald mit der Loge zu den drei Weltkugeln verschmolzen. Auch hörte er schon mit dem Ausbruche des ersten schlesischen Krieges auf, für dieselbe zu arbeiten und hat sich in spätern Jahren sehr ungünstig über die Tendenz eines solchen Instituts ausgesprochen.

Je gleichgültiger dasselbe dem Könige wurde, desto mehr Wichtigkeit gewann es in den Augen des Berliner Publikums. Man hatte zu Berlin in der Zeit, wo diese erste Loge gegründet wurde, von den Freimaurern die fabelhaftesten Vorstellungen. Man beschuldigte sie der Laster,

die man früher den Tempelherren nachgesagt hatte und die den Grund zu ihrer Vertilgung hergeben mußten. Man sprach von einem geheimen Bündniß mit dem leibhaftigen Teufel, man erzählte von den mystischen Gebräuchen, unter welchen die neuen Mitglieder aufgenommen und zu höheren Graden eingeweiht wurden, und rechtschaffne Eltern glaubten nichts Anderes, als daß ihre Söhne an Leib und Seele verloren wären, wenn sie sich in diese Gesellschaft aufnehmen ließen. Allen diesen Anklagen, die man gegen sie erhob, gegenüber befanden sich nun die Freimaurer in einer sehr prekären Lage. Sie wollten gern die günstigste Meinung von ihren philanthropischen Zwecken im Publikum verbreiten, sie beriefen sich darauf, daß ihre Gesellschaften anerkanntermaßen viel Gutes, und, so viel man ihnen nachweisen könnte, noch nichts Böses gestiftet hätten. Bei alledem durften sie doch, ihrem Eide gemäß, nichts von ihren Ordensgeheimnissen verlauten lassen und das Publikum wurde nicht beruhigt, weil es seine Neugier nicht befriedigen konnte. Die Haudesche Zeitung wurde der Ort, wo man dergleichen Dinge besprach. Es wurde in derselben bekannt gemacht, daß der König den Freimaurerorden seinen Schutz ertheilt habe und man nannte eine Anzahl namhafter Leute, welche durch ihren Stand und ihre Verdienste eine ausgezeichnete Stellung hatten, als Mitglieder. Man bat das Publikum, diese Namen für eine Garantie zu nehmen, daß die Gesellschaft nur gute und heilsame Zwecke verfolgte und warnte dasselbe vor raschen und voreiligen Urtheilen. Diese Erklärung fruchtete sehr wenig. Im Gegentheil! Sie regte die Menge noch weit mehr auf. Man begriff nicht, warum die Freimaurer, wenn sie nichts Verwerfliches wollten, damit hinter dem Berge hielten. Ihr Geheimniß schien unter allen Umständen bei einem guten Gewissen unbegündet. Um daher diesem Verlangen, so weit es möglich war, zu genügen, erschien in der Haudeschen Zeitung ein zweiter Aufsatz, in welchem eine Menge von Vorurtheilen widerlegt wurden, und so viel von den Absichten und der Geschichte dieses Ordens mitgetheilt wurde, wie man zur Beruhigung des Publikums aufbringen konnte. Inzwischen beschwichtigte auch dies die Berliner noch lange nicht und da man so viel mit Gewißheit voraussehn konnte, daß nur der das Geheimniß erführe, der selbst in den Orden träte, so blieb nichts Anderes übrig, als eine zweite Loge für den Bürgerstand zu stiften, welche auch im September 1754 die königliche Bestätigung erhielt, jedoch mit der Warnung, daß man sich in der Wahl der Mitglieder wohl vorsehen sollte. Sie erhielt den Namen: die Eintracht oder Concordia, und war eine Tochterloge der zu den drei Weltkugeln, welche außer ihr noch im J. 1755 die Loge: „Royalyork oder de l'amitié," 1770 den „flammenden Stern," 1774 „Friedrich zu den drei Seraphinen" und 1775 „die Verschwiegenheit zu den drei verbundenen Händen," stiftete. Man war aber nun einmal mit der Maurerei in den Geschmack

gekommen und ließ es hierbei nicht bewenden. Es wurden in den Jahren 1769 bis 1777 noch acht Logen in Berlin gestiftet, so daß man im letztgenannten Jahre im Ganzen 13 verschiedene Logen zählte. Sie bestanden nun eine Zeit lang friedlich neben einander. Die Loge zu den drei Weltkugeln, welche den Titel der großen königlichen Mutterloge führte, bot dem Könige während des siebenjährigen Krieges ein freiwilliges Darlehn an, welches er indessen nicht anzunehmen für gut fand. Im J. 1774 legte sie sich, in Folge eines Vertrages mit der großen Loge in London die Benennung einer „großen National-Mutterloge in den preußischen Staaten" bei, welchen der König auch bestätigte. Dies erregte indessen die Scheelsucht der andern Ordensbrüder. Man stellte Untersuchungen über die Echtheit der Loge an und die daraus hervorgehende Erbitterung unter den Anhängern der verschiedenen Logen wurde so groß, daß sich der König veranlaßt sah, die dabei vorgefallnen Unziemlichkeiten durch einen Kabinetsbefehl, der freilich nicht zur öffentlichen Kenntniß gekommen ist, zu ahnden. Die Großmeister der Loge zu den drei Weltkugeln waren der Baron v. Bielfeld bis zum J. 1756, der Markgraf Carl bis 1762 und der Prinz August von Braunschweig-Oels, der im J. 1805 starb.

Endlich gab es noch eine Menge von Gesellschaften, Klubs, Picknicks, Resourcen und Versammlungen aller Art, die nur Geselligkeit im weitesten Sinne des Wortes zum Zweck hatten. Sie nahmen in eben dem Grade zu als das Familienleben, von dem sich in dieser Zeit nur sehr geringe und von Jahr zu Jahr mehr verschwindende Spuren finden, abnahm. Wir nennen von diesen Gesellschaften, deren Zahl nicht anzugeben ist, nur den Montagsklub, weil der der älteste ist und am längsten bestanden hat. Er wurde im J. 1748 gegründet und dauerte noch lange Zeit über die Regierung Friedrichs des Großen hinaus. Die Mitglieder desselben hatten keinen andern Zweck als den der Unterhaltung und man muß sich allerdings wundern, daß sie so lange damit ausgereicht haben, denn die wahre Tendenz einer solchen Gesellschaft kann am Ende nicht ihre Dauer sondern nur ihre Harmonie sein und diese pflegt sich nicht lange mehr zu erhalten, wenn der Reiz der Neuheit in gewissem Grade verschwunden ist. Im Ganzen hatte man zur Zeit Friedrichs **II.** durchaus das richtige Princip bei der Gründung von Gesellschaften und Klubs dieser Art. Man behandelte sie wie Journale, Wochenblätter und periodische Schriften. Sie wurden gegründet, weil sich das augenblickliche Bedürfniß dafür aussprach und sie bestanden keinen Augenblick länger, als man nicht mehr ein ungetheiltes Vergnügen daran empfand. Die Sucht, eine Sache dieser Art deshalb möglichst lange fortzusetzen, weil sie nun einmal existirte, die Furcht, sich zu kompromittiren, wenn man das Unternehmen aufgäbe, kannte man damals noch nicht. Man war dazu zu freisinnig und betrachtete diese

Dinge aus einem ganz andern Gesichtspunkte, als es heute geschieht. Man änderte daher auch nicht an den Statuten einer solchen Gesellschaft oder an der Einrichtung eines Journales. Niemand verlangte, daß das was nur für kurze Zeit gegründet war, eine Ewigkeit aushalten sollte und da bei Unternehmungen dieser Art Alles auf die Persönlichkeit der Stifter ankommt, so hörte mit ihrer Lust auch die Sache zugleich auf. Gerade dieser stete Trieb, nichts Veraltetes zu konserviren, nichts Schadhaftes auszubessern, sondern mit stets erneutem Eifer immer Neues ins Werk zu setzen, ist der Epoche Friedrichs **II.** eigenthümlich und gab dem geselligen Leben jener Zeit den höchsten Reiz. Die verhältnißmäßig geringe Frequenz der Einwohnerschaft Berlins und namentlich des gebildeten Publikums kam hinzu, um diesen Vortheil zu unterstützen. Berlin war zu groß, um für eine kleine Stadt zu gelten, und die Lotterien fanden daher nicht den Anhang, den sie so häufig in den Provinzialstädten haben, die Stadt war aber auch zu klein, als daß man, namentlich in den gebildeten Ständen, nicht sehr genaue Kenntniß von geistesverwandten Leuten hätte haben sollen. Die große Menge von Fremden, die sich hier aufhielten, benahmen dem gesellschaftlichen Tone jene dumpfe Beschränktheit und Schärfe, die sich innerhalb der Mitglieder einer Familie so leicht einfindet, der stete Wechsel von neuen Gegenständen gab den Stoff zur belebtesten Unterhaltung. Unter diesen Einflüssen verschwand denn in den vornehmeren Kreisen von Jahr zu Jahr mehr jene Strenge und Rauheit, welche der Charakter der vorhergehenden Epoche gewesen war und ein wahrhaft liberaler Sinn für echte Humanität, Billigkeit und Tolerenz, verbunden mit einem lebhaften Patriotismus, gewannen immer neue Anhänger.

Was die niedern Stände angeht, so ist nicht zu erwarten, daß sie sich so bald zu der neuen Ordnung der Dinge bekehrt hätten. Der König sorgte nur vor Allem dafür, daß ihnen überall Recht geschähe, daß man sie nicht ferner unterdrückte oder ihnen die Mittel entzöge, überhaupt die Ansprüche zu machen, von denen man sie als Bürger eines civilisirten Staates nicht ausschließen durfte, ja er ist, wie allgemein bekannt, in diesem Streben, bei der steten Voraussetzung, daß dem gemeinen Manne oft von den Vornehmeren Unrecht geschähe, zu weit gegangen. Dadurch kam nun allerdings der bis dahin arg bedrückte Stand der Bürger und Bauern zu einigem Selbstgefühl und fühlte sich glücklich unter der starken Hand des Herrschers, die ihm Schutz gab. Für die Belehrung und sittliche Erziehung dieser Volksklasse konnte freilich noch nicht viel geschehn; war ja doch erst in der zweiten Hälfte der Regierung des großen Königs eine Reform mit den gelehrten Schulen vorgenommen worden, die zur Ausbildung der studirenden Jugend bestimmt waren. Man darf sich daher nicht wundern, daß man in den niedern Ständen noch oft eine Finsterniß antrifft, die aller Aufklärung Hohn zu

bieten scheint. Man fand hier Rosenfelder und Rosenkreuzer, Goldmacher und Geisterseher, Mondboctoren und Universaldoctoren, Exjesuiten und Lämmleinsgesellschafter in Menge, welche reichlichen Anhang fanden und selbst bei Vornehmeren, denen es an Bildung fehlte, nicht ohne Anklang blieben. Bei der großen Toleranz, die der König in Religionssachen übte, gab es hier eine ungeheure Menge von Schwärmern. Es wurden Conventikel gehalten, in denen Aberglauben, Freimaurerei und Unsinn herrschte und die sich durch ihre Wohlthätigkeit in Achtung zu setzen suchten. Die Gesellschaft, die man in denselben antraf, war oft sehr gemischt. Man sah dort Geistliche, Offiziere, bankerutte Kaufleute und Handwerker. Ein Berliner Kaufmann, der bei dem Kriege gegen das neue Gesangbuch die Stimme am lautesten erhob, hatte eine wahre Sucht, Proselyten für seine Meinungen zu machen und sein Einfluß erstreckte sich sogar bis über die Grenzen Berlins hinaus. Er reiste im Lande umher und wiegelte das Volk besonders aus dem Grunde gegen das neue Gesangbuch auf, weil seiner Meinung nach der Teufel, um dessen persönliche Anerkennung es ihm zu thun war, nicht oft und kanzelmäßig genug darin genannt war. Dergleichen unlautere Elemente bewegten in dieser Region die Gemüther noch immer sehr stark und ihre Vertilgung, so weit sich dieselbe bewerkstelligen läßt, mußte der Folgezeit aufbehalten bleiben.

Was nun freilich der geistigen Ausbildung der niedern Stände abging, das gewannen sie allerdings in materieller Hinsicht. Die Civilsowohl, wie die Militairbeamten hatten von ihrer Stellung sehr viel mehr Ehre als Gewinn, denn der letztere war fast nur auf der Seite der Fabrikanten, Kaufleute, Handwerker, mit einem Worte bei dem niederen Bürgerstande. Sie wandten ihn denn so an, wie man es von ihnen erwarten konnte: sie verbrachten das am Sonntage, was sie in der Woche verdient hatten und da ihnen die Erziehung ihrer Kinder und die Erhaltung ihres Hauswesens keine großen Ausgaben machte, so trieben sie mit ihrem Gelde einen Luxus, der oft seltsam genug in die Augen fiel. Eine Menge von Kaffeehäusern, Wirthshäusern, öffentlichen Gärten und andere Anstalten dieser Art entstanden und wurden meistens von dem Bürgerstande besucht und im guten Ansehn erhalten. Unter solchen Umständen schien denn auch die Erneuerung der Schützengilde wünschenswerth. Schon im J. 1747 stellte Friedrich dieselbe, obgleich er das Vogel- und Scheibenschießen für etwas ganz Nichtsnutziges hielt, zum Vergnügen der Bürger wieder her, weil er sich zugleich davon eine Belebung des städtischen Verkehrs versprach; diese blieb denn auch nicht aus und da der König die Einladung dieser Gesellschaft zu dem im September d. J. abzuhaltenden Königsschießen, vermittelst eines sehr gnädigen Handschreibens annahm und die Gilde später auf alle Weise begünstigte, so hob sich dieses Volksfest von Jahr zu Jahr. Es war

freilich nicht das einzige dieser Art, denn auch der Stralauer Fischzug und andere jährlich wiederkehrende Feste erhielten sich bei dem wachsenden Wohlstande der Bürger in gutem Andenken.

Außerdem fehlte es denn auch nicht an Merkwürdigkeiten, die durch ihre Seltenheit oder das Unerhörte ihrer Erscheinung das Publikum von Zeit zu Zeit in Bewegung setzten. Im J. 1775 kam der berühmte Taschenspieler Philadelphia nach Berlin, angeblich ein geborner Amerikaner und zeigte seine Künste vor einem sehr vornehmen Publikum, denn er ließ sich seine Vorstellungen sehr theuer bezahlen. Dies erhöhte indessen seinen Ruf außerordentlich, da die, welche ihn gesehn hatten, den Andern, die nicht so glücklich gewesen waren, die unerhörtesten Dinge von ihm erzählten und dadurch seine Wunder über allen Glauben steigerten. Im Jahre 1777 kam der erste Elephant nach Berlin, den man hier gesehn hat und fand, wenn schon er noch sehr jung war, doch der Seltenheit wegen ein zahlreiches Publikum. Im J. 1784 beschäftigte man sich damit, die ersten Luftballone steigen zu lassen. Der Assessor Klapproth vom Obercollegium medicum machte am 24. Januar den ersten Versuch, der Director Achard am 15. und 18. Februar. Leider verunglückte aber das letzte Unternehmen dieser Art so stark, daß der erzürnte Pöbel den Platz stürmte, den Ballon in Stücke zerriß und der erschrockne Unternehmer sein Heil in der Flucht suchen mußte. Er versuchte es nachher, seine Ehre in den öffentlichen Blättern zu vertheidigen, doch wagte es nach ihm Niemand mehr, das Publikum zu einem so unsichern Vergnügen einzuladen. Indessen auch eine verregnete Landparthie hat ihre Reize, so lange sie den Humor nicht stört, und der Director Achard gab den Berlinern mehr Stoff zur Unterhaltung durch seinen verunglückten Versuch als er es durch den allergelungensten hätte thun können. So gab es denn schon zu jener Zeit eine solche Menge von Dingen, die die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zogen, und ein munteres und lachlustiges Publikum beschäftigten, daß der Stoff zur Unterhaltung nicht so leicht ausging, ja die Berliner waren zu solchen Dingen wohl noch mehr gestimmt als in irgend einer Zeit, da sie sie unter der Regierung Friedrich Wilhelms hatten entbehren müssen.

Das Einzige, was in unsern Augen einen finstern Schatten über dies muntere Treiben werfen könnte, ist die völlige Absonderung des Adels vom Bürgerstande. Friedrich der Große trat nämlich in diesem Punkte den philosophischen Meinungen seines aufgeklärten Jahrhunderts mit großer Schroffheit in seiner Handlungsart entgegen. Denn auch er hat in seinen Schriften wiederholt ausgesprochen, daß der Unterschied der Menschen durch die Geburt ein lächerliches Vorurtheil wäre, und daß jeder zu gleichen Rechten und Ansprüchen mit dem Andern, geboren wäre, aber er handelte dennoch ganz nach dem entgegengesetzten Princip. Der Adel war eigentlich ganz allein berechtigt, der Bürgerstand wurde

nur geduldet. Sämmtliche Offizierstellen in der Armee und alle höheren Beamtenstellen wurden nur an Adlige vergeben; dem Bürgerstande blieben außer der Wissenschaft und der Kunst, nur Handel und Gewerbe nebst den untergeordneten Beamtenstellen. Ganz denselben Unterschied sah man bei allen öffentlichen Lustbarkeiten. Im Opernhause hatte der Adel die Logen und das Parquet, der Bürgerstand das Parterre, bei den Redouten durfte sich der Adel ausschließlich in Rosadominos zeigen, die Bürgerlichen mußten diese Farbe vermeiden und sich im Tanzsaale des Opernhauses innerhalb gewisser Schranken halten. So konnte man sämmtliche Verhältnisse des bürgerlichen Lebens durchgehn und überall fand man den Adel bevorzugt und gehoben, die Bürgerlichen vernachlässigt und halb verachtet. Dies kam daher, weil der König die sonderbare Meinung hatte, der Adelige allein hätte wahres Ehrgefühl und wäre daher eigentlich allein zu brauchen. Er that denn auch Alles Mögliche, um sich diesen kostbaren Stand zu konserviren. Er gab nicht zu, daß irgend ein Rittergut in die Hände eines Bürgerlichen gerieth, er war ein erklärter Feind der Mesalliancen und gründete deshalb Fräuleinstifte, um die armen adligen Fräulein vor dem Schicksale zu schützen, Bürgerlichen ihre Hand zu reichen, er begünstigte die Majorate und setzte bedeutende Summen aus, um die adligen Familien, namentlich in Pommern, zu unterstützen und in Ehren zu halten. Eine Folge aller dieser Gesinnungen ist denn auch unter Anderm gewesen, daß in unser Landrecht die Bestimmung übergegangen ist, die Adligen sollten vorzugsweise bei Besetzung der Staatsämter berücksichtigt werden.

Man sollte nun freilich meinen, daß diese Principien in einer Zeit, wo man die allgemeinen Menschenrechte auf das lebhafteste vertheidigte, die größte Opposition hätten hervorrufen müssen, was denn auch in Frankreich der Fall gewesen ist. In Preußen verhielt sich die Sache ganz anders. Man fand sich in diese Ordnung der Dinge, theils weil sie nun einmal so hergebracht war und der angebornen Ehrfurcht vor Titeln und Würden entsprach, theils weil es in der Eigenthümlichkeit unsrer Nation liegt, die Richtigkeit einer Sache lange erkannt zu haben, ehe man die Hand rührt, um sie abzustellen. Auch die große Strenge mit der dies Princip von oben herein durchgeführt wurde, mag dazu gedient haben, den Widerspruch in der Geburt zu ersticken Hätte man zu Gunsten des Verdienstes Ausnahmen gemacht, so wären die Ansprüche der Bürgerlichen dadurch vielleicht rege geworden und hätten eine Rivalität hervorgerufen. So aber war ein bürgerlicher Offizier oder höherer Staatsbeamter wie eine Krähe unter den Tauben und es schien wirklich als wenn er da nicht hingehörte. Auch fehlte es glücklicherweise nicht an verbindenden Mittelgliedern. Diese gaben nämlich die Gelehrten und Künstler ab. So streng man auch immer in der Auswahl bei Besetzung der Staatsämter verfahren mochte, bei der von

gelehrten Würden ließ sich dies nicht mehr thun. Man konnte den Geist nicht zur Voraussetzung machen; es blieb nichts übrig, als ihn da anzuerkennen, wo man ihn fand. Da es nun zur Zeit Friedrichs II. für eine eben so hohe, wenn nicht noch höhere Ehre galt, Mitglied seiner Akademie als Mitglied seines Staatsraths zu sein, so fand das Verdienst auf dieser Seite seine volle Anerkennung. Der König selbst schätzte den Umgang mit Litteraten über Alles und seine Minister und hohen Staatsbeamten, wie der ganze Hof, ahmte ihm hierin nach. Es gab keinen so hohen Zirkel, der dem Bürgerlichen verschlossen gewesen wäre, wenn er sich durch seinen Geist auszeichnete und man glaubte ihm durch eine solche Stellung keine Ehre zu erweisen, sondern vielmehr sich selbst durch ein solches Benehmen zu ehren. So blieb denn der große Zwiespalt, der im bürgerlichen Leben herrschte, ohne allen Einfluß auf die Lebhaftigkeit des Verkehrs im geselligen Umgange.

Wir haben bis dahin regelmäßig von dem Kostüm der von uns beschriebenen Epochen gesprochen und wollen auch die Schilderung der Zeit Friedrichs II. damit beschließen. Sobald Friedrich den Thron bestiegen hatte, erfuhr zunächst der Hof eine gänzliche Veränderung seiner Kleidung. Wo man französisch sprach, französisch las und französisch dichtete, konnte man sich nicht länger deutsch kleiden. Es wurde daher das damalige Pariser Modenjournal die Richtschnur, nach dem man mit größter Gewissenhaftigkeit seinen Anzug einrichtete. Die ungeheuren Reifröcke waren das Erste, was sich die Damen aneigneten, die entblößten Brüste, die knappen Schnürleiber, die engen Schuhe, die theatralischen, hohen Coeffüren, die Schminke und Schönpflästerchen ohne Zahl folgten und wurden bald nothwendige Requisite zu einer eleganten Toilette. Die Nüancen, welche in diesen allgemeinen Vorschriften bei Hofe statt fanden, gingen von der Königin Mutter aus, denn Sophie Dorothee, die unter dem strengen Regimente ihres königlichen Gatten allen Luxus in der Kleidung hatte verbannen müssen, ließ jetzt ihrer großen Neigung dazu freien Lauf und machte ihren Hof zu einer Versammlung der ausgesuchtesten und kostbarsten Toilette. Die Männer richteten sich nach dem Könige und suchten, wenn auch minder reich, doch mindestens nicht weniger gewählt und geschmackvoll zu erscheinen. Sie trugen daher nach seinem Beispiele lockeres, leichtes Haar, welches in mehre fliegende Seitenlocken fiel und stark gepudert war. Statt der steifen Zöpfe kamen die Haarbeutel in die Mode, die man anfänglich sehr groß trug. Von der Kokarde eines solchen Haarbehälters schlug sich ein schwarzes Band um den Hals, welches vorne am Chabeau befestigt war und eins der zierlichsten Stücke des ganzen Anzugs ausmachte. Den Kopf bedeckte ein kleines dreieckiges Hütchen, welches nach Soldatenart nach der rechten Seite ins Auge gedrückt wurde und etwas Verwogenes hatte, denn durch den Anstrich einer solchen Bravheit, wie man sich ausdrückte, suchte

man den Damen vorzugsweise zu gefallen. Der Hut war reich mit Tressen besetzt und öfters mit Gold und Silber gestickt. Die Adligen unterschieden sich durch eine weiße Straußenfeder, die sie daran befestigten, die Bürgerlichen durften eine schwarze tragen. Der Rock war einfach, mit kurzer Taille, langen Schößen, breiten Aermeln, großen Knöpfen, aber stets mit seidenem Unterfutter versehen. Die Farbe entschied natürlich über den Geschmack des Mannes und wer nicht entweder Seladon, bleumerant, mort doré, couleur de chair, gris de lin, Pfirsichblüthe, Ponceau, Feuerfarbe oder etwas dem Aehnliches trug, würde als sehr unmodern aufgefallen sein. Männer von einigem Ansehn oder Range ließen ihre Röcke sehr künstlich sticken oder mit goldnen und silbernen Tressen reich besetzen. Die Hausbedienten des Königs vollends starrten von Gold und Silber und bei alle dem würde es sehr armselig geschienen haben, wenn man den Rock länger behalten hätte, als der Schnitt, der häufig wechselte, nicht der herrschende gewesen wäre. Alles kam aber auf die Weste an. Sie war eigetlich der wahre Prüfstein für den Geschmack des Mannes; nach ihr entschied man über seine Urtheilsfähigkeit in Angelegenheiten der Toilette. Der Stoff war daher der verschiedensten Art, und immer sehr theuer. Man verschrieb aus Frankreich mit großen Kosten Gold- und Silberstoff, seidenes Zeug, feines Tuch, Sammt und an Stickerei und Verzierung wurde hier nichts gespart. Dabei hatte die Weste sehr lange Schöße und erforderte also bedeutend mehr Zeug als heute. Die Leibwäsche war nicht weniger ein Gegenstand der sorgfältigsten Aufmerksamkeit und großer Eleganz. Die Oberhemden mußten von der feinsten Leinewand sein, die daran befindlichen Chabeaus und Manschetten waren entweder von kostbaren Kanten oder sehr mühsam ausgenäht und die letztere Beschäftigung bildete damals einen besondern Nahrungszweig. Am Hemde durfte die Leinewand nicht gespart werden, denn man mußte es gelegentlich um einige Ellen aufbauschen können. Dieser Gegenstand des Luxus war indessen mehr dem Bürgerstande eigenthümlich. Beim Tanze war es nämlich den Herren erlaubt, den Rock ausziehn zu dürfen und um diese Unschicklichkeit zu vergüten, entfaltete man die ausgezeichnetste Leibwäsche. Bei dieser Gelegenheit wurde auch am Schluß der Beinkleider eine ungeheuer große Schleife sichtbar, aus Bändern gewunden, welche farbig und mit Gold und Silber gestickt waren. Daß der untere Theil der Bekleidung und namentlich die Schuhe und Strümpfe mit dem Ganzen korrespondirten, versteht sich von selbst. An der linken Hüfte schlenderte nachlässig ein kleiner Galanteriedegen, an dessen Gefäß eine große Kocarde oder Schleife von farbigen, ebenfalls mit Gold und Silber verzierten, Bändern angebracht war. Die Hände bedeckten englische oder dänische Glacéehandschuhe, aus der rechten Rocktasche hing ein seidnes oder fein leinenes Schnupftuch hervor; in der rechten Hand trug man ein kleines Mignonstöckchen mit einem Bernsteinknopfe.

Was bei dem Civilstande immer noch in gewisser Hinsicht Gegenstand der Wahl blieb, war bei dem Militair strenge Vorschrift des Reglements. Bis zum siebenjährigen Kriege trugen alle Regimenter ohne Unterschied weiße Stiefeletten Nach demselben wurden sie nur noch bei den Garden beibehalten. Friedrich II. ließ auch die Montirung eine Sorge seiner speciellen Obhut sein. Mehre alte Regimenter empfingen von ihm andre Uniformen, mehre neu errichtete bekamen dergleichen von seiner Erfindung und zeichneten sich dann stets durch eine gewisse Einfachheit aber Geschmack aus, so das Regiment des Prinzen Ferdinand, welches militairisch schön aussah. Aller Prunk wurde auf die neuen Garden beschränkt, wo die Röcke mit breiten silbernen Borten besetzt waren. Manches Stück des militairischen Anzuges fand auch Aufnahme bei dem Bürgerstande, so wurden die kleinen Hüte in der Folge mit größern verwechselt, die Frisuren steifer und fester und der ganze Anzug mit der Zeit weniger überladen.

Friedrich II. kleidete sich zu Anfange seiner Regierung sehr kostbar und nach dem neuesten Pariser Geschmack. Er trug noch im J. 1750 Gallakleider von Gold- und Silberstoff, Knöpfe und Hutschleifen von Brillanten, seidne Schuhe und Strümpfe. Zum letzten Mal soll er in dieser Weise am 16. März 1763 zu Moritzburg in Sachsen erschienen sein, wo er den Kurprinzen von Sachsen und seine Gemahlin empfing. Nach dem siebenjährigen Kriege trug er bekanntlich nur seine Uniform oder einen Interimsrock und sein ganzer Anzug zeigte von nichts weniger als Eleganz. Nur ein Mal machte er hiervon eine Ausnahme, als er im J. 1770 die bekannte Zusammenkunft mit dem Kaiser Joseph II. im Lager bei Neustadt in Mähren hatte. Hier trug er und sein Gefolge weiße mit Silber gestickte Kleider, die Bedienten graue Röcke mit Orangefutter. Seine Uniform zeichnete sich dabei freilich durch eine starke Lage von Spaniol auf der Brust aus.

Bis zum siebenjährigen Kriege fand nun in allen diesen Dingen noch die strengste Ordnung statt und Berlin muß damals einen äußerst mannigfachen und interessanten Anblick gewährt haben. Bei Hofe herrschte die strengste Etikette und es gab keinen Stand, der nicht irgend etwas Eigenthümliches gehabt hätte. Einen Staatsminister sah man nicht öffentlich ohne ein Zeichen seiner Würde, ein Finanzrath erschien in keiner Session ohne einer solchen Handlung angemessen gekleidet zu sein, er trug gewöhnlich einen rothen Mantel, fuhr nie aus, ohne von zwei Bedienten begleitet zu sein und seine Gravität verließ ihn im Angesicht des Publikums keinen Augenblick. Ebenso zeichneten sich die übrigen Räthe, bis auf die Unterbedienten bei den Collegien durch ihre Tracht aus und man konnte ihr Amt aus ihrem Anzuge erkennen. Stattliche Perrücken sah man nur noch bei ältlichen Herren von Stande; alles Uebrige war so gewählt, daß man keine Nachlässigkeit entdecken konnte. Die Geist-

lichen erschienen öffentlich nicht leicht ohne ihren Ornat, alle übrigen in Staatsämtern stehenden Personen beobachteten einen gewissen Anstand, der Achtung erzwang. Die Bürger trugen sich sehr einfach und der einzige Luxus war der, daß sie an ihren Feiertagskleidern starke, massiv silberne Knöpfe hatten, die häufig auf Rock und Weste getragen wurden. Auch das weibliche Geschlecht beschied sich in dieser Zeit noch in gewissen Schranken. Die Frauen der Hof- und Staatsbedienten, der Räthe und Priester, Magistratspersonen und höheren Civilbeamten eigneten sich zwar sehr bald die Reifröcke an, die bei Hofe Mode wurden, und die Frauen der Künstler, Gelehrten, Rentiers und andrer unabhängiger Leute folgten ihnen darin nach. Die Frauen der Kaufleute dagegen begnügten sich noch lange mit einer ehrbaren Tracht. Statt der hohen Kopfzeuge und Frisuren sah man Hauben, Kornetten, Mützen, mit reicher Stickerei und breiten Tressen besetzt oder mit theuren Kanten eingefaßt. Die Bürgerfrauen trugen noch die Tracht ihrer Großmütter, die auf sie vererbt war, und etwas Ehrwürdiges hatte.

Mit dem siebenjährigen Kriege änderte sich dies Alles. Sobald das Gleichgewicht, welches bis dahin unter den verschiedenen Ständen statt gefunden hatte, verloren gegangen war, war an keine Schranke mehr zu denken. Wer irgend etwas aufzuwenden hatte, trug es zur Schau und da das Geld meistens in die Hände der niedern Volksklassen kam, so sah man weder Auswahl noch guten Geschmack. Man belud sich mit Edelsteinen, mit Gold und Silber, um die Blicke des Hofes auf sich ziehn, der um diese Zeit gerade anfing zu einer größeren Einfachheit zurückzukehren. Der Flitterstaat wurde auch nicht gespart, mit dem man die Augen zu blenden suchte und noch mehr kamen falsche Haare, Watten und alle jene künstlichen Auskunftsmittel in Aufnahme, mit denen man entweder einen natürlichen Mangel zu bedecken suchte oder der Figur ein modernes Ansehn geben wollte. So charakterlos, wie diese Zeit in sittlicher Hinsicht ist, so bunt und ungeordnet ist sie auch in ihrem Aeußern, eine nothwendige Folge der Umkehrung und Vernichtung ihrer natürlichen Schranken.

Dies ist das Bild Berlins unter Friedrichs II. Wir haben es nur nach den Zügen dargestellt, die am meisten ins Auge fallen und für die Folgezeit von der größten Wichtigkeit sind. Was bliebe nicht noch im Einzelnen auszuführen und zu begründen, im Großen zu ergänzen, wenn äußere Vollständigkeit das Ziel unseres Strebens gewesen wäre. So mußten wir uns, des Raumes wegen, daran genügen lassen, nur den Charakter und die Fortschritte dieser wichtigen Epoche in der Geschichte unsrer Stadt anzudeuten. Sie nach allen Beziehungen zu erschöpfen, möchte überhaupt unmöglich sein und somit schließen wir denn hier ab, ohne damit unser Werk für beendigt zu halten.

Druck und Papier von **E. Baensch** jun. in Magdeburg.



17.

Thore und einiger Gebaude in

Di...stadt, oder vor dem ehemaligen Kopenicker Th...
D die Schrift wegen Enge des Raums im Plan

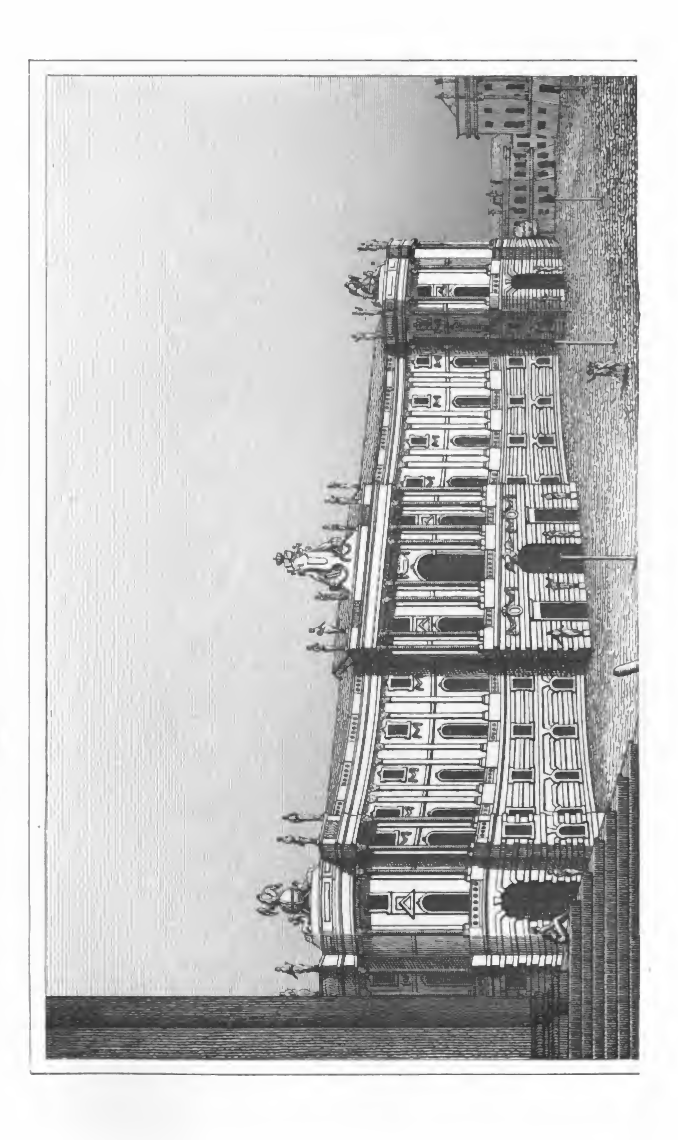
ber Baum, und	
Mühlen Thor	CV
bservatorium	D
pern Haus	D
rangen Strasse	CV
ranienburger Strasse	SpV
ranienburger Th.	SpV
am Pack-Hoff	W
adden Gasse	B
alais des Printzen Wilhelm	W
apen Strasse	B
rochial Kirche	B
etri Kirche	C
onton Haus	D
ost Strasse	B
otsdammer Str	F
otsdammer Thor	F
rentzlauer Str	BV
rentzlauer Thor	BV
robst Gasse	B
roviant Magazin	B
uarre	D
eetzen Gasse	B
iecksdorfer Str	CV
ondel	F
osen Strasse	B
osen Gasse	BV
osen queer Gasse	BV
osenthaler Str.	SpV
osenthal Thor	SpV
oss Strasse	C
altz Hoff	C
and Gasse	BV
chäfer Gasse	CV
charrn Strasse	C
cheunen Gasse	BV
cheunen Str.	CV
Königl Schloss	C
chmeltzens Gasse	BV

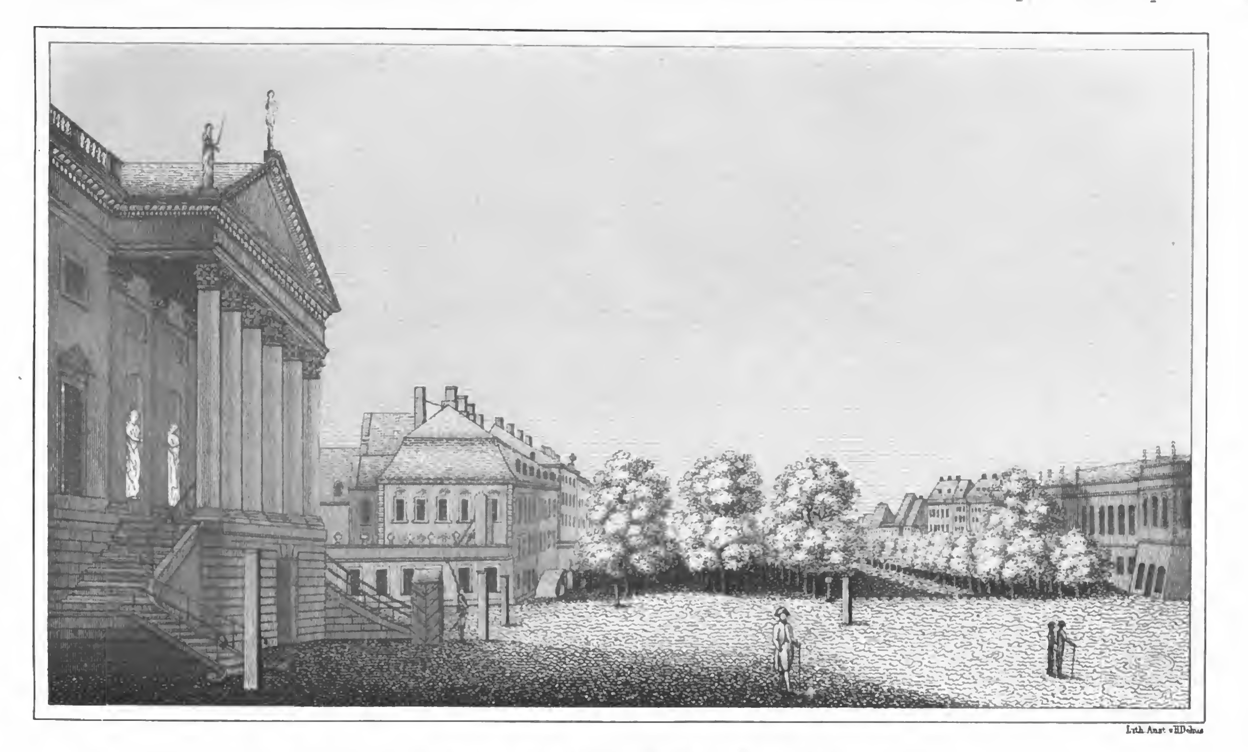
No.		
122	Schonhausisch Str	SpV
123	Schonhaus Thor	SpV
	Schutzen Strasse	F
124	Schuster Gasse	W
125	Siewer Gasse	B
126	Sophien Kirche	SpV
	Spandauer Strasse	B
127	Spandauer Thor	B
128	Spree Gasse	C
	Stallschreiber G	CV
129	Stralauer Str	B
130	Stralauer Thor	B
53	Stroh Magazin	BV
131	Thiergarten Brück	D
132	Todten Gasse	CV
133	Verlohrne Str	BV
134	Wall Strasse	W
135	Ober Wall Str	W
136	Wasser Gasse	SpV
137	Weiden Damm	D
138	Weinmeister G	SpV
139	Wendische Thor	CV
140	Fr Werder a Wasser	W
141	Werders Kirche	W
142	Werder Rathhaus	W
	Wilhelms Strasse	F
143	Wilhelms Marckt	F
2	Zeughaus od. Arsenl:	W
144	Ziegel Strasse	SpV
	Zimmer Strasse	F

Potsdamer Thor

Brandenburger Thor

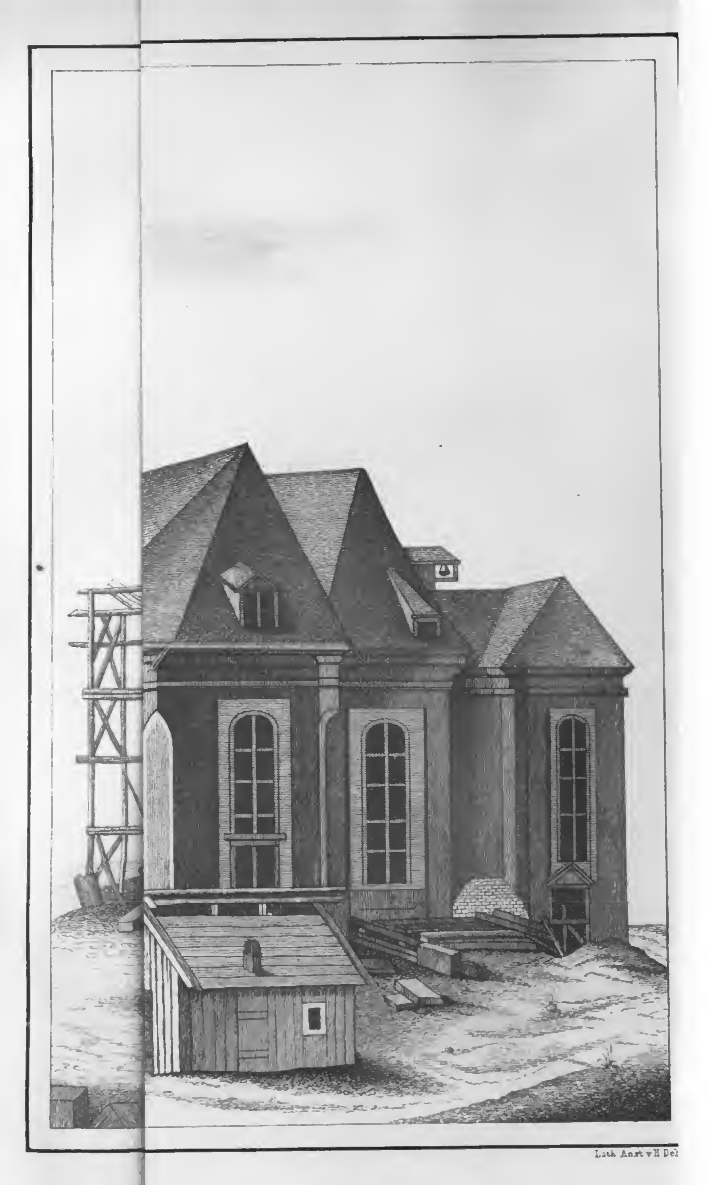
Lith Anst v H Delius.





Lith. Anst. v. H. Delius

Prospect nach den Linden im Jahre 1741.



Lith Anst v H Del

A[b]det gewesenen Thurms an der sogenannten



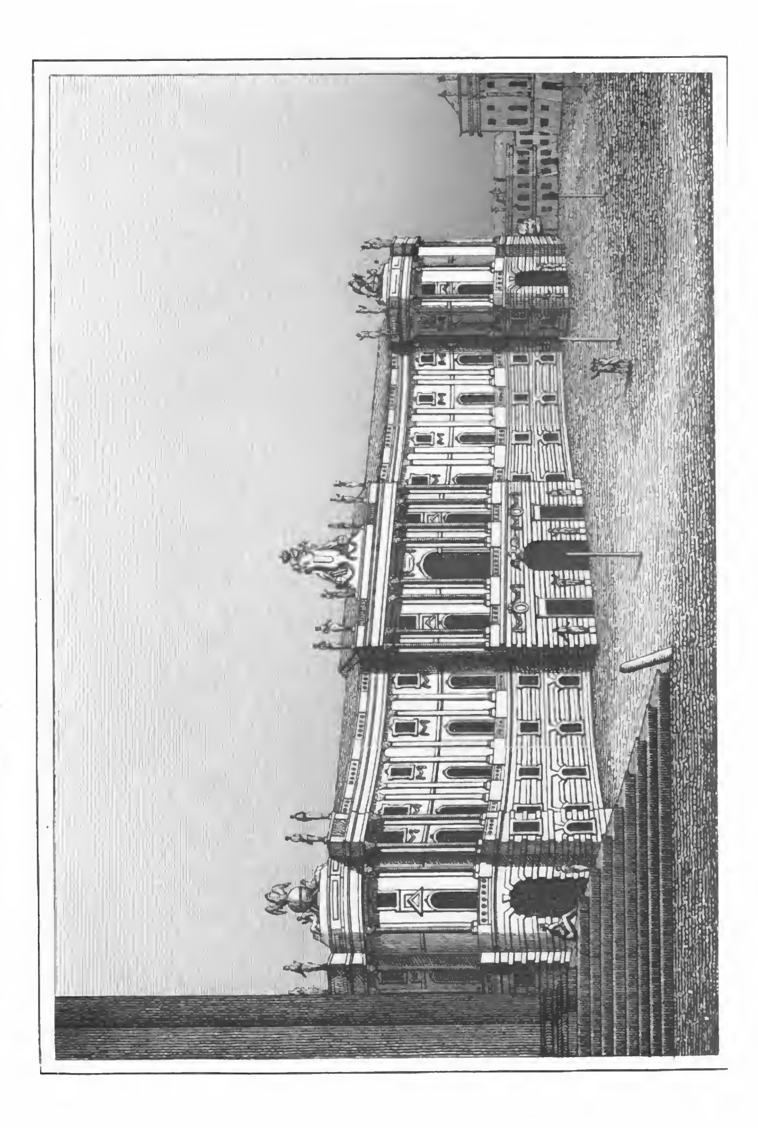
Lith. Anst. v. H. Delius.

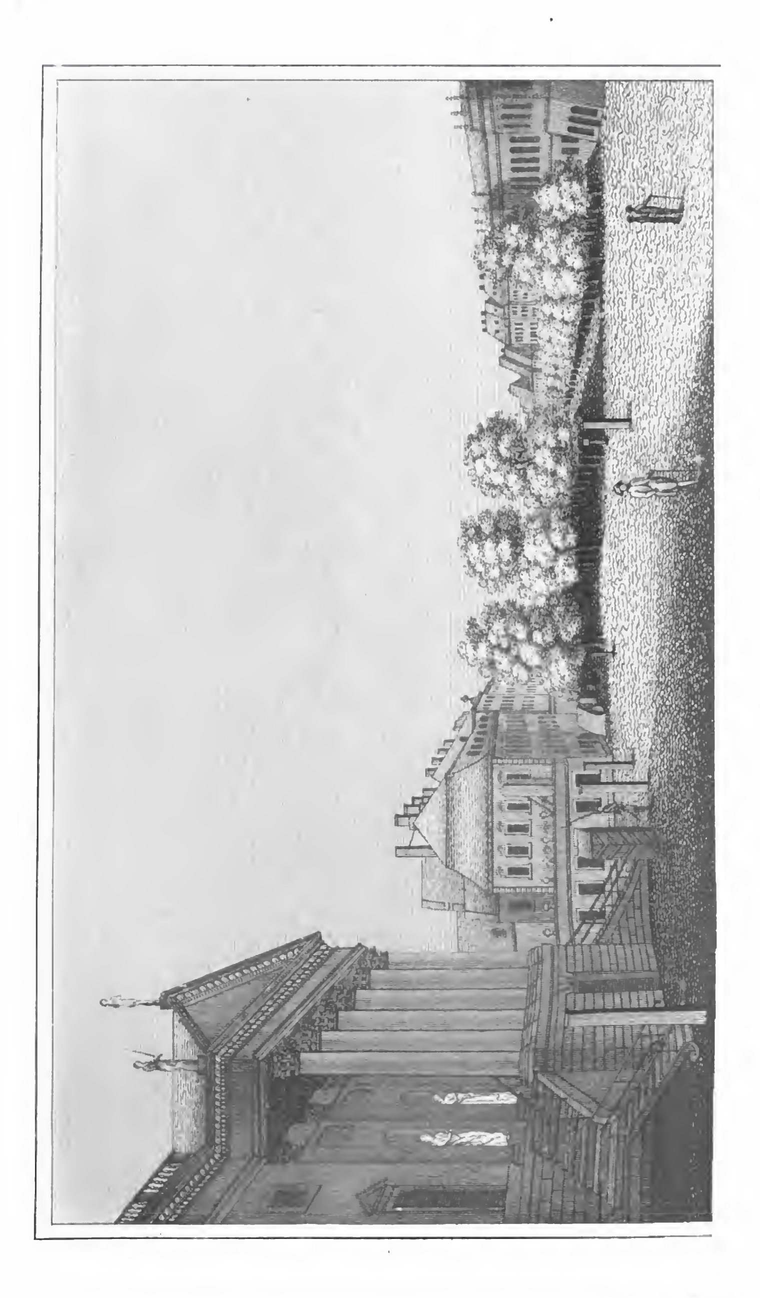
Palais des Prinzen Heinrich, jetzt Universitätsgebäude.

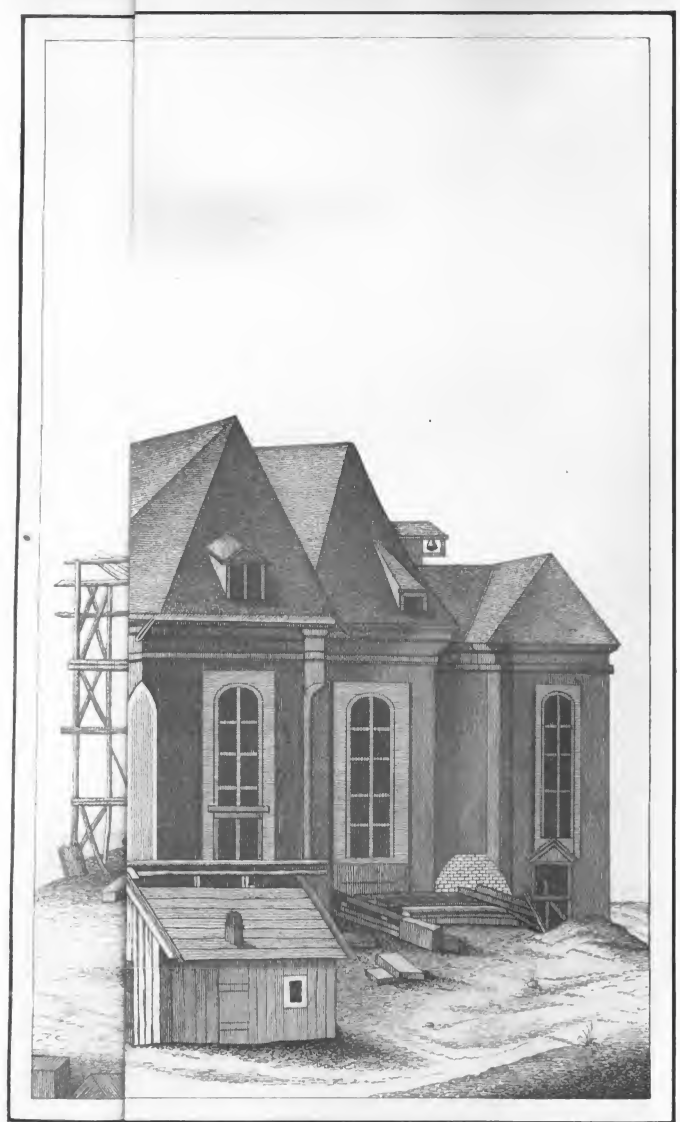
2



Lith Anst v. H. Delius.



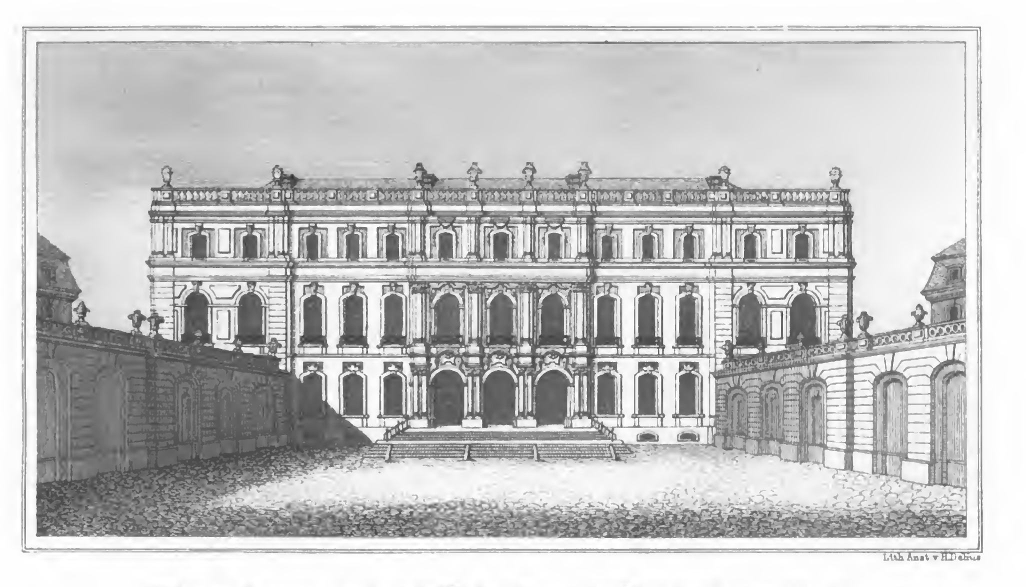




Ahdet gewesenen Thurms an der sogenannten

Lith Anst. v H. Delius.

Palais des Prinzen Heinrich, jetzt Universitätsgebäude.

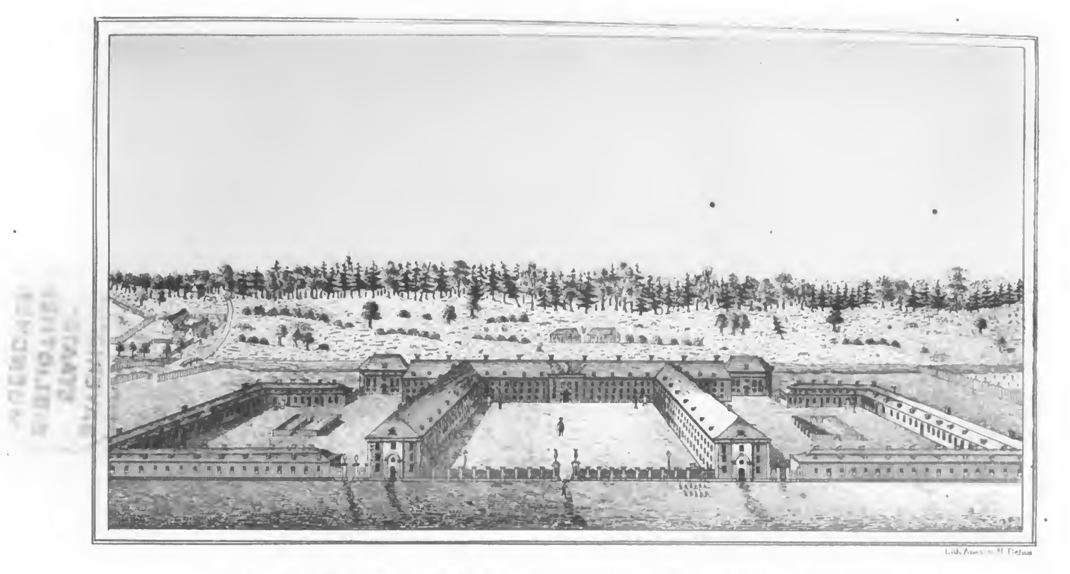


Lith Anst v H Delius

Palais der Prinzessin Amalie, in der Wilhelms Strasse, jetzt Palais des Prinzen Albrecht.



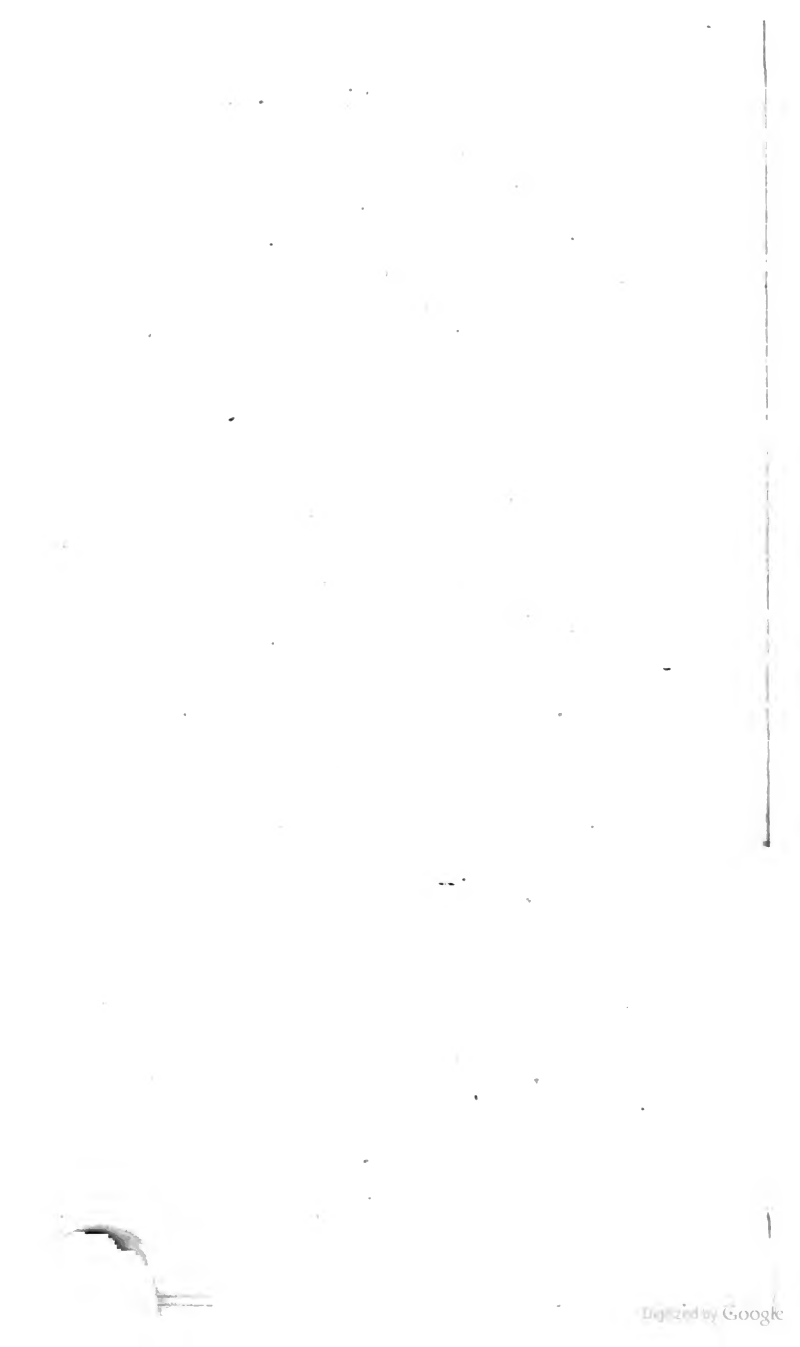
Ansicht auf den ehemaligen Weiden Damm.

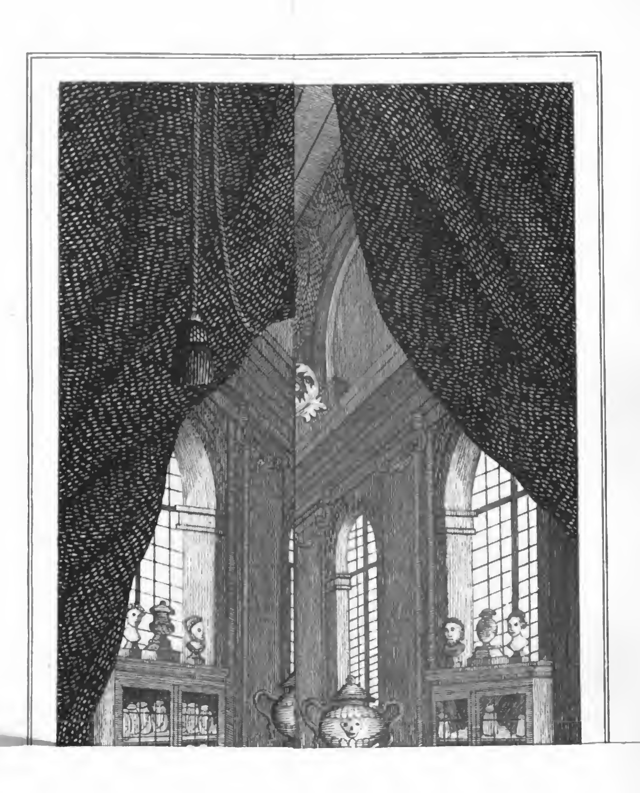


Ansicht des Königlichen Jnvaliden Hauses zu Berlin.



…auses zu Berlin.










Digitized by Google